

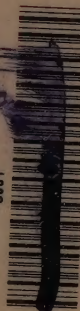
Emil Utitz

ELMHURST COLLEGE LIBRARY

150JUT3

CHARAKTEROLOGIES CHARLOTTENBURG

C001



3 2311 00006 215 1



Charakterologie

ELMHURST COLLEGE



MEMORIAL LIBRARY

CHARAKTEROLOGIE

VON

EMIL UTITZ

1925

PAN-VERLAG ROLF HEISE / CHARLOTTENBURG 2

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG
IN FREMDE SPRACHEN, VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1925 BY PAN VERLAG ROLF HEISE
IN CHARLOTTENBURG 2

VORWORT

Mich bereits ein Jahrzehnt hindurch beschäftigende Arbeiten — die bisher nur in den Untersuchungen⁷ zum Schaffen des Künstlers, zur Kultur der Gegenwart und zur Psychologie der Simulation den Weg zur Drucklegung fanden — ließen den Entschluß reifen, ein „Jahrbuch der Charakterologie“ zu gründen. Was gemeinhin unter diesem Titel erscheint, ist zum überwiegenden Teil schlimmer Dilettantismus. Er hat die Charakterologie so in Verruf gebracht, daß schon ihr Name mit dem Makel der Unwissenschaftlichkeit befleckt dünkt. Aber die Wissenschaft benötigt dringend der Charakterologie. Das ist kein Bedürfnis, das irgendwie bewiesen werden müßte; ein flüchtiger Blick auf das Schaffen der modernen Psychiatrie, Kriminalistik, Literaturgeschichte, Jugendforschung, Historie usw. bescheinigt dies zur Genüge. Sie alle können die Charakterologie nicht entbehren und beackern darum ihr Gebiet. Um so verwunderlicher berührt es, daß die Charakterologie als solche immer noch in ersten Anfängen tastet. Doch ist sie allein dazu berufen, die zersplitterten Teilbemühungen der Vertreter verschiedenster Disziplinen zu einer systematischen Einheit auszubauen, welche die unzähligen dem jeweiligen Einzelfall geltenden Charakterologien überwindet. Heute, da eine aufstrebende geisteswissenschaftliche und phänomenologische Psychologie mächtig sich regt, da auch die Philosophie zu den großen Problemen „Individualität, Persönlichkeit, Charakter“ Stellung nehmen muß, ist es hoch an der Zeit, mit der Charakterologie in der ganzen Fülle und dem ganzen Ausmaß ihrer Möglichkeiten Ernst zu machen. Als Herausgeber jenes Jahrbuches fühle ich die Verpflichtung, eine Gesamtanschauung des Gebietes vorzulegen, dessen allmähliche Durchforschung den einzelnen Bänden der Zeitschrift als Aufgabe vorschwebt. Deswegen habe ich auch den zweiten Teil einer Auseinandersetzung mit der wichtigsten Literatur gewidmet, die insbesondere auf die Schätze hinweisen soll, die eine Geschichte der Charakterologie zu heben hat. Zugleich zeigt sich, wie schmal der Boden ist, auf dem gemeinhin eine Charakterologie errichtet wird, und daß es gilt, hier eine sehr weitgehende Verbreiterung zu erzielen, die

allein auch die methodologischen Fragen zu vertiefen und zu sichern vermag. Der dritte und vierte Teil sind dann den eigentlichen systematischen Erwägungen vorbehalten.

Da als Leser einer Charakterologie Angehörige verschiedenster Wissenszweige in Betracht kommen, ist die Darstellung diesem Bedürfnis tunlichst angepaßt. Es geht nicht an, eine Charakterologie nur für Fachphilosophen zu schreiben, zu der die anderen keinen Zutritt finden. Zumal da sie zu den vorzüglichsten Mitarbeitern an der Charakterologie zählen.

Ein genaues Sachverzeichnis soll die Brauchbarkeit des Buches unterstützen. Doch glaube ich, daß sich mit Erfolg seiner nur der bedienen kann, der bereits vom Inhalt Kenntnis genommen hat.

Rostock, im Juli 1925.

EMIL UTITZ.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
VORWORT	III
I. TEIL.: Grundbegriffe	
§ 1: Begriffsbestimmung der Charakterologie	3
§ 2: Einheit der Problemstellung	5
§ 3: Die ungünstige Lage der Charakterologie	7
§ 4: Neueste Entwicklung der Charakterologie	9
§ 5: Der charakterologische Sinn des Psychischen	12
§ 6: Die charakterologische Bedeutung des Körperlichen	14
§ 7: Die charakterologische Bedeutung der Kleidung	18
§ 8: Die charakterologische Bedeutung der Umwelt und der Werke	20
§ 9: Der Grundcharakter	24
§ 10: Charakterologische Dynamik	27
§ 11: Die Vieldeutigkeit des charakterologischen Elements	29
§ 12: Charakterologische Typologie	37
§ 13: Grenzen der Charakterologie	44
II. TEIL: Forschungswege der Charakterologie	
§ 1: Begriffsbestimmung der Physiognomik	51
§ 2: Tier-Physiognomik	52
§ 3: Beschreibende Physiognomik	55
§ 4: Naturwissenschaftliche Physiognomik	60
§ 5: Experimentelle Physiognomik	63
§ 6: Physiognomik und Vererbung	65
§ 7: Physiognomik und Umwelt	68
§ 8: Körperbau und Physiognomik	72
§ 9: Phrenologie	75
§ 10: Geisteswissenschaftliche Physiognomik	77
§ 11: Die antike Temperamentslehre	78
§ 12: Kants Temperamentslehre	80
§ 13: Kritik der Temperamentslehren	81
§ 14: Neueste Versuche zur Lehre vom Temperament	83
§ 15: Charakterologische Kasuistik	88
§ 16: Systematische Charakterologie	90
§ 17: Die charakterologische Dreizahl Platons	95
§ 18: Aristotelische Charakterologie	97

	Seite
§ 19: Die Charaktere des Theophrast	99
§ 20: Kirchliche und höfische Charakterologie	102
§ 21: Weitere Entwicklung der Charakterologie	105
§ 22: Künstlerische Charakterlehre	107
§ 23: Lebens- und weltanschauliche Charakterologie	109
§ 24: Der Fall Simmel	117
§ 25: Neueste weltanschauliche Charakterologie	123
§ 26: Wert-Charakterologie	127
§ 27: Psychologische und phänomenologische Charakterologie	134
§ 28: Charakterologische Methoden	140
§ 29: Psychographie	143
§ 30: Differentielle Psychologie	144
§ 31: Gesinnungsprüfungen	150
§ 32: Berufspsychologie	153
§ 33: Erhebungs-Methoden	158
§ 34: Psychiatrische Charakterologie	163
§ 35: Psychoanalyse	168
§ 36: Vergleichende Charakterologie	178
 III. TEIL: Charakterologische Leitlinien	
§ 1: Charakterologische Kategorienlehre	183
§ 2: Volkstümliche Charakterologie	188
§ 3: Die charakterologische Richtungsbestimmtheit	189
§ 4: Die charakterologische Eindimensionalität	191
§ 5: Die charakterologische Mehrdimensionalität	194
§ 6: Die charakterologische Allseitigkeit	198
§ 7: Charakterologische Dynamik	202
§ 8: Charakterologische Rhythmik	212
§ 9: Charakterologisches Gewicht	215
§ 10: Intensität	218
§ 11: „Alles oder Nichts-Gesetz“	220
§ 12: Erfüllung und Aushöhlung	222
§ 13: Gliedertheit des Erlebens	227
§ 14: Ansprechbarkeit	232
§ 15: Nachhaltigkeit	235
§ 16: Erlebens-erledigung	238
§ 17: Spontaneität	242
§ 18: Aktivität und Passivität	244
§ 19: Bewußtseinsgrad	248
§ 20: Notwendigkeit und Kontingenz	253
§ 21: Ich-stellung	258
§ 22: Ich-zentrierung	260
§ 23: Ich-fugalität	263
§ 24: Ich-Masken und Selbsttäuschungen	266
§ 25: Materiale Charakterologie	271
§ 26: Triebe	273
§ 27: Wille	276
§ 28: Gefühl	278

§ 29: Intelligenz	281
§ 30: Phantasie	283
§ 31: Materialverlust	286
§ 32: Teleologische Charakterologie	288
§ 33: Formale Ziele	290
§ 34: Inhaltliche Ziele	293
§ 35: Lebensprobleme	295
§ 36: Äußere Umstände	297
§ 37: Rückblick	300

IV. TEIL: Charaktere

§ 1: Leitlinien und Charaktere	307
§ 2: Einteilungen der Charaktere	311
§ 3: Berufscharaktere	317
§ 4: Der Künstler	321
§ 5: Weltanschauliche Charaktere	329
§ 6: Psychopathische Charaktere	334
§ 7: Ethische Charaktere	338
§ 8: Verbrechercharaktere	342
§ 9: Ein- und mehrdimensionale Charaktere	345
§ 10: Materiale Charaktere	347
§ 11: Ziel-charaktere	349
§ 12: Völker-charaktere	352
§ 13: Zeit-charaktere	357
§ 14: Kultur-charaktere	362
§ 15: Endogene Charaktere	366
§ 16: Schicksalscharaktere	368
§ 17: Erfüllte und leere Charaktere	370
§ 18: Individual-charakterologie	372
§ 19: Praktische Charakterologie	376
§ 20: Die Aufgaben der Charakterologie	381
§ 21: Rückblick und Abschluß	388
Sachverzeichnis	394

Erster Teil
Grundbegriffe

§ 1.

Charakterologie ist Wissenschaft vom Charakter. Dieses griechische Wort bedeutet: das Eingeritzte, das Eingeprägte, das Merkmal, die Eigenart. Das Charakteristische fußt also auf der Eigenart; und charakterisieren heißt das Hervorheben solcher Eigenart. In diesem allgemeinsten Sinne dürfen wir von dem Charakter eines Gebirges, einer Stadt, eines Gebäudes sprechen. Es soll jedoch im folgenden nicht die Rede sein von dem Sondergepräge aller möglichen Sachverhalte, von ihrer eigenartigen Struktur und Gestalt, sondern in erster Linie von dem Charakter des Menschen. Auch in dieser Begrenzung bleibt der Begriff unbestimmt und vieldeutig.

Von manchen Menschen sagt man lobend, sie seien Charaktere, andere schilt man als charakterlos. Soweit dabei ethische Wertungen zum Ausdruck gelangen, scheidet die Einteilung im vorhinein aus der Charakterologie. Ihr steht grundsätzlich keine ethische Wertung zu. Der Verbrecher mag einen schlechten Charakter haben, sein Charakter kommt in Frage, nicht seine Schlechtigkeit. Gewiß unterschlüpfen immer wieder — unwillkürlich, ja im Gegensatz zur bewußten Absicht — sittliche Rangierungen; aber diese Fehlerquellen gilt es zu verstopfen, oder wenigstens zu erkennen und auszugleichen. Selbst wo dieser Forderung nicht genügt werden kann, bleibt sie doch in vollem Umfange und ganzer Strenge aufrecht: als Aufgabe und Ziel. Dann aber darf unter Charakterlosigkeit nur der Verlust jeglicher „Eigenart“ verstanden werden: bestimmte Geistesranke nähern sich jenem Nullpunkt. Diese Auffassung fällt jedoch keineswegs mit der weit verbreiteten zusammen, die etwa KANT vertritt, „wenn er dem Mann von Grundsätzen, von dem man sicher weiß, wessen man sich nicht etwa von seinem Instinkt, sondern von seinem Willen zu versehen hat“ Charakter zuschreibt. Der nach festen Grundsätzen zäh Handelnde wird da zum Charakter. Aber der Intuitive, der Triebmensch, ja der Unstete, der Flatterhafte, müssen sie Eigenart vermissen lassen? Sicherlich widerstreitet sie jenem rationalistischen Ideal, das getragen wird von dem stolzen Pathos einer hart umrissenen sittlichen Anschauung. Schalten

wir sie aus, erlischt jedwede Berechtigung, die vorgeschlagene Verengung vorzunehmen. Nicht als ob wir diesen Typus ablehnen, aber er ist uns nur einer unter anderen möglichen.

Jener Versuch zeigt bereits, daß man gewohnt ist, den Charakter in engste Beziehung zum Wollen, Streben, Handeln zu bringen. Dahin zielt auch GOETHE, wenn er meint:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“

Mit unserem Wünschen und Hoffen, Wollen und Handeln, unseren Trieben und Leidenschaften greifen wir in diesen „Strom“ ein; und er zwingt uns zu diesem Tun. Selbst einer unserer neuesten Forscher — WILLIAM STERN — weist noch im Jahre 1911 den Charakter wesentlich der Gemüts- und Willenssphäre zu. Denn einerseits muß unbedingt vermieden werden, Charakter und Gesamt-Persönlichkeit einfach zur Deckung zu bringen. Damit gingen wir nur des Vorteils verlustig, den zwei Bezeichnungen bieten. Und wir leiden an einem Begriffsmangel, nicht an Überfluß. Andererseits muß sich der Charakter gegenüber Intelligenz, Temperament usw. abheben. Nicht jede Eigenart kann ihm überlassen werden, allein eine ganz bestimmte. Und darin liegt die Gefahr, da das Wort immer dahin drängt, jegliche Eigenart zu umfassen und damit schrankenlos sich auszuweiten. Dagegen wäre gar nichts einzuwenden, und diese Benutzung soll weder verwehrt noch geschmälert werden: aber die Charakterologie vermag sich ihr nicht anzuschließen, ohne jeden festen Halt zu verlieren. Sie gewinnt ihn bloß durch Beschränkung auf ein „Gebiet“, das ihr nicht entrissen werden kann. Das farblose Wort „Gebiet“ nährt vielleicht den Irrtum, als ob die Persönlichkeit aufgeteilt werden sollte in Intelligenz, Temperament, Charakter. Es gibt wohl keinen schlimmeren Irrtum im Bereich der Persönlichkeitsforschung. Mein ganzes Wollen z. B. verschiebt sich nach Art und Grad der Intelligenz. Diese wird wieder von meinem Wollen beeinflusst. Sogar die Bindung der Charakterologie an das Wollen, hieße noch keineswegs, sie in eine Psychologie des Wollens aufzulösen; vielmehr: Wissenschaft von der gesamten Persönlichkeit unter dem Gesichtspunkt des Wollens, Bedeutung des Wollens im Gefüge und für das Gefüge jener Ganzheit. Nun halte ich aber die Festlegung auf das Wollen für zu eng: Das Wollen ist doch nur eine Form unter den Begehrungen und Strebungen. Die einseitige Bevorzugung dieser Form und die gleichzeitige Vernachlässigung der anderen waren fraglos ein Mangel, der in bestimmten ethischen Anschauungen wurzelt. Wenn wir uns aber wirklich in der Charakterologie von der Ethik — und gar von subjektiven oder typischen Überzeugungen — freimachen,

haben wir gar keine andere Wahl, als die „Strebungen“ nach ihrem ganzen Umfange heranzuziehen. Ich gebrauche geflissentlich das Wort „Strebung“ in seiner allgemeinsten Bedeutung; denn nur so schützen wir uns vor dogmatischen, unkritischen Voraussetzungen, die immer schon eine bestimmte Strebung unterschieben. Es sei nicht einmal entschieden, ob es neben bewußten auch unbewußte Strebungen gibt; und ob es sich jeweils um einzelne Akte dabei handelt oder um die Mobilisierung mehr oder minder aller Kräfte in einer gewissen Richtung. Charakterologie wäre demnach: die Persönlichkeit, gesehen unter dem Gesichtspunkte ihrer Strebungen, bzw. die Strebungen in ihrem Sinn für die Persönlichkeit. Eine schärfere Definition möchte ich nicht geben. Es genügt, wenn sie unserer Arbeit den Weg weist. Darum haben wir auch keinen Anlaß, uns hier mit anderen Definitionen auseinanderzusetzen, wie sie etwa PAUL HÄBERLIN in seinem 1925 erschienenen Buch über „Der Charakter“ bietet.

§ 2.

Was erhoffen wir von einer so gestalteten Charakterologie? Gewiß ist sie ein unentbehrliches Glied der Persönlichkeitsforschung. Und ebenso gewiß — jede Beweisführung erübrigt sich — haben es Ethiker, Pädagogen, Kriminalisten, Historiker, Vertreter der Kunstdisziplinen, Psychiater usw. immer wieder mit Persönlichkeiten zu tun, mit werdenden, abwegigen, kranken, genialen, aber doch eben mit Persönlichkeiten. Am deutlichsten empfindet dies heute die Psychiatrie, und gerade sie erkennt auch klar, daß es auf die Dauer nicht angeht, einen vorwissenschaftlichen Persönlichkeits- oder Charakterbegriff als lähmenden Ballast mitzuschleppen. Nicht minder unpassend erscheint es, von Fall zu Fall eine Persönlichkeits- oder Charakterlehre zurechtzuzimmern, wie es die momentane Problematik erheischt. Mag man einem System noch so mißtrauisch und argwöhnisch begegnen, mag man all die Einwände sich zu eigen machen, die NIETZSCHE's erbitterter Hohn derartigem Wagnis entgegengeschleudert hat, den bisherigen Zustand wird keiner als Ideal feiern wollen: eine Unzahl unverbundener Systeme; Gerüste, die flugs aufgeführt und ebenso schnell abgebaut werden. Aber vielleicht steckt gerade in dem Provisorischen des Gerüstes ein Vorteil? weil es eben nicht auf das Gerüst ankommt, und je elastischer es ist, desto inniger schmiegt es sich den verschiedenen Aufgaben an, ohne sie zu hemmen. Nur in einer sehr untergeordneten Wissenschaftsschicht wird man mit solchem Trost sich bescheiden, den jede gefestigte Forschung weit von sich weist. Die Gerüstanlage ist eine Frage bloßer Zweckmäßigkeit, die Systematik eine des

einheitlichen Bauplanes. Erscheint es jedoch nicht möglich, daß etwa Pädagogik, Kriminalistik, Historie, Psychiatrie jeweils einen anderen Persönlichkeits- und Charakterbegriff benötigen, daß sie andere Bezugssysteme anlegen müssen? Wer heißt uns denn, jene Einheit zu verlangen? Zumindest wäre dann zu fordern, daß alle jene Varianten einer strengen Prüfung auf ihren Geltungsumkreis unterworfen werden, damit sich deutlich herausstellt, was sie besagen und was sie nicht besagen. Schon diese Arbeit würde ich für eine ungemein ersprießliche halten; sie ist ein unabweisliches Gebot gedanklicher Ordnung und Sauberkeit. Wir sprechen ja auch von einem „Raum“ in psychologischem, phänomenologischem, mathematischem, erkenntnistheoretischem und metaphysischem Sinne. Unheilbare Verwirrung ist die Folge, so lange die mannigfachen Bedeutungen durcheinander schimmern, solange ein psychologischer Befund metaphysiert wird, ein phänomenologischer mathematisiert usw. Exaktheit erwacht erst, wenn die notwendige Differenzierung begründet und streng durchgeführt wird. Sonst bleiben willkürliche Vertauschungen die Regel, und das Unkraut bössartiger Äquivokationen schießt empor.

Gerade jene tief einschneidenden Differenzierungen — die schicksalhaft für den Bestand der Wissenschaft sind — dienen letztlich ihrer Vereinheitlichung, denn sie flicken nicht an Widersprüchen herum, sondern befrieden die Widersprüche. Die Sonne geht weiter auf und unter, „unabhängig“ von kopernikanischer oder ptolemäischer Weltdeutung, aber auch „unabhängig“ von jedweder Deutung, die vielleicht erst die Zukunft bringt. Und die Bäume grünen und die Nachtigallen singen, auch wenn es keine „wirklichen“ Farben oder Töne gibt. Aber jede Theorie wäre im Vorhinein geliefert, die jene Eindrücke antasten wollte. Im Gegenteil: der Eindruck muß als Eindruck gerechtfertigt werden. Die „Unabhängigkeit“ der Theorien besteht nicht in der Freiheit einander widersprechender Annahmen, vielmehr in ihrer reinlichen methodischen Begrenzung. Die klare Grenzsetzung ist die Rücksichtnahme, die sachlich eine Problematik der anderen schuldet. Damit erweist sich schon übergreifende Einheitlichkeit, ja sie wird nun selbst Problem. Mag darum auch die Charakterologie in eine vorgängig sicherlich nicht bestimmbare Vielzahl genau umschriebener Fragen sich aufspalten, die genaue Umschreibung — soll sie nicht willkürlich jeweiliger Not entspringen — fordert von sich aus das zentrale Hauptproblem. Damit sollen weder Schranken noch Scheuklappen der Forschung aufgezwungen werden: sie erobert die Weite des ganzen Beziehungsreichtums. Allerdings: sie muß ihm auch gerecht werden. Wir werden nicht frei, ohne eigene Beschränktheit zu durchbrechen. Die Eroberung der Freiheit bedeutet gewiß neue Bindung, aber sachlich,

nicht individuell geforderte. Letztere herrscht im praktischen Betriebe der Charakterologie. Jeder beackert sein Feld und schert sich wenig um die Felder der anderen. Die zersplitterte Nebenarbeit hindert beschwingende Zusammenarbeit. Das gilt im tatsächlichen und im methodischen Sinne. Nirgends herrscht eine methodologische Disziplinlosigkeit von solchem Umfange wie auf unserem Gebiete: kein Wunder, wenn Methoden, die sich in begrenztem Umfange bewähren, ahnungslos verabsolutiert werden, wenn Teilergebnisse zu unbeschränkter Geltung aufgeblasen werden. Dieser Vorwurf soll keineswegs einzelnen Forschern zur Last geschrieben werden: er ist notwendige Folge der gesamten Problemlage.

§ 3.

Ohne Übertreibung dürfen wir wohl sagen, daß bis in die jüngste Zeit mehr in die Charakterologie hinein, — als aus ihr heraus —, gearbeitet wurde. Die verschiedensten Wissenszweige trieben — wo sie dessen bedurften — Stollen ins charakterologische Gefilde. So ward es gleichsam von allen Seiten her angebohrt: vielseitig und doch fast immer einseitig. Denn die Stollen zeigen keinen Zusammenhang, laufen kreuz und quer, über- und untereinander. Das ist aber wilder Raubbau, kein geregeltes Bergwerk. Fragen wir nach den Ursachen solcher Abenteuer, liegen sie weniger darin, daß jeder Wissenszweig unbekümmert seine eigenen Aufgaben verfolgt, als vielmehr in der Tatsache, daß die zentralen Probleme eigentlich unversorgt blieben. Darum mußte jeder auf eigene Gefahr vorgehen: er konnte doch nicht eine zukünftige Charakterologie geduldig abwarten, sondern mußte sich eine soweit selbst schaffen, als gerade erforderlich war. Warum aber gibt es keine Charakterologie? Warum tasten wir erst an eine heran — und mehr soll und kann auch dieses Buch nicht sein, will es nicht in den gleichen Fehler verfallen, Vollendungen vorzutäuschen, wo es sich darum handelt, Anfänge zu sichern, ja, sich erst der ganzen Schwierigkeiten bewußt zu werden. Sicherlich spielt sehr wesentlich der Umstand mit, daß eben die einzelnen Disziplinen vor dem Rätsel überaus verflochtener charakterologischer Befunde stehen und doch irgendwie hindurch müssen, während die Charakterologie selbst noch um einfache, lineare Umrißlinien kämpft. Wie der praktische Arzt auch dort noch lindernd und helfend eingreift, wo strenge Theorie kapituliert. Also immer wird Anwendung weiter drängen und die Zügel lockern. Und man vergesse nicht, daß diese Anwendung auch anderes verlangt als reine Theorie: praktische Menschenkunde oder heuristische Dienste für Spezialdisziplinen. Wir wissen, daß etwa der Psychotherapeut auf Grund mannig-

fachster Verfahren „heilen“ kann, sogar bei ganz irriger Ausdeutung dieser Verfahren. Ja die Ausdeutung interessiert ihn vielleicht weniger als der tatsächliche Erfolg. Er bucht ihn oft ohne weiteres als Bestätigung. Aber er bestätigt doch nur, daß mit diesem Verfahren unter gewissen Umständen eine bessernde oder heilende Wirkung zu erzielen ist. Alles andere bleibt dunkel und uneinsichtig. Es wird noch — im Falle der Charakterologie — lange eine sehr schwer auszufüllende Kluft gähnen zwischen ihren echt wissenschaftlichen Ansätzen und der bloß empirischen Kasuistik. Dabei liegt es mir ganz fern, die Kasuistik als eine vorwissenschaftliche Angelegenheit behandeln zu wollen. Die Aufsaugung des kasuistisch Beobachteten und Geschauten in das systematische Begriffssystem der Charakterologie steht noch in den Anfängen. Aber warum? Das bisher Aufgeführte reicht zur Erklärung nicht aus.

MAX DESSOIR hat mit Recht wiederholt auf drei Wurzeln der Seelenforschung hingewiesen: der eine maßgebende Gesichtspunkt war der religiöse. Aus uralten Seelenkulten sind einerseits die noch heute wirkamen Gedankenströme des Märchens, des volkstümlichen Aberglaubens und des Spiritismus geflossen, andererseits alle metaphysischen Lehren von einer Gott verwandten, unsterblichen Seelensubstanz. Der zweite Seelenbegriff entspringt aus der ganz ursprünglichen Erfahrung, daß im menschlichen Körper ein Prinzip der Tätigkeit vorhanden ist. Solange der Mensch atmet, und eben nur während dieser Zeitdauer, herrschen in ihm Lebenskräfte, die sich im Empfinden und Bewegen äußern. Trotz der biologischen Grundrichtung treffen wir hier auf die Hauptwurzel unserer wissenschaftlichen Psychologie. Ein dritter Mittelpunkt war von Anfang an gegeben in den Beobachtungen, die jeder an seiner Gemütsart und an dem Charakter der mit ihm zusammen Lebenden machen muß. Selbst unter den einfachsten Verhältnissen entgeht es dem Menschen nicht, daß die anderen bei aller Gemeinsamkeit des Fühlens und Handelns doch gewisse Unterschiede zeigen, sei es auch nur diejenigen des kindlichen und des reifen Alters oder die des Geschlechtes. Der erste Niederschlag solcher Erfahrungen kristallisiert sich in Spruchweisheit und dichterischen Äußerungen irgendwelcher Art. Hier rieseln die Quellen der Charakterologie, wobei es erst JULIUS BAHNSEN vorbehalten blieb, diesen Fachausdruck zu prägen. Wir stehen also vor einer fortschreitenden Differenzierung — dem üblichen Prozeß wissenschaftlicher Entwicklung — und durch sie ward die Charakterologie gleichsam auf ein Nebengeleise geschoben. Den Vordergrund füllten die gewaltigen Fragen der Metaphysik und die nicht minder dringenden der allgemeinen Biologie. Charakterologische Früchte erntet das Leben; sie schimmern aus der Kunst hervor;

aber gerade darum ward die Charakterologie als solche wissenschaftlich verdächtigt. Sie führte kein Eigendasein, sondern beugte sich den Interessen, sei es der Ethik, sei es der Religion. Auch die wissenschaftliche Psychologie lenkten andere Ziele. Die Erforschung letzter seelischer Elemente und ihrer genetischen Abfolge spielt sich in einer Schicht ab, für die charakterologische Unterschiede entweder gar nicht bestehen, oder — wo vorhanden — fast zu Fehlerquellen werden, die ausgemerzt werden müssen. In einer geradezu wunderbaren Interesselosigkeit ließ die moderne Psychologie die Frage nach Temperament, Gesinnung, Charakter fallen oder behandelte sie nebenbei als Anhang, als Ergänzung. Und ebenso ungünstig erwies sich in diesem Sinne der naturwissenschaftlich-materialistische Einbruch in die Geisteswissenschaften: er zerschlug das „Ich“, entwertete die „Persönlichkeit“.

Wirtschaftliche Faktoren, Milieu, Erziehung usw., das wurden die Lösungsworte. Der einzelne Mensch erschien als Kreuzungspunkt allgemeiner Gesetzmäßigkeiten. Er ward nicht von innen begriffen. Er sollte „von außen“ erklärt werden. Und doch arbeiteten unterirdisch jene Kräfte, die schließlich den Umschwung herbeiführten, einen Umschwung in doppeltem Sinne: von den speziellen Aufgaben der Psychologie her und von der Philosophie aus. Ja, ganz allgemein gesagt: von der gesamten Kulturlage aus. Nur mit wenigen Strichen sei hier diese bedeutsame Wendung skizziert, diese überraschende Konvergenz verschiedener Richtungen zum gleichen Zentrum. Eine eingehendere Darstellung dieser Entwicklung versuchte ich in meiner — 1921 erschienenen — „Kultur der Gegenwart“ zu geben.

§ 4.

Als vergeblich erwies sich die Hoffnung, die Wissenschaft werde in organischem Fortschritt von den Elementen zum Aufbau der Komplexe vordringen. Man begann umgekehrt mit den Komplexen, um von der Einsicht in ihre Gesetzlichkeit her zu den Elementen vorzustoßen, die sich aber keineswegs immer in der Form einer bloßen Aufblätterung des Komplexes ergeben. Nicht von Empfindungen, Vorstellungen, Denkakten und Gefühlen durfte weiter allein gesprochen werden, sondern auch — und zwar in sehr weitem Umfange — von Anlagen und Eigenschaften, Fähigkeiten und Leistungen. Seit dem Zusammenbruch der Vermögenspsychologie, welche die einzelnen Vermögen gleich selbständigen Seelchen in der Psyche ihr Wesen und Unwesen treiben ließ, und die allenthalben Vermögen annahm, wo weitere Deutung scheiterte, wurde schon das Wort „Vermögen“ ängstlich gemieden. Man wich ihm aus; aber die Sachen

ließen sich nicht auf die Dauer begraben. So feierten die Vermögen ihre Auferstehung in den Begriffsbildungen: Disposition und Einstellung. Grundsätzlich aber galt es, die alte, verstaubte Lehre von ihren Unvollkommenheiten und Willkürlichkeiten zu reinigen, ihren richtigen Kern zu retten und nach den Bedürfnissen einer neuen, strengeren Forschung auszugestalten. Dieses so aufgefaßte Psychische war nicht mehr ein Strom, in dem einzelne Tröpfchen sich drängen und schieben, sondern eher einem Springbrunnen vergleichbar, dessen Wasser in ganz bestimmten Formen fließen, und wo nur zuweilen — unter besonderen Umständen — ein ordnungsloses Gequirle platzgreift. Der Fluß der materiellen Inhalte ward eingebaut in eine feste Struktur, deren Lockerungen zu verfolgen ein fesselndes Problem ist. Gestalt-psychologie, Struktur-psychologie usw., das sind die neuen Lösungsworte. Und indem man nach Leistungen, Fähigkeiten usw. fragt, meldet Teleologie sich an. Weiterhin: einfache Kausalforschung genügt nicht mehr; Sinnbeziehungen sollen erkannt; Individualität von ihrem tiefsten Grunde her „verstanden“ werden. Die Psychologie, die vorerst das Ich aufgelöst, in ein Bündel von Vorstellungen — nach einem Ausdruck HUME's — zerfasert hatte, war wieder an das Ich herangerückt. Es bedurfte schließlich bloß einer „kopernikanischen Drehung“, um sie wieder im Ich zu verankern. Denn auch Anlagen, Fähigkeiten, Eigenschaften und Leistungen stehen nicht isoliert da, selbstständig funktionierend, sondern in mannigfachstem Zusammenwirken. Ihre Korrelationen zu erkunden, wurde neuerdings ein wichtiges Problem. Im Verfolg dieser Arbeit stieß man immer und immer wieder in das Zentrum: die Persönlichkeit. Hier ist der Punkt, wo eine auf Lebensnähe zielende Bewegung in der Psychologie in die Philosophie einmündet und einmünden muß. An diesem kritischen Punkte treffen die Vertreter verschiedener Richtungen zusammen, z. B.: der von der experimentellen Psychologie herkommende WILLIAM STERN und GEORG SIMMEL, den vornehmlich philosophische Interessen leiten. Damit sind wir zugleich über 'den Stand einer bloßen „Erlebnispsychologie“ hinaus. MORITZ GEIGER vergleicht sie mit einer Naturwissenschaft, „die nicht das reale Geschehen in der objektiven Natur beschreibt, sondern nur die Aufeinanderfolge der zufälligen Wahrnehmungsfelder, die sich einem Menschen darbieten: die erzählt, was der Mensch sieht, solange er im Garten ist: den blauen Himmel und den Zug der Wolken . . .“ Der Hauptunterschied zwischen seelischer und materieller Welt wird dahin erläutert, daß die seelische Welt ein Zentrum im Ich besitzt, von dem alle Strahlen ausgehen, während die materielle Welt aus dem Zusammenwirken lauter einzelner unzentrierter Geschehnisse besteht. {Dieser Hauptunterschied wird häufig übersehen.

„Kein Wunder, daß die seelische Welt, die die Erlebnispsychologie aufbaut, nur noch geringe Ähnlichkeit besitzt mit der seelischen Welt der vorwissenschaftlichen Psychologie, mit der Welt, in der ein Ich will und fürchtet . . . Das grandiose Kräftespiel der Ichwelt wird von der Erlebnispsychologie zerschlagen zu einem seelenlosen Getriebe von Bewußtseinsinhalten. Es wäre die Aufgabe einer Psychologie, die auf der Grundlage des immanenten Realismus aufbaut, an Stelle eines Systems von Einzelvorgängen die Psychologie des ganzen Menschen mit seinen Funktionen, Trieben, Kräften zu setzen.“ Und es ist das Ich, das als „A und O aller psychischen Geschehenswelt“ erlebt wird. Das ist heute — wenn auch keineswegs in dieser scharfen, klaren Formulierung — nicht mehr das Programm einzelner Denker oder „Schulen“, vielmehr die große Problematik, die allseits in Angriff genommen wird.

Auch die differentielle Psychologie mündet in sie ein, und selbst die Psychotechnik kann ihrer nicht entraten. Die äußerste der Differenzen ist die Individualität, und der Sinn aller anderen wird verdunkelt, werden sie nicht in ihrer Bedeutung für die Individualität und im Rahmen ihrer Spannweite erfaßt. Ebenso werden psychotechnische Prüfverfahren äußerlich und meist nebensächlich, wenn sie mit der Messung isolierter Eigenschaften und Anlagen sich bescheiden. Durch die Isolierung wird über das Verhalten im nicht-isolierten Zustande keine endgültige Entscheidung getroffen, oder die Isolierung ist nur — dank mangelnder Analyse — eine scheinbare und schließt schon charakterologische Bestimmtheiten ein. Sicherlich bedarf es nicht stets einer ausgeführten Theorie, aber einer Kasuistik, einer „psychologischen Klinik“. Da hilft jedoch keine lawinenhafte Häufung der Erfahrungen durch die Praxis. Die Bewußtheit um die mögliche Fülle der Gesichtspunkte wird erst die wertvollsten Erfahrungen heranschaffen und zur Schauung bringen. Von einer guten Krankengeschichte verlangt JASPERS, daß durch sie ein individueller Fall anschaulich und vielseitig beleuchtet wird. Die Auswahl der Beobachtungen ist zum großen Teil Sache „des unmittelbaren Gefühls“. Aber sie wird bei gleicher Veranlagung des Untersuchers durch bewußtes Studium der Gesichtspunkte der Psychopathologie gefördert. Je klarer die Gesichtspunkte sind, desto vielseitiger wird die Krankengeschichte, „während bei unklaren Gesichtspunkten der sorgsame Untersucher leicht in dem Wust des Beschreibbaren und Wiedergebbaren versinkt, eine unendliche Krankengeschichte schreibt und doch vielleicht das psychologisch Wesentliche ausläßt . . . Um Krankengeschichtsschreibung zu lernen ist neben der Übung der einzige Weg: das allseitige Studium der wissenschaftlichen Pathologie.“¹ Gleiches gilt in Sachen der Charakterologie.

Sicherlich stützt sich die Wissenschaft auf Kasuistik; die Wissenschaft trocknet aus, wenn sie diese Stütze verliert. Und die Kasuistik vertieft und verfeinert sich wieder durch die Wissenschaft. Nur Hand in Hand miteinander entwickeln sich beide. Darum kann eine „bloße“ Kasuistik nicht mittelbar auf die Theorie verzichten, diese schwebt wieder in der Luft, wenn sie sich nicht am Material der Kasuistik entfaltet. Wie allenthalben drohen auch hier die Gefahren blinder Empirie und verstiegener Spekulation. Aus diesen Irrwegen muß die Charakterologie gerettet werden, in ihrem eigenen Interesse und in dem derjenigen Disziplinen, die charakterologische Kategorien brauchen. Und dieser Bedarf wächst ständig. So falsch es wäre, die Charakterologie nach den Zufälligkeiten jeweiligen Bedarfes zu orientieren, so töricht wäre es, diese Erfordernisse nicht genau zu prüfen in ihrer formalen und materiellen Problematik. Gerade in ihr bewährt sich systematische Charakterologie, und an ihr sind fast alle ihre Versuche gescheitert.

§ 5.

Diese Ausführungen haben uns bereits über einige Voraussetzungen einer jeden Charakterologie belehrt. Grundlegend ist die Einsicht, daß wir beim aktuell Psychischen nicht stehen bleiben dürfen. Lüge als Einzelerlebnis ist etwas anderes als Lügenhaftigkeit, und es ist nicht einmal sicher, ob die Einzellüge gerade ein Symptom der Lügenhaftigkeit darstellt oder der Ängstlichkeit, Scheu usw. Der eine lügt, weil er gewöhnt ist, sich mit Hilfe dieses Mittels allen Unannehmlichkeiten zu entziehen, der zweite, weil es ihn freut, andere zu betrügen. Der dritte aber ringt sich verzweifelt die Lüge ab, um einem lieben Sterbenden die entsetzlichen Qualen der Todesfurcht zu lindern, oder er flieht ganz verschüchtert in die Lüge, weil ihn sein Vorgesetzter gefährlich bedroht. Auf den charakterologischen „Sinn“, auf die „Bedeutung“ der Lüge kommt es an. Wir müssen darum auch unterscheiden, die Erlebensstruktur als phänomenologischen Befund von der charakterologischen Struktur als Bedingung oder Teilbedingung des Erlebens. Diese sehr einfache Unterscheidung wird aber nur selten folgerichtig durchgeführt. Wir verstehen also unter Charakterzügen nicht einzelne seelische Akte und Erscheinungen, vielmehr die Anlagen, Eigenschaften, Richtungsachsen, die mein „Wesen“ bestimmen. Sie manifestieren sich im aktuell Psychischen, und dieses aktuell Psychische wirkt wieder auf jene zurück. Diese ständig sich verschiebende Wechselseitigkeit gilt es zu erfassen, und ich glaube, daß wir mit dieser allgemeinsten Problemskizzierung noch keine standpunkt-

liche Entscheidung treffen; ob wir nun Anhänger einer personalistischen Philosophie sind — die WILLIAM STERN sehr eindringlich vertritt — oder sonst einer Totalauffassung huldigen: wenn wir überhaupt Charakterologie betreiben wollen, ja, wenn wir den Zugang zu ihr aufdecken wollen, müssen wir auf jenem Boden stehen. Wir haben gar keine Wahl. Verlassen wir ihn, ergeben sich nur ganz unannehmbare Möglichkeiten. Entweder lösen wir die Welt des Bewußtseins in zersplitterte Akte auf, in das deskriptiv Aufweisbare. Dann verzichten wir auf Zusammenhang und Sinn, sogar auf Kausalerklärung. Wir halten bloß Bruchstücke in Händen; oder wir lassen die Leitlinien erstarren, und alles Erleben mechanisiert sich. Gewiß nähern sich bisweilen Charaktere diesen Grenzen: der Auflösung und der Erstarrung. Und es bedarf der Untersuchung, warum solche Annäherung erfolgt, was sie bedeutet. Zwischen diesen beiden Polen spielt die reiche Klaviatur charakterologischer Gestaltung und selbst die Pole werden nur in Rücksicht auf sie verständlich. Der charakterologische Sinn des jeweiligen aktuellen Erlebens resultiert daraus, daß es keine bloße „Anwendung“ charakterologischer Bestimmtheiten ist, aber ebenso wenig völlig von ihnen losgelöst, lediglich verhuschendes Ereignis des Augenblicks. Gerade darum formt ja das Erleben an dem „Charakter“. Sonst wäre es charakterologisch irrelevant. Damit soll nicht bestritten werden, daß es derartig irrelevantes Erleben vielleicht gibt, z. B. sei es als mechanische Charakter-reaktion, sei es als beziehungslose Impression. Aber die eigentlichen Aufgaben der Charakterologie können durch diese äußersten Fälle nur umgrenzt, nicht ausgefüllt werden. Der charakterogene Sinn des Erlebens schließt ein doppeltes ein: Die Grad-Bedingtheit des Erlebens durch den Charakter und seine Bedeutung für den Charakter. Bezieht man, hier von einer „Hypothese“ zu sprechen, deren Rechtfertigung eben der Forschungsbetrieb erbringt, vergesse man doch nicht, daß mit dieser „Hypothese“ die gesamte Charakterologie steht und fällt. Sie ist ein *a priori* unserer Disziplin. Nur sie bewahrt uns davor, den Charakter als feste Größe in Rechnung zu stellen, die dann in lauter Kleingeld umgemünzt wird, oder bei irgendwelcher Summierung dieses Kleingeldes stehen zu bleiben. Verweilen wir ein wenig bei unserem Beispiel: es handelt sich eben um das Gesetz der Währung, um deren Sinn für den Haushalt des Lebens, um ihre Wandlungen, ihre Stabilisierung und Auflösung usw.

Man kann wohl einwenden: die vorstehende Erwägung umschreibt ja bloß die offenkundige „Tatsache“, daß wir aus unserem Charakter heraus handeln und unser Handeln wieder diesen Charakter beeinflußt. Das zeigt doch die Erfahrung. Und sie lehrt auch, daß bisweilen der Charakter sich so fixiert, daß alles Handeln errechenbar wird, oder sich so

zerweicht, daß im Gegenteil völlige Irrationalität Platz greift. Ich will nicht darüber streiten, ob dies wirklich allein Empirie uns lehrt, oder ob nicht schon Theorie diese Auffassung durchsetzt. Die Wahl unseres Gesichtspunktes geschieht gewiß nicht allein aus dem Grunde, weil die Erfahrung keinen anderen an die Hand gibt, sondern weil die Wissenschaft für ihre Ziele und Zwecke keinen anderen duldet: weil diese Problematik eigentlich erst unsere Wissenschaft konstituiert. Und es ist vorgängig sicherlich eine offene Frage, wie weit sie im Verfolg dieser Problematik vordringt. Belasten wir aber hiermit nicht die Wissenschaft mit einem Vorurteil? Ich glaube nicht, man müßte denn Problemstellung mit Vorurteil verwechseln. Und Problemlosigkeit ist wissenschaftlicher Tod. Es kommt nur — mit NICOLAI HARTMANN — darauf an, das Problem so weit zu fassen, daß man keine sachlich aufwerfbare Frage abzuweisen braucht. Wo die Versuchung solcher Abweisung brennend wird, besteht Grund zur Revision der eigenen Voraussetzungen. Aber gerade die Aufrollung des Problems in unserer Form gestattet größtmöglichen Spielraum, denn sie schaltet nichts aus, sondern bezieht alles ein. Gesetzt den äußersten Fall: es gäbe keine „eigentlichen“ Charaktere, nur jene Auflösungen und Zersplitterungen, oder nur die ganz starren Gestaltungen. So werden wir auch ihnen gerecht und anerkennen, daß von allen möglichen Varianten eben nur diese faktisch eintreten. Engen wir aber von Anfang an unseren Blick auf diese Typen ein, werden die anderen geleugnet. Nur diese Problematik läßt alle erdenklichen Charakterbildungen zu, ohne sich für irgendwelche zu entscheiden. Also auch von rein methodologischem Gesichtspunkt aus erscheint unsere Fragestellung einwandfrei.

§ 6.

Der „Charakter“ wurde bisher rein von der psychischen Seite aus betrachtet, aber sicherlich nicht als eine binnen-psychische Angelegenheit. Denn schon „Gedächtnis“ etwa führt uns über das Erlebnis weit heraus, oder Intelligenz, Gesinnung. Wir lassen es dabei ganz dahingestellt, wie wir uns vielleicht derlei Fähigkeiten, Anlagen, Eigenschaften usw. zu denken haben, welcher Art Einstellungen, Dispositionen usw. sind. Diese Untersuchungen schneiden wir jetzt nicht einmal an und entschlagen uns auch jeglicher Vermutung. Aber eine andere Frage drängt vor: der innigste Zusammenhang zwischen Seelischem und Körperlichem ist nicht zu bezweifeln, mag man ihn kausal, parallelistisch oder sonstwie deuten. Der Mensch ist weder Kopf, Leib oder Seele, sondern — wie schon ARISTOTELES wußte — eben der beseelte, lebendige Leib. Und neueste Strömungen be-

kennen sich wieder zu dieser Anschauung. Mit größtem Nachdruck spricht z. B. WILLIAM STERN von der psychophysischen Neutralität der Persönlichkeitsforschung. Die Person ist nicht Geist oder Seele, sondern zielstrebige individuelle Einheit, und ihre seelischen wie ihre körperlichen Darstellungen erhalten erst durch jene psychophysisch-neutrale Zusammenfassung Existenz und Sinn. „Aus diesem Grunde aber nimmt die Körperlichkeit der Person ebenso Teil an ihrem Telos und dem zielstrebigen Tun wie die Geistigkeit.“ Nur eine radikale Trennung des Physischen und Psychischen — deren anderweitige Berechtigung hier nicht erörtert werden kann — zeitigte eine Ansicht, die sich am anschaulichsten durch folgendes Bild illustrieren läßt: Die Seele spielt auf dem Instrument des Leibes wie auf einem Klavier. Ist das Klavier mangelhaft oder verstimmt, wird das Spiel falsch. Ist das Klavier in vorzüglichem Zustande spielt man um so besser auf ihm. Aber die Instrumentenkunde ist unwesentlich gegenüber der Kunde des Spielers. Dieses ganze Bild ist eben irreführend. Bereits ARISTOTELES — dessen Namen ich gerade erwähnte — wies mahnend darauf hin, daß die Seele im Körper nicht wie der Schiffer im Schiffe weilt, sondern wie das Siegel im Wachs. Damit soll keiner metaphysischen Entscheidung vorgegriffen werden, noch fällt es mir ein, den grundlegenden Unterschied seelischer und körperlicher Welt leugnen oder überbrücken zu wollen. Es wird bloß der — jedem unbefangenen Blick fraglose — Sachverhalt anerkannt, daß die menschliche Persönlichkeit ein sinnlich-seelisches Wesen ist. Ich will hiermit lediglich die methodologisch ganz unhaltbare Vorstellung ablehnen, als ob der Körper nur ein Gefäß unseres geistigen Seins und damit unseres wahren Charakters wäre. In ein Gefäß kann ich Wein, Bier, Wasser schütten. Gewiß ist das Gefäß in dem einen Fall dem betreffenden Getränk mehr angemessen als in dem anderen, aber das Getränk ist ohne das Gefäß da, es wird von ihm bloß aufgenommen. Unser Leib ist jedoch durchaus nicht in diesem Sinne lediglich Gefäß des Seelischen. Auch der Vergleich mit einer Einkleidung wäre unstatthaft, obgleich schon die Kleidung „charakteristisch“ sein kann, und obgleich die Kleidung ihren Träger sehr wesentlich in ihrem Sinne zu beeinflussen vermag. Sondern dieses Seelisch-Geistige scheint nur möglich in und durch diesen Körper und wieder umgekehrt. Zwar meint man häufig, das Leibliche widerstreite dem Seelischen, die körperliche Plumpheit der geistigen Beweglichkeit, oder die körperliche Schönheit der geistigen Flachheit. Aber solche „Widersprüche“ gehören zum Wesen der betreffenden Persönlichkeiten, sie wären ganz andere ohne sie. Man darf nicht einfach das Körperliche als Fehlerquelle oder als belanglos in Abzug bringen.

Geistige Beweglichkeit bei körperlicher Schlankheit, Behendigkeit, Grazie kann charakterologisch etwas ganz anderes bedeuten als eben bei leiblicher Vierschrötigkeit. Vielleicht ist einem solchen Menschen das Geistige der einzige freie Tummelplatz, weil alles andere zu mühselig ist. Er sucht die physische Schwerfälligkeit vom Geistigen her auszugleichen. Er schämt sich vielleicht ihrer und will sie vergessen machen, oder er ist sogar eitel auf sie, er findet diesen Gegensatz pikant; oder sie ist ihm gleichgültig, souverän steht er darüber. Und nun das andere Beispiel. Das schöne Mädchen huldigt vielleicht ihrer eigenen Schönheit, was braucht sie noch besonderen Verstand? Um ihn mögen die Häßlichen ringen, sie siegt im Zeichen ihrer Schönheit. Wollten wir alle diese Beziehungen — wir haben nur einige ganz einfache herausgegriffen — leugnen, obgleich sie das ganze Leben verfärben können, fielen wir dem nämlichen Fehler anheim, den der unselige Gedanke begeht, die Sprache sei nur ein Kleid, das ihren Inhalten angezogen oder abgestreift wird, während doch deren Entwicklung erheblich durch die Sprache mitbedingt wird, und der sprachlose Mensch nicht nur einer wäre, der sich nicht äußern könnte, vielmehr einer, der nach einer wichtigen Seite erschreckend verkümmert und leer bliebe. Will man alles Körperliche zur Rolle des Ausdrucksorgans degradieren — was ich schon für irrig halte — dann vergesse man wenigstens nicht, daß durch den Ausdruck erst ein groß Teil des Psychischen überhaupt zustande kommt. Es würde gehemmt oder gar gelähmt, wenn angemessener Ausdruck ihm versperrt bliebe. Im Ausdruck und durch diesen reift, entfaltet und wandelt sich das Seelische. Wenn LESSING an einer berühmt gewordenen Stelle seiner „Emilia Galotti“ meint, RAFFAEL wäre auch „ohne Hände“ der größte Maler aller Zeiten geworden, protestieren dagegen fast alle Künstler, und heute wohl auch die Mehrzahl der Gelehrten. Würde es einer so ausschließlichen Begabung versagt, sich in ihrer Weise auszuwirken, wären vielleicht Erbitterung, Verzweiflung, Melancholie die Folge, oder wüste Verschwendung, Haltlosigkeit, innere Zerfressenheit. Jedenfalls wird der „Charakter“ ein anderer, und nicht der gleiche nur ohne Ausstrahlung „nach außen“. So sehr man also die seelische Natur des Charakters betonen mag, so wenig geht es einfach an, ihn rücksichtslos vom Körperlichen abzuschneiden und dieses zu vernachlässigen.

Einige Beispiele sollen dies noch verdeutlichen. KANT erzählt von sich in der Schrift über den Streit der Fakultäten: „Ich habe wegen meiner flachen und engen Brust, die für die Bewegung des Herzens und der Lunge wenig Spielraum läßt, eine natürliche Anlage zur Hypochondrie, welche in früheren Jahren bis an den Überdruß des Lebens grenzte. Aber die Überlegung, daß die Ursache dieser Herzbeklemmung vielleicht bloß

mechanisch und nicht zu heben sei, brachte es bald dahin, daß ich mich an sie gar nicht kehrte, und während dessen, daß ich mich in der Brust beklommen fühlte, im Kopf doch Ruhe und Heiterkeit herrschte . . . Die Beklemmung ist mir geblieben, denn ihre Ursache liegt in meinem körperlichen Bau. Aber über ihren Einfluß auf meine Gedanken und Handlungen bin ich Meister geworden durch Abkehrung der Aufmerksamkeit von diesem Gefühle, als ob es mich gar nichts angehe.“ Hier ist gewiß ein Fall einer geradezu heroischen Überwindung des Körperlichen; schon hierdurch erscheint es keineswegs gleichgültig. Die zarte, schwächliche Gesundheit KANT's ist sicher für seine Charakterentfaltung von Bedeutung, sie schreibt vielfach sein Verhalten vor, zwingt zu manchem Verzicht, mancher Verdrängung, mancher Vorsicht; und doch wird ihr höchste Leistung abgezwungen. Aber in diese Leistung geht das Körperliche ein: das Harte, Gespannte der Kantischen Ethik, die Lust und Unlust, alle frohe, freie Sinnlichkeit ablehnt, wurzelt nicht nur in der philosophischen Problemlage, sondern wächst auch aus dieser ganz bestimmten Menschlichkeit. Wenn wir — um die Beispiele fortzusetzen — von einer Psychologie des Zwerges sprechen, so meint man doch geradezu die Bedeutung des auffallend kleinen Körperwuchses für den Charakter; oder wir reden von einer Psychologie des Fettleibigen, des Tauben, des körperlich schönen und des verkrüppelten Menschen. Man könnte dagegen einwenden: der Zwerg und der Normalgewachsene haben ja — fiktiv — vielleicht genau die gleiche „Seele“, aber das Seelische muß sich unter diesen verschiedenen Bedingungen anders entwickeln; wie ein Baum anders wächst in dürrer Erde und in gutem Boden, anders an der sturmgepeitschten Meeresküste und im windgeschützten Walde. Der Zwerg wird ängstlich, verschlagen, wo der Riese ruhig lächelnd seiner Kraft vertraut. Der Zwerg — oft verhöhnt, verspottet — wird verbittert, rachsüchtig, neidisch-intrigant; er trachtet durch besondere Geistigkeit seinen Mangel wettzumachen, und seine Geistigkeit erhält etwas Verkrampftes, Überhitztes, Verstiegernes. Ursprünglich gleiche seelische Möglichkeiten würden also erst durch diese Reaktionsbildungen differenziert, wie etwa auch Krankheit den Charakter „wandeln“ kann. Ich sage hier nicht: es „ist“ so, aber man muß mit allem Ernst die Frage des Ursprünglichen und Gewordenen prüfen. Wie auch immer die Antwort ausfällt, das Körperliche spielt eine Rolle. Nur die Bedeutung der Rolle kann bestritten werden. Aber weiterhin: ERNST KRETSCHMER erwähnt in seinem bekannten Buche über „Körperbau und Charakter“, daß der Teufel des gemeinen Volkes zumeist hager ist und einen dünnen Spitzbart am schmalen Kinn hat, während die Dickteufel einen Einschlag von gutmütiger Dummheit zeigen. „Der

Intrigant hat einen Buckel und hüstelt. Die alte Hexe zeigt ein dürres Vogelgesicht. Wo es heiter und saftig zugeht, da erscheint der dicke Ritter Falstaff, rotnasig und mit spiegelnder Glatze. Die Frau aus dem Volk mit dem gesunden Menschenverstand zeigt sich untersetzt, kugelförmig und stemmt die Arme in die Hüften. Heilige erscheinen überschlang, durchsichtig, blaß und gotisch.“ Steckt in diesen populären Anschauungen ein richtiger Kern? Ich glaube, wir müssen dies bejahen, selbst, wenn es noch nicht gelungen ist, diesen Kern herauszuschälen. Wir können nicht einfach das Problem leugnen, ob überhaupt bestimmte Korrelationen zwischen Körperlichem und Seelischem bestehen, und zwar Korrelationen verschiedener Art. Die Beziehung eines verdorbenen Magens zu einer nervösen Depression besagt etwas anderes als die Demut, die in einer Miene liegt. Die gebeugte Haltung des Greises ist etwas anderes als jene Bewegung, durch die bewundernde Ehrfurcht sich kundgibt. Jedenfalls: der Beschäftigung mit Mimik, Physiognomik, Graphologie usw. werden heute wohl die meisten zustimmen, wieder ganz abgesehen davon, ob jene Sachverhalte strenger Wissenschaft zugänglich sind, oder ob sie blinder Empirie und kühner Intuition vorbehalten bleiben. Aber Vorstöße auf jene Gebiete sollten nicht lediglich aus dem Unbehagen abgelehnt werden, gefährlichem Dilettantismus entgegenzutreiben. Nur der Eintritt solcher Schäden berechtigt zu schroffer Kritik, nicht ihre Möglichkeit, nicht einmal ihre hohe Wahrscheinlichkeit. Weitaus schwieriger gestaltet sich noch die Frage, wenn wir die körperlichen Erscheinungen verlassen, die seelischer Einwirkung offen stehen, und nun die charakterologische Bedeutung der körperlichen Formen geprüft wird, die keine unmittelbare Beziehung zum Psychischen haben: wie z. B. der Knochenbau. Auch da sollte kein gebieterisches Nein die Forschung zu knebeln trachten. Es muß ihr überlassen bleiben, wie weit sie mit ihren Mitteln vordringt. Aber es müssen wirklich ihre Mittel sein, nicht vage, abenteuerliche, geistreichende Analogie.

§ 7.

Auch der Leib ist noch nicht die äußerste Grenze der Charakterologie. FROEBES weist in seinem großen und schönen „Lehrbuch der experimentellen Psychologie“ darauf hin, daß schon die Art, wie jemand seinen Hut trägt, charakteristisch ist: „wenn gerade auf, ist er eher brav und pedantisch; wenn schief, ist er interessant, liebenswürdig; nach hinten geneigt deutet auf Sorglosigkeit, Behaglichkeit; wenn in die Stirne gedrückt, ist er schwermütig.“ Sicherlich sind das primitive — und dabei noch im einzelnen anfechtbare — Feststellungen, aber daß sich gewisse allgemeinste

charakterologische Züge — bisweilen sogar überraschende Feinheiten — aus der Kleidung ablesen lassen; wird man doch einräumen müssen. Zweifellos werden wir zur Vorsicht gemahnt: nicht alles — oft sogar fast nichts — an der Kleidung ist individuell, sondern typisch für Mode, Stand, sozialen Umkreis. Aber ähnlichem begegnen wir mehr oder minder in der Graphologie, selbst in Gestik und Physiognomik. Der Mensch des Rokoko bewegt sich anders als der um 1900, und er spiegelt auch anders in seinen Mienen seelische Erregung. Der eine deckt sie unter einer Maske, der andere läßt sie pathetisch ausströmen, der dritte ornamentiert sie gleichsam ins Graziöse. Es ist natürlich nicht „dieselbe“ Erregung, denn schon diese Stellung zu ihr, diese Verarbeitung modelliert an ihr. Und jene Schwierigkeiten der Abhebung individueller und typischer Momente treffen überhaupt ein Grundproblem der Charakterologie: die Erfassung individueller Eigenart. Zu seiner Lösung wird die Kleidungsfrage bisweilen einen bescheidenen Beitrag liefern. Die Kleidung ist aber auch für ihren Träger nicht bedeutungslos. Gewiß gibt es Menschen, die von ihrem Einfluß weithin unabhängig sind, aber ebenso gewiß andere, die innerlich Wandlungen der Kleidung folgen. Die anders sich „fühlen“ im Frack, in einem neuen oder geflickten Anzug, im Schwimmtrikot usw. In einer Novelle „Unterredung im Grase“ läßt JOSEPH PONTEN seinen Helden sagen: „Wenn ich breite, große Schuhe an den Füßen habe, die nicht recht passen, dann lasse ich mich leicht gehen. Wenn ich einen groben Stoff am Leibe habe, dann habe ich auch wohl grobe Gefühle. Wenn mein Anzug nicht sitzt und keinen Schnitt hat, dann hat auch meine Seele sozusagen keine Haltung.“ Und bekannt ist die manchmal geradezu erschreckende Wandlung, die ein „Kostüm“ auf seinen Träger ausübt: er wird ein „anderer Mensch“. Auf einmal treten Seiten seines Wesens in die Erscheinung, die sonst stumm bleiben, unfaßbar für die anderen, vielleicht ihm selbst unbekannt. Man mag dies alles für nicht wichtig halten, für einen Schnörkel am Bau der Charakterologie, aber erstens gehört auch der Schnörkel zum Bau. Und zweitens: die Charakterologie krankt schwer — hiervon werden wir noch wiederholt uns überzeugen können — an einer ungebührlichen Vereinfachung ihrer Methodik. Die meisten verfolgen ihre „Lieblingsmethode“ sehr scharfsinnig, sehr folgerichtig. Aber auf solchem Wege läßt sich nur das erreichen, was auf ihm liegt. Und es liegt nicht alles auf einem Wege. Außerdem dient eine Methode der anderen zur Kontrolle. Gerade wo die Zuverlässigkeit der Angaben meistens sehr viel zu wünschen übrig läßt, tun gegenseitige Unterstützung und Verzahnung doppelt und dreifach Not. Auch das Unscheinbarste darf nicht stolz mißachtet werden, bisweilen schenkt es Hinweise, die sonst nicht zu

erlangen sind. Einmal aufmerksam gemacht, wird man ihren Spuren auch anderwärts begegnen. Es ist eben grundverschieden, Leitlinien einer Charakterologie ohne jede Rücksicht auf die Praxis zu skizzieren und im Einzelfalle Charakterologie zu betreiben. Solange zwischen diesen beiden Aufgaben schlechthin ein Abgrund gähnt, droht die Gefahr, daß auf der einen Seite alles in der Luft hängt, und auf der anderen herrscht niedere, wissenschaftlich nicht beglaubigte Empirie. Es wird ein Grundbestreben sein müssen, Haupt- und Nebenmethoden zu unterscheiden, sie zu sieben, auf ihren Geltungswert zu bestimmen und gegenseitig zu sichern. Wir werden darum auch den folgenden Teil einer derartigen Überschau widmen.

§ 8.

Der einzelne Mensch ist nicht isoliert. Und selbst ein Robinson würde sein Wesen entwickeln im Kampf, in Reibung und Beschwingung mit seiner Umgebung. Sicherlich in eigenartiger Weise entwickeln durch die besonderen Verhältnisse des ihm auferlegten Lebens; aber gerade darum schon sind diese Verhältnisse nicht gleichgültig. Das wird heute wohl auch niemand behaupten. Ja, es erscheint sogar ein gewisses Einverständnis angebahnt. WILLIAM STERN hat sehr überzeugend Bedeutung und Grenzen von Nativismus und Empirismus gegeneinander abgewogen; dabei gelangt er zu folgendem Ergebnis: „Wenn von zwei gegnerischen Standpunkten jeder schwerwiegende Gründe für sich in Anspruch nehmen kann, so muß die Wahrheit in einer Vereinigung beider bestehen. Seelische Entwicklung ist nicht ein bloßes Hervortreten-lassen angeborener Eigenschaften, aber auch nicht ein bloßes Empfangen äußerer Einwirkungen, sondern das Ergebnis einer Konvergenz innerer Angelegtheiten mit äußeren Entwicklungsbedingungen. Diese Konvergenz gilt für die großen Züge, wie für die Einzelerscheinungen der Entwicklung. Bei keiner Funktion oder Eigenschaft dürfte man fragen: Stammt sie von außen oder von innen? sondern: Was an ihr stammt von außen und was von innen? denn stets wirkt beides an ihrem Zustandekommen mit, nur jeweils mit verschiedenen Anteilen.“ Methodologisch müssen wir uns auf jeden Fall dieses Prinzips bedienen, denn wir haben gar kein Recht, vorgängig irgendeine Entscheidung zugunsten einer dieser Theorien zu fällen, um dann in ihrem Lichte alles zu spiegeln. Die möglichen äußersten Extreme sind nur Endpunkte einer Linie. Wo nun aber innerhalb dieser Linie das Einzelne liegt, kann unmöglich vorausgesagt werden, viel weniger noch, daß es sich um einen der Endpunkte herum gruppieren müßte. Das würde selbst gelten, wenn Empirismus oder Nativismus tatsächlich die gegebenen

Lösungen wären. Denn auch dann dürften wir neu zuströmendes Material nicht ohne eigene und selbständige Prüfung ihnen zuordnen und keineswegs die anderen denkbaren Möglichkeiten aus dem Auge verlieren. Jedes andere Vorgehen wäre unkritischer Dogmatismus, der voreilig verallgemeinert; obgleich ich also die Anschauung WILLIAM STERN's vollkommen teile, will ich sie durchaus nicht als „Lehre“ hier einführen, sondern lediglich als methodische Richtschnur, als methodologische Voraussetzung.

Schon dies genügt, um ebenfalls die „Umwelt“ in Betracht zu ziehen, sei es im positiven, sei es im negativen Sinne. Da müssen wir uns der heute bereits üblichen Scheidung anschließen zwischen der objektiven Umwelt und der subjektiv wirksamen. Für einen Tauben existiert in der zweiten Bedeutung eine andere Umwelt wie für den Blinden, aber ebenso für das Kind eine andere wie für den Erwachsenen. Denn für das Kind ist schlechterdings vieles nicht erlebbar, was den Erwachsenen beeinflusst, und wieder umgekehrt. Zu dieser Umwelt gehören selbstverständlich sowohl tote wie lebende Gegenstände: Landschaft, Haus, Wohnung, Blumen, Tiere, Menschen usw. (Vergleiche die Ausführungen bei ALOYS FISCHER, Psychologie der Gesellschaft, im zweiten Bande des „Handbuches der vergleichenden Psychologie“ und die „Psychologie der Umwelt“ von WILLY HELLPACH, in ABDERHALDEN's Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden.) Diese Umwelt ist schon bis zu einem gewissen Grade vom Individuum her bedingt, aber sie bedingt auch wieder das Individuum. Gewiß ergeben sich hier weitgehende Unterschiede, aber gerade sie werden charakterogen bedeutsam. Man mißversteht häufig Charaktere, wenn man sie isoliert und die Beziehungen durchschneidet, die nun einmal wesentlich sind. Das klingt ganz selbstverständlich und banal; um so mehr muß man staunen, wie häufig die Charakterologie diese methodische Aufgabe vergißt und die Menschen wie in einem luftleeren Raume betrachtet. Unter ihren Händen wird dann der Mensch zu einem Homunkulus. Man denke doch, wie stark gemeinhin Beruf, ja schon Schule auf den Menschen abfärben. Und prallen diese Eindrücke einfach ab, wird die Absperrung gegen sie zum Problem. Erst jüngst unternahm HEINRICH SCHULTE den Versuch einer Theorie der paranoischen Eigenbeziehung und Wahnbildung und konnte zeigen, daß der seltsame Mechanismus der paranoischen Reaktion mit seiner Eigenbeziehung und seinem Wahnaufbau wohl nur von der lebendigen Einheit eines „Wir“, von einer Gruppe aus gesehen, einer psychologischen Erfassung zugänglich ist. Ohne Bezug auf Erfolg oder Mißerfolg dieses Spezialfalls — obgleich er mir persönlich überzeugend erscheint — muß daran festgehalten werden, daß unbedingt die Möglichkeit solcher Ausdeutung nicht im vornherein abgewiesen werden darf.

Und eben diese Möglichkeit wird häufig übersehen oder nicht genügend berücksichtigt. Es besteht eine gewisse Scheu, ihr nachzugeben. Wenn ich richtig deute, spricht aus ihr erstens die Angst, Charakter oder Persönlichkeit aus Milieu, äußerer Situation usw. zu entwickeln. Man fürchtet den gerade glücklich überwundenen Materialismus und will ihm ausweichen. Aber eben diese Furcht und das Ausweichenwollen beweisen, wie nahe man sich ihm noch fühlt, wie wenig unbefangen man ist; die Angst vor der „Vermögenspsychologie“ hat ja auch nur eine Karikatur der psychischen Welt gezeitigt. Andererseits hütet man sich, den Charakter gleichsam unbestimmt zerfließen zu lassen, darum bevorzugt man eine tunlichst feste Binnen-Struktur, die in sich ein geschlossenes Gefüge aufweist, das nicht von „außen“ gelockert und aufgelöst wird. Man bemerkt hierbei nicht genügend, daß das vermeintliche „Außen“ doch zu etwas sehr Innerlichem wird: und daß natürlich jenes Außen niemals Ziel-punkt sein kann, aber in hohem Maße methodische Hilfe. Und sie darf nicht verschmäht werden. Die überstiegene artistische und ästhetisierende Auffassung der Kunst entsprang ja auch nur der Besorgnis um ihre Autonomie. Aber diese Beunruhigung weicht der Einsicht, daß die Autonomie nicht bedroht wird, wenn auch die Kunst religiöse, ethische, erotische usw. Werte in ihre eigengesetzliche Gestaltung einbezieht. Ja, nur auf diese Weise wird die Gestaltung verständlich. Gleiches gilt von Charakterologie und Persönlichkeitsforschung.

Doch noch in anderem Sinne kommt die „Umwelt“ für uns hier in Betracht: als Tat der Persönlichkeit, des Charakters. In der Formung des Heims, in der Pflege der Geselligkeit, im geschäftlichen Verkehr und auf Festen, in Wissenschaft, Kunst, Religion usw. Sie alle sind ja — wenn auch in mannigfacher Abstufung — charakterogen. Es bedarf an dieser Stelle lediglich eines kurzen Hinweises, weil gerade moderne Forschung mit besonderer Liebe sich dieses Themas bemächtigt hat. Häufig getragen von einem skeptischen Relativismus, der die Objektivität geistiger Welt auflösen will in subjektiv individuelle oder typische Kundgabe geistiger Eigenart. Ohne irgendwie dieser Theorie beizupflichten, ist es gewiß, daß jene Sachverhalte auch von der charakterologischen Seite aus betrachtet werden können, also nicht auf ihren sachlichen Ertrag hin, sondern gerade auf Art und Grad persönlicher Bedingtheit. Die überraschende Fruchtbarkeit dieses Problems hat sich in letzter Zeit deutlich bewiesen; allerdings wohl auch die Gefährlichkeit seiner einseitigen charakterologischen Auswertung. Wir werden noch eingehend davon zu sprechen haben; daher begnüge ich mich hier mit einigen Andeutungen, welche die Schwierigkeit der Problemlage beleuchten. Gewiß kann ich

etwa aus einer Amtsführung die Eigenschaften ableiten, die in ihr wirksam sind, oder die zu ihrer reibungslosen Abwicklung erfordert erscheinen. Einmal gewinne ich ein — sagen wir — tatsächliches Bild, das andere Mal ein Idealbild. Aber wie verhält sich nun der Amtscharakter zu der Gesamtpersönlichkeit, welche Rolle spielt er in ihrer Struktur, in ihrem Gefüge? Naiv wäre die stillschweigende Annahme, die Persönlichkeit erschöpfe sich in ihrem beruflichen Charakter; er sauge sie gleichsam völlig auf. Nicht als ob ich diese bedeutsame Möglichkeit leugne: aber es ist eben nur eine Möglichkeit unter anderen. Wie weit der Charakter eines Menschen in seiner Berufsleistung sich ausgibt, hängt sicherlich einerseits von dem Beruf ab, andererseits aber von dem Menschen. Aus der Berufsleistung gewinne ich bloß den Berufscharakter, an sich eine Fiktion. Denn mit der Ungeheuerlichkeit — die gleichwohl als solche vielen nicht einleuchtet — darf sich niemand zufrieden geben, eine Persönlichkeit in zwei Teile — Privat- und Berufscharakter — zu zerreißen, ohne sich um den Zusammenhang dieser Teile zu kümmern. Und gerade er ist charakterologisch entscheidend. Der Künstler, der Forscher usw. sind keine vollen Charaktere, sondern die Menschen, die künstlerisch, wissenschaftlich usw. schaffen. Man versperrt sich sogar das Verständnis jener Typen, wenn man nicht den ganzen Menschen heranzieht. So wichtig es daher ist, aus objektiven Sachverhalten — Kunstwerke, weltanschauliche Systeme usw. — zu charakterologischen Bestimmtheiten vorzudringen, man muß die Geltung dieser Bestimmtheiten, ihren Sinn, ihre Bedeutung methodologisch genau umgrenzen. Sonst kommt alles ins Wanken. Heiterkeit in der Dichtung besagt nicht eindeutig: der Künstler ist heiter, diese Zeit ist heiter. Sie können schmerzzerwühlt, gepeitscht, zerrissen sein und flüchten sehrend in diese Heiterkeit, in dieses Paradies, oder sie halten sich diese Maske vor, verbergen sich hinter ihr. Die dunklen Hintergründe der griechischen Seele — um nur ein ganz bekanntes Beispiel zu nennen — werden verhängt, wenn man sie nur projiziert in die stille Schönheit ihrer Plastik. Überall gilt es, jeglicher Einseitigkeit zu wehren, und dadurch differenziert sich die gesamte Problematik. Sie ist weit reicher instrumentiert, als man noch vor kurzem vermuten konnte. Um so gefährlicher wird die Frage der Methode, und die der Verschlingung, Verzahnung verschiedener Methoden. Gewiß kann man sehr viel „schauen“, und wunderbare, hinreißende Schauungen glühen auf in zahlreichen Arbeiten; aber es bleibt meist ganz ungewiß, was denn letztlich diese Schauungen für die Charakterologie bedeuten. Spreche ich etwa von der Eitelkeit des Künstlers, ist es nicht klar, ob die Eitelkeit seinem Schaffen anhaftet, während er sonst vielleicht der bescheidenste Mensch ist; oder er erscheint voll rührender

Demut in seinem Werk, aber sonst von stolzestem Selbstgefühl geschwellt; oder er ist immer eitel, und doch kann jeweils die Eitelkeit aus ganz verschiedenen Quellen fließen. Und stets handelt es sich bloß darum, ihren charakterologischen Sinn zu entwickeln, sie nicht im luftleeren Raum schweben zu lassen. Dazu bedarf es aber nicht nur der Objektivität des Werkes, der Leistung, der Tat, sondern auch der Gesetzlichkeit des Charakters. Und diese letztere Seite kann nicht verflüchtigt werden, ohne die Charakterologie als solche zu zersetzen.

§ 9.

Kleidung, Erziehung, Milieu, Lebensschicksale, Werke usw. kommen demnach für uns bloß in ihrer Beziehung zum Charakter in Betracht. Sobald dieser Einheitsbezug verloren geht, büßen die Untersuchungen jeglichen Sinn für uns ein. Darum wird auch die Führerrolle des Psychischen durch sie keineswegs gefährdet. Dieses Psychische selbst dürfen wir nun aber bildlich nicht als einen Punkt oder als eine Fläche denken; wir müssen im Gegenteil von einer „Schichtenstruktur“ des Psychischen ausgehen. Dieser Terminus wird heute in verschiedener Bedeutung häufig verwendet; der Kreis um HUSSERL sucht ihm gerecht zu werden; JAENSCH legt ihm große Wichtigkeit bei usw. Wir wollen uns hier für keine Theorie entscheiden, sondern meinen lediglich folgenden Sachverhalt: nicht all unser Tun, Handeln, Erleben bewegt sich gleichsam auf der nämlichen Ebene. Für den an sich Mürrischen, Verdrossenen ist höfliche Freundlichkeit etwas, was er sich mühselig abringt und abzwingt. Sie liegt ihm nicht; sie ist nur ganz äußerlich, weil es etwa geschäftliche Rücksichten verlangen. Bei einem anderen entspringt höfliche Freundlichkeit einem sonnigen, gütigen, heiteren Wesen, wurzelt also in einer viel tieferen Schicht. Komplizierter wird die Frage, wenn vielleicht der Mürrische, Verdrossene unter dem Druck überaus unangenehmer Ereignisse ächzt und sich eine freundliche Schauseite abquält. Aber er ist seiner Natur nach ein freundlicher Mensch; nur ist eben diese Anlage ganz in den Hintergrund gedrängt. Es sind dann — wenn wir grob schematisch isolieren — zwei „Freundlichkeiten“ in verschiedenen Schichten; sie bedeuten etwas anderes; ihr Sinn ist ein anderer. Und wie wir methodisch zur Sonderung der Schichten genötigt sind, so nicht minder zur Aufdeckung der Zusammenhänge, ihrer relativen Stabilität, Labilität oder Ambivalenz usw. Oder: jemand preßt sich am Krankenbette eines nahen Verwandten eine Notlüge ab. Ihm ist Lügen verhaßt; aber er ist völlig auf das Wohl des anderen bedacht und aus Liebe zu ihm bringt er das Opfer der Lüge. Die Lüge ist als Lüge für

ihn nicht charakteristisch, sondern die sorgende Hingabe an den anderen. Ein zweiter — ich knüpfe an ein schon gegebenes Beispiel an — erscheint als gewohnheitsmäßiger Lügner. Die Freude, den anderen zu betrügen, und damit seine eigene Macht auszukosten, kann ihn beherrschen, oder auch ein kalt berechnender Egoismus, der bedenkenfrei zum bequemsten Mittel greift; oder der Betreffende lügt aus schlotternder Angst. Schon der alte LAVATER hat gesagt: „Wer ist mehr der Falschheit ausgesetzt, als der Furchtsame? wie leicht bequemt sich der nach jedem, mit dem er umgeht?“ Er ist so verschüchtert, daß er sich gar nicht traut, die Wahrheit zu sagen, bisweilen nicht einmal, sie zu denken. Er gleitet furchtsam in die schützende Lüge hinein. Hier überall treffen wir auf verschiedene Schichten. Und eine Charakterologie wird trachten müssen, bis zu diesen tiefsten Schichten vorzustoßen, um sie bloßzulegen, weil sie gleichsam die anderen tragen und damit erst in ihrer Struktur verständlich machen. Man hat deswegen auch von einem Grundcharakter gesprochen.

Nun aber wäre es verfrüht, einfach anzunehmen — das Wort „Grundcharakter“ verleitet hierzu — die Korrigierbarkeit müsse stetig „von oben nach unten“ abnehmen. Die äußeren Schichten wären demnach am wenigsten verfestigt und darum am beweglichsten, anpassungsfähigsten usw.; während je tiefer wir hinabsteigen, um so starrer das Liniengefüge würde. Gewiß neigt sich die Wahrscheinlichkeit dahin: aber wir dürfen ihr nicht das Unwahrscheinliche opfern, sondern haben es wenigstens als Möglichkeit offen zu halten. Manche Menschen klammern sich zäh und unnachgiebig an die belanglosesten „Äußerlichkeiten“, während sie innerlich rückgratlos schwanken. Weil diese Verankerung fehlt, wird eine äußerliche gewaltsam versucht: sonst gerät alles ins Rutschen und Stürzen. Die innere Unsicherheit maskiert ein hartes Reglement, wie auch bisweilen schroffe Furchtheit innere Verlegenheit und Entschlußlosigkeit verdeckt, oder der Mensch ist innerlich ganz ausgehöhlt, stumpf; er lebt nur noch in schaler Rhetorik. Sicherlich kann man sagen: sie sei nun der Grundcharakter-ersatz; oder die Eitelkeit, die geschäftige Betriebsamkeit. Aber es ist wohl besser, die Abspaltung des Grundcharakters zu vermeiden und lediglich die Schichtverschiebungen zu berücksichtigen. Denn es erscheint mir methodologisch und sachlich von entscheidender Wichtigkeit, nicht schlechthin den Charakter auf die, sei es wirkliche, sei es vermeintliche tiefste Schicht zu projizieren. Das gibt nur verzerrte Perspektiven. Es handelt sich um die gesamte Struktur, nicht um einen — noch so raffinierten — Ausschnitt. Er bedeutet stets Verstümmelung, Vergewaltigung. Mit vollem Recht hat — in anderer Richtung hin — GEORG SIMMEL immer wieder darauf hingewiesen, das Individuum sei der ganze

Mensch, nicht der Rest, der bleibt, wenn man von diesem alles auch anderen Zukommende abzieht. Niemals ergibt — meiner Ansicht nach — ein derartiges Abzugsverfahren das Individuum, immer bloß eine absurde Fiktion, und noch dazu eine ohne heuristischen Belang. Trenne ich von einem Mädchen das allgemein Menschliche, Weibliche, Jugendliche usw. ab, verharret nicht etwa ihre unersetzliche Eigenart, vielmehr ein unfaßbares Nichts. Denn jene Individualität fußt ja gerade darauf, wie sich im Einzelfall das allgemein Menschliche, Weibliche, Jugendliche usw. in dieser bestimmten, nur einmal gegebenen Gesetzmäßigkeit verwirklicht. In der Kunstphilosophie habe ich stets die verschiedensten Versuche nachdrücklich bekämpft, aus dem Kunstwerk durch Einklammerung und Ausschaltung seiner verschiedenen Seiten das „rein Künstlerische“ herauszudestillieren. Wir haben das Gestaltungsgesetz des Kunstwerkes zu verstehen, nicht aber es zu sezieren im irrigen Glauben, das Urteilchen zu finden. Auch das schöpferische Urerlebnis ist nicht das Kunstwerk. So ist auch der Charakter nicht die „tiefste“ Schicht, vielmehr die gesamte Schichtenstruktur, die Gesetzmäßigkeit dieser Strukturen. Und wie die unterste die oberen trägt, so können auch die oberen die unterste eindrücken; ja, sie können an Gewicht gewinnen, tiefer sinken, während vielleicht andere peripher werden usw. Wer diese vielfältige Dynamik vergewaltigt, vereinfacht, um nur immer nach „der“ Grundkraft zu fahnden, wird niemals füllige Charakterologie treiben, sondern bei den leeren Begriffen enden, die alles und auch nichts verständlich machen. Und die oberen Schichten — um das auch gleich zu erwähnen — sind doch nicht schlechthin charakterologisch belanglos: der Ängstliche muß nicht lügen. Wenn er zu diesem Mittel greift, ist auch das für ihn kennzeichnend, nicht bloß die Angst, oder er gewinnt durch das Lügen ein Gefühl der Sicherheit und Überlegenheit. Das schmeichelt seinem Stolz. Und sein gedemütigter Stolz kann tief wurzeln. Er war nur durch die Ängstlichkeit geduckt. Nun aber wagt er sich hervor, bisweilen besiegt er sogar die Ängstlichkeit, und dann übermannt ihn wieder diese. Nur dieses Kräftespiel öffnet uns den Blick für den Charakter, und in dem Kräftespiel steigen und fallen die Schichten. Zuweilen erstarren sie in einer gewissen Höhenlage, sie frieren gleichsam ein. In Fall und Anstieg, in Stillstand und blitzartiger Verschiebung herrscht Sinn, nicht blinder Zufall. Gewiß entfaltet sich hier ein ungeheurer Reichtum an Differenzen. Er wird verwischt, solange man wähnt, sein Geschäft erledigt zu haben, wenn die „tiefste“ Schicht gefunden ist. Nicht nur diese Vereinfachung — die Vergröberung bedeutet — erscheint methodologisch als Vorurteil, sondern die durch sie bewirkte starre Fixierung des Charakters, der damit abgestempelt wird. Und es

nützt auch nicht die Ausrede: man meine ja gar nicht die „tiefste“ Schicht, sondern die „tiefste“ Grundkraft, die eben die Schichten rangiert, ordnet und durcheinanderwirft. Denn es ist dogmatische Willkür anzunehmen, der Charakter müsse sich auf „eine“ Grundkraft zurückführen lassen. Ich sagte schon einmal: das Spiel der Kräfte entscheidet, die Spielregel, das Gesetz. Aber dieses Gesetz zielt — eindeutigermaßen — auf den ganzen Charakter, wie das Gesetz des Kunstwerkes das ganze Kunstwerk meint und nicht etwa seine abgezogene Idee oder die herauskristallisierte Form. Sicherlich: man kann unter Grundcharakter auch das verstehen, was uns vorschwebt. Dann meide man aber die irreführende Bezeichnung, die immer dazu verlockt, einen Aufbau abzutragen, um die Grundmauern freizulegen. Und das ist verhängnisvoll. Denn der Bauplan, das Baugesetz ist das Kernproblem. Wir haben nicht „hinter“ dem Bau etwas zu suchen, nicht „über“ ihm oder „unter“ ihm, lediglich in ihm. Und nur soweit wir dies tun, treiben wir wissenschaftliche Charakterologie. Jede andere zerstört den Charakter.

§ 10.

Die vorstehenden Erwägungen belehren uns darüber, daß wir jedenfalls — ich spreche vorläufig immer bloß methodologisch — den Charakter nicht „unbeweglich“ fassen dürfen, gleichsam als feste, unveränderliche Größe. Der Charakter des Kindes kann vielleicht anders sein als der der Pubertätsjahre, wieder anders in der reifen Zeit oder schließlich im Alter. Und doch zeigt sich möglicherweise bei aller Verschiedenheit gewisse durchgehende Züge: sie künden sich schon im Kinde an und sie behaupten sich noch in der Verwüstung der Senilität. Auf beides müssen wir gleich achten: auf das sich Verändernde und auf das sich Gleich-bleibende. Das sich Verändernde unterliegt einer allmählichen oder plötzlichen Wandlung, deren Gesetzmäßigkeit und Sinnhaftigkeit — selbst im Sprunghaften — zu prüfen sind. Aber auch das Verharrende ist nicht mathematisch identisch, eher einem Thema vergleichbar, das in immer neuen Variationen erklingt. Wenn dem aber so ist, erscheint der jetzige Zustand des Charakters häufig erst aus dem vorhergehenden verständlich. Wir dürfen uns darum nicht mit Querschnitten begnügen, auch nicht mit einer Serie von Querschnitten, sondern müssen Längsschnitte ziehen. Der beredteste Verteidiger einer Entwicklungspsychologie, KRÜGER sagt: „Bei seelischen Tatbeständen jeder Art bleibt eine bloß morphologische Zerlegung im besten Fall unvollständig. Je zusammengesetzter aber die zu begreifenden Vorgänge sind, je mehr sie früheres Erleben voraussetzen,

um so mehr bedarf es ausdrücklicher Fragestellung, methodischer Vergleichung und begrifflicher Verknüpfung im Sinne von Notwendigkeiten der Entwicklung, soll auch nur das in einem einzelnen Bewußtseinsquerschnitt wirklich Enthaltene ermittelt und brauchbar beschrieben werden.“ Daß ein Mensch gerade so und nicht anders ist, hängt von seinen Anlagen und Schicksalen ab, wobei die Anlagen zum Teil das Schicksal bestimmen, während dieses gewisse Anlagen hervortreibt und andere unterdrückt. Bedienen wir uns eines Vergleiches, so ist der Charakter prinzipiell kein ruhendes Bild, sondern ein bewegtes Drama voll Handlung, Geschehen und Entwicklung; ein Drama, das bald vorwärts stürmt, bald wieder nur langsam fortschreitet, das sich verunklärt und wieder Helle gewinnt usw.

Sicherlich darf man nicht darauf verzichten, bestimmte Bilder — um im früheren Vergleich zu bleiben — zu malen; denn gewisse Eigenschaften treten am deutlichsten in gewissen Epochen angesichts gewisser Schicksale oder in Reaktion auf sie auf. Man wird sie da am besten studieren, am leichtesten sich ihrer versichern können. So sagt auch E. R. JAENSCH in seinem schönen Buch „Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt und ihre Struktur im Jugendalter“: „Wie innerhalb der Menschheitsgeschichte, so haben auch in den Phasen des Einzellebens gewisse Strukturen ihre höchste Blüte, gleichsam ihre klassische Zeit, wo ihr Bildungsgesetz am reinsten erscheint.“ Das schließt aber nicht aus, daß jene Strukturen schon vorher — nur weniger deutlich — anzutreffen waren und auch nachher noch sich zeigen, wenn auch verhüllter und verdeckter. Und man wird nach den Gründen fragen müssen, warum denn der volle Durchbruch gerade in diesem Augenblicke erfolgte, warum vorher oder nachher die Bedingungen ungünstiger liegen. Der Durchbruch kann physiologisch, pathologisch, rein seelisch veranlaßt sein, oder auch mehr exogen: ein besonderes Unglück, ein besonderer Schicksalsschlag mobilisieren Kräfte und legen andere brach. Ich gebe nur ein Beispiel: ein sehr tüchtiger Offizier büßt im Kriege beide Beine ein. Er macht ein langes, schmerzhaftes Krankenlager mit. Er greift nach ernster Lektüre. Wissenschaftliche Interessen erwachen. Und endlich aus dem Hospital entlassen, entschließt er sich, einen gelehrten Beruf zu ergreifen. Und er leistet auch Vorzügliches in diesem Berufe. Gewiß wäre es Wahnwitz zu glauben, jene Katastrophe habe die wissenschaftliche Begabung verursacht. Die Anlagen müssen dagewesen sein, nur überdeckt, unbenützt. Aber ohne jene Katastrophe wäre wohl jene Wandlung nicht eingetreten; sie schuf eben in ihren Folgen eine für das Erstarken und Reifen dieser Anlagen günstige Situation. Sind nun aber diese klar festgestellt, kann man vorsichtig spähen, ob sie nicht doch früher schon auftraten, sich anmeldeten. Die

gesamte Frage der tatsächlichen und gesetzmäßigen Wandlungsfähigkeit eines Charakters wird so zum Problem. Die Typologie — von Starrheit bis zur Elastizität — wird zu einem Hauptfeld der Forschung. Und zwar scheiden jene Pole nicht nur verschiedene Charaktere, nein auch Phasen und Schübe innerhalb des gleichen Charakters. Sie können vorwiegend im Individuum verhaftet sein, aber auch hauptsächlich Funktion der Altersstufe, des Geschlechts, der Rasse usw. So sehr demnach charakterologische Bilder von höchstem Anschauungswerte zu wünschen sind, letztlich müssen die Bilder in Szenen aufgelöst werden des dramatischen Geschehens. Bildbetrachtung ist noch keine Charakterologie, und am wenigsten Zersägung des Charakters in einzelne Bilder. Hier handelt es sich gewiß nicht um eine genetische Frage im Gegensatz zur deskriptiven, wenn man an dem üblichen Sinn dieser Fachausdrücke festhält. Ich habe geflissentlich den Dramen-vergleich gewählt: das Formgesetz des Dramas bezieht sich auf die Ganzheit der dramatischen Handlung, aber es erklärt sicherlich nicht ihr faktisches Entstehen aus dem Schaffen des Künstlers, aus „Urerlebnis“ oder „Bildungserlebnis“ usw. Nicht auf Beschreiben und Erklären kommt es letztlich an, vielmehr auf Verstehen und Deuten. Gewiß setzen diese schon Beschreibungen und Erklärungen voraus und erleichtern wieder diese, aber sie decken sich nicht mit ihnen.

§ 11.

Wir müssen — unsere ganzen bisherigen Betrachtungen legen das nahe — der „isolierten“ Eigenschaft charakterologisch mißtrauen: sie ist immer — oder sehr vorsichtig formuliert: meistens — mehrdeutig. Man kann bei denselben Ansichten verharren, weil man zu faul und zu stumpf ist, neue kennen zu lernen. Ein Zeichen geistiger Trägheit und Schwerfälligkeit zeigt sich hier. Man ist aber vielleicht gar nicht fähig — oder nicht mehr fähig — sich Neuem aufzuschließen; oder man bleibt aus tiefster Überzeugung bei dieser Ansicht, trotz leidenschaftlicher Auseinandersetzung mit allem Neuen. Ein zweites Beispiel: man ist hilfsbereit aus schlauer Berechnung; weil man nicht „nein“ sagen kann, obgleich man sich darüber heftig ärgert; aus Güte und innerer Kraft; aus langer Weile, um sich zerstreuer Beschäftigung zu schaffen; aus Neugier, um in fremde Verhältnisse zu schielen; aus innerer Genugtuung, daß auch andere leiden und weil diese Einsicht Befriedigung gewährt. In moralisierender Wendung wird die eben skizzierte Vieldeutigkeit schon im 18. Jahrhundert lebhaft erörtert. So lesen wir in den „neuen Versuchen über die Lehre vom Temperament und den menschlichen Neigungen“ des

CHRISTOPH GOTTFRIED BARDILI (1761—1808): „Studium der Seelenlehre und praktische Menschenkenntnis lehrt mehr auf die individuelle Temperaments-Anlage eines Menschen Achtung geben, lehrt den Menschen nicht sowohl nach dem Äußerlichen seiner Handlungen, das bei übrigens ganz ungleichem Grade seiner Moralität einerlei sein kann, als vielmehr nach ihrem innerlichen Werte beurteilen, lehrt einsehen, daß eine und ebendieselbe Handlung von verschiedenen Subjekten bei dem einen mehr Tugend oder mehr Laster sein kann, als bei dem anderen, weil sie bei jenem um seines Temperaments willen mehr Anstrengung und Verleugnung kostete, oder, wenn sie böse ist, mehrere überlegte Schritte, mehrere Verhärtung im Laster erforderte, als bei diesem. So wird . . . die Mäßigung des Geschlechtstriebes dem Melancholisch-cholerischen leichter, als dem Sanguinisch-phlegmatischen, ist also bei diesem mehr Tugend als bei jenem, und im Gegenteil hat dieser, durch die schnellere Zirkulation seines Blutes, und dadurch beförderte größere Reizbarkeit seines Nervensystems getrieben, weniger Schritte zu allen denjenigen Fehlern und Lastern, zu welchen eine gewisse Dosis von Leichtsinn gehört, als jener, den schon das träge Schleichen seines Blutes in den Gefäßen und die geringere Reizbarkeit seiner Nerven ohne viel Anstrengung vor dergleichen Ausschweifungen bewahrt, so wie im Gegenteil auch wieder der Melancholisch-cholerische zu allen denjenigen Tugenden, die Mut, Kraft, höhere Unternehmung und einen gewissen Heroismus erfordern, mehr Anstrengung braucht, als der Sanguinische, wodurch sie ihm also, wenn er sie doch erreicht, mehr Tugend werden als diesem.“

Aus ähnlichen — nur weit verfeinerten — Erwägungen heraus lehrt GEORG SIMMEL, daß jeder „Teil“ eines Individuums vom Leben des ganzen durchdrungen ist. Keiner hat — vom Leben aus gesehen — eine in sich abgeschlossene Bedeutung. Wer also das Ich nicht als Ganzes zu erfassen vermag, ist unfähig, überhaupt „irgend etwas von ihm absolut zu erfassen“. „Es ist nicht gesagt, daß man nicht auch am Individuum ein Element nach dem anderen erfasse, allein dann kommt ein Augenblick, in dem sie sich zu einer Totalität zusammenschließen, die nicht ein Nebeneinander, ein bloßes Verbundensein ist, sondern ein ganz neues Gebilde. Jetzt dreht sich auf einmal die Ordnung um: diese Einheit kommt nicht aus den zusammengefaßten Teilen, sondern die Teile aus der Einheit.“ Gewiß ist Tapferkeit als solche gut und Geiz als solcher übel, und als allgemeines Gesetz könnte man nur wollen, daß die eine sei, der andere nicht sei. Aber was die so benannten Handlungen in der Reihe eines individuellen Lebens bedeuten, genauer: was sie als dieses Leben bedeuten — da sie doch nur die momentanen Darstellungen seiner Totalität

und deshalb nur aus dem Gesamt-Sollen dieser beurteilbar sind — das ist damit noch nicht bestimmt. „Damit tritt die ethische . . . Bedeutung hervor: daß in jeder Handlung der ganze Mensch produktiv ist, nicht ein noch so verfeinertes Seelenvermögen, das schließlich doch immer auf den Zirkel führt, daß unser geiziges Verhalten aus unserem Geiz, und unser tapferes aus unserer Tapferkeit hervorgeht.“ Dieses — von SIMMEL so glanzvoll instrumentierte — Thema beherrscht heute in unzähligen Abschattungen die Forschung, entspricht es doch dem Zuge zur Synthese, der fast alle Wissenszweige ergriffen hat. Und zwar häufig so stark, daß die Einzelarbeit unter ihm leidet, zu kurz kommt. Aber nicht auf diese allgemeinste Vorzeichnung zielen wir hier ab, und auch nicht unmittelbar auf das, was als Problem der „Gestaltqualität“ im strengsten Sinne des Wortes gilt. Wir müssen uns daher an dieser Stelle weder für von EHRENFELS oder für KÖHLER, WERTHEIMER usw. entscheiden, noch auch für ihre Gegner. Wir meinen lediglich den Sachverhalt, daß jeder einzelne „Teil“ innerhalb des Charakters vieldeutig ist und erst in oder durch den Zusammenhang seinen bestimmten Sinn und festen Stellenwert erhält. So wie ja auch ein Ziegelstein innerhalb eines Baues die verschiedensten Funktionen erfüllen kann. Sicherlich bleibt es unverwehrt, den Ziegel als solchen zu betrachten, zu untersuchen usw.; aber damit wird man höchstens zu dem Ergebnis gelangen, welche Funktionen der Ziegel im Bau kraft seiner Eigenart zu leisten imstande wäre. Hierzu bedarf es schon der möglichen Bauten als Bezugssystem. Es soll also nicht die Elementaranalyse, die Spezialuntersuchung entwertet oder methodisch bemängelt werden; aber für die Charakterologie entscheidet eben die Beziehung des einzelnen zum Charakter. Die zerstreuten Einzelteile sind kein Charakter. Für ihn ist eben das Einzelne als Einzelnes vieldeutig. Die Lüge z. B. als psychologisches Faktum ist durchaus klar bestimmt; unklar bleibt damit, was sie charakterologisch bedeutet, oder der Spielraum ihrer charakterologischen Möglichkeiten. Selbstverständlich zeigt „Lüge“ schon eine psychologische Gestalt oder Struktur, aber die Gestalten dieser Ordnung sind etwas ganz anderes als die charakterologischen Gestalten oder Strukturen. Und es dient gewiß nicht der Wissenschaft, beide miteinander methodisch zu verwechseln und zu verwischen, wie das auf Schritt und Tritt geschieht.

Wir haben bereits veranschaulichende Beispiele gegeben; und ich will nur noch eines von KLAGES — dem genialen Führer der Graphologie — hinzufügen, das in der gleichen Richtung liegt: „Regelmäßig schreibt einmal etwa der nüchterne Bücherwurm, der, ohne von Herzenswünschen sonderlich gestört zu werden, nichts anderes weiß, als tagtäglich ma-

schinenmäßig sein Pensum zu erledigen; und regelmäßig schreibt zum anderen ein Bismarck, der ein starkes und tiefes Gefühlsleben mit seinem noch mächtigeren Willen bündigt. Unregelmäßig schreibt einmal der haltlos hin- und herschwankende Abenteurer, dem es an Festigkeit der Gesinnungen gebricht; und unregelmäßig schreibt zum anderen etwa ein BEETHOVEN, dessen leidenschaftlich heftige Gefühlswallungen seinen noch so großen Willen entmächtigen. Betrachten wir daher eine Handschrift nur auf den Grad ihrer Regelmäßigkeit, so können wir durchaus nicht wissen, aus welchen der beiden gegensätzlich gearteten Eigenschaftsgruppen wir ihn herleiten sollen.“ Zur Erklärung entwirft KLAGES seine bekannte Theorie, daß der Ausdruck das Ergebnis des Gegeneinanderwirkens einer seelischen Triebkraft und eines seelischen Widerstandes sei; daher rühre die Stärke des Ausdrucks einmal von der Stärke des seelischen Triebes her, zum anderen von der Schwäche des seelischen Widerstandes. Aber auch von dieser Theorie ganz abgesehen, bleibt eben der methodische Grundsatz der „Vieldeutigkeit des einzelnen“ in charakterologischem Betracht. Sicherlich schließt das — theoretisch — die Eindeutigkeit als Grenzfall nicht aus; aber sie ist nur eine Möglichkeit. Es bedarf erst der Sicherung, daß unter allen Möglichkeiten nur diese und keine andere zutreffen kann.

Übrigens hängt ja alles davon ab, was wir als „Einzelheit“ ansprechen. Empirisch werden wir von „Symptomen“ ausgehen müssen, die in die Augen fallen. Eine derartige charakterologische Symptomatologie steckt noch völlig in den Anfängen. Man sieht zwar die Symptome; aber ihr Sinn ist ungelöst. Ob sie nun in psychologischer Bedeutung einfach sind, erscheint als eine ganz offene Frage, die für die überwiegende Mehrzahl der Fälle allerdings zu verneinen sein wird. Methodologisch werden wir dort von charakterologischen Elementen zu sprechen haben, wo es sich um letzte Einheiten handelt, denen eben noch charakterologischer Gehalt eignet. Manche jener „Symptome“ werden als charakterologisch irrelevant ausscheiden, andere wieder ihre Unentbehrlichkeit beglaubigen; manche werden charakterologische Elemente darstellen, andere charakterologische Komplexe. Der Grad der Analyse wird vorgeschrieben durch die Aufgaben der Wissenschaft, nicht etwa durch die tatsächliche Möglichkeit, vielleicht auch noch weiter analysieren zu können. Im Gegenteil: solche unfruchtbare Analysen — die nur zu gleichgültigen Zerfaserungen ausarten — verhindern bloß die dringende Aufgabe der Findung der notwendigen „letzten“ Einheiten. Wobei ich nur nochmals sagen will, daß das „Letzte“ für die Charakterologie keineswegs ein an sich „Letztes“ sein muß. Dagegen protestieren, hieße etwa von der „Ge-

schichte“ verlangen, daß sie erst einmal eine Außenwelt und Fremdpsychisches zu beweisen habe und dann das gesamte Leben aufrollen müsse in Empfindungen, Gefühle, Urteile usw. Der traurige Erfolg solcher Rigorosität wäre lediglich, daß wir niemals auch nur zu dem Ansatz einer „Geschichte“ als Wissenschaft gelangen.

Gerade diese Erwägungen lassen vermuten, daß es vielleicht selbst vieldeutig ist, von „der Vieldeutigkeit des Einzelnen“ zu sprechen. Nun: Einzelnes gilt hier immer nur im Hinblick auf den Charakter. Eine Lüge ist z. B. zweifellos ein komplexer seelischer Tatbestand, aber ebenso gewiß ein charakterologisches Element. Nun scheint es aber, daß da ein Doppeltes in Frage steht: einmal Sinn, Gehalt des einzelnen Erlebnisses. Behufs eindeutiger Bestimmung bedarf es des Einbaues in umfassende Zusammenhänge, denen gegenüber das Erlebnis gewiß ein „einfacheres“ darstellt. Aber dieser Einbau erheischt häufig eine Aufspaltung in Teilfunktionen: das Symptom „Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der Schrift“ ist Ergebnis eines Kräftespiels, kann es wenigstens sein. Wir werden also doch auf eine Analyse zurückgeworfen. Man vergesse nicht, daß es sich hier um eine Analyse im Dienste der Charakterologie handelt, also nicht um eine, die ihre Elemente verselbständigt, vielmehr sie ins Gefüge des Charakters verzahnt. Jene Aufspaltung in Teilfunktionen heißt nicht Zerstäubung in Atome, sondern Deutung durch das Zusammenwirken verschiedener Strebungen, Seiten, Momente der gleichen Persönlichkeit. Nur als solche kommen sie in Betracht. Sage ich etwa von einer Lüge, sie sei eine Mischung von Angst, berechnender Schlaueit, Frechheit usw., meine ich gewiß nicht, daß dies Elemente der Lüge sind; aber eine solche charakterologische Analyse tut not, um das Symptom der Lüge einstellen zu können in den Zusammenhang des Charakters, oder um ein Mittel zu gewinnen, diesen Zusammenhang genau zu überprüfen usw. Das Gegensatzpaar „Analyse — Synthese“ verleitet nur zu schiefen Schlußfolgerungen, wenn man die beiden Extreme in ausschließliche Kampfstellung zueinander bringt und nicht berücksichtigt, daß Synthese oft genauester, schärfster Analyse bedarf und umgekehrt. So daß in praktischer Arbeit häufig eine unauflösliche Verknüpfung sich stiftet, trotzdem die Richtungen natürlich entgegengesetzt bleiben. Aber allein herrschen muß der charakterologische Gesichtspunkt. Sobald man ihn verläßt, hört die Charakterologie auf. Die Lüge als psychologischer Akt ist etwas anderes als der charakterologische Sinn der Lüge. Er beherrscht die Problemstellung und weist ihr den Weg.

Aber trotzdem scheint noch nicht alles zu stimmen. Wir müssen uns vor einer willkürlichen rationalistischen Verengung zu schützen trachten,

die als Ansatz alle Folgerungen durchtränkt. Wir fragen daher: ist nicht auch das reine Gegenteil denkbar? Alles einzelne zeigt sich durchaus einem Verstehen zugänglich: die Reaktionen auf Eindrücke, zielstrebige Handlungen usw. Aber der Zusammenhang zeitigt keinen eindeutigen Sinn. Da finden wir labiles Schwanken, Widersprüche usw. Nehmen wir nun an, es liege keine irrige Deutung von unserer Seite vor, keine subjektive Unfähigkeit, so können wir doch keineswegs leugnen, daß dieser Fall als echte Möglichkeit besteht. Ich halte sogar seine Realgeltung für gesichert, aber schon die Möglichkeit genügt. Und sie ist nicht abzustreiten. Der Versuch einer glatten Einheitsstiftung um jeden Preis müßte dann scheitern oder zu grober Vergewaltigung führen. Gehen wir nicht mit solchem dogmatischen Vorurteil heran, würde sich eine eindeutige Bestimmtheit des Einzelnen bei Vieldeutigkeit des Zusammenhanges zeigen, oder drücken wir dies schärfer aus: sicherlich handelt es sich nicht um Elemente; die Sinnstiftung vollzieht auch hier die Aufdeckung der Zusammenhänge. Aber wir sind gezwungen, offenbar bei Teilzusammenhängen halt zu machen. Dringen wir über diese hinaus, zeigt sich neue Vieldeutigkeit. Wir müssen hier gleich jene pathologischen Fälle ausschalten, die tatsächlich ans Ende der Charakterologie führen: Auflösung, Verflüchtigung, Zersprengung, Atomisierung des Charakters. Diese Wandlungen berücksichtigen wir hier nicht, obgleich sie das sehr wichtige Problem einschließen, wie denn in charakterologischem Sinne jener Abbau, jener Zerfall statt hat. Ich gehöre dabei wahrlich nicht zu jenen, die bei jeder Schizophrenie schon der Charakterologie ein Halt zurufen, auch glaube ich, daß gerade schwerste pathologische Fälle der Charakterologie sehr reiche Anregungen schenken können. Aber grundsätzlich ist doch nicht daran zu rütteln, daß ein Abbau, ein Zerfall des Charakters möglich ist, der ihn einfach auslöscht. Also nicht eine charakterologische Wandlung, sondern ein Untergang. Und der Weg zu diesem Untergang ist ein bedeutsames Problem der Charakterologie, jedoch der Untergang selbst ihr Abschluß. Wir werden also hoffentlich nicht mißverstanden, wenn wir hier bloß jene Möglichkeit berücksichtigen, wo der Charakter als solcher bewahrt bleibt, mag er auch noch so große Veränderungen erfahren. Und nun darf ich wohl zur Erläuterung ein Beispiel aus der Kunstgeschichte heranziehen: es ist — wie HEINRICH WÖLFFLIN und andere Forscher erwähnen — doch etwas anderes, ob ich „unklar“ darstelle oder etwas „Unklares“. Es gibt auch eine klare Gestaltung des Unklaren. Wie es einen Unterschied ausmacht, ob ich dumm darstelle oder Dummheit. Wenden wir dies auf die Charakterologie an: die Zertrümmerung, die Zerschlagung der einheitlichen Struktur eines Charakters ist

doch etwas ganz anderes als die Unstimmigkeiten, Widersprüche usw. seiner Inhalte und Strebungen. Sie gehören zur gesetzlichen Einheit dieser Charaktere. Ihre Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit ist gerade die Bestimmtheit und Eindeutigkeit. Das ist nicht mehr paradox als jene methodologische Scheidung, die uns in den Kunstdisziplinen heute selbstverständlich erscheint. Wenn jemand zwischen Ehrgeiz und Faulheit schwankt, wird er bald die Faulheit dem Ehrgeiz opfern, bald wieder umgekehrt. Er wird sich oft die Wonnen des Nichtstuns verderben durch ehrgeiziges Sehnen, und er wird oft den Erfolg des Ehrgeizes durch Trägheit vereiteln. Und all dies gehört zur Bestimmtheit seines Charakters: diese nicht überwindbare Unklarheit, die Unvereinbares vereinigen will, die nach einer Seite ausschlägt, um dann wieder der anderen sich hinzugeben. Jeder einzelne Schritt mag berechenbar sein, das Ganze ist unberechenbar. Aber diese Unberechenbarkeit zersetzt nicht den Charakter, sondern konstituiert ihn. Wenn wir uns in der Charakterologie gegen sie wehren, so doch nur aus dem Ideal des „festen“ Charakters heraus, der stets nach gleichen Grundsätzen reagiert und handelt. Da wir aber die Ethisierung der Charakterologie abgelehnt haben und ihre Nagelung an diesen einen Typus, hindert uns nichts, unstete, schwankende, widerspruchsvolle Charaktere anzuerkennen. Ihre große Bedeutung und ihre mannigfachen Spiegelungen enthüllt jeder Blick auf eine moderne Psychopathologie. Aber auch da liegt ein einheitliches Gesetz der Persönlichkeit vor, und keineswegs eine Zertrümmerung. „Vieldeutigkeit im Zusammenhang“ ist übrigens ein recht unglücklich gewähltes Wort: Jene Unberechenbarkeit — von der wir sprachen — schließt keineswegs sinnhafte Deutung aus. Nur ein Vorhersagen wird ganz ungewiß. Besser wäre darum wohl etwa folgende Formulierung: die Einzelhandlung ist in solchen Fällen relativ bestimmt, aber die Zusammenhänge sind vorgängig unüberschaubar, weil es offen steht, welche Richtung gerade die Oberhand gewinnt. Sicherlich kommt damit in das ganze Wesen etwas Überraschendes, Irrationales, Ungewisses, Vieldeutiges. Aber es ist bedingt durch den Charakter; nichts, was ihn aufhebt oder negiert. Es ist Gesetz solcher Charaktere, so und nicht anders zusein. Und das Gesetz ist nicht unbestimmt und vieldeutig. Im Gegenteil: es besteht die Prüfung. Gewiß also kommen wir zu Widersprüchen, wenn wir über Teilzusammenhänge stoßen, aber zu Widersprüchen, die der Charakter setzt, die von ihm aus verständlich werden. Wobei das Verstehen natürlich nicht heißt: Verschleifen, Überkleistern der Widersprüche.

Schmilzt ein Mensch einmal im Mitgefühl dahin, um gleich darauf eine verblüffende Roheit zu offenbaren, sind beide Teilvorgänge in sich ver-

ständig. Aber zwischen ihnen klappt ein Bruch. Und doch wird der Sinn für den Charakter, im Rahmen des Charakters erst erfaßbar kraft der Einsicht, daß es zum Wesen dieser Persönlichkeit gehört, ganz dem jeweiligen Erlebnis sich hinzugeben und dieses bis ins Extrem zu steigern; oder eine anscheinend geringfügige Verletzung der Eitelkeit mobilisiert alle Kräfte des Hasses, alles Mitgefühl ist wie wegrasiert. Es hätte hier keinen Zweck, den möglichen Ausgestaltungen nachzuspüren. Das methodologische Ziel liegt klar: die Gesetzmäßigkeit aufzudecken, durch die jene Irrationalität Ereignis wird. Ereignis werden muß. Gewiß gibt es danach gleichsam „im großen“ berechenbare Charaktere bei Unberechenbarkeit im einzelnen und wieder umgekehrt. Aber diese Typologie — die eine sehr reiche Gliederung zeitigt — ist eine Angelegenheit innerhalb der Charakterologie und sicherlich nicht mit der zu verwechseln, die von den Abbauformen des Charakters handelt. Auch in ihr erhärtet sich das Gesetz von der Vieldeutigkeit des Einzelnen. Denn jene Bestimmtheit des Einzelnen — Mitleid, Roheit usw. — ist eben immer noch eine Unbestimmtheit in charakterologischem Betracht. Und charakterologisches Sinngefüge besagt nicht — das ist eine der heimtückischsten und am schwersten auszurottenden Versuchungen — gewaltsame Rationalisierung des Charakters bei Ablehnung von allem, was dieser Rationalisierung sich nicht beugt. Es braucht wohl nicht — was hundertmal überzeugend dargelegt ist — wiederholt zu werden, daß jede Wissenschaft mit der Ratio beginnt und endet, daß sie auf Gedeih und Verderb unlöslich mit ihr verknüpft ist. Doch deswegen muß das Material der Wissenschaft nicht „Ratio“ in dieser Gestalt sein. Wie auch die Wissenschaft vom Religiösen nicht selbst „religiös“ ist, sonst wäre sie eben Religion und nicht Wissenschaft. Und das ist die andere Gefahr: der vergewaltigenden Rationalisierung der Charaktere korrespondiert die Infizierung der Wissenschaft durch die Irrationalität ihres Stoffes. Aber bloße Schau, Intuition, Ekstase, Bekenntnis sind noch nicht Wissenschaft, so wertvoll auch diese unausschöpfbaren Fundgruben sein mögen. Zwischen diesen beiden Polen treibt die Charakterologie, und es entspricht einer zeitlichen „Mode“, daß sie heute mehr dem zweiten Pol zuneigt. Damit wird gewiß vieles ausgeglichen, was auf Rechnung des ersten ging; die Aufgeschlossenheit wächst, der Blick weitet sich, er schärft sich, unendliches Material strömt ein. Aber methodologisch ist noch nichts gewonnen, solange nicht jenes extreme Schwanken grundsätzlich überwunden ist. Der Impressionist darf die Charaktere seiner Gestalten in unzähligen Nüancen stricheln, der Expressionist bezieht sie auf durchschneidende Züge; der erste läßt sie aufwachsen aus Umgebung, Kultur usw.; der zweite leiht ihnen ein auto-

nomes Entwicklungsgesetz. Wir aber müssen uns von diesen „Stilen“ zu befreien suchen, um nur einen „Stil“ anzuerkennen: den der Wissenschaft. Und darum muß unsere erste Sorge sein: sie nicht an irgendeinen Typ zu binden, methodologisch alle Scheuklappen abstreifen, damit nicht unversehens ein Typus sich einschleicht, der andere ausschließt.

§ 12.

Damit sind wir nun bei dem Begriffe des „Typus“. Es erleichtert nicht die Aufgabe, daß auch dieser Begriff in den verschiedensten Farben schillert. Ja, er ist bisweilen sogar zu der kläglichen Rolle eines *Deus ex machina* herabgesunken: man drückt sich an scharfen Entscheidungen vorbei, indem man tolerant Typen aufspazieren läßt. Statt weiß oder schwarz sagt man eben: weiß und schwarz.

Dieser Nihilismus scheidet für uns aus. Denn wir denken nicht im entferntesten an Typen der Charakterologie, sondern an charakterologische Typen. So gewiß Charakterologie als Wissenschaft Typen der Charakterologie überwinden muß, so gewiß wird sie immer charakterologische Typen unterscheiden müssen. Und hier stehen nun der empirische und ideale Typus einander gegenüber. Nach den grundlegenden und heute maßgebenden Fixierungen WILLIAM STERN's bedeutet „Typus“ eine vorwaltende Disposition psychischer oder psycho-physisch neutraler Art, die einer Gruppe von Menschen in vergleichbarer Weise zukommt, ohne daß diese Gruppe eindeutig und allseitig gegen andere Gruppen abgegrenzt wäre. Sie gestattet also allmähliche Übergänge zu anderen Gruppen. Der Typus „erschöpft“ demnach auch nicht „den Menschen“, sondern kennzeichnet ihn bloß nach einer Seite hin, die er mit anderen Individuen teilt. So kann ein Mensch verschiedenen Typen angehören: als Deutscher, als Künstler, als Sanguiniker usw. Und es ist die Frage, wie weit ein wahrscheinlicher Zusammenhang zwischen verschiedenen Typen obwaltet, welcher Korrelationsgrad da anzutreffen ist. Ich möchte nur diese Bestimmung dahin erweitern, daß es sich nicht gerade um „eine vorwaltende Disposition“ handeln muß. Der Künstler z. B. ist gegenüber dem Nichtkünstler sicherlich nicht bloß durch Vorwalten einer Disposition ausgezeichnet. Es erscheint mir besser, von einer „Besonderheit“ zu sprechen, mag sie nun in einer Disposition gründen, in dem Beziehungsverhältnis verschiedener Dispositionen, mag sie durch eine Gestalt oder Struktur von bestimmter Form erfaßbar sein. Gewiß ergeben sich hierdurch Typen verschiedener Art und verschiedener Ordnung; aber es ist doch vorgängig gar nicht auszumachen, daß sich alle Typologie gleichsam in der näm-

lichen Ebene vollziehen muß. Ich hoffe, daß diese Ergänzung der Meinung STERN's nicht widerstreitet, sondern sie vielleicht nur schärfer zum Ausdruck bringt. Es ist ja leicht einzusehen, daß die Vergleichbarkeit am bequemsten und sichersten sich ergibt, wo nur das Gradverhältnis einer Disposition variiert. Aber weder ist dies die einzige Vergleichbarkeit, noch kann dieses Kriterium allein entscheidend sein. Die Typen des Künstlers und Forschers scheiden sich nicht durch eine Disposition, dann müßten alle Unterschiede auf ein „Vermögen“ zurückgeschoben werden, und ihre Verwandtschaft basiert auch nicht auf dem Vorwalten einer einzigen Disposition. Trotzdem ist Vergleichbarkeit nicht ausgeschlossen, obgleich diese Typengliederung nicht aus dem Gesichtspunkte der Vergleichbarkeit gewonnen wird. Wer sich von der Vorliebe zu einer möglichst exakten, sogar mathematisch festlegbaren Vergleichbarkeit leiten läßt, wird die Typen dieser seiner Vorliebe anpassen. Wobei die Frage ist, ob er auf diesem Wege wirklich zu entscheidenden Typen vordringt, und ob er nicht all jene übersieht, die abseits von diesem Wege liegen.

Und nun noch ein Wort zur Korrelation. Die Methoden der Korrelationsrechnung sind zweifellos gut und scharfsinnig durchgearbeitet. Aber man muß sich im Einzelfall darüber klar sein, ob man nur eine Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens feststellt, oder daß bestimmte verschiedene Faktoren wahrscheinlich zusammentreffen müssen. Ich knüpfe an bereits gegebene Beispiele an: Ehrgeiz und Faulheit treffen gar nicht so selten zusammen. Es ist aber nicht ohne weiteres ersichtlich, daß sie überhaupt zusammentreffen müssen. Angst und Lüge treffen auch zusammen. Doch die Angst kann die Lüge zeitigen, Lüge wieder Angst. Gewiß, die Angst muß nicht zur Lüge führen, und die Lüge nicht zur Angst. Aber es ist da ein vorgängiger Zusammenhang, der dann empirisch belegt wird. Im ersten Fall ist nur der empirische Zusammenhang. Er läßt dann zu weiterer Deutung ein: wer sein Genügen ganz in der Arbeit findet, muß nicht vom Ehrgeiz angefressen werden. Die Arbeit selbst ist ihm Zweck und Ziel. Der Ehrgeiz läßt vermuten, daß die Arbeit den Betreffenden nicht völlig befriedigt. Er arbeitet nicht um der Arbeit willen. Die Arbeit ist vielleicht nur das unangenehme Mittel, um den Genuß des Erfolges zu ernten. Er liebt gar nicht die Arbeit, er nimmt sie nur widerwillig in Kauf. Und von hier aus bahnen sich mögliche Vermutungen zur Verbindung „Ehrgeiz — Faulheit“ an. Und nun kann man wieder nach dem empirischen Beleg, der Häufigkeit dieses Typus suchen. An der Korrelationsrechnung selbst wird nichts geändert. Aber ihr Sinn verschiebt sich, ihre Ergebnisse bedeuten etwas anderes.

Unversehens haben wir uns schon des zweiten Typus-begriffs bedient,

des „Ideal-typus“: der „Künstler“, der „Gelehrte“, „der“ starre oder elastische Charakter usw. Dieser Typus ist — wie man zu sagen pflegt — eine Fiktion oder eine Konstruktion. Mit seiner Setzung wird keineswegs — ohne weiteres — eine Realgeltung intendiert. Wo dies erfolgt, handelt es sich um grobe Verfehlung. Im Gegenteil: man ist sich häufig dessen klar bewußt, daß der „reine“ Typus gar nicht Verwirklichung gewinnen kann. Daß ein solches törichtes Verlangen eine Absurdität einschließt. Aber auch sonst bedarf es immer einer Prüfung, ob und wie weit, in welchen Formen Idealtypen sich realisieren, konkrete Erfüllung finden. Die Rolle der „Ideal-typen“ kann demnach für die Realwissenschaften stets bloß eine methodologische sein, doch kraft dieser Rolle sind sie für die verschiedensten Disziplinen unentbehrlich. Und zwar nicht nur in der üblichen Art des Gedankenexperiments. Am besten vergleicht man wohl die reine, ideale Typologie mit der reinen Mathematik, und damit erhellt zugleich ihre fundamentale Bedeutung. Ohne Mathematik wäre noch heute die exakte Naturwissenschaft auf dem Stande hilfloser Empirie. Und ohne die logische Stringenz der Idealtypen und ohne die Existenz ideal-typischer Beziehungen käme alle Charakterologie über unsicheres Tasten nicht hinaus, über ein Haften und Kleben an einem überreichen Stoffe, der letztlich unverständlich bliebe. Wie unendlich viel wir hierbei der HUSSERL'schen Phänomenologie zu danken haben, und der seiner Schüler, wie unendlich viel zahlreichen anderen Forschern, die sich um dieses methodische Vorgehen bemüht haben, muß hier unerörtert bleiben. Wir wollen keine Geschichte dieser Problematik sammeln, lediglich das ganz kurz heranziehen, was für unsere jetzigen Zwecke erforderlich ist. Damit sind wir schon bei dem Thema des „Verstehens“ angelangt, das DILTHEY's Genie als eigenen geistigen Akt von dem Erkennen getrennt hat. Auf das Verstehen als eine besondere Kategorie muß sich eine „geisteswissenschaftliche“ Psychologie stützen, die materialistische Ketten sprengen will. Und die Frage: was ist „verstehende“ Psychologie? zählt heute zu den leidenschaftlich umkämpften und durch eben diese Eigenschaft verdunkelten. Man geht von dem Unterschied einer verstehenden und erklärenden Psychologie aus. Erklären soll bedeuten: aufweisen kausaler Beziehungen. Aber über das Wesen des Verstehens lauten die Antworten verschieden. Eine der beachtetsten und beachtenswertesten hat EDUARD SPRANGER geboten in seinen „Lebensformen“ und in der „Psychologie des Jugendalters“: „Geistige Erscheinungen sind zeitig bedingt oder eingehüllt; der geistige Gehalt, ihre gesetzliche Struktur ist zeitlos.“ Geistiges Verstehen heißt also eigentlich: die zeitlichen Erscheinungen des Geistes auf ihren zeitlosen, gesetzlichen Sinngehalt zu-

rückführen.“ Die geisteswissenschaftliche Psychologie „geht von dem Ganzen der seelischen Struktur aus“. Struktur bedeutet einen Leistungszusammenhang; „Leistung die Verwirklichung von objektiv Wertgemäßen.“ Durch das Merkmal des sinnvollen Zusammenhanges unterscheidet sich die Erkenntnisleistung des Verstehens vom Begreifen und Erklären, z. B. von der Kausalerklärung aus Gesetzen nur äußeren Aufeinanderfolgens. „Sinn hat, was sich in ein Wertganzes als konstituierendes Glied einfügt.“ Dabei fällt „Verstehen“ nicht zusammen mit einem getreu abbildenden Nacherleben des subjektiven Seins, Erlebens und Verhaltens einer Einzelseele. Die Kategorien, mit denen das Verstehen arbeitet, sind Sinnbestimmtheiten und Sinnzusammenhänge. Fragt man: „Weshalb spielt das Kind?“ ergibt die Antwort: „Weil es ihm Freude macht“, den rein subjektiv erlebten Sinn des Spiels. Weist man auf die vorüberende Funktion des Spiels hin usw., erfolgt die Antwort aus einem übergreifenden Sinnzusammenhang, die Deutung durch das Wissen um überindividuelle und geistige Zusammenhänge. Ich gebe nur noch ein — meiner Meinung nach — recht glückliches Beispiel aus der „Lebenspsychologie“ von RICHARD MÜLLER-FREIENFELS: „Es wäre töricht zu meinen, wenn man aussagt, ‚Goethe liebte Frau von Stein‘ irgend etwas Exaktes über seine Bewußtseinserlebnisse ausgesagt, irgendein ‚psychisches Element‘ seines Wesens damit erfaßt zu haben. In Wahrheit ist damit eine jenseits von tausendfältigen Schwankungen des Bewußtseins bestehende Gerichtetheit des Ich gemeint, die Jahre hindurch als solche fort dauerte, und die vor allem erfaßt werden muß, wenn man später einzelne Bewußtseinswellen begreifen will, die diese Strömung aufwarf. Diese Sinnbeziehung macht erst das Einzelne verständlich und vereinheitlicht es.“

Schalten wir nun alle standpunktlichen Theorien aus, buchen wir als Gewinn unentbehrliche und unabweisliche Voraussetzungen, auf die keine Charakterologie verzichten kann. Selbst wo sie diese leugnet, muß sie unter fremder Flagge sich ihrer doch bedienen. Es ist einmal die teleologische Betrachtungsweise, wobei wir das Wort Teleologie möglichst weit fassen und es auch von einer objektiven Wertlehre abheben. Denn die Strebensziele können, aber müssen nicht objektive Werte sein. Und auf die Strebensziele kommt es uns an, auf die Werte nur, soweit sie Objekte dieses Strebens sind. Und das ist ein grundlegender Unterschied zu jeder echten Wertwissenschaft. Treibt und peitscht einen immerfort drängende, peinigende Gier nach Wollust, wird von diesem Ziele her sein Tun und Treiben verständlich: vielleicht eine dreiste Unterschlagung von Geldern oder ein tollkühnes Unternehmen. Aber ob der Zweck ein Wert ist, bleibt

ganz dahingestellt. Die Charakterologie fragt gar nicht darnach. Jener Teleologie können wir aber gar nicht entgehen, im Gegenteil; wir müssen sie bewußt anwenden. Durch sie werden erst Richtungsachsen einer Persönlichkeit bestimmt. Daß ferner eine so gefaßte Teleologie der kausalen Forschung nie und nimmer widerstreitet, ihr vielmehr immer wieder Aufgaben vorschreibt, bedarf keiner Erwähnung. Eher einer Warnung, diese Teleologie mit der Kausalität zu verwechseln im Glauben, mit der Aufdeckung teleologischer Zusammenhänge sei auch schon die kausale Forschung erledigt. Sie hat ja jetzt erst zu beginnen. Dann aber hat diese Teleologie nichts Erschreckendes, und nichts, wogegen selbst die Naturwissenschaften protestieren müßten. Nun jedoch zweitens: wir haben scharf zu unterscheiden zwischen „Erlebtem“ und jenen „Sinnzusammenhängen“. Sobald wir diese einfach in das Erleben einreihen, verfälschen wir es in bisweilen geradezu grotesker Weise. Es kann stimmen, daß einer nach Zärtlichkeit sich sehnt. Was er auch tut, ist von diesem Streben erfüllt. Aber er ahnt nichts davon. Und er wäre ein ganz anderer Charakter, wenn er dies wüßte und trotzdem so handelte. Aufschluchzende Scham würde ihn vielleicht überwältigen, weil er so um Zärtlichkeit bettelt und buhlt; oder: einer unternimmt und unterläßt alles mögliche aus „Liebe“, ohne sich auch nur irgendwie diese Liebe einzugestehen. Dumpfe, drängende Gefühle, Spannungen beherrschen ihn, erschüttern ihn, treiben und hemmen. Sicherlich vermag ein anderer in seinem Fall die Beziehung zu durchschauen; aber das ist eben ein anderer Charakter, und damit wird auch schon der gesamte Erlebensverlauf ein anderer. Vielleicht überfällt ihn plötzlich jene Einsicht wie ein sengender oder heilender Blitz; vielleicht ringt sie sich allmählich durch, er wehrt sich gegen sie, sucht sie zu verdrängen, zu überdecken. Gewiß bewegt sich das Erleben in anderen Bahnen als das Geflecht der Sinnzusammenhänge, das zu entwirren oftmals dem Erlebenden gar nicht möglich ist. Denn — wie SPRANGER mit Recht sagt — das Ganze, aus dem heraus der Mensch verstanden werden muß, ist viel größer als das Ganze seiner individuellen Erlebniswelt. Jene Konstruktion — mag sie auf einer Intuition gründen oder sonstwie verankert sein — ist vorgängig dem Einzelfall gegenüber immer nur eine Hypothese, deren Verifikation lediglich durch Prüfung an dem möglichst umfassend gewählten Material vollzogen werden kann. Ihre „Bündigkeit“ — der Terminus stammt von SIMMEL, und FREYER wendet ihn mit Vorliebe an — beweist noch keine Realgeltung, bloß ihre logische Widerspruchslosigkeit. Und auch vor solchen Hypostasierungen muß man sich hüten. Vergessen wir doch nicht, daß der Idealtypus „Staatsmann“ sich rein nicht erfüllen kann, sondern nur in einem bestimmten Individuum,

in einem bestimmten Staat, in einem bestimmten Volk, in einer bestimmten Zeit. Und es ist zu untersuchen, warum sich unter gewissen Umständen dieser Typus scharf und klar abhebt, während er unter anderen sich verwischt. Solange wir nur in Idealtypen uns bewegen — Staatsmann, Deutscher, Renaissance usw. — kommen wir gar nicht an einen individuellen Charakter heran, an das Gesetz einer Persönlichkeit. Erst diese Sinnfindung — die sehr reichlich an einem umfassenden empirischen Material genährt werden muß — steuert ins Zentrum der Charakterologie. Jedoch das Gesetz scheint wieder ein „ideales Gebilde“? Man mag es so bezeichnen, aber es ist hier nur so weit Gesetz, als es irgendwie dem „Wirklichen“ zugeordnet ist. Sonst verschwebt es in blaue Luft. Eine *l'art pour l'art* Charakterologie lehnen wir ab. Mit dem bloßen „Verstehen“ bleibt man in einer idealen Sphäre. Es wäre ganz falsch zu meinen, in einer Sphäre, welche die Wahrheitsfrage nicht kennt; aber in einer, welche die Realitätsfrage gar nicht aufwirft. Das „Verstehen“ kann die Evidenz verbürgen, doch diese Bürgschaft ist weit entfernt davon, ein Garant der „Wirklichkeit“ zu sein. THOMAS MANN beginnt eine Novelle mit den Sätzen: „Ihr müßt nämlich wissen, daß das Unglück des Menschen Würde ertötet — es ist immerhin gut, ein wenig Einsicht in diese Dinge zu besitzen. Es hat eine sonderbare und schauerliche Bewandnis hiermit. Es nützt nichts, daß der Mensch sich selbst seine Unschuld beteuert: in den meisten Fällen wird er sich für sein Unglück verachten, Selbstverachtung und Laster aber stehen in der schauderhaftesten Wechselbeziehung, sie nähren einander, sie arbeiten einander in die Hände, daß es ein Graus ist.“ Wir „verstehen“ unmittelbar die „tiefe Richtigkeit“ solcher Beziehungen. Wir lehnen uns nur auf, daß schlechthin Unglück Würdelosigkeit zeitigen soll: wir möchten ein „kann“ ergänzen. Die gefährliche Möglichkeit ist da, ist evident da, aber keine Notwendigkeit. Nebenbei bemerkt: die Verdichtung der Möglichkeiten zu ausnahmslosen Notwendigkeiten ist ein häufiger methodologischer Verstoß. In gleicher Weise evident ist die Beziehung Selbstverachtung — Laster. Aber nun fügt THOMAS MANN hinzu: „in den meisten Fällen.“ Damit betreten wir auf einmal den harten Boden der Wirklichkeit. Hier spielt keine evidente Sinnbeziehung des Verstehens, hier spricht die große Erfahrung des gereiften, weisen Mannes. Jene Beziehung würde nicht minder gelten, auch wenn nur seltenste Fälle angeführt werden könnten, ja auch wenn wir keinem einzigen Fall begegnet wären. Es ergeben sich auch sogleich weitere Beziehungen, z. B.: die Selbstverachtung als Mittel zum Laster. Man schafft sich die Freiheit zum Laster durch Selbstverachtung und legitimiert auf diese Weise das Laster. Ja man führt — mehr oder minder

bewußt — das Unglück herbei, um sich verachten zu dürfen, um damit Recht zu behalten und mit diesem Recht das Laster zu erkaufen. Man „will“ gar kein Glück; das Unglück ist der Schutz, der das lasterhafte Leben vor dem eigenen Gewissen gestattet. Gerade die ausschweifende Fülle dieser Möglichkeiten rät dringend zur Vorsicht, weil sie die Entscheidung im Einzelfalle so unendlich erschwert, und weil der Einzelfall selten „rein“ aufgeht.

Aber nun möchte man wirklich meinen, es gäbe zwei Charakterologien: eine ideale und eine empirische. Und die ideale sei die Grundlegung, der dann die empirische zu folgen habe. Ich will dieses gefährliche Programm mir nicht zu eigen machen. Erstens scheint mir das Verhältnis der beiden Charakterologien doch verkannt. Ohne Zweifel setzt die empirische Charakterologie ununterbrochen ideale Feststellungen voraus, obgleich sich diese häufig erst Hand in Hand mit ihr entwickeln. Sie erfordern ein sehr gesichertes Material, an dem sie abgelesen werden können, an dem sie schaubar werden. Eine „ideale“ Charakterologie ist also die Krönung langer, strenger empirischer Arbeit, und wieder umgekehrt. Die Vernachlässigung einer der beiden Seiten drückt auch auf die andere. Wenn ich die sinnhafte Beziehung Angst — Lüge prüfe, untersuche ich doch nicht die Worte, sondern die Beziehung wird erst greifbar durch die ganze Bewußtheit um Angst und um Lüge. Jedoch: trotz dieser wechselseitigen Hilfe könnte man doch an dem Gedanken jener beiden Charakterologien festhalten. Ich bin der Überzeugung, daß Charakterologie Realwissenschaft ist. Und nur als solche brauchen sie ja auch Historiker, Pädagogen, Psychiater, Kriminalisten usw. Sobald wir das Interesse am wirklichen, tatsächlichen Charakter verlieren, verlieren wir meiner Meinung nach auch die Charakterologie. Eine noch so wunderbare ideale Typologie hängt im blauen Äther, wenn sie nicht wesenhafte Differenzen der echten Charaktere beinhaltet und zwar auffindbare, belegbare Differenzen. Das heißt gewiß nicht: Verurteilung zu blinder Empirie. Im Gegenteil: weiteste Heranziehung des A-priorischen, aber eben nicht als Selbstzweck. Die Charakterologie ist keine Mathematik. Gewiß könnte man versuchen, alles A-priorische und „Ideale“ der Charakterologie systematisch zusammenzustellen und diese Charakterologie abgrenzen gegen die „empirische“. Aber ich glaube, daß man dann eine andere Bedeutung unterschiebt: man meint unter empirischer Charakterologie lediglich angewandte Charakterologie, praktische Charakterologie. Die Charakterologie als Wissenschaft ist aber weder rein empirisch, noch rein a priori zu betreiben. Will man diese Kreise trennen, geht ein Riß mitten durch die Charakterologie. Man gewinnt nicht zwei Charakterologien, sondern verurteilt zwei unselbständige Hälften zu dauernder Unfruchtbarkeit.

Machen wir uns dies an einem ganz einfachen Beispiel klar: auf der einen Seite das ideale Gesetz der Persönlichkeit, auf der anderen die wirkliche Persönlichkeit, wie sie tatsächlich ist. Das ideale Gesetz steht der Persönlichkeit gegenüber als das Sein-Sollende, als das, was sie hätte werden können, wenn sich ihr Wesen voll und reich ausgelebt hätte. Nun aber haben Leben und Schicksale manche Anlagen unterdrückt, verkümmern, pervertieren lassen, andere sind sehr stark aufgegangen. Die Akzente haben sich verschoben. Und in diesen Wandlungen steckt auch Sinn, auch Gesetzlichkeit. Und daran kann doch eine Charakterologie nicht vorübergehen. Zweifellos, auch solche Aufgaben sind nicht rein empirisch. Aber ohne Empirie sind sie gewiß nicht zu lösen. Vielleicht darf ich ein ganz persönliches Wort einschalten: wer meine Schriften kennt, weiß von meiner Vorliebe zum A-priorischen. Aber wir müssen uns auch zur Empirie zwingen und zwar in sehr weitem Umfange. Sonst kommen wir über Programmatik nicht heraus und über die schöne Geste, die den anderen anheimstellt, nun die empirische Fülle zu schaffen und das Empirische systematisch einzubauen. Und es dünkt mich gedanklicher Hochmut, Charakterologie zu treiben ohne sehr genaue Kasuistik — könnte man Charaktere GOETHE's, DOSTOJEWSKI's, NIETZSCHE's, GOGOL's usw. erfinden? — und ohne die überaus fruchtbare Arbeit, welche z. B. die moderne Psychiatrie geleistet hat. Sicherlich ist darin ein gut Teil phänomenologischer Arbeit. Ja, vielleicht das Beste, das Tiefste, das Aufschlußreichste, das danken wir ihr. Aber es ist eine phänomenologische Arbeit, die sich nur in unlöslicher Reibung mit einer bis ins feinste zugespitzten Empirie entwickeln läßt, und die wie ein Kartenhaus zusammenbricht, wo diese Empirie sie im Stich läßt oder versagt. Und schon darum müssen wir ihr die schuldige Achtung erweisen und sie nicht aus der Charakterologie verbannen.

§ 13.

Die vorstehenden Betrachtungen umkreisen ein Problem, das zumal KARL JASPERS in seiner allgemeinen Psychopathologie mit voller Klarheit aufgeworfen hat: ihm zufolge wird die Evidenz des Verstehens aus Anlaß der Erfahrung gegenüber menschlichen Persönlichkeiten gewonnen, aber nicht durch sich wiederholende Erfahrung induktiv bewiesen. Sie trägt ihre Überzeugungskraft in sich selbst. Nun kommen wir aber — wie JASPERS betont — mit diesem „genetischen Verstehen“, zumal in der Psychopathologie, bald an Grenzen. „Seelisches taucht als etwas Neues in uns gänzlich unverständlicher Weise auf, Seelisches folgt auf Seelisches in einer für uns gänzlich unverständlichen Art. Es folgt aufeinander, es

geht nicht auseinander hervor . . . Der Längsschnitt des Seelischen kann nicht annähernd vollständig genetisch verstanden werden, er muß auch wie naturwissenschaftliche Gegenstände, die man im Gegensatz zu psychologischen überhaupt nicht „von innen“, sondern bloß „von außen“ sieht, kausal erklärt werden.“ Das bestätigt auch HANS W. GRUHLE, und von ganz anderer Seite aus gelangt JONAS COHN zu dem gleichen Ergebnis: „Sinngelitetes und speziell auch rationales Verstehen ist für die Psychologie unentbehrlich; nur ist es durchaus nicht a priori gewiß, daß ein bestimmtes Stück Seelenleben sich ganz sinnhaft oder gar rational verstehen läßt. Ja, nicht einmal das darf vorausgesetzt werden, daß alles Seelenleben überhaupt verständlich ist. Verstehbarkeit und erst recht sinngelitete Verstehbarkeit ist, Kantisch zu reden, für die Psychologie immer nur regulatives, nie konstitutives Prinzip. Gerade die Grenzen der Verständlichkeit treiben die Psychologen immer wieder zu erfassenden Erklärungsversuchen.“ Mustert man — rein methodologisch — diese Argumente, ist es fast verwunderlich, wenn sehr energisch — z. B. von SCHILDER — gegen jene Grenzen Sturm gelaufen wird. Was kann denn solch ein Sturm bezwecken? im Einzelfall die Grenzen verschieben. Das ist sein gutes unbestreitbares Recht. Nur Kurzsichtigkeit könnte sich im Glauben sonnen, sie hätte alles „Verstehen“ ausgeschöpft. Wenn sich „Verstehen“ auf Gebieten durchführbar erweist, die bisher unüberwindlichen Widerstand ihm entgegensetzten, liegt echter Fortschritt vor. Das wird niemand leugnen wollen, doch darf der Gedanke an mögliche Grenzen solchen Fortschritt nicht behindern. Aber es kann natürlich kein vermeintliches „Verstehen“ sein, wie man etwa früher Tiere zu „verstehen“ wähnte. Hier kann jedoch nur ein empirischer Streit herrschen. Er vermag aber niemals darüber zu entscheiden, ob es schlechthin keine Grenzen des Verstehens gibt. Auch JASPERS trennt noch nicht scharf genug die Erfahrungsseite von der ausschließlich methodologischen. Es ist eben a priori nicht zu verlangen, daß alles Seelenleben einem sinngeliteten Verstehen sich fügt. Man kann sagen: vielleicht ist es so; und es wäre schön, wenn es so wäre. Aber es ist keineswegs gewiß. Erscheint es aber nicht ein Vorteil, im Forschungsbetrieb sich von dem Gedanken leiten zu lassen, „als ob“ es so wäre. Denn diese Fiktion verheißt heuristischen Ertrag. Aber doch nur so lange, als man auf die Widerlegung wenigstens gefaßt ist, denn sonst vergewaltigt man möglicherweise in Konsequenz dieser Fiktion das gesamte Seelenleben. Man muß demnach mit ihrem Gegenteil mindestens rechnen. Doch das kann eigentlich kein Gegner in Frage ziehen. Er müßte denn zeigen, es sei a priori gewiß, daß jenes sinngelitete Verstehen grenzenlos gelte. Nur die Möglichkeit ist a priori in

Erwägung zu ziehen; jeder Schritt weiter wäre Willkür, Verengung der Problematik; oder er hätte gleichsam am Ende seiner Untersuchungen den Beweis geliefert, daß jene Möglichkeit tatsächlich zutrifft, daß sie keinerlei Ausnahme erleidet. Ganz abgesehen davon, daß wir an diesem Ende sicherlich nicht angelangt sind, wäre dies ein bloß empirischer Beweis. Und daß da im Einzelfall die Meinungen sehr weit auseinandergehen können, ist wohl sicher. Hier werden wir noch viel lernen und auch umlernen müssen. Aber an der methodologischen Einstellung wird dadurch nicht gerüttelt. Ihr Prinzip bleibt gewahrt. Und es ist nicht nur von akademischer Bedeutung. Denn seine Einklammerung oder Beseitigung verbietet Möglichkeiten zu berücksichtigen, deren Unmöglichkeit jedenfalls nicht im vorhinein feststeht. Ergibt sich, daß sie keine Rolle spielen, gut: dann treten sie immer mehr zurück und verschwinden schließlich ganz. Aber ihr Rollenwert bedarf empirischer Fixierung. Das durchaus „sinngelitete“ Leben ist vorgängig genau so ein Ideal-typus wie das gar nicht sinngelitete. Ob die Wirklichkeit sich nur dem einen oder anderen Pol zuneigt, ob sie zwischen ihnen in unendlicher Abwandlung sich bewegt, ist von diesen Typen aus nicht ersichtlich. Die Wahrscheinlichkeit würde wohl für den dritten Fall mit der breitesten Streuungsweite sprechen, und nicht für das eine oder andere Extrem.

Die Gegner können sich aber mißverstanden fühlen. Sie wollen vielleicht gar nicht behaupten, alles Erleben sei sinngelitet, sondern: charakterologische Forschung erlösche dort, wo die Sinnbeziehungen aufhören. Sie umgrenzen also die Charakterologie. Man darf diese Grenzen nicht in die Charakterologie hineinragen, es sind vielmehr die Grenzen der Charakterologie. Man meint demnach nicht, alles Psychische sei sinngelitet, wohl aber alles charakterologisch Deutbare. Denn bloße Kausalerklärung ist keine Charakterologie. Man darf dies zugeben, ohne sich doch jenem Radikalismus zu verschreiben. Warum soll denn der Einbruch des nicht Sinn-geliteten nicht unter Umständen zum Sinn des Charakters gehören? Gerade aus diesem Sinn scheint bisweilen zu folgen, daß jene Einbruchstellen kommen müssen. Wie ich doch auch von bestimmten Voraussetzungen her sagen kann, daß sie zu gewissen Absurditäten führen müssen. Sicherlich, diese Voraussetzungen kann ich nicht im einzelnen erfinden; sie erheischen sorgsamste, empirische Konstatierung. Ist aber diese erfolgt, vermag ich bis zu einem gewissen Grade die Konsequenzen zu überschauen, in unserem Fall: die charakterologische Bedeutung. Und ich darf mich weiterhin nicht mit dieser Überschau begnügen, ich muß vielmehr auf erfahrungsmäßige Bestätigung dringen. Und oft wird ihr Befund Anlaß zur Korrektur, deren Durchführung wieder versucht werden

muß. Dabei scheint mir ein Unterschied wichtig, der gemeinhin nicht genügend beachtet wird: „Nicht sinngel leitete Partien“ innerhalb eines Sinngefüges, und andererseits „Sinngel leitete Partien“ in einem „Sinnchaos“. Nur letztere Fälle sind in ihrem Extrem charakterologisch hoffnungslos: denn es glühen bloß charakterologische Funken auf, die gleich wieder verlöschen. Handelt es sich um einen zerstörenden Abbau, kann man — ja man muß — untersuchen, wie und wodurch diese Zerstückelung eintritt, wie sie weiterfrißt, wie sie lähmt oder verwirrt. Und all dies sind charakterologische Untersuchungen ersten Ranges, die vielleicht auch bedeutsam werden zur vergleichenden Charakterologie, eines primitiven archaischen Seelenlebens, zu der von Kindern, Tieren usw. Also auch da, wo wir dem hoffnungslosen Ende der Charakterologie zusteuern, liegen noch auf dem Wege reiche Schätze. Anders ist es, wenn es sich um „nicht sinngel leitete Partien“ innerhalb eines Sinngefüges handelt. Entweder: der Charakter ist noch nicht genügend vereinheitlicht; er bezieht aber allmählich diese Partien in sich ein, oder: sie bleiben außerhalb. Dann ist es ja doch nicht der ganze Charakter. Wir müssen eben in seine sinnhafte Struktur das Nichtsinnhafte hineinnehmen, sie gleichsam nach bestimmten Seiten offen lassen. Ich glaube, daß die Schwierigkeiten — um die es sich hier handelt — auch anderwärts anzutreffen sind, also nichts Unerhörtes an sich haben und auch nichts Entmutigendes. Denken wir an ein Kunstwerk. Trotz schöner Einzelheiten zeigt es kein einheitliches Formgesetz. Das Kunstwerk zerfällt in Teile. Man kann es fast zerschneiden. Die einzelnen Partien sind sinnhaft, das Ganze sinnlos. Nun kann es zwar als Ganzes sinnhaft sein, aber Einzelheiten durchkreuzen, durchbrechen diesen Sinn, lehnen sich gegen ihn auf, oder sind ihm gegenüber ganz gleichgültig, entziehen sich ihm, führen ihr Eigensein. Und all dies gehört zum Charakter des betreffenden Kunstwerkes, darf nicht von ihm abgelöst und wegradiert werden. Gewiß kann man sagen: es wäre ein besseres Kunstwerk, wenn es nicht an diesen Unausgeglichenheiten krankte. Schuld daran ist die Jugend des Künstlers oder sein Alter usw. Schaltet man aber diese Wertungen und Begründungen aus, handelt es sich um eben dieses Kunstwerk und um kein anderes. Ja, erst die Einsicht in sein Wesen ist die Grundlage für Wertungen und auf sie gestützte Erklärungen. Und noch ein anderes Beispiel sei angeführt: in einer Schachpartie ist jeder Zug sinnhaft; der bestmögliche in der gegebenen Lage. Nun aber kommen Züge, die ganz sinnlos sind vom Standpunkt der Schachpartie. Der Spieler wird ängstlich, ungeduldig, er wird unaufmerksam, er ist ermattet usw. Hier führt nicht mehr die Logik des Schachs weiter, sondern die Individualpsychologie des betreffenden Spie-

lers. Auf solche Unterbrechungen müssen wir in der Charakterologie immer gefaßt sein; sie bedeuten nur das Ende einer spekulativen, rein a-priorischen, starren Charakterologie. Wer sich nicht auf sie versteift, wird da gerade vom wärmsten Hauch des Lebens betroffen.

Hiermit dürfen wir wohl diese einleitenden Bemerkungen über die Voraussetzungen einer Charakterologie schließen. Ich weiß, daß sie erkenntnistheoretisch recht dürftig sind und manchen Angriff herausfordern. Aber es ist gar nicht meine Absicht, präludierend die Mittel der Erkenntnistunlichkeit zu schleifen und zu säubern; sie sind mir nicht Selbstzweck. Das muß die materiale Arbeit selbst besorgen; und in rückblickender Besinnung auf sie könnte vieles schärfer ausgesprochen werden als jetzt, wo wir uns zu ihr anschicken und nicht zu lange im Vorzimmer verweilen wollen. Ich stimme ganz OTTO SELZ bei, der in seinem Vortrag „Über die Persönlichkeitstypen und die Methoden ihrer Bestimmung“ (achter Kongreß für experimentelle Psychologie in Leipzig) gesagt hat, daß wirkliche Kenntnis nur durch die Vertrautheit mit der Anwendung der Methoden im einzelnen gewonnen werden kann, nicht ausschließlich aus den methodologischen Darlegungen ihrer Vertreter, die sich über den Charakter und die Bedeutung der Verfahrensweisen ihres Wissensgebietes täuschen können und auch getäuscht haben. Ich will ferner nicht einmal behaupten, daß alle Voraussetzungen bereits hervorgehoben wurden. Die Frage der Voraussetzungen der Mathematik setzt eigentlich schon die Mathematik voraus. Um Klarheit über ihre Voraussetzungen zu gewinnen, ist es das sicherste Mittel, selbst Mathematik zu treiben und dann zurückzuschauen. Und auf die Charakterologie selbst kommt es uns an. Es ist wohl kein Umweg, wenn wir im nächsten Teil von ihren Forschungsweisen handeln, wobei der materiale Gehalt auch zu seinem Recht gelangen soll. Insbesondere soll auch die klassische Literatur ausgewertet werden. Wir haben ja bereits auf die Wichtigkeit hingewiesen, das ganze Feld der Charakterologie aufzulockern und zu öffnen. Ich glaube, daß dies auf dem von uns gewählten Wege am leichtesten möglich ist. Die vielen einzelnen Pfade und Seitenpfade müssen sich zu einem ganzen System zusammenschließen. Sonst bleiben unvermittelt nebeneinander: die verschiedensten Charakterologien oder Bruchstücke von ihnen. Gewiß, als Kundgaben bestimmter Geistigkeit werden sie immer ihren Wert behalten, aber wir streben nicht eine so gestaltete Kulturpsychologie an — obgleich ihr Thema oft wird anklingen müssen — sondern eine sachliche, wissenschaftliche Charakterologie. Und ihr dürfen wir diese vielfache „Wahrheit“ nicht zubilligen, ohne sie von Grund aus aufzulösen. Hierbei geht es um ihr Sein oder Nicht-Sein.

Zweiter Teil

Forschungswege der Charakterologie

§ 1.

Methodologie der Geschichte ist etwas anderes als die tatsächlichen Arbeitsverfahren des Historikers. Und von dieser Arbeit des Charakterologen soll jetzt die Rede sein. Wir gehen dabei von den Versuchen aus, vom Körperlichen her den Charakter zu erschließen. Der gemeinsame Grundgedanke wurzelt in der Überzeugung, daß sich der Charakter irgendwie im Leiblichen spiegelt. Und diese Spiegelungen gilt es aufzuweisen, echte und unechte zu scheiden; tunlichst Regelmäßigkeiten, ja sogar Gesetze aufzudecken. Der Wissenszweig, der aus der äußeren Körperform — zumal der des Gesichts — den Charakter zu bestimmen trachtet, heißt Physiognomik. Wir haben gleich zu unterscheiden die festen oder sonstwie starren Formen (z. B. Knochenbau) von denjenigen, die der unmittelbaren Einwirkung des Seelischen ausgesetzt sind, wobei hoffentlich auch ein Anhänger des psychophysischen Parallelismus sich nicht an dem Worte „Einwirkung“ stoßen wird. Er kann es sich leicht in seine Sprache übersetzen. Weiterhin trennen wir die durch aktuelle seelische Erregungen geprägten mimischen Züge von den durch Wiederholung zu physiognomischen Zügen verfestigten. Ein physiognomischer Zug ist also — wie übereinstimmend gelehrt wird — ein habituell gewordener mimischer Zug. Mir erscheint es allerdings fraglich, ob zur Fixierung eines physiognomischen Zuges stets eine Wiederholung gleicher oder ähnlicher Erlebnisse nottut, ob nicht vielmehr bisweilen ein nach irgendeiner Richtung hin ausgezeichnetes Erlebnis schon dauernde physiognomische Spuren einkerbt. Gewohnheiten entstehen ja auch nicht bloß durch Übung, sondern manchmal durch einen einzigen Fall, der dann die Spruchweisheit „einmal ist keinmal“ widerlegt. Ich halte es darum für unrichtig, in der Physiognomik lediglich nach häufigen Erlebnissen als Unterlage zu fahnden, man sollte nicht minder besondere Einzelerlebnisse in Betracht ziehen. Gibt es solche, und welche sind dies? Ferner bezeichnet man die Bewegung der Gesichtsmuskeln als Mimik, die der Arme, Beine und des Rumpfes als Pantomimik. Aber es genügt nicht, daß überhaupt ein Zusammenhang zwischen einem körperlichen Vorgang

und einem seelischen stattfindet; das zeigt sich auch gelegentlich bei Magenverstimmung, Menstruation, Urindrang usw. Sondern — wie die Einfühlungstheoretiker sagen — das Seelische muß im Körperlichen verhaftet sein, in ihm „liegen“. Ich „sehe“ den Trotz in der Miene, die Wehmüt im Lächeln, die Verzweiflung in der Gebärde, den Stolz in der Haltung. Nicht wie dieses „Sehen“ zustande kommt, beschäftigt uns hier, vielmehr sein objektiver Rechtsgrund. Noch mehr: die wissenschaftliche Erweisbarkeit dieses Rechtsgrundes. Was folgt daraus für die Charakterologie? Auch dabei ist es von Vorteil, zwei Fragen scharf zu trennen. Daß wir — charakterologisch interessiert — uns immer jenes „Sehens“ als Mittel bedienen, ist eine Tatsache. Sie ableugnen zu wollen, wäre vergeblich. Jedoch dieses ganze Beginnen kann an sich außerhalb der Wissenschaft stehen: sie bemächtigt sich bloß der Ergebnisse und prüft sie auf ihre Weise und mit ihren — anderwärts erprobten — Verfahren. So ist ja auch mein Kunstgenuß kein Garant der sachlichen Struktur des Kunstwerkes, lediglich Material der Kunstforschung und ein an sich noch vorwissenschaftliches Material. Und eine noch so strenge Analyse des Kunstgenusses ist doch etwas ganz anderes als die Analyse des Kunstwerkes. So ist auch die Analyse des physiognomischen Erlebens nicht zu verwechseln mit der physiognomischen Analyse. Sie gehört erst zur Physiognomik in dem weiteren und engeren Sinne des Wortes, der eben die festen Körperformen ausschließt. Wir aber wollen im folgenden die Physiognomik in ihrem gesamten Umfange betrachten: auf die methodische Zuverlässigkeit ihrer Einsichten hin und auf ihre Bedeutsamkeit für die Charakterologie. Denn beides fällt nicht zusammen: es könnten Ergebnisse für die Charakterologie von entscheidendem Gewicht sein, aber — unglücklicherweise — wäre es nicht möglich, über sehr schwankende Vermutungen hinaus zu gelangen. Oder umgekehrt: die Wahrheit der Ergebnisse wäre nicht anzuzweifeln, doch die Charakterologie wüßte wenig damit anzufangen. Darum lautet das Problem: welche Rolle kann überhaupt die Physiognomik innerhalb der Charakterologie spielen und wie vermag sie diese ihre Rolle zu spielen. Ist es eine oder gar die Hauptrolle — um den Vergleich auszuspinnen — verdirbt ihre vielleicht notwendig unzulängliche Gestaltung das ganze Stück; handelt es sich jedoch nur um eine Nebenrolle, sind positiver und negativer Ertrag erheblich bescheidener.

§ 2.

Die Physiognomik lernen wir wohl am besten in ihrer Geschichte kennen. Dabei leitet uns nicht der Gedanke eines historischen Ab-

risses, wir begnügen uns mit einigen Beispielen, die verschiedene Methoden ins Treffen führen. Wir bevorzugen klassische Beispiele, weil sie die Hauptthemen rein erklingen lassen, während die Analyse der zahlreichen Varianten uns allzu sehr auf Seitenpfade locken würde. So beginnen wir mit einer fälschlich dem ARISTOTELES zugeschriebenen Schrift über Physiognomik. Sie kennzeichnet selbst die Art ihres Vorgehens: „Diejenigen, welche nur nach den Charakteren diese Kunst treiben, fehlen, weil einige, obgleich sie nicht dieselben inneren Charaktere haben, doch dieselben charakteristischen Züge auf den Gesichtern ausgeprägt haben, wie der Tapfere und der Schamlose, und weil sie zu verschiedenen Zeiten nicht die nämlichen Charakterzüge haben, sondern andere. Die aber von den Tieren die Kunst der Physiognomik entnehmen, bilden sich die Zahl der Zeichen nicht richtig. Denn erstens dürfte niemand einen Menschen finden, welcher einem Tiere wirklich ähnlich wäre: es ist immer nur eine ganz entfernte Ähnlichkeit. Es ist daher die Untersuchung nicht nach einem einzelnen Tiere anzustellen, schon weil jedes Tier nicht nur eines, sondern mehrere charakteristische Merkmale hat, sondern die Auswahl der Zeichen muß aus allen Tieren, welche mit demselben Merkmal verhaftet sind, genommen werden. Man muß also z. B. die mutigen Tiere zusammennehmen und feststellen, welche Merkmale allen diesen, aber keinem der übrigen zukommen.“ Die Wirkung dieses Buches war ungeheuer, wie die aller Werke, die zu Recht oder Unrecht mit dem Namen des ARISTOTELES verknüpft wurden. Noch heute redet man von dem „Stiernacken“, erblickt in rauhen, borstigen Haaren das Anzeichen brutaler Tapferkeit oder spricht von einem Raubvogelgesicht. Auch Künstler versuchen bisweilen — und nicht nur im Dienste der Satire — behufs scharfer Charakteristik das Menschenantlitz einem bestimmten tierischen Aussehen zu verähnlichen. In HENRIK IBSEN'S „Wenn die Toten erwachen“ tritt dieser Gedanke sehr deutlich hervor. Aber ob eine solche zugespitzte Charakteristik auch wahrhaft charakterologisch bedeutsam ist, wird selbst durch packende Schlagkraft nicht bewiesen. Das Fantastisch-Geistreiche der Darstellung kann das Dargestellte überwiegen; oder: der Künstler deutet, und wir „verstehen“ seine Deutung. Wenn er einen behäbigen Spießbürger einem Schwein ähnlich zeichnet, muß es nicht heißen, er „sieht“ aus wie ein Schwein, sondern er „ist“ ein Schwein, trotz seiner Scheinheiligkeit. Auf diesem Felde kann also die Entscheidung nicht fallen. Man sollte überhaupt vorsichtig sein in der Heranziehung von Kunstwerken zur Zeugenschaft; denn durch ihre Aussagen kann man sich alles Mögliche bestätigen lassen, wenn man nicht genau weiß, wie sie auf ihre wissenschaftliche Zuverlässigkeit zu prüfen sind.

Denn dieser Kategorie gehorcht keineswegs ohne weiteres die Gestaltung des Kunstwerkes. Wie steht es aber um jene Methode der pseudo-aristotelischen Physiognomik?

Es ist eine vergleichende Betrachtung, die vorerst eine charakterologische Eigenschaft bei verschiedenen Tierarten feststellt. Sie fragt, ob nun diese Übereinstimmung auch im Körperlichen sich findet. Wenn ja, soll damit bewiesen sein, daß sie das körperliche Anzeichen jener Eigenart ist. Und wir dürfen diesen Sachverhalt auch auf den Menschen übertragen. Von Wichtigkeit ist, daß der Ausgangspunkt — die Aufdeckung des gemeinsamen charakterologischen Zuges — in der seelisch-geistigen Sphäre liegt. Diese Fixierung müßte mit äußerster Behutsamkeit geschehen; gerade sie erscheint aber trostlos mangelhaft. Kann überhaupt der „Mut“ eines reifen Menschen, der die Gefahr klar überschaut, identisch gesetzt werden mit dem eines Kindes, das die Gefahr nicht ahnt, oder mit dem eines Tieres? Schreckhaftigkeit, Ängstlichkeit der Tiere können doch etwas anderes bedeuten als echte menschliche Feigheit. Vielleicht wird dabei nur eben das Tierische im Menschen getroffen, wobei völlig unklar bleibt, welcher Sinn ihm im Gepräge des Charakters eignet. Wie dem auch immer sei: nur eine sehr gesicherte Tierpsychologie dürfte mit Recht an den Anfang treten. Sonst bleibt alles willkürliche Erdichtung, populäre Erfahrung, die etwa den Rang einnimmt wie die Vergleiche eines dummen Menschen mit einem Esel, oder eines diebischen mit einer Elster. Fühlt man weiter in graziöse Körperformen seelische Zartheit ein, in plumpe, vierschrotige seelische Derbheit und Stumpfheit, ist mit dieser Einfühlung ihre charakterologische Legitimität gewiß nicht entschieden. Denn die Parallelität, die erst bewiesen werden soll, wird einfach unkritisch vorausgesetzt. Gewiß hat MAX SCHELER mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß zwischen Erlebnis und Ausdruck elementare Zusammenhangsgrundlagen obwalten, die von unseren spezifisch menschlichen Ausdrucksbewegungen unabhängig sind. Wenn z. B. ein Hund durch Bellen und mit dem Schweif Wedeln oder ein Vogel durch Zwitschern seine Freude ausdrückt. „Es gibt hier gleichsam eine universale Grammatik, die für alle Sprachen des Ausdrucks gilt und oberste Verständigungsgrundlage für alle Arten von Mimik und Pantomimik ist.“ Aber wie weit eine solche Grammatik anthropomorph, autistisch ist, bedarf eingehender Prüfung. Daß ich „sicher“ zu verstehen glaube, bezeugt noch nicht den objektiven Gehalt des Verstehens. Diese Untersuchungen haben nur dann Aussicht, über Scheinerfolge vorzudringen, wenn sie der exakten Methoden sich befleißigen, die durch die tierpsychologischen Arbeiten von WOLFGANG KÖHLER und DAVID KATZ gewonnen wurden. Erst auf diesem Wege wird

es vielleicht gelingen, in größerem Ausmaße eine zuverlässige Tierphysiognomik zu schaffen, die dann auch von Nutzen für die menschliche sein kann. Was zum Tierversuche immer wieder lockt, ist neben allem anderen der Gedanke, dem Ursprünglichsten, Einfachsten zu begegnen. Und es ist in der Tat DAVID KATZ und seinem Schüler SCHJELDERUP-EBBE geglückt, gewisse soziologische Verhältnisse — die als spezifisch menschlich gelten — beim Haushuhn und zahlreichen anderen Vogelarten zu entdecken. Hegen wir diese Hoffnung auch für unser Gebiet, dürfen wir — schon in Anbetracht der stark abweichenden Körperformen — sicherlich nicht glauben, „gleiche Bilder“ zu erzielen, vielmehr gleiche oder ähnliche Strukturen, auch bei ganz verschiedenen Bildern. Spitzbogen und Kreuzrippen sind noch keine hinreichenden Bestätigungen „gotischen Geistes“, sondern ein bestimmtes Formgesetz. Und dann können auch die Spitzbogen und Kreuzrippen fehlen.

§ 3.

Nach einem gewaltigen Sprung vom Altertum bis ins 18. Jahrhundert greifen wir gleich zu den berühmten „*Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*“ von JOHANN CASPAR LAVATER (1741—1801). Vier starke Bände — geschmückt mit vielen prächtigen Kupfern — liegen vor uns. „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde“ lautet das Motto. Und der religiöse, ethische, schwärmerisch-sentimentale Einschlag ist überall deutlich zu fühlen. Physiognomik wird als die Fertigkeit bezeichnet, durch das Äußerliche eines Menschen sein Inneres zu erkennen. Auch der schlechteste Beobachter seines eigenen oder anderer Angesichter kann nicht leugnen, daß jeder Empfindungszustand, jeder Gedankenzustand der Seele auf dem Antlitz sich abzeichnet. „Unähnliche Zustände der Seele haben nicht-ähnliche Ausdrücke des Gesichtes, und ähnliche Zustände nicht unähnliche Ausdrücke.“ Ich glaube nicht, daß wir heute diesen sehr bequemen Grundsatz unterschreiben würden. Auch LAVATER kehrt sich in der Praxis wenig an ihn. Er hält sich lieber an das physiognomische „Gefühl“, obgleich er immer wieder versichert, man müsse von diesen dunkeln Gefühlen zu klarem physiognomischen Denken sich erheben. „Aber das ist eine seltene Gabe.“ Man sagt zwar allgemein: „Man siehts ihm an den Augen an“, „man darf den Menschen nur ansehen“, „die Ehrlichkeit spricht ihm aus den Augen“, „der Mann hat ein offenes Gesicht“, „ich traue seinem Lächeln nicht“ usw. Aber die Gründe solcher Behauptungen erforscht man nicht. LAVATER verhehlt sich keineswegs die Schwierigkeiten: man kennt Helden und Wagehalsgesichter, die immer die Ersten auf der Flucht gewesen sind.

Je weniger man ist, desto mehr will man scheinen. Der wahrhaft Mutige braucht nicht die Geste des Mutes. Auch kann Krankheit, Zufall, Hypochondrie den an sich Mutigsten mutlos machen. Aber — LAVATER tröstet sich — auch dieses „Gemische“ wird dem kundigen Physiognomisten „fühlbar“ sein. Er vertraut seinem Gefühl. Oder man erblickt äußerst stolz scheinende Menschen, die in ihren Handlungen niemals das allgeringste Merkmal von Stolz verraten. Man kann stolz sein — und Demut affektieren. Erziehung und Umgang verleihen vielleicht die Miene des Stolzes, mag das Herz auch demütig sein. LAVATER durchschaut alle diese Möglichkeiten, aber er beruhigt sich dabei, daß schon jenes demütige Herz durch die Miene des Stolzes scheinen wird, „wie Sonnenstrahl durch die Wolken“. Ein poetisches Bild — durchtränkt mit ethischer Wertung — ersetzt die Wissenschaft, schiebt sich vor sie. Methodisch ist sich LAVATER also der ganzen Schwierigkeiten bewußt, aber es sind keine „Methoden“, mit denen er sie bekämpft; er überläßt sich seinem „Gefühl“. Dieses Gefühl — so lehrt er — kann man schulen und schärfen. Wie heute Kunstpädagogik zu „richtigem Sehen“ anleiten will, so LAVATER zu jenem „Instinkt“, zu jenem intuitiven Erfassen. Denn auch eine Kunst muß geübt werden. Allerdings wäre sie hoffnungslos, wenn es schlechthin keine Grenzen der Verstellung gäbe. Dann wäre das Gesicht eine undurchdringliche Maske, oder man könnte sich nach Belieben diese Maske zum Schutz vorhalten. Aber: „welcher Mensch wird es durch alle Künste der feinsten Verstellung dahin bringen, daß z. B. sein Knochensystem sich nach Belieben verändere? welcher machen können, daß er scheint, eine stark gewölbte Stirn zu haben, wenn sie platt ist?“ Man muß demnach über die Physiognomik im engeren Sinne hinaus.

Überdies vereitelt den restlosen Erfolg jeglicher Verstellung der wichtige Grundsatz, daß kein Glied im menschlichen Körper dem anderen widerspricht. Und eben der Widerstreit weist auf Verstellung hin. Kein Glied „hebt das andere auf; jegliches ist mit jeglichem zusammenhängend; jedes jeglichem untergeordnet; jedes — wird von einem und demselben Geist bewegt. Jedes ist von der Natur und dem Temperament des anderen, obgleich sich dieses Temperament in dem einen mehr als in dem anderen zeigen und äußern mag. Inzwischen hat jedes Glied am Menschen den Charakter des ganzen Körpers. Es ist nichts Zusammengeflicktes in der Natur.“ Und Begeisterung packt LAVATER, wenn er dieses entscheidenden Grundsatzes gedenkt: „Weg von aller Physiognomik, wer sich die Natur wie einen Schriftsetzer in der Druckerei denkt, der aus verschiedenen Fächern seine Buchstaben zu einem Worte zusammensetzt! der sich die organischen Werke der Natur zusammengeflickt denken kann — wie

ein Harlekinskleid! Nicht eine Flohhaut ist auf diese Weise zusammengeflochten, — geschweige die schönste Organisation der Erde — der Mensch! Nie vom Hauche der Weisheit jemals angeweht ist der, der die unmittelbare Fortsetzung, Kontinuität, Einfachheit der organischen Naturprodukte einen Augenblick bezweifeln kann! Ihm fehlt der allgemeine Sinn für die Natur — mithin auch für die Kunst, die Nachahmerin der Natur. Verzeiht mir, Leser, daß ich mit wärmerer Heftigkeit spreche. Ich muß — die Sache greift gar zu tief ein, verbreitet sich zu sehr über alles. Den Schlüssel der Wahrheit hat der, der dies Gefühl für die Homogenität der Natur, mithin auch der menschlichen Bildung hat.“ Mit der Wucht einer Intuition hat jenes Prinzip LAVATER sich eingeprägt; aber er vergißt dabei, seine Möglichkeiten zu prüfen. Er vereinfacht, wo er differenzieren müßte. So bleibt die Ausbeute vieldeutig und nicht ungefährlich. Sicherlich schwebt ihm die echte Einsicht vor, daß in bestimmten Fällen die Ganzheit mehr sei als die Summe des Einzelnen, daß dieses erst seinen festen Rollenwert von der Struktur des Ganzen her empfangen. Aber er spielt auch mit dem Gedanken, daß Einzelheiten das Ganze vertreten können, weil es eben ihnen immanent sei, oder daß wir vom Einzelnen aus das Ganze zu rekonstruieren vermögen. Man erinnere sich so mancher Rekonstruktionen antiker Statuen und Gruppen, um sich der Bedenklichkeit dieses Verfahrens bewußt zu werden. Nicht als ob es schlechthin ausgeschlossen oder an sich verwerflich wäre, nur erheischt es äußerste Behutsamkeit, und gerade sie läßt LAVATER vermissen. Und wenn das Einzelne vieldeutig ist, läßt sich eine sichere Konstruktion überhaupt nicht aufführen. Andererseits verleitet der Grundsatz der Widerspruchlosigkeit leicht zur Verschleifung aller charakterologischen Widersprüche. Doch davon haben wir bereits gesprochen. Wird auf diesem schwierigen Gebiete nicht jeder Schritt gesichert, treiben wir in fantastische Willkür hinein. Ihr erliegt LAVATER sehr häufig. Er beginnt zu dichten. FRANK WEDEKIND meint einmal, aus dem Gang einer Dame können wir ohne weiteres entnehmen, ob sie ein Stumpfnäschen hat oder nicht. Auf der Stufe solcher geistreichen Verknüpfungen stehen unzählige Behauptungen LAVATER's; Einfälle, die oft den Eindruck machen, daß „etwas“ an ihnen daran ist, aber man kann wissenschaftlich nichts mit ihnen beginnen. Denn sie sind nicht methodisch verankert. Ganz abgesehen davon, daß LAVATER mögliche ideal-typische Beziehungen immer wieder mit empirischen Feststellungen verwechselt und umgekehrt.

Er glaubt aber, „ohne Besorgnis“ behaupten zu dürfen, daß alle körperlichen Bewegungen des Menschen sich nach seinem Temperamente und seinem Charakter modifizieren, daß „jede Bewegung des Klugen

anders ist, als dieselbe Bewegung des Unklugen; daß der Choleriker anders schreitet und sich trägt als der Phlegmatiker; der Sanguiniker anders als der Melancholiker.“ Wenn man dies auch zugesteht, wird man doch zu Vorbehalten gezwungen: nicht alle Bewegungen — man denke an Arbeitsbewegungen — sind gleich charakterogen; man muß also eine Auswahl treffen. Und man darf sich weiterhin gewiß nicht mit den Bewegungen allein begnügen, sondern nach Bestätigungen von anderen Seiten her suchen. Der fröhliche Hang zu schneller Verallgemeinerung ist stets das Zeichen eines noch unreifen Stadiums des betreffenden Wissenszweiges. Und in der Entdeckerfreude des Findens läßt sich LAVATER zu weittragenden Schlüssen treiben, die das Gefundene nicht rechtfertigt. Er verdunkelt es im Gegenteil, wenn er es mit seinen Dichtungen umrankt. Unter allen Bewegungen des menschlichen Körpers erscheint ihm keine so mannigfaltig, wie die der Hand und der Finger. „Und unter allen Bewegungen der Hand und der Finger keine so mannigfaltig, als die, welche das Schreiben verursacht.“ Und in der Tat ist ja heute — dank der Genialität von KLAGES — die Graphologie zweifellos die fortgeschrittenste von allen physiognomischen Disziplinen. Und wenigstens diese Möglichkeit hat LAVATER vorausgesehen, obgleich sein eigenes graphologisches Wissen recht bescheiden ist. Aber auch hier hat er die richtige Witterung.

Nicht minder wichtig als die Grundsätze sind die praktischen Regeln, die LAVATER seinen Lesern empfiehlt. Er rät — und das erscheint mir ausgezeichnet — mit den „außerordentlichsten“ Charakteren anzufangen. „Studiere und erforsche vor allen Dingen — die extremsten Charaktere, die äußersten Enden entgegengesetzter Charaktere. Itzt die entscheidendsten Züge der wohlwollendsten Güte, dann die der entschiedendsten Bosheit. Itzt den entschiedendsten Dichter, dann die kältesten Undichter; itzt den geborenen Toren, dann den geborenen Weisen.“ Methodisch vorzüglich ist es, daß er nicht vorschlägt, einfach durch Häufung der Fälle einen farblosen Durchschnitt zu gewinnen; er wählt im Gegenteil als Leitlinie die vorzüglichen, die reinen, die klassischen Fälle trotz ihrer Seltenheit, gleichsam „Ideal-typen“. Einleuchtende Beispiele will er; ihnen opfert er die Fülle unbedeutender und verwischter. Wie aber gewinnen wir solche vorbildliche Beispiele, die weit mehr sagen als eine gehäufte Statistik mittelmäßiger Bilder? „Besuche in dieser Absicht Torenhospitäler — und zeichne dir erst von den allergeistlosesten Gesichtern die Grundform, die auffallendsten Züge; und sogleich hernach suche dir eine Gesellschaft von weisen, gesund denkenden, tief denkenden Menschen aus — und gehe ebenso zu Werke.“ Für bedeutsam halte ich den Hinweis auf die Irren, wie denn ihr Studium überhaupt als charak-

terologisch äußerst fruchtbar sich herausgestellt hat. Sie bieten — sozusagen — ein unendliches experimentelles Material, das die Natur uns vorgelegt hat: denn fast alle erdenklichen und vieleschlechthin überraschenden Variationen sind in ihnen und durch sie vertreten. LAVATER allerdings warnt gerade vor systematischer Forschung; er schärft ein: „Traue deiner ersten, schnellsten Empfindung immer am meisten; mehr noch als dem, was dir Beobachtung zu sein scheint.“ Verdirb dir also nicht Vorurteilslosigkeit und Naivität des unmittelbaren Eindrucks! Berücksichtige aber stets, daß ähnlichen Gesichtern ähnliche Charaktere entsprechen. Und bedenke, daß die Stirn bis zu den Augenbrauen vornehmlich den Verstand spiegelt, Nase und Wange das moralische und empfindsame Leben, Mund und Kinn das animalische, „indes das Auge Zentrum und Summe des Ganzen wäre“. Dieser scharfen regionalen Aufteilung wird wohl heute niemand unkritisch zustimmen; sie verträgt sich auch schlecht mit den Lehren LAVATER's, die wir bereits kurz durchsprochen haben. Aber bei ihm kämpfen eben verschiedene Absichten miteinander. Das Streben, handgreifliche einfache Anleitungen zu bieten, vergewaltigt die tieferen aus glücklichen Schauungen quellenden Einsichten. Wir könnten seine Arbeit fast in Schichten zerlegen. Aber alle durchkreuzt wieder seine theologisierende Gefühlseligkeit, die dichterisch ausschweift, moralisierend verfälscht und jegliche begriffliche Strenge bisweilen sogar spielerisch auflockert. Von ihr wendet sich auch GOETHE angewidert ab, nachdem er vorerst begeistert zu LAVATER gestanden und an seinem Schaffen teilgenommen hatte. Prachtvoll umreißt FRIEDRICH GUNDOLF in seinem „Goethe“ jene Art LAVATER's und seine Beziehung zu GOETHE: „Was LAVATER abging, war ein eigentlich physiognomisches System — er hat diesen Mangel von vornherein durch den Titel Fragmente zugegeben und gerechtfertigt — und er verließ sich auf die durch Sympathie und seelischen Impressionismus getragene Divination des geistlichen Herzenskündigers, riet und phantasierte von Gesicht zu Gesicht, bald seherisch flatternd, bald sucherisch bohrend, bald den Gesamteindruck eines Gesichtes nachlallend, bald abgelöste Züge zärtlich nachtastend, immer aber bestrebt in dem Körperlichen die Spur Gottes, den Weg des Trägers jeder Physiognomie von Gott oder zu Gott mit der Aufmerksamkeit eines Proselytenmachers zu erkennen. — Was das damalige Publikum wollte, das Publikum des WERTHER und der ROUSSEAU'schen Ideen, war schrankenlose, zärtliche Empfindung für Individualität, nachgiebiges Gefühl für alle Äußerungen und Wege der menschlichen Seele; je momentan hin-gegebener, augenblickstrunkener, weicher, inniger, desto besser — und LAVATER bahnte der allgemeinen Seelenspürerei und Empfindsamkeit

einen neuen Weg: den Weg zum individuellen Gesichtsausdruck, zum individuellen Innern des Menschen. Zweifellos hatte GOETHE auch von dieser Seite her Zutritt zu LAVATER's Unternehmen; es war dem Verfasser des WERTHER ein Mittel, sein Menschengefühl zu steigern, dem verantwortlichen, nach festem und deutlichem Blick auf die Welt Dinge ringenden, nachwertherischen GOETHE ein Arsenal der Menschenkenntnis. Aber sobald er sich einmal praktisch, dem Drängen des Freundes nachgebend, und mit der ganzen Stoßkraft seiner Teilnahme in die Mitarbeit an den Physiognomischen Fragmenten eingelassen hatte, ging ihm, allerdings nur ihm auch ein höherer Sinn und Wert dieses Unternehmens auf. Mit dem ihm eigenen Sinn für Allheit konnte er nicht dabei stehen bleiben, von Fall zu Fall Gesichter zu deuten: aus einem isolierten Körperlichen ein isoliertes Geistiges herauszulesen. Zweierlei hebt sofort seine flüchtigsten physiognomischen Versuche über LAVATER's Leistung hinaus und bringt sie in unmittelbaren Zusammenhang einerseits mit seiner jugendlichen Dichtung, andererseits mit seinen späteren wissenschaftlichen Werken: seine Schau des Menschen als eines Naturwesens und sein Erleben der Gestalt und der sinnlichen Organisation als des Sinnbildes für Aktion, Kräfte, Wirkungen.“ Trotz des bewußten Gegensatzes zu LAVATER — „seine Welt war eine statische, unsere ist dynamisch“ — liegen die 1922 erschienenen „Grundlagen der Physiognomik“ von RUDOLF KASSNER in dieser Linie: empfindsam, schwärmerisch, intuitiv packend, aber unmethodisch.

§ 4.

Nüchterner wird die Welt, wenn wir jetzt Vertreter der Naturwissenschaft zu Wort kommen lassen. Nur einen Augenblick verweilen wir bei den bekannten Umrißzeichnungen des menschlichen Gesichts (für Ruhe, Traurigkeit, Freude) von HUMBERT DE SUPERVILLE aus dem Jahre 1827. Sie fanden Eingang in die viel verbreitete Anatomie für Künstler von MATTHIAS DUVAL, deren deutsche Bearbeitung von ERNST GAUPP herührt. Alle Muskeln, die den Ausdruck des Trauerns bedingen, senken die Gesichtszüge nach „außen unten“. Gerade umgekehrt wirkt der Lachmuskel auf Augen-, Mund- und Nasenlinie. Aus der horizontalen Ruhe gebracht, bewegen sich aber die Gesichtszüge in zwei Richtungen; und man könnte von einer steigenden „Stufenleiter der Fröhlichkeit und des Lachens“ sprechen wie von einer fallenden der Trauer, des Schmerzes, der Tränen. All diese schematischen Vereinfachungen unterliegen den Bedenken, die z. B. gegen eine experimentelle Elementarästhetik erhoben wurden. Die Übertragung auf komplexe Verhältnisse ist nämlich nicht

ohne weiteres gerechtfertigt, weil hier eine Vielzahl von Bedingungen mitspielt, die in jener künstlichen Isolierung ausgeschlossen waren. Sicherlich reden wir von der „traurigen Weide“, von einem Hund, der Ohren und Schwanz hängen läßt; wir können also jenen Sachverhalt sogar über die menschliche Gattung hinaus verbreiten. Daraus folgt aber nur, daß die Erscheinung der Traurigkeit von diesen Faktoren abhängt, ob damit die objektiven Ausdruckssymptome der Traurigkeit eindeutig und hinreichend bestimmt sind, wird ohne weiteres nicht ersichtlich. Ich will es nicht leugnen — nur die Impression als schlüssigen Beweis lehne ich ab — im Gegenteil anerkennen, daß hier der „Ausdruck“ durch ein Zusammenspiel verschiedener Momente gedeutet wird, nicht durch ein einzelnes. Es handelt sich um Totalwirkungen, die allerdings in dieser Schematisierung auch immer etwas Künstliches, Überspitztes an sich haben. Aber die „lebendigen“ Totalwirkungen sind stets Ergebnis von Mimik, Physiognomik und der gesamten körperlichen Konstitution, wenn wir momentan von dem Seelischen absehen. Es lachen nicht Muskeln, sondern es lacht ein Mensch. Also nur als Vorarbeit — nur in diesen Grenzen — können derlei Untersuchungen für die Charakterologie von Nutzen sein; ihre anderweitige Bedeutung scheidet hier aus. Werden sie verallgemeinert, tyrannisiert ein oberflächlicher Mechanismus, der nur nach äußerlichen Merkmalen fahndet und das Wichtigste übersieht: die Bedeutung der Trauer, den Sinn des Lachens. Nur ihre Maske hält er in Händen und eine sehr stilisierte Maske.

Ganz auf kausale Erklärung eingestellt sind die — 1858 erschienenen — „Grundzüge der Mimik und Physiognomik“ von THEODOR PIDERIT. Er glaubt den ganzen Reichtum mimischer Bewegungen auf zwei Fundamentalsätze zurückführen zu können: da jede Vorstellung dem Geiste gegenständig erscheint, beziehen sich die durch Vorstellungserregungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen auf sei es wirkliche, sei es imaginäre Gegenstände. Die durch angenehme Vorstellungen bedingten Muskelbewegungen sind derart, als sollte durch sie die Aufnahme harmonischer Sinneseindrücke erleichtert und unterstützt werden, die durch unangenehme Vorstellungen hervorgerufenen aber so, als ob durch sie die Aufnahme disharmonischer Sinneseindrücke erschwert und verhindert werden sollte. Diese Einsicht gibt den Schlüssel zum Verständnis der gesamten Mimik. Sie erscheint umso intensiver, je ausgeprägter der angenehme oder unangenehme Charakter der Vorstellungen ist, und je plötzlicher die Vorstellung auftritt. Ich führe nur ein Beispiel an, auf das auch ALFRED BÄUMLER in einer verständnisvollen Besprechung dieses Buches hingewiesen hat (in der Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissen-

schaft). Allerdings würde man das Werk überschätzen, wollte man es nach diesem Beispiel bewerten; denn neben zahlreichen nichtssagenden ist es das glücklichste und aufschlußreichste: Macht das Gesicht ständig den Eindruck mühsam aufmerkender Schlaftrunkenheit, d. h. findet man horizontale Stirnfalten zusammen mit träge blickenden Augen und schläfrig gesenkten Augendeckeln, darf man auf geistige Beschränktheit schließen. Da bornierte Menschen häufig die ganze Energie ihres schwerfälligen Verstandes zusammennehmen müssen, um sich in den gewöhnlichen Verhältnissen und Vorkommnissen des Lebens zurecht zu finden, und deshalb oft die Miene angestrengtester Aufmerksamkeit machen, werden horizontale Stirnfalten bei ihnen leicht physiognomisch. Einige Menschen aber haben von Natur aus stark gewölbte Augenbrauen, und sie können den physiognomischen Eindruck hochgezogener Augenbrauen mit horizontalen Stirnfalten erwecken. Man darf sich nicht beirren lassen, vielmehr beachten, daß hochgezogene Augenbrauen niemals ohne gleichzeitig sehr stark ausgeprägte horizontale Stirnfalten vorkommen; wo diese also fehlen, ist die gewölbte Form der Augenbrauen eine angeborene und physiognomisch charakterlose. Also auch hier bewährt sich unser Prinzip der Vieldeutigkeit des Einzelnen, während PIDERIT bei seinen Grundsätzen nicht bleiben kann: er muß Bedeutungsbeziehungen nachgehen, um überhaupt den Boden für seine Kausalforschung zu ebnen. Und daß PIDERIT's Psychologie mehr als primitiv ist, steht heute über jedem Zweifel. Eben ihre Grobschlächtigkeit — gepaart mit ganz oberflächlichem Rationalismus — verhindert schon tiefere charakterologische Ausbeute. Die imaginären gegenständlichen Vorstellungen PIDERIT's sind doch sehr komplizierte seelische Sachverhalte, und diese sind wieder nicht allein vom auslösenden Reiz her zu verstehen, sondern von der Persönlichkeit aus. Indem PIDERIT diesen Verflechtungen geradezu ausweicht, buchstabiert er gleichsam einzelne Silben. Aber diese Silben sind meistens nicht einmal charakterologische Elemente in unserem Sinne.

Von seinem Standpunkt aus ist es ganz folgerichtig, wenn er nicht den bleibenden, vielmehr den momentanen Gesichtsausdruck für maßgebend erachtet. Er gleicht darin völlig jenen Psychologen, die das Ich in ein Bündel von Vorstellungen zerfasern und mit mechanischen Assoziationsgesetzen auszukommen glauben. So liefert auch ihm nicht die Physiognomik, sondern die Mimik die zuverlässigsten Anhaltspunkte für die Beurteilung eines Menschen: „Wie leicht sich ein Seelenzustand durch unwillkürliche, mimische Muskelbewegungen verrät, wie schwer diese zu beherrschen und zu verbergen sind! Wir reden mit einem Menschen, welcher sich stellt, als ob er nicht die geringsten Interessen an unseren Worten

nähme, der vielleicht gleichgültig den Kopf zur Seite wendet; ein einziger aufmerksamer Blick, und sei er auch flüchtig wie ein Gedanke, wird uns verraten, daß seine Teilnahmslosigkeit eine erheuchelte ist.“ Woher erfährt denn PIDERIT mit seinen Mitteln, daß die Abwendung des Kopfes gerade Gleichgültigkeit bedeutet; was befähigt ihn denn mit Hilfe seiner Rezepte, die Sprache des Auges zu lesen? Seine viel zu plumpen Prinzipien versagen doch, wenn sie über ihren engen Geltungswert hinaus angespannt werden. Und es ist weiterhin selbstverständlich, daß PIDERIT die festen Formen der Schädel- und Gesichtsknochen, den Körperbau für charakterologisch vollständig unbrauchbar erklärt. Wir können wieder übersetzen: auch für den Psychologen, der lediglich ein Spiel von Empfindungen anerkennt, ist das, was man als Persönlichkeit oder Charakter bezeichnet: „unbrauchbar“. Man kann aber nicht Persönlichkeitsforschung ohne Persönlichkeit betreiben. Obwohl gern zugegeben sein mag, daß für die momentane Mimik mancherlei wertvolles abfällt, diese Methode gräbt nicht auf den Grund. Die hier angestrebte — vielfach aber gar nicht erreichte — Exaktheit ist zugleich Verzicht auf umfassendere Problematik.

§ 5.

Noch exakter sollen die berühmten experimentellen Untersuchungen von G. B. DUCHENNE sein. 1862 erschien — von einem Bildatlas begleitet — das Werk: „*Mécanisme de la physionomie humaine ou analyse électro-physiologique de l'expression des passions.*“ Vier Jahre später folgte eine kleine Ausgabe. Die deutsche Bearbeitung lieferte C. WERNICKE 1885 unter dem Titel: „*Physiologie der Bewegungen, nach elektrischen Versuchen und klinischen Beobachtungen.*“ Die klassisch gewordene Versuchsperson war ein bejahrter Hospitalspatient, der u. a. an einer Anästhesie des Gesichts litt. Die Haut war gegen jeden Schmerzreiz unempfindlich. Man konnte also durch die Haut hindurch die vollkommen funktionsfähigen Muskeln reizen, ohne irgendeine Schmerzbewegung hervorzurufen. Die einzelnen Muskeln wurden der Reihe nach derart zur Tätigkeit veranlaßt. Man vermochte dem Gesicht den Ausdruck des Lachens abzugewinnen, während der Patient vielleicht traurig gestimmt war. Jedenfalls ahnte er nichts von diesem Lachen. DUCHENNE kam so in die Lage, die Funktion der Ausdrucksmuskeln experimentell zu prüfen: „Jeder Ausdruck hat sozusagen sein bestimmtes feststehendes und einfaches Zeichen, das nur durch eine Veränderung an einer einzigen Stelle hervorgebracht wird, aber die örtliche Veränderung spiegelt sich scheinbar in der ganzen Physiognomie wieder, und so sind die Künstler durch die

bloße Beobachtung dazugekommen, lange an der Annahme festzuhalten, daß z. B. Aufmerksamkeit oder Schmerz durch gemeinsame Wirkung einer großen Zahl von Gesichtsmuskeln zum Ausdruck kämen. Der Versuch zeigt nun aber, daß der Ausdruck der Aufmerksamkeit nur durch einen Muskel, welcher die Augenbrauen hebt und die Stirnhaut runzelt, zustande kommt; an einem Gesicht, wo dieser Muskel allein verkürzt ist, erscheint der Ausdruck der Aufmerksamkeit vollkommen. Man könnte glauben, daß der Mund sich beteiligt; wenn man aber den oberen Teil des Gesichtes zudeckt, erkennt man, daß die untere Hälfte in voller Ruhe ist.“

Über diese äußerste Isolierung gehen schon DUVAL-GAUPP hinaus, deren vorzüglicher Darstellung ich eben gefolgt bin. Sie betonen, daß der eigene Ausdruck der einzelnen Muskeln sozusagen einer Silbe oder einem Worte in der mimischen Sprache gleicht. Aber auch die Mienensprache verknüpft Silben und Worte zu „Äußerungen“. Die Erfahrung soll nun lehren, daß im allgemeinen diese Vereinigungen und Verbindungen aus wenigen Einzelteilen bestehen; meistens genügen zwei, selten sind drei Muskeln gleichzeitig tätig, fast nie vier. „Wenn wir nun sozusagen theoretisch diese Verbindungen zusammenstellen, indem wir uns die Verkürzungen zweier beliebiger Muskeln wie durch Zufall vereinigt vorstellen, so sehen wir bald, daß ein Teil dieser angenommenen Verbindungen leicht möglich ist und auch häufig vorkommt (sowohl wenn wir die Art der Gemütsbewegungen, die sie vereinen sollen, berücksichtigen, als auch wenn wir die Anordnung der entsprechenden Muskeln in Betracht ziehen), daß dagegen ein anderer Teil einfach unmöglich erscheint, und zwar auch wieder nach der Art der Gemütsbewegungen und der Anordnung der Muskeln.“ Heute bemängelt die ganze Kritik, daß jene Experimente in dem Augenblick zur künstlichen Verzerrung werden, wo man in ihnen ein Abbild der Wirklichkeit zu halten glaubt. Der — nicht gering anzuschlagende — Wert solcher Versuche scheint mir gerade im scharfen Erfassen solcher Unterschiede zu liegen, nicht in ihrer Verschleifung. DUCHENNE selbst hat gelegentlich auf diese Unterschiede aufmerksam gemacht. Man bedenke doch, daß man aus sehr wenigen groben, primitiven Strichen ein menschliches Antlitz erkennen kann — das zeigen schon Kinderzeichnungen — daß aber ein derartiges „Antlitz“ noch lange kein wirkliches Porträt darstellt. Die unerläßlichen Bedingungen zum Minimum des Erkennens sind etwas ganz anderes als die Bedingungen des Porträts. A. BOSTROEM — der sich in einer Abhandlung über „das Wesen der rigorfreien Starre“ mit diesen Fragen beschäftigt hat — erklärt, worin ich ihm beipflichten zu müssen glaube, daß der mimische Ausdruck des Gesichtes nie durch Innervation einzelner Muskeln bedingt wird. Hierzu gehört

offenbar eine komplexe Innervation mehrerer Muskelgruppen. „Ja es scheint sogar fast kein Muskel dabei entbehrlich zu sein, sei es, daß er innerviert wird, sei es, daß seine Innervation in charakteristischer Weise unterbleibt. Bei der ungeheuer feinen Abstufung der mimischen Bewegung und ihrer normaliter leichten Ansprechbarkeit fällt auch die geringste Abweichung vom regelrechten Zusammenspiel dieser Bewegungen rasch auf, weil sofort der Gesamteindruck fremdartig wird.“ Nur von diesem Standpunkt aus wird auch die Mimik des Geisteskranken verständlich; und sie scheint mir das vorzüglichste Forschungsmaterial zu liefern. Wir brauchen bloß ein Werk aufzuschlagen wie das von THEODOR KIRCHHOFF über „der Gesichtsausdruck und seine Bahnen bei Gesunden und Kranken, besonders beim Geisteskranken“ (1922) oder z. B. das „Lehrbuch der Psychiatrie“, das EUGEN BLEULER 1923 in vierter Auflage herausgegeben hat, um zu sehen, wie etwa bei einem Paralytiker, trotz krampfhafter Pose, die sich in den Stirnfalten und den Augen ausdrückt, der untere Teil des Gesichts von den Augen ab schlaff ist, oder wie bei einem Imbezillen mit „blödem“ Lachen, was vielleicht Verwunderung oder Erwartung ausdrückt, die Mimik auffallend grob und ungehemmt ist. In ihr spiegelt sich nichts Gedankliches. Mit Recht redet man hier von dem Typus einer „Kasperlfigur“. Und diesen Typus pflegen die Versuche DUCHENNE's. Das widerstreitet nicht ihrem Wert, zeigt aber ihre methodologischen Grenzen. Das Lachen jenes unglücklichen Patienten, der so berühmt ward, ist nicht unser Lachen. Und gerade in dem Unterschied liegt die charakterologische Problematik, nicht im Äußerlichen der Übereinstimmung.

§ 6.

DUCHENNE's Arbeiten wurden erst allgemein bekannt, als CHARLES DARWIN sich ihrer in ausgedehntem Maße für seine eigenen Studien bediente. Sie fanden ihren Niederschlag in dem Werk: „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und Tieren.“ (Deutsche Übersetzung von I. VIKTOR CARUS, 1872.) Als Material fanden Verwendung: Kinder, weil hier viele seelische Erregungen mit außerordentlicher Kraft sich durchsetzen; Geisteskranke, da sie Ausbrüche der stärksten Leidenschaft zeigen, ohne sie zu kontrollieren; Photographien nach DUCHENNE; Kunstdenkmale, Haustiere. Auch eine Rundfrage über die Physiognomik verschiedener Rassen wird veranstaltet. Das Material ist also tunlichst weit gewählt mit der deutlichen Absicht, jedwede Einseitigkeit zu vermeiden. Der Forschungsgesichtspunkt ist — man kann sagen natürlich — der entwicklungsgeschichtliche. Unsere Mienen und Gebärden sollen das

Ergebnis einer durch überaus lange Zeiträume sich erstreckenden Entwicklung sein auf dem Wege der Gewöhnung und Vererbung. „Unsere tierischen Vorfahren haben diese mimischen Muskelbewegungen ursprünglich ausgeführt, weil sie ihnen im Kampf ums Dasein und zur Befriedigung ihrer tierischen Begierden nützlich und zweckdienlich waren; häufig und während zahlloser Generationen wiederholt, wurde die Neigung dann auf die Nachkommen vererbt, und die Macht dieser ererbten Gewohnheit macht sich bei uns, den späten Enkeln, trotz vollständig veränderter Lebensverhältnisse noch geltend, indem diese Muskelbewegungen als Ausdrucksformen gewisser Gemütszustände zum Vorschein kommen, obgleich dabei von irgendwelcher Zweckmäßigkeit nicht mehr die Rede sein kann.“ Beim Menschen lassen sich verschiedene Ausdrucksformen — z. B. das Sträuben des Haares unter der Einwirkung heftigen Schreckens, oder das Zeigen der Zähne bei starker Wut — nicht begreifen ohne Bezug auf die tierische Ahnenreihe. Noch heute kämpfen Affen mit den Zähnen; und manche Tiere schrecken die Feinde durch das Sträuben der Federn. Im weiteren Ausbau DARWIN'scher Gedanken macht WILHELM WUNDT in seiner Völkerpsychologie darauf aufmerksam, daß wir in der Empörung über eine Beleidigung die Faust ballen, selbst bei Abwesenheit des Beleidigers, und wenn gar nicht die Absicht besteht, ihn persönlich zu bedrohen. Ja, bei Erzählung längst vergangener Ereignisse taucht bei ähnlichem Affekt die gleiche Bewegung auf. DARWIN glaubt, daß diese Gebärde nur bei Völkern eingebürgert sei, die mit Fäusten zu kämpfen pflegen. WUNDT meint sie schon bei ganz kleinen Knaben vorzufinden, nicht aber bei Mädchen. Mit diesen — gewiß nicht exakt gesicherten — Beobachtungen begeben wir uns auf das Feld von Hypothesen, deren Kühnheit in ihrer Einseitigkeit wurzelt. Denn das Prinzip der Vererbung erheischt zwingend Ergänzung durch andere Prinzipien. Und in der Tat läßt DARWIN drei gelten: 1. Der Grundsatz zweckmäßig assoziierter Gewohnheiten. Wenn irgendeine seelische Erregung während einer langen Generationen-reihe zu irgendeiner willkürlichen Bewegung geführt hat, herrscht die Neigung vor zur Realisation einer ähnlichen Bewegung, so oft jene Erregung — oder eine ihr verwandte — wenn auch nur sehr schwach erfahren wird. Diese Neigung setzt sich durch, obgleich die Bewegung in dem betreffenden Fall nicht von dem geringsten Nutzen sein kann. Derartige gewohnheitsmäßige Bewegungen werden häufig oder ganz allgemein vererbt; und sie sind dann nur wenig von Reflextätigkeit verschieden. 2. Prinzip des Gegensatzes. Gewisse Seelenzustände führen zu gewissen Handlungen; direkt entgegengesetzte Seelenzustände führen zu Bewegungen direkt entgegengesetzter Natur. Z. B.: der indignierte Mensch trägt den Kopf auf-

recht und wirft seine Schultern zurück, indem er die Brust ausdehnt; zugleich ballt er die Fäuste und zieht die Augenbrauen zusammen. Die Stellung eines hilflosen Menschen ist nun in jedem einzelnen Punkt entgegengesetzt. Oder: ein Mensch im gewöhnlichen, ruhigen Seelenzustande läßt gewöhnlich die Arme schlaff herabhängen, wobei die Hände gebogen, die Finger aneinander gehalten werden. Das plötzliche Erheben der Arme, das Auseinanderspreizen der Finger sind daher Bewegungen, welche in vollkommenem Gegensatz zu der Haltung stehen, welche unter einem indifferenten Seelenzustande eingenommen wird; sie werden daher von einem erstaunten Menschen unbewußt ausgeführt. 3. Bestimmte Bewegungen sind durch die Konstitution des Nervensystems bedingt; vom Anfang ab unabhängig vom Willen und in einer gewissen Ausdehnung auch von der Gewohnheit.

Man hat den Eindruck, daß neben dem ersten und entscheidenden Hauptgrundsatz die beiden anderen nur die Aufgabe haben, all das zu ordnen, was sich schlechterdings nicht dem Fundamentalprinzip fügt. Und sie sind so eingerichtet, daß sie ein jegliches einbeziehen können. Dabei spielt — wie häufig bemerkt wurde — die Erklärung durch den Kontrast eine ziemlich unglückliche Rolle. Denn es erscheint recht willkürlich, was als Gegensatz aufgefaßt wird oder nicht. Warum gerade etwa „Erstaunen“ der schärfste Gegensatz zur Ruhe sein soll, oder „Indignation“ zu „Hilflosigkeit“, ist psychologisch ganz undurchsichtig. Aber hiervon völlig abgesehen: so grundlegend wichtig die Vererbungsfrage ist, so lichtvoll die Unterstreichung dieses methodologischen Gesichtspunktes; es gilt wieder, die Grenzen zu erkennen. Und hier setzen die ärgsten Schwierigkeiten ein. Kurz nach der Geburt völlig Erblindete haben weder eine mimische Tätigkeit des Augenschließmuskels, noch des Augenbrauenrunzlers, noch des Stirnrunzlers; hier ist also die Stirngegend im mimischen Sinne völlig starr. Dagegen kommen allen Blinden dieselben mimischen Mundbewegungen zu wie Sehenden, wenn auch weniger fein nuanciert und minder beweglich. H. KRUKENBERG versucht in seinem Buche über den „Gesichtsausdruck des Menschen“ diesen Umstand durch die Erwägung begreiflich zu machen, daß die Nachahmung bei der Ausbildung des Mienenspiels eine erhebliche Bedeutung hat, während vielleicht die Vererbung eine geringere Rolle spielt, als DARWIN annahm. Sein Problem bleibt; aber viel komplizierter und nuancenreicher; und man vergesse nicht, daß eine Erklärung durch Vererbung — selbst wo sie einwandfrei zutrifft — die physiognomische Arbeit niemals erschöpfen kann. Denn was bedeuten jene Bewegungen für den Charakter und als charakterologische Symptome? Diese Bedeutung muß durch die

genetische Ableitung in keiner Weise entschieden werden. Im Gegenteil: die bloß entwicklungsgeschichtlich orientierte Betrachtung wird den uns gerade interessierenden Fragen niemals gerecht. Man darf sie nicht vernachlässigen, nicht übersehen, aber noch viel weniger auf diesem Gebiete verselbständigen. Um ein ganz anderes Beispiel zu nennen: die Bedeutung der Landstraßen für das kulturelle und wirtschaftliche Leben unserer Zeit ist doch etwas anderes als ihre historische Entwicklung. Gewiß, Art und Verlauf der Landstraßen sind durch die Geschichte bestimmt. Und so verzahnt sich das Problem. Oder: unsere Vorfahren kämpften mit den Fäusten, wir ballen nur die Faust. Diese Bewegung ist uns unmittelbar verständlich, kein sinnloses Überlebsel. Man erwidert vielleicht: der alte Trieb züngelt auch in uns auf, aber er wird gebremst, gesteuert. Und hier dringen wir nun in die Charakterologie ein. Was heißt hier überhaupt: Bremsen oder Steuern? Erfolgt dies aus Feigheit, Angst, innerer Disziplin, Nächstenliebe selbst gegenüber dem Feinde usw.? Solche Analysen kann uns auch DARWIN nicht ersparen.

§ 7.

Es ist ausgeschlossen, das gewaltige Problem „Vererbung“ und „individuelle“ Erwerbung in allen seinen Schattierungen an dieser Stelle aufzurollen; wir werden immer wieder diesem Problem begegnen. Es handelt sich auch — wie wir bereits wissen — nicht um ein einfaches Entweder-oder, vielmehr um ein „Sowohl-als-auch“, um die Feststellung der Komponenten. W. PETERS hat am Schlusse seines ausgezeichneten Sammelreferates über „Vererbung und Persönlichkeit“ (8. Kongreß für experimentelle Psychologie zu Leipzig 1923; Bericht 1924) die Vermutung ausgesprochen, daß von einer psychologischen Milieulehre die Fortschritte der psychologischen Vererbungslehre wesentlich abhängen, daß uns das Vererbungsproblem in neuen Perspektiven erscheint, wenn wir es vom anderen Ende her anfassen: vom Milieuproblem (vgl. das gute Sammelreferat von HANS H. GRUHLE über Konstitution und Charakter; Die Naturwissenschaften, XII 1924). Wenn KANT darauf hinweist, daß die Gesichtszüge alter, sich wohl vertragender Eheleute immer ähnlicher werden, ist das gewiß ein Anpassungsprodukt persönlichen Lebens, das sich natürlich auf ererbten Grundlagen aufbaut. Nachahmung wirkt mit, Angleichung der Sprache, des Temperaments, des Charakters; vielleicht bewußte und dann in ihrer Bewußtheit abklingende Stilisierung in geliebter Richtung usw. Wie viele Schüler suchen verehrten Meistern sich zu verähnlichen! Es ist nicht bloß äußerliche Nachäfferei, oberflächliche Maskerade oder Komödiantentum; das Erlebnis modelliert seinen Bahnen folgend, und diese

Bahnen haben ein bestimmtes Ziel. Und warum erkennen wir gleich den Offizier in Zivil? an seiner Haltung und Gestik. Sie ist gezüchtetes, diszipliniertes Kulturprodukt. Es wäre nicht zu erzielen ohne eine diese Ausgestaltung gestattende Veranlagung, aber sie genügt nicht allein. Oder: einer reist nach Amerika und kehrt erst nach vielen Jahren zurück. Er ist nicht nur wie ein Amerikaner gekleidet, nein, er sieht „wie“ ein Amerikaner aus. Gewiegter Scharfblick könnte wohl Unterschiede entdecken, aber eine sehr weitgehende Angleichung hat sich tatsächlich vollzogen. An einem anderen aber prallen die Jahre in der Fremde ganz ab: er kehrt unverändert zurück, oder er hat sogar in Reibung mit den Fremden seine Eigenart gesteigert, obgleich das Wörtchen „sogar“ hier durchaus falsch sein kann. Denn jene Steigerung erfolgt vielleicht aus Furcht, sich zu verlieren, aus dem Gefühl, sich anklammern zu müssen, um nicht jeden Halt einzubüßen. Und nun kommt es zu Schroffheiten, Überbetontheiten, die letzte Unsicherheit überdecken sollen. Wieder ein anderer wehrt sich gar nicht; er schließt sich auf gegen alles Fremde. Aber er verarbeitet alle Erlebnisse. Sie werfen nicht ihn um, sondern er bemächtigt sich ihrer. Und so wächst und reift er. Die Fremde hat ihm erst die höchste Entfaltung seines eigenen Seins geschenkt. Sein Antlitz, seine Haltung, jede Bewegung tragen die Spuren und auch Narben seines Ringens. Die Mitwirkung von ererbten Anlagen wird niemand leugnen, aber: was wird aus diesen Anlagen? und das ist durch die Vererbung jedenfalls nicht eindeutig vorgeschrieben. Das hieße: gänzliche Entwertung des Lebens. Wie weit reicht aber sein Einfluß gerade auf unserem Gebiete?

Für besonders aufklärend halte ich da die Untersuchungen von WILLY HELLPACH über das fränkische Gesicht. Sie sollen uns daher als Beispiel dienen: das fränkische Gesicht trifft man nicht nur bei den ureingesessenen Bewohnern der mundartlich fränkischen Landschaften, sondern häufig schon in der ersten Nachkommengeneration von Zugewanderten, die selber noch nicht den fränkischen Gesichtstypus darbieten. Umgekehrt geht es den Nachkommen abwandernder Franken oft verloren; z. B. kann es ebenfalls schon in der ersten Nachkommengeneration seinem physiognomischen Widerpart, dem schwäbischen Gesicht, weichen, wenn die Neuansiedlung im schwäbisch-alemannischen Sprachgebiet erfolgte. Die wesentliche Umformung vollzieht sich durch die soziale Umwelt, unterm seelischen Einfluß der Mitmenschen; sie ist ein sozialpsychologischer Prozeß. So faßt auch HELLPACH die Entstehung und Erhaltung des fränkischen und schwäbischen Gesichts innerhalb der betreffenden Mundartsterritorien auf. Mit dem Milieu wechseln das regionale Temperament und der regionale Dialekt. Es ist nun Tatsache, daß die Physiognomik

jedes Menschen durch den mimischen Ausdruck seines Innenlebens, ebenso wie durch die bloße Konventionsmimik des Alltags wesentlich gestaltet wird. WILHELM WUNDT wies bereits darauf hin, daß die Kulturverhältnisse fordern, gewisse Affekte zu verbergen und andere auszudrücken. Das gesellschaftliche Lächeln und mancherlei andere Höflichkeitsgebärden sind bald moderierte, bald übertriebene, bald willkürlich fingierte Äußerungen. „Der Einfluß des Willens wird aber in der Regel ohnmächtig, wenn die Gemütsbewegung zu hohen Graden anwächst. Auch gelingt es ihm meistens, nur das Innere zu verschleiern, selten es ganz zu verhüllen.“ Wenn ich einen Bekannten sehe, greife ich unwillkürlich nach dem Hute; und es bedarf schon einer Willensanspannung, um die Gruß tendenz zu unterdrücken. So reagiert auch die Mimik „ganz von selbst“ auf bestimmte Situationen, ohne daß der Wille sich bemühen muß. Es ist im Gegenteil oft erstaunlich, wie fest bestimmte mimische Bewegungen „sitzen“ und dadurch — ohne irgendwie bewußte Heuchelei — eine seelische Erregung verschleiern können, also nicht allein die Regie des Willens, wie man nach WUNDT annehmen könnte. Jedenfalls — jetzt folgen wir wieder HELLPACH — modelliert das persönliche Leben und Erleben mittels der mimischen Funktionen die Ausdrucksphysiognomie. Der Einfluß durch die Sprechweise ist längst bekannt und bietet geläufige Beispiele in der raschen und charakteristischen Anglisierung jugendlicher Gesichter beim längeren Aufenthalt in Ländern englischer Zunge. Die Untersuchung der physiognomischen Effekte mimischer und sprachlicher Lebhaftigkeit einerseits, mimischer und sprachlicher Gebundenheit andererseits, führt gleichsam von selber zu den Hauptstigmen des fränkischen, bzw. des schwäbischen Gesichts. Auch das Temperament jedes Menschen ist ein Kompromiß; eine Synthese aus Individualtemperament und Konventionstemperament. Letzteres erscheint als künstliches Entwicklungsprodukt; richtiger: Angewöhnungsprodukt; ausgehend von der Konventionsausdrucksform, welche von irgendeiner Umwelt verlangt und gezüchtet wird, weil sie in ihr üblich ist. Wenn es als Ideal gilt, sich streng beherrscht zu benehmen, wird diese strenge Disziplinierung des Äußeren auch auf den inneren Menschen abfärben; darf man sich aber frei gehen lassen, wird diese Gewohnheit meist nicht nur auf die Gestik und Haltung beschränkt bleiben. Erscheint ferner „feuriges Temperament“ als besonders anziehend, wird es für viele bewußtes Strebungsziel und nicht etwa Gegenstand rücksichtsloser Verdrängung. Ich glaube, daß HELLPACH diesen Bemerkungen zustimmen würde. Nach ihm wächst nun der im alemannischen Gebiet Reifende unmerklich in die Wenigbewegtheit, Gebundenheit, Schwerfälligkeit der dort herrschenden Äußerungsmotorik

hinein, wie eben jeder noch plastische Mensch die Art seiner Umwelt unmerklich annimmt. Steht ihr sein Individualtemperament entgegen, stößt es an und reibt sich, bis es sich zuweilen abschleift oder seine Äußerungen bewußt oder unbewußt mäßigt: bis es mit dem regionalen Temperament einigermaßen nivelliert ist. In infinitesimalen Steigerungen oder Dämpfungen findet so eine zunächst rein motorische (mimische, sprachliche) Umformung statt. Diese wirkt in ebenso infinitesimalen Summationen auf die Gefühls- und überhaupt Erlebnisdynamik selber zurück. Das Individualtemperament unterwirft sich dem Konventionstemperament erst äußerlich, und damit — bei plastischen Menschen — Schritt für Schritt auch innerlich; d. h. es ordnet sich ihm in einer Synthese ein, in der das Konventionstemperament innerlich einen namhaften und äußerlich, im Ausdrucksleben, den überragenden Anteil darstellt. Auf diesem Wege wird das Kind von Eltern, die in den Bereich eines ihnen fremdartigen Regionaltemperamentes übersiedeln, langsam aber sicher zu dem neuen Regionaltemperament hin umgeformt.

Gewiß wären aber auch die Fälle zu prüfen, wo eine derartige Anpassung nicht erfolgt, wie überhaupt zu warnen ist, Regelmäßigkeiten unverbrüchlichen Gesetzescharakter zuzuschreiben. Das Kind sucht z. B. die Angleichung, aber älter geworden, bemerkt es doch sein Anderssein. Vielleicht will es dies verdecken, es schämt sich; es trachtet nun seine Gefühle zu vergewaltigen, und dadurch gerät alles verstiegen, verkrampft, unecht, oder das Anderssein wird Quelle des Stolzes und verschärft sich hierdurch: gerade in Reaktion spitzt es sich zu. Wie es nun im einzelnen auch immer sei, dankbar muß die vorbildliche Untersuchung HELLFACH's — eben auch im methodischen Sinne — anerkannt werden. Sie eröffnet gewiß nicht den Königsweg zur Charakterologie, nicht einmal zur Physiognomik, aber einen Weg, der auch begangen werden muß, und dessen Übersehen sich immer schwer rächt. Doch bloß den gewiegtten Charakterologen trägt dieser Weg, jeden anderen führt er in die Irre: nur durch Verstehen und Deuten der gesamten geistig-seelischen Prozesse werden uns auch diese körperlichen erfaßbar. Zugleich zeigt sich hier sehr klar, wie wenig wir — auch schon rein theoretisch — die Persönlichkeit abkapseln dürfen; wie vieles an ihr erst durch Reibung mit der Umwelt ersichtlich wird. Wenn von einer Schauseite und Innenseite des Charakters gesprochen wurde — eine für gewisse Forschungen recht nützliche Scheidung — sollte man dabei nicht vergessen, wie diese beiden Seiten aufeinander wirken, nicht nur im Überwiegen der einen auf Kosten der anderen, sondern durch gegenseitige Beeinflussung. Nur dadurch wird auch die ganze Bedeutung der Mimik und Physiognomik deutlich. Sie sind nicht

bloß „Zeichen“ oder „Ausdruck“ von Seelisch-Geistigem, nein, auch Bedingungen seiner Formung. Sicherlich Formen, deren Wichtigkeit bei verschiedenen Menschentypen graduell sich abstuft, aber ebenso bei verschiedenen Erlebniskomplexen. Hier eröffnen sich Aussichten auf diffizile Untersuchungen, die kaum noch in Angriff genommen wurden.

§ 8.

Wir wollen nun nicht technische Verfeinerungen bisher schon erörterter Methoden prüfen; die Hilfe, die Blitzlichtaufnahmen gewähren, die viel zu wenig gewürdigten Dienste, die das Kino leisten könnte, den sehr problematischen Ertrag der Durchschnittsphotographien, von denen FRANCIS GALTON so viel erhoffte usw. Weit wichtiger ist es, noch eines sehr kühnen Wurfes zu gedenken, der großes Aufsehen erregt hat. Ich meine das 1921 erschienene Buch des Tübinger Psychiaters ERNST KRETSCHMER „Körperbau und Charakter“, das viel Lob und Tadel erntete, und dem heute bereits eine ganze Literatur ihr Entstehen verdankt. An dieser Stelle beschäftigt uns lediglich sein Beitrag zur Physiognomik. Der Inhalt des Werkes ist so bekannt, daß ich mich auf das Methodologische beschränken darf. Aber ich bedauere es: denn von dieser Seite aus wird man den KRETSCHMER'schen Bestrebungen nicht gerecht. Die Frage klingt ja völlig klar: gibt es statistische Häufigkeitsbeziehungen zwischen bestimmten Körperbauformen und bestimmten seelischen Anlagen? und nicht minder die Antwort: Hier, in der statistischen Häufigkeitsbeziehung liegen die festen, beweisbaren Tatsachen, nicht im Einzelfall, der typisch oder atypisch sein kann. Jedoch, die Angelegenheit verwickelt sich sogleich durch die ausdrückliche Erklärung, daß „alles“ auf eine vollkommen künstlerische, sichere Schulung des Auges ankommt. Ein schülerhaftes Registrieren von Daten bringt uns nicht vom Fleck, ohne „eine Idee und Intuition vom Gesamtaufbau“. Nun rückt sie also in den Vordergrund. Und die Statistik kränkelt an dem Gebrechen, daß es fast keine reinen Fälle gibt. Die wirklich klassischen Fälle sind beinahe Glücksfunde. Daraus folgt, daß sich diese Typenbeschreibung „nicht nach den häufigsten, sondern nach den schönsten Fällen richtet, nach den Fällen, die das in der Hauptmasse nur verwaschener zu sehende, aber trotzdem empirisch nachweisbare Gemeinsame am deutlichsten zur Darstellung bringen.“ Diese Idealtypik orientiert sich also nicht an errechneten Durchschnittswerten, sondern eben an reinen Extremen, trotz ihrer Seltenheit. Und die Frage der Statistik bewegt sich dann in einer ganz anderen Ebene. Indem aber ununterbrochen Verwechslungen unterlaufen, wird niemals völlig klar, womit eigentlich bewiesen wird oder bewiesen werden soll. Der

Idealtypus sichert keine Realgeltung. Und die Statistik von verwaschenen Fällen ist immer gefährlich, weil sie der subjektiven Auffassung allzu weiten Spielraum gewährt. Obgleich KRETSCHMER sich dessen bewußt ist, daß neben seinen Idealtypen sich noch andere finden können, behandelt er doch die Einzelfälle, als ob allein diese und keine anderen Leitlinien in Betracht kämen. Ja, er greift zu einer Reihe von Hilfhypothesen, die ihm gestatten, jeden Fall einzuordnen, wie er auch immer sei. Dann kann aber auch eine weitere Beschäftigung mit den Einzelfällen wenig beweisen; die Entscheidung ist gleichsam schon gefallen. Darum haben auch seine Lehren eine so bewegte Aussprache hervorgerufen, weil die meisten im Banne der genialen Schauung KRETSCHMERS stehen, nun aber ihren wissenschaftlichen Gehalt ausmünzen wollen.

Und mit der Anerkennung der glücklichen Intuitionen verbinde ich gleich die Anerkennung der allgemein diagnostischen Regel für die Körperbaulehre, nicht das Einzelsymptom zu pressen, sondern immer den Blick auf das Ganze zu richten. Damit wird der — vor allem von LOMBROSO begründeten — Anschauung von Degenerations- und Entartungszeichen das Wasser abgegraben. KRUKENBERG, OSWALD BUMKE usw. halten recht wenig von ihnen; und KRETSCHMER freut sich, daß endlich das Ohrläppchen, dem lange Zeit fast kultische Verehrung gespendet wurde, in die bescheidene Nebenrolle zurücksinkt, die ihm gebührt. „Denn nicht jedes Detail ist gleich wichtig. Was wichtiger und was unwichtiger ist, das können wir nur empirisch durch Vergleichung mit dem Gesamtbild entscheiden, je nachdem sich ein solches Detail mehr oder weniger gesetzmäßig mit einem Gesamttypus verhaftet zeigt. Solange wir keine Gesamtbilder haben, wird uns kein Sammelfleiß im Detail etwas nützen.“ Gewiß darf nun nicht wieder das Detail dem Gesamtbild einfach geopfert werden, oder eine Umstilisierung in dieser Richtung erfahren. Aber die Anregungskraft der KRETSCHMER'schen Gesamtbilder ist so stark, daß es kleinlich wäre, nur den allzuschnellen und vereinfachenden Farbauftrag zu bemängeln, nicht aber auch sich des frischen Glanzes dieser Farben zu freuen. So erscheint es doch sehr wichtig, daß von der Mimik weg und ihrem Niederschlag in der Physiognomie einmal das Schwergewicht auf die anatomische Struktur des Gesichts und des Körperbaues verlegt wird. Und das ist nur möglich, weil die heutige Naturwissenschaft sich zu einem Standpunkt durchgerungen hat, der gewiß noch keine fertigen Erklärungen liefert, sie aber — um es ganz bescheiden auszudrücken — als denkbar zuläßt. Denn wir sagen nicht mehr: Geisteskrankheiten sind Gehirnkrankheiten, sondern: „wir sehen neben dem Gehirn den ganzen Konzern innerer Drüsen (letzten Endes den Chemismus des Gesamtkörpers

überhaupt), der zwar immer auf dem Wege über das Gehirn die seelischen Abläufe auf das nachhaltigste beeinflusst. Und dann erinnern wir uns, daß die Blutdrüsen es sind, die eben immer zwei Dinge in paralleler Weise besonders grob erkennbar beeinflussen; den geistigen Gesamthabitus und den Körperbau. Bei der Schilddrüse ist es offenkundig. Der körperlichen Figur des Kretinen entspricht ein bestimmter, psychischer Typus, so daß wir, wenn wir einen solchen Körperbau sehen, gleich weiter gehen und sagen: in diesem Körper steckt wahrscheinlich eine Psyche von bestimmten, klinisch bekannten Eigenschaften.“ Einen ähnlichen Zusammenhang zwischen Körperwachstum und psychischem Habitus erblicken wir auch in der Pathologie der Keimdrüsen bei den Kastraten und Eunuchoiden. Und verwandte Gesetzmäßigkeiten glaubt nun KRETSCHMER auch für die Schizophrenen und Zirkulären aufgedeckt zu haben. Uns liegt hier Einzelkritik fern; aber ich meine: um Phantasien handelt es sich gewiß nicht, jedenfalls prinzipiell nicht. Die Möglichkeit solcher Forschung ist wenigstens da, und ebenso die Möglichkeit ihrer exakten Fundierung. Wenn die Aufstellung einiger Typen geglückt ist, warum sollte es verwehrt sein, nach weiteren Typen zu suchen. Es müssen ja nicht gerade nur die KRETSCHMER'schen Typen sein. Aber selbst das Prinzip solchen Vorgehens wird angezweifelt: vielleicht sind uns hier nur Ausblicke beschert, die das Feuer der Intuition erhellt. Von der Intuition zur Wissenschaft ist es jedoch recht weit. Und damit wären wir wieder bei dem „Gefühl“ des alten LAVATER angelangt. Überschauen wir aber unvoreingenommen unsere gegenwärtige Problematik im Vergleich zu der, die einen LAVATER beschäftigt hat, können wir wohl von einer Entwicklung sprechen, nicht nur im Hinblick auf Ergebnisse, sondern vor allem in Rücksicht auf die wissenschaftliche Verankerung. Sicherlich hängt noch vieles in der Luft, aber wir ahnen Zusammenhänge, die früheren Zeiten ganz verschlossen waren. Und KRETSCHMER bedeutet einen kräftigen Auftakt, keinen Abschluß. Selbst die methodische Unsauberkeit — ein Zeichen des unfertigen Stadiums dieses Forschungszweiges — ist in ihrer gesunden Unbekümmertheit besser als unfruchtbares Festfrieren in einer sauber zugeschliffenen Methode, die vor lauter Angst — sich etwas zu vergeben — gar nicht an die Probleme sich heranwagt. Ich sage „besser“ und hoffe dabei auf das „Gute“ als seine Folge. So bedeutet schon das 1924 erschienene Buch von FERDINAND KEHRER und ERNST KRETSCHMER über „die Veranlagung zu seelischen Störungen“ einen glücklichen Fortschritt.

§ 9.

Im Anschluß an die Frage „Körperbau und Charakter“ müssen wir kurz der Phrenologie (der Ausdruck stammt von SPURZHEIM) gedenken. Sie soll die Wissenschaft von den geistigen „Organen“ sein, Eigenschaften, Dispositionen (z. B.: Sprach-, Orts-, Farben-, Tatsachensinn) in ihrer Beziehung zu den Formen (Ausbuchtungen u. dgl.) des Schädels. Ihre systematische Begründung („Organologie“) vollzog F. J. GALL in den Jahren 1810—1820. Er unterscheidet 27 innere Sinne. Ich glaube, daß bereits diese Angabe die Willkürlichkeit der GALL'schen Psychologie deutlich illustriert. Und sie gibt nun die Grundlage ab, nach der GALL die verschiedenen Vermögen im Gehirn lokalisiert, gewiß eine mehr als fragwürdige Grundlage. Allerdings müssen wir bedenken, daß ein psychologisches Element vielleicht im Sinne der Lokalisation noch weiter aufgespalten wird, oder daß ein psychischer Komplex einheitlich lokalisiert sein kann, daß also keineswegs diese Gliederung eine rein psychologische sein muß. Aber GALL folgt gar nicht solchen Analysen, er begnügt sich mit seinen groben Vermögen, die nach gar keiner Richtung hin gesichert sind. Es wird berichtet, er habe bereits als Schüler beobachtet, daß seine Kollegen, die ein vorzügliches Wortgedächtnis ihr eigen nannten, stark hervorquellende Augen besaßen. Darum glaubte er, das „Organ dieser Fakultät“ oberhalb und hinter den Augenhöhlen ansetzen zu können. Ihn leitete dabei die irrige Ansicht, daß alle Organe an der Oberfläche des Gehirns haften und bei größerer Entwicklung im Schädel besondere Ausbuchtungen bedingen. Aus ihnen läßt sich also der Charakter eines Menschen ablesen, zusammenbuchstabieren. Sicherlich ist der Gedanke einer Lokalisation im Gehirn groß und kühn; aber die mechanische und spielerische Ausführung verdarb ihn gründlich. Und die neuen Arbeiten zur Lokalisationsfrage lehnen durchaus die falsche Vorstellung ab, daß die einzelnen Zentren für sich allein und getrennt von den anderen funktionieren können. „So wenig eine einzelne Schraube in einem Uhrwerk für sich allein imstande wäre, auch nur einen Bruchteil von Zeit anzuzeigen, so wenig bringt die Tätigkeit eines isolierten Zentrums ein psychologisches Erlebnis zusammen“ sagt mit Recht R. A. PFEIFER in seinem Buche über das menschliche Gehirn. Und es kann ferner gar keine Rede davon sein, daß alles an der Oberfläche des Gehirns lokalisiert sei und sich in Ausbuchtungen äußerlich offenbaren müsse. Zwar versuchte PAUL MOEBIUS einiges von den GALL'schen Lehren zu retten durch die Behauptung, daß mathematische Veranlagung an einer kräftigen Entwicklung des oberen äußeren Augenhöhlenwinkels zu erkennen sei. Und eine erneute Nach-

prüfung durch den Anatomen SCHWALBE zeigte, daß tatsächlich einzelne Hirnwindungen leichte Wölbungen des Schädels hervorrufen können. Aber das gilt nur für wenige Stellen, sicherlich nicht für Stirn und Scheitelgegend. Das genügt uns wohl; wer sich für die weiteren Schicksale der GALL'schen Phrenologie interessiert, mag sie in dem bereits genannten Buche von KRUKENBERG nachlesen. Denken wir noch einmal an die abenteuerliche Psychologie GALL's, die z. B. Gottesfurcht oder poetisches Talent als elementare Organe ansieht, dürfen wir gewiß von der völligen Unzulänglichkeit und wilden Phantastik der Phrenologie überzeugt sein, ohne damit zu leugnen, daß durch sie die Anatomie des Großhirns wertvollste Befruchtung erfuhr. (Vgl. aus dem Jahrbuch der Charakterologie die Abhandlung von F. K. WALTER über die materiellen Grundlagen der geistigen Persönlichkeit.) Wer sich überhaupt klar macht, was Charakter bedeutet, wird schon im vorhinein mitleidig lächelnd einer Methode begegnen, die sich erdreistet, aus körperlichen Protuberanzen ihn gleichsam zusammenzuflicken. Ja, nehmen wir selbst an: GALL's unmöglicher Traum habe sich erfüllt. Alle seelischen Vermögen ließen sich sauber im Gehirn lokalisieren, und die Lokalisierung sei äußerlich irgendwie erkennbar. Wir hätten doch nur die Klaviatur und niemals das Stück, das auf diesem Klavier gespielt wird. Die einzelnen Töne, mögen auch manche stärker, andere schwächer anklingen, sind bloß das Material für ungezählte Musikstücke. Dieser Weg — obzwar er heute noch große Volkskreise verlockt — scheidet für uns aus. Eine ganz andere Frage ist es, ob bestimmten Kopfformen charakterologische Bedeutung eignet. Aber diese Frage wird in Verfolg der Bestrebungen entschieden werden müssen, die u. a. KRETSCHMER eingeleitet hat.

Unvergleichlich gediegener sind die Untersuchungen über „Gehirngewicht und Intelligenz“, denen bereits 1911 F. K. WALTER einen zusammenfassenden Bericht gewidmet hat. Aber praktisch könnte die Charakterologie mit ihnen wenig anfangen, auch wenn sie viel weiter gediehen wären, als sie heute sind. Gelänge z. B. der eindeutige statistische Nachweis, daß das Gehirngewicht „bedeutender“ Menschen schwerer ist als das durchschnittliche, müßten doch „Bedeutung“ und „Durchschnitt“ vorher durch andere Mittel gesichert sein. Und sollte es stimmen, daß hochmusikalische Menschen eine auffallend starke Entwicklung der oberen Schläfenwindung zeigen, die das Hörzentrum enthält, wäre doch selbstverständlich die hohe Musikalität vorerst festzustellen. Alle diese Arbeiten — deren Bedeutung nach keiner Richtung hin geschmälert werden soll — setzen also die Charakterologie oder Psychologie voraus. Sie können sie nicht irgendwie ersetzen; ja, auch die Hilfe scheint sehr gering, die von dieser Seite zu er-

warten ist. Wenn immer wieder große Hoffnungen genährt werden, so doch nur aus dem Vorurteil, daß die „Naturwissenschaft“ berufen sei, das entscheidende Wort zu sprechen. Gewiß nur auf Gebieten, für die sie zuständig ist. Sonst treiben wir nur in eine Naturmystik hinein, die das reine Gegenteil echter Naturwissenschaft darstellt. Und diese wild wuchernde Naturmystik verseucht gerade in besonderem Maße das Feld der Charakterologie.

§ 10.

Es ist daher kein Zufall, daß dort die größten Erfolge errungen wurden, — ich spreche immer nur unter dem Gesichtspunkte der Charakterologie — wo geisteswissenschaftliche Problematik bestimmend ward. Und das gelang — anerkanntermaßen — bisher am besten in der Graphologie. Ihre Geschichte ist ja sehr alt, und es ist klar, daß man schon früh bemerken mußte, wie stark seelische Erregungen die Handschrift verändern. Daß sich in ihr der Unterschied der Geschlechter, der Altersstufen, der Berufe spiegelt, auch der Unterschied von Zeiten, Völkern usw. Aber zum Range einer fruchtbaren Wissenschaft wurde die Graphologie doch erst durch die verschiedenen Arbeiten von LUDWIG KLAGES erhoben. (Man vgl. auch die ausgezeichnete Einführung in die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie von GEORG MEYER und HANS SCHNEICKERT 1925.) Man ist erstaunt und verblüfft bei der Lektüre von KLAGES'schen Handschriftdeutungen bekannter Personen, was er alles an charakterologischen Befunden herausholt. Dabei aber nicht im Nebel dunkeler Geheimwissenschaften, sondern durch wissenschaftlich klare Methoden, die er allerdings meisterhaft handhabt. Fragen wir nach den Gründen dieser Erfolge, sind sie vornehmlich darin zu suchen, daß KLAGES ein geradezu vortrefflicher Charakterologe und Psychologe ist. Darum konnte er so viel in und für die Graphologie leisten, und nicht umgekehrt. Die Buchstaben wären ihm verschlossene Siegel geblieben, hätte er nicht vom Seelisch-Geistigen aus den Zugang gefunden. Darum überwertete er auch nicht einzelne Zeichen, sondern fragte immer nach ihrem Sinn in einem bestimmten Zusammenhang. Ich möchte sagen: methodologisch zeigen diese Untersuchungen mit höchst möglicher Deutlichkeit, daß alle Physiognomik — soll sie über Kuriositätenkram herauskommen — mit von der Schärfe und Tiefe geisteswissenschaftlicher Fragestellung abhängt. Ist sie erschlossen, werden die weiteren Wege gangbar. Sicherlich bestehen da Unterschiede der individuellen Veranlagung: jemand wird vor allem befähigt sein, mit Hilfe der Schrift sich in eine Persönlichkeit „einzufühlen“. Soll diese Einfühlung nun aber wissenschaftlich erhellt und gesteuert

werden, bedarf es charakterologischer Sinnbeziehungen. Und dann kommen wir ohne das Bezugssystem des Charakters oder der Persönlichkeit nicht mehr aus. Darum wird auch niemals ein einziger „Weg“ genügen: denn nicht alles an der Persönlichkeit muß sich in seinem Verfolg offenbaren, und nicht alles mit gleicher Sicherheit. Es gibt Grenzen der Graphologie — zufällig empirische und auch wesensnotwendige — wie es ebenfalls Grenzen des physiognomischen Symptomwertes des Körperbaues oder der Mimik gibt. Die Einsicht in diese Grenzen läßt die verschiedenen Methoden einander ergänzen und — was sehr wichtig ist — kontrollieren. Erst in diesem Zusammenhang und durch ihn — er ist aber gar nicht leicht zu erzielen — gewinnen sie ihre volle Bedeutung. Und nochmals: keine vom Physischen ausgehende Methode ist auf dem Gebiete der Charakterologie selbständig; sie ist nur tragfähig in Rücksicht auf eine charakterologisch gerichtete Psychologie. Sonst bleibt alles Willkür oder ungeklärte Intuition.

§ 11.

Mit der Physiognomik teilt die klassische Temperamentslehre die naturwissenschaftliche Verankerung. Aber ihre somatischen Grundlagen sind in keiner Weise „Ausdruckssymptome“. Sie beginnt daher nicht mit dem Körperlichen, obgleich sie auf dieses abzielt, vielmehr mit der Bestimmung der Temperamente. Sie sollen nun aber kausal erklärt werden durch körperliche Funktionen. Sicherlich wurden diese Aufgaben häufig vertauscht: man vollzog die Bestimmung der Temperamente in Rücksicht auf vermeintliche oder wirkliche naturwissenschaftliche Sachverhalte und trennte auf diese Weise nicht deskriptive und genetische Arbeit, vielmehr verfälschte man die erstere durch letztere; oder man erfand eine körperliche Grundlage für seelische Tatbestände. Diese ganze Forschungsrichtung wurde schon im Altertum geschaffen und behauptete sich mit fast dogmatischer Strenge mehr als zwei Jahrtausende, getragen von der überragenden Autorität der Antike. Man war vielfach wohl froh, ihr die Verantwortung für diese Lehre aufbürden zu können.

Den Ausgangspunkt stellen die Hippokratischen Schriften dar, jene Sammlung von Abhandlungen verschiedener Autoren, die den stolzen Namen HIPPOKRATES II., des Großen, des Mittelpunktes der koischen Schule trägt. (Am schnellsten orientiert wohl ein Einblick in die in dritter Auflage erschienenen „Vorlesungen über die Geschichte der Medizin“ von ERNST SCHWALBE.) Wie vier Elemente — Erde, Wasser, Feuer, Luft — die materielle Welt bilden, so auch den menschlichen Körper: Feuchtes, Trockenes, Warmes und Kaltes. Diesen Eigenschaften entsprechen vier

Flüssigkeiten, Säfte: Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle. Das Blut wurde der Wärme zugeordnet, der Schleim der Kälte, die gelbe Galle dem Trockenen, die schwarze dem Feuchten. Die richtige Mischung ergab die „Eukrasie“, die Gesundheit. Abweichungen von dieser Mischung („Dyskrasie“) sollten Krankheiten zur Folge haben. Eine derartige Dyskrasie entsteht auch, wenn ein Saft zu dem anderen in einer nicht angemessenen Weise gelangt. Ich führe nur ein Beispiel an: der Schleim wurde — nach antiker Ansicht — von verschiedenen Drüsen, besonders aber vom Gehirn, das drüsenartig vorgestellt wurde, abgesondert; bei Erkältungen floß der Schleim durch die natürliche Öffnung, die Nase, aus. Daher stammt das Wort Katarrh: vom Herabfließen. Der vom Gehirn bei Krankheiten übermäßig erzeugte Schleim kann aber auch nach anderen Körperteilen abfließen und hier Krankheiten hervorrufen, Krankheiten des Auges, der Lungen, des Rückenmarks usw. Die Grundlage dieser Humoralpathologie bildet demnach die Lehre, daß Veränderungen der Humores (der Flüssigkeiten) das Wesen der Krankheiten ausmachen. Auf einem so vorbereiteten Boden schuf nun GALENUS (130—200 n. Chr.) seine berühmte Vierzahl von Temperamenten, wobei schon das Wort (temperio-ich mische) den Ursprung aus der Humoralpathologie andeutet. Die besonders einseitigen Temperamente beruhen auf dem Überwiegen eines Lebenssaftes: des Blutes beim Sanguiniker, der gelben Galle beim Chole-riker, der schwarzen Galle beim Melancholiker, des Schleimes beim Phleg-matiker. Es ist wohl gewiß, daß die Vierzahl der „einseitigen Tempera-mente“ vorgeschrieben war durch die Vierzahl der Humores, und diese wieder letzthin durch die vier bekannten „Elemente“. Um so verwunder-licher ist es, daß jene Ergebnisse immer wieder unkritisch übernommen wurden, selbst als die humoralpathologischen Anschauungen vollkommen zurücktraten. Und heute, da sie in anderer Form eine neue Renaissance erleben, ist die alte Temperamentslehre als Gesamtheit wohl endgültig erledigt, und ihre Termine fristen nur noch ein durch die Tradition geheilig-tes Dasein, dessen Sinn aber sich völlig gewandelt hat. Und doch wäre jene ungeheure Nachwirkung nicht zu begreifen, wäre nicht in den Tempera-menten wahrhaft Wichtiges gesehen. Es liegen in ihnen Möglichkeiten, die erst allmählich ausgesondert wurden. Dieser Schicksale der antiken Temperamentslehre wollen wir jetzt kurz gedenken, nicht um sie in allen ihren Stationen zu verfolgen, sondern nur um bei einigen Hauptetappen ein wenig kritisch zu verweilen (überraschend tiefe Einsichten vermittelt die 1925 erschienene, gemeinsame Studie von ERWIN PANOFSKY und FRITZ SAXL über Dürers Melancholia I).

§ 12.

KANT stand in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ (1798) — die zu Unrecht nur stiefmütterlich behandelt wird — noch ganz im Banne jener alten Anschauungen. Physiologisch bedeutete ihm Temperament „die körperliche Konstitution und Komplexion“. „Psychologisch aber erwogen, d. i. als Temperament der Seele (des Gefühls- und Begehrungsvermögens), werden jene von der Blutbeschaffenheit entlehnten Ausdrücke nur als nach der Analogie des Spiels der Gefühle und Begierden mit körperlich bewegenden Ursachen (worunter das Blut die vornehmste ist) vorgestellt.“ In Rücksicht auf die Blutbeschaffenheit verdeutscht nun KANT die Termini: sanguinisch in leichtblütig, melancholisch in schwerblütig, cholerisch in warmblütig, phlegmatisch in kaltblütig. Die ersten zwei bilden die Temperamente des Gefühls, die beiden letzteren die Temperamente der Tätigkeit. Zusammengesetzte Temperamente lehnt KANT ab. Zur näheren Kennzeichnung führt er an, daß beim Sanguiniker die Empfindung schnell und rasch affiziert wird, dafür aber nicht tief eindringt und nicht andauert. Beim Melancholiker dagegen ist die Empfindung weniger auffallend, aber tief einwurzelnd. „Hierin muß man diesen Unterschied der Temperamente des Gefühls und nicht in den Hang zur Fröhlichkeit oder Traurigkeit setzen. Denn der Leichtsinn des Sanguinischen disponiert zur Lustigkeit, der Tiefsinn dagegen, der über einer Empfindung brütet, benimmt dem Frohsinn seine leichte Veränderlichkeit, ohne darum eben Traurigkeit zu bewirken.“ Heiterkeit und Traurigkeit erscheinen hier als Sekundärfunktionen. Und diese Ableitung ist gewiß ebenso geistvoll wie einseitig. Denn die entgegenstehende Möglichkeit wird nicht genügend berücksichtigt: daß nämlich z. B. stärkere Traurigkeit die Beweglichkeit der Gefühle hemmt, so daß dann in diesen Fällen die von KANT erwähnten Besonderheiten zu Sekundärfunktionen würden. Der tiefere Grund der KANT'schen Charakteristik ist wohl darin zu finden, daß er materialen Bestimmungen aus dem Wege gehen will und lediglich nach formalen als den entscheidenden sucht. Dazu drängt einerseits die Analogisierung mit dem Blut, andererseits — und das fällt schwer ins Gewicht — die gesamte philosophische Einstellung KANT's. Ihr bleibt er eben treu. Darum werden auch die Temperamente der Tätigkeit dadurch unterschieden, daß bei Cholerischen die Tätigkeit rasch, hitzig, jedoch nicht anhaltend dahinflutet, beim Phlegmatischen langsam, dafür aber anhaltend. Fassen wir die Momente zusammen, ergeben sich die sehr wichtigen Kategorien, deren Bedeutsamkeit die Gegenwart immer deutlicher erkennt: der Ansprechbarkeit, der Nachhaltigkeit, des Rhyth-

mus, der Intensität. Die Frage der Blutbeschaffenheit spielt dabei tatsächlich keine Rolle, höchstens die einer vagen Analogie, die zu nichts verpflichtet. Die Temperamentslehre hat sich von dem naturwissenschaftlichen Untergrund abgelöst und ist zu einem Objekt der — wie wir heute sagen würden — geisteswissenschaftlichen Psychologie geworden.

§ 13.

Bis in unsere Zeit reichen die Versuche, die alte Einteilung der antiken Temperamentslehre zu rechtfertigen. JULIUS BAHNSEN („Beiträge zur Charakterologie“ 1867), WILHELM WUNDT, ALFRED LEHMANN, EBBINGHAUS, ELSENHANS und viele andere gehen von ihr aus. Aber allmählich macht sich das Bestreben geltend, die Einheiten weiter aufzuspalten. So gewinnt LEHMANN das verzagte, joviale, enthusiastische und unstete Temperament hinzu, indem er die materialen Momente: Lust — Unlust kreuzen läßt mit den Intensitätsgraden: schwach — stark, und innerhalb ihrer die Tempounterschiede: langsam — schnell berücksichtigt. Und ELSENHANS teilt die herkömmlichen vier Temperamente weiter ein nach der geringeren oder größeren Motivationskraft der Gefühle. Wird das sanguinische Temperament charakterisiert durch die leichte Erregbarkeit des Gefühlslebens, durch die wechselnde Bewegtheit und den schwachen Stärkegrad des Gefühlsverlaufes entsteht bei geringer Motivationskraft der Gefühle der Stimmungsmensch, bei größerer der Flatterhafte. Ist z. B. der Phlegmatiker ausgezeichnet durch schwere Erregbarkeit des Gefühlslebens, durch anhaltende Beweglichkeit und Schwäche des Gefühlsverlaufes, ergibt sich bei größerer Motivationskraft der Gefühle der Kaltblütige, bei geringerer der Gleichgültige, Apathische. An die humoral-pathologische Fundierung wird ernstlich gar nicht mehr gedacht, aber trotzdem wagt man nicht, die alte Klassifikation einfach zu opfern, sondern flickt an ihr herum. Entweder durch neue Gesichtspunkte, die sie legitimieren sollen, oder durch eine weitere, bereichernde Gliederung. Jenes zähe Festhalten zeugt für das allgemeine Gefühl, daß an jenen ursprünglichen Festlegungen „etwas daran ist“, aber ebenso für die peinliche Verlegenheit, selbständig etwas Besseres zu schaffen. So blieb es bei Kompromissen. Sie kränkten alle daran, — WILLIAM STERN hat bereits einen ähnlichen Einwand erhoben — daß sie sich gleichsam eines starren Schachtelsystems bedienen: so viele Fächer sind da, also auch so viele Temperamente. Darüber aber kann nur die Erfahrung entscheiden. Andererseits darf gewiß nicht zugestanden werden, daß jene Fächerteilung alle a priori möglichen Besonderungen gestattet. Die willkürlich zur Verteidigung der alten Lehre herangeholten Gesichtspunkte

verbürgen alles eher als Vollständigkeit. Schon die Zuspitzung auf die alte Lehre stimmt mißtrauisch. Gewiß hat die Ausprobierung verschiedenster Kategorien uns manches sehen gelehrt, was wir vorher nicht bemerkten; aber methodologisch bleiben eigentlich nur zwei reinliche Lösungen: erstens die Anlage eines Systems, das tatsächlich sämtliche Möglichkeiten freigibt. Ein solches System würde jedoch über die Realgeltung bestimmter Temperamente gar nichts ausmachen, es wäre hierfür gar nicht zuständig. Lediglich einen Hinweis würde es darstellen, in den verschiedensten Richtungen nach den „wirklichen“ Besonderungen zu suchen. Aber ein solches offenes Ideal-system — jedes geschlossene wehrt schon bestimmte Möglichkeiten ab — besitzen wir nicht, und wir werden wohl noch lange seiner harren müssen. Wir verfügen ja gar nicht über eine Übersicht von genügender Weite. Und bleiben wir aus Angst vor Abweisung gewisser Möglichkeiten bei ganz allgemeinen Bestimmungen, so nützen uns diese blassen, vieldeutigen Linien recht wenig. Denn von ihnen aus dringen wir nicht zu den einzelnen Temperamenten vor. Es scheint also, daß wir den entgegengesetzten Weg einzuschlagen haben: den einfacher, ehrlicher Empirie. Wir studieren und sammeln Fälle, gruppieren sie zu Typen und nähern uns so langsam einer Vollständigkeit. Nur darf keinen Augenblick vergessen werden, daß diese Arbeit schon Kategorien voraussetzt, soll nicht die Gruppierung zufällig, ja widerstreitend vollzogen werden. Lediglich inniges Zusammenarbeiten beider Methoden wird auf die Dauer Erfolge versprechen. Derzeit haben wir eine Anzahl gesicherter, charakteristisch profilierter Typen und eine Anzahl wertvoller Gesichtspunkte, mehr aber nicht. Der Schein einer Vollständigkeit ist bloß Täuschung, die weitere Arbeit mehr erschwert, als fördert. Der größte Scharfsinn muß sich damit abmühen, die einzelnen Fälle in Typen hineinzupressen, statt die Fächerordnung selbst zu prüfen. Macht man sich an dieses Geschäft, dann soll man tunlichst den Gedanken begraben, gleichsam einen Fächerschrank zu konstruieren. Man braucht Kategorien, Gesichtspunkte; und diese müssen gegenseitig genau bestimmt und abgestuft sein. Dann kann man sich aber auch das billige Vergnügen sparen, zu berechnen, wie viele Typen sich da ergeben. So ein Netzwerk wird immer zu dünn — oder zu grobmaschig sein. Denn alle Typen bewegen sich gar nicht in der gleichen Ebene. Es ist ja auch nicht so wichtig zu wissen, wie viel Arten von Künstlern es gibt, als die Kategorien zu haben, die zur Bestimmung jeder Künstlerschaft tauglich sind, die angesichts keines Einzelfalles scheitern. So viel verlangen wir auch von einer Temperamentslehre. Wie weit sie dann im einzelnen ihre Gliederungen durchführt, erscheint als spezielle Frage. Jene sachliche Systematik wird häufig

geradezu verfälscht durch die pedantische Systematik einer äußerlichen Ordnung, die auch PRINZHORN mit Recht brandmarkt.

§ 14.

So ist es nicht verwunderlich, daß die wertvollsten Einsichten oder — bescheidener ausgedrückt — die fruchtbarsten Anregungen dort errungen wurden, wo man vor der Preisgabe des alten Schemas nicht zurückscheute. Man kann einerseits von der Humoralpathologie gänzlich abrücken, das Temperamentsproblem ausschließlich geisteswissenschaftlich fassen und es der Naturwissenschaft anheimgeben, nach körperlichen Grundlagen zu suchen, die aber den seelischen Befunden nichts anhaben können, so daß also von dieser Seite aus weder eine Bestätigung zu erhoffen, noch eine Widerlegung zu befürchten bleibt. Das ist das Beispiel KLAGES. Man kann aber andererseits in „verbesselter“ Auflage die alte Humoralpathologie wieder zu Ehren bringen durch die Lehren von der inneren Sekretion und von hier aus eine Brücke zu den psychologischen Befunden schlagen. Das ist das Beispiel KRETSCHMER. Beide erringen dadurch Freiheit von der Überlieferung. Denn beide gehen von einer neuen Problematik aus und fragen von ihr her, wie die früheren Lehren sich zu ihr verhalten. Sie kleben aber nicht an den alten Lehren im bloßen Trachten, alles zuströmende Neue irgendwie ihnen einzuverleiben. Und ich möchte sagen: der ewige Gehalt jener klassischen Aufstellungen wird erst da lebendig. Wie ja auch nicht die Restauratoren, die getreu „gotisch“ bauen, Erben gotischen Geistes sind. sondern jene, die eben von diesem Geiste durchglüht selbständig schaffen. Und bei KLAGES und KRETSCHMER bieten sich verheißungsvolle Anfänge zu solchem Schaffen dar! Der Nachdruck liegt ebenso auf „verheißungsvoll“ wie auf „Anfang“. Jedenfalls lohnt es, diese Versuche etwas näher zu betrachten.

KLAGES geht von der Grundeinsicht aus, daß es auf das Verhältnis zwischen Größe der inneren Triebkräfte und Größe des Widerstandes und der Hemmungen ankomme. Dieselbe sanguinische Reaktionsweise kann sowohl auf geringen Hemmungen als auf starken Triebkräften beruhen. Man muß sich ferner vor der noch heute üblichen Verwechslung von Temperament und Passioniertheit hüten. Temperamentvolle Heftigkeit zeugt, wie jedermann weiß, nicht notwendig von innerer Stärke, und dem Eifer des Sanguinikers fehlt sogar sprichwörtlich die Nachhaltigkeit, wogegen der Leidenschaft oft ein solches Maß von Selbstbeherrschung zur Seite steht, daß ihr Träger „gemessen“ oder gar „kalt“ erscheint. Noch weniger darf man Temperamentunterschiede zusammenwerfen mit dem quali-

tativen Gegensatz einer spezifischen Empfänglichkeit für vorwaltend heitere oder mehr trübe Gefühlszustände. Die Antithese: temperamentvoll — temperamentlos (in der Hauptsache wiederkehrend im Sanguiniker und Phlegmatiker) bezeichnet die hypothetischen Enden einer Skala von Reagibilitätsunterschieden, wobei das positive Ende der hervorragend Leichtreagible darstellt, das negative Ende der Schwerreagible. Der steigerungsfähige strukturelle Grundbegriff der Temperamentsunterscheidung wäre somit die persönliche Reagibilität, die auf dem individuell konstanten Verhältnis von Größe der Triebkraft zur Größe des Widerstandes, nicht aber auf der Größe selbst beider Faktoren beruht: woraus sich zunächst erklärt seine Unabhängigkeit vom Quantum der psychischen Kraft und von dessen Symptom, der persönlichen Maximalintensität des Erlebens. Wir sehen zugleich, unter welchen Bedingungen dem Sanguiniker die Nachhaltigkeit fehlt und unter welchen nicht. Wir erhalten zwei divergierende Reihen übernormaler Reaktionsleichtigkeit, derer aus Stärke der verfügbaren Triebkraft und derer aus Schwäche des Widerstandes. Umgekehrt dasselbe folgt für Schwerreagibilität, da sie groß sein kann aus Stärke des Widerstandes oder aber aus Schwäche der Triebkraft.

Man darf nicht übersehen, daß KLAGES den Temperamentsbegriff ganz auffallend verengt. Er ist nicht mehr die Persönlichkeit unter dem Gesichtspunkt der Emotionalität, sondern lediglich ein einziges Moment. Aber dieses Moment wird durch eine unendliche Variationen gestattende Linie eingeführt: in dieser Richtung wird also bestimmt keine Möglichkeit abgewiesen. Wenn dies ein Vorteil ist, so gewiß auch die scharfe Differenzierung, die eine Fülle neuer Aspekte schafft. Trotzdem liegt keine Entscheidung des — sagen wir — klassischen Temperamentsproblems vor, weil sich das Problem selbst verschoben hat. Ich denke nicht daran, diese Verschiebung zu tadeln, die ja letzthin eine terminologische Angelegenheit ist. Und es gereicht ihr zur Ehre, Begriffe aus breiiger Verschwommenheit zu befreien. Die Befreiung von KLAGES ist jedoch in bestimmtem Sinne zugleich eine sehr weitgehende Vereinfachung. Denn sie schaltet alle anderen Fragen der früheren Temperamentslehre aus: es bleiben nur zwei extreme Temperamente übrig, zwischen denen Übergänge vermitteln. Erst wenn alle Reihen mit der gleichen entschiedenen Sicherheit gezogen sind und ihre wechselseitige Verknüpfung erhellt, darf von einer endgültigen Lösung gesprochen werden. Aber der Weg, den KLAGES mit bewundernswertem Weitblick eingeschlagen hat, ist nicht nur mit guten methodologischen Vorsätzen gepflastert, sondern es ist eben ein gut Stück dieses Weges überwunden. Und man bemerkt wohl — KLAGES ist sich vielleicht dessen gar nicht bewußt — daß

jener Weg die Anregungen verfolgt, die eben KANT ausgestreut hat. Die weiteren Schicksale werden davon abhängen, in welchem Maße nicht die intuitive, sondern gerade die wissenschaftliche In-Beziehung-Setzung und Verzahnung der sich verflechtenden Reihen gelingt, und wie sich das empirische Material in sie aufteilt. Denn es ist klar, daß die Schwierigkeiten mit der Anzahl der Reihen in geradezu geometrischer Schnelligkeit wachsen. Von allem anderen ganz abgesehen: die Reihen erster, zweiter und dritter Ordnung sind voneinander sauber zu trennen. Die eine kann aus der anderen abgeleitet oder Teilbedingung der anderen sein usw.; damit ergeben sich aber lauter Schichtverschiebungen. Und die Vielzahl der Reihen verunklärt mehr, statt zu verdeutlichen. Daher die allgemeine Vorliebe für einfache Reihenbildung, obgleich die letzte Klärung eben nur auf dem siegreichen Umwege über jene Verunklärung zu gewinnen ist. Diese Gefahren können nicht vermieden, sie müssen Schritt für Schritt bezwungen werden.

Zu ähnlichen Bemerkungen regt auch der KRETSCHMER'sche Versuch an. Er nimmt die antike Tradition auf, wenn er die Temperamente für blutchemisch, humoral bedingt erklärt. Ihr körperlicher Repräsentant soll der Gehirn-Drüsenapparat sein. Der Einfluß des Temperaments erstreckt sich — nach KRETSCHMER — auf folgende seelische Qualitäten: die Psychæsthesie („Über- oder Unempfindlichkeit gegen seelische Reize“), die Stimmungsfarbe (Lust oder Unlust; heiter — traurig), das psychische Tempo (spezieller Rhythmus), Psychomotilität (allgemeines Bewegungstempo: steif, hastig, stramm, weich, rund, lahm usw.). Die Gesichtspunkte — vielleicht mit Ausnahme der Psychomotilität in dieser Form — sind bekannt; aber sie erscheinen erheblich durchgegliedert und damit befähigt, feinere Differenzen zu erfassen. Sehr wichtig wird ihm der — aus der Psychoanalyse hierher verpflanzte — Begriff der Ambivalenz, der alternativen Einstellung der Affektivität. „Feinsinn und absolute Stumpfheit können . . . unbegreiflich dicht zusammenwohnen: die schmutzigste Hand hinter polierten Fingernägeln, eine chaotische Verwahrlosung des Zimmers, in dem die köstlichsten Kunstwerke geschaffen werden. Solche Bilder findet man nicht nur als Durchgangsstadium zur völligen schizophrenen Verblödung, sondern sie können auch als barocke Persönlichkeitstypen lebendig bestehen bleiben.“ Gerade deswegen erscheinen KRETSCHMER die alten Temperamentsbezeichnungen, wie sanguinisch oder phlegmatisch, für feinere Zwecke so unfruchtbar, weil sie ohne das Bewußtsein des Unterschiedes das Überschwängliche und das Überspannte, die zyklode Behäbigkeit so gut wie die schizoide Affektlahmheit oder die Affektstumpfheit umfassen. Denn der zyklode Sanguiniker schwingt, wenn seine Wellen noch so hoch auf- und abgehen, doch immer

in natürlich abgerundeten Übergängen durch die affektiven Mittellagen hindurch, während der schwärmerische Schizoide sie überspringt, von einem Gegenpol hinüber zum anderen. Und auf die beiden Formenkreise des Schizophrenen und Zykloiden hat es KRETSCHMER abgesehen. Mit dieser Polarität der Temperamente hat KRETSCHMER ebenfalls eine antike, lange vergessene Tradition erneut, die vornehmlich dem melancholischen Temperament eine gefährliche Ambivalenz zuschrieb und dieses zwischen Trauer und Raserei, trägem Stumpfsinn und kühner Kontemplation schwingen ließ. (Darüber Näheres in der bereits genannten Studie von PANOFSKY-SAXL.) Wie weit nun die Temperamente KRETSCHMER's richtig getroffen, beschrieben und gedeutet sind, darüber wird die energische Diskussion entscheiden, die mitten im Gange ist. Selbst wenn die Psychiatrie wirklich zu dem Ergebnis käme — was heute sehr umstritten ist — daß schizoides Temperament und Schizophrenie in innerer Beziehung zueinander stehen, ist es jedenfalls vom Gesichtspunkt der Temperamentslehre her zu bedauern, daß alles auf dieses Bezugssystem projiziert wird. Hierdurch wird die überraschende Vielzahl glücklicher Eingebungen doch wieder verengt, ohne Gewähr dafür, daß tatsächlich jene beiden Grundformen hinreichen. Denn so werden vielleicht andere Grundformen nur als Mischformen angesehen und in ihrer Eigenart verkannt. Wer alles — um ein grobes Beispiel anzuführen — in die Schwarz-Weiß-Linie einordnen will, dem bedeuten auch Gelb oder Grün lediglich Punkte in dieser Reihe. Gewiß haben Gelb oder Grün eine Helligkeit, die unter jener Kategorie ersichtlich wird, aber sie ist doch nur ein Moment. So bleibt auch hier alles in Fluß, aber daß es überhaupt in Fluß geriet, daß der Eisgang eintrat, ist vornehmlich das Verdienst KRETSCHMER's, mag man sich allen Einzelheiten gegenüber noch so skeptisch verhalten.

Selbst die Gegner knüpfen doch irgendwie an KRETSCHMER an, so z. B. G. EWALD in den Lehren, die er in seinem Buche „Temperament und Charakter“ 1924 eingehend darlegt. Er betont sehr scharf die naturwissenschaftliche Fundierung von Temperament und Charakter. Sie zwingt ihn nach seiner Meinung zu einer scharfen Trennung von Temperament und Charakter. Er unterscheidet erstens den individuell gegebenen, von genau umschriebenen biologischen Vorgängen abhängenden Biotonus. Von ihm sind im Psychischen bestimmt vorzugsweise Intensität, psychisches Tempo und Vitalgefühle, die sich innerhalb der Gesamtpersönlichkeit als Temperament äußern. Sie haben zeitlebens innerhalb einer geringen Schwankungsbreite eine konstante Höhe. Zweitens nennt er die individuell gegebene Funktionsbereitschaft des Zentralnervensystems, abhängig von der spezifischen Konstruktion der nervösen Elemente. Von

ihr hängt nur auf seiten der Psyche die Gesamtheit der Triebrichtungen und Reaktionen ab, die im Rahmen der Gesamtpersönlichkeit den angeborenen Charakter ausmachen. Darnach ergeben sich drei Temperamente: 1. Das sanguinische oder hypomanische Temperament mit straffem Biotonus und einer das psychische Tempo beschleunigenden, die anderen psychischen Qualitäten an Intensität steigernden Wirkung, meist mit lustbetonten Vitalgefühlen, einem heiteren Stimmungshintergrund verbunden; sagen wir kurz: gekennzeichnet durch ständige Lebensfreude und ständigen Lebenselan. 2. Das melancholische oder depressive Temperament mit schlaffem Biotonus, mit einer das psychische Tempo und die psychische Intensität senkenden Wirkung, meist mit unlustbetonten Vitalgefühlen, einem düsteren Stimmungshintergrund verbunden; es ist ausgezeichnet durch Beständigkeit des Lebensernstes und dauernden Mangel an Schwungkraft. Endlich 3. im Anschluß an Асн das besonnene oder normale Temperament mit durchschnittlichem Biotonus, durchschnittlichem psychischem Tempo und weder besonders gebremster noch besonders geförderter Intensität der psychischen Erscheinungen, ohne besondere Hervorhebung der Vitalgefühle, ohne besonders gefärbten Stimmungshintergrund. Das cholerische und phlegmatische Temperament früherer Ansicht werden dem Charakter zugewiesen, scheiden also aus der Einteilung. Ich will nicht davon sprechen, ob hier wahrhaft eine naturwissenschaftliche Verankerung — in der Berufung auf den Biotonus usw. — vorliegt, oder ob nicht vielmehr gerade ihr Versuch eine sehr kühne Hypothese darstellt. Mir scheint die Rücksicht auf das manisch-depressive Irresein und die Abspaltung der Schizophrenie bestimmend eingewirkt zu haben, also ein psychiatrischer Gesichtspunkt. Psychologisch erblicke ich aber nichts Neues. Und auch die Tafel der 16 charakterologischen Typen halte ich für keinen erheblichen Fortschritt: sie trachtet zwar allen Einzelfällen gerecht zu werden und fördert dabei manch Wertvolles zutage, aber man kann häufig nicht sagen, daß das Wesen der betreffenden Charaktere durch diese Einschachtelung wirklich erleuchtet würde. Es fehlt hier der Mut zur reinen „Psychologie“. Indem EWALD sie immerfort an biologische Befunde ketten will, vergrößert er sie. Gewaltsam durch gegenseitige Verzichtes werden die Zusammenhänge nicht geschaffen. Die ältere experimentelle Psychologie strebte danach, ganz naturwissenschaftlich zu sein; und es ist heute kein Geheimnis mehr, wie sehr dieses Streben die Psychologie hemmte, ja lähmte. Aber die Psychologie, die nichts anderes als Psychologie zu sein begehrt, hat sogar viel schneller und ausgiebiger die Beziehungen zur Psychiatrie usw. aufgenommen. Und sie kann andererseits den gewaltigen Anregungen der Psychiatrie besser gerecht werden.

§ 15.

Nun würde man wohl erwarten, daß ich die psychiatrischen Forschungswege der Charakterologie weiter verfolge, die Lehren der Psychoanalyse usw. Aber es scheint mir besser, zuerst der systematischen Charakterologie zu gedenken und dann erst kurz die Betrachtung auch auf die Psychiatrie und differentielle Psychologie auszudehnen. Denn dort stoßen wir eben auf den Königsweg der Charakterologie, und alle anderen Wege führen zu ihm oder von ihm. Wenn wir jetzt ihre Methoden kennzeichnen, wird es sich nicht umgehen lassen, daß gelegentliche Wiederholungen unterschlüpfen. Sie sollen aber auf das Mindestmaß beschränkt werden. Am einfachsten erscheint die Methode der Kasuistik, die anschauliche Beschreibung und Sammlung der einzelnen Fälle. Und mit diesem „Wege von unten“ verknüpft sich die Hoffnung, die Vielzahl der Fälle allmählich zu Typen zusammenzufassen, nach den Gesichtspunkten der Ähnlichkeit und Verwandtschaft, der Verschiedenheit und Fremdheit. Die bevorzugte Laboratoriumseinstellung hat leider bisher diese „psychologische Klinik“ behindert, ja, wie mit dem Makel der Unwissenschaftlichkeit behaftet. Aber sie ist schlechthin notwendig, auch bei klarer Einsicht, daß eine Gruppenbildung ohne leitende Gesichtspunkte immer etwas Provisorisches hat, daß sogar die Gefahr einer chaotischen Zersetzung besteht oder die eines Liniengewirres, dessen Fäden in höherem Betracht willkürlich laufen. Ich erinnere als Beispiel an die alten Kuriositäten- und Schatzkabinette, wo neben einem erlesenen Kunstwerk etwa ein Straußenei prangte, weil eben alles Sonderbare, Merkwürdige und Seltene zusammengestellt wurde. Und die eigentlichen Schätze wurden erst wahrhaft gehoben, als später unter strengen Kategorien das Material gesiebt und gesichtet wurde. Gewiß war jene erste Arbeit nicht vergeblich, denn immerhin wurde vieles so vor dem Verderben gerettet. Ähnlich würde eine planlose Kasuistik ausschauen, wenn sie bloß unter der Kategorie des Seltenen, Auffallenden, Interessanten stände. Was aber eigentlich wissenschaftlich interessant ist, darüber kann nur die Wissenschaft entscheiden. Ja jene Kasuistik wäre noch weit schlimmer, wenn wir an dem Vergleich festhalten: das Kunstwerk wird aufbewahrt. Damit ist das Original geschützt. Jedoch man „restauriert“ vielleicht das Original, oder man übermalt es. Man nimmt also unter Umständen mit ihm Prozeduren vor, die einem Ruin gleichkommen. Wie viele alte Kunstwerke sind auf diese Weise bis zur Unkenntlichkeit verwüstet worden! Von dieser Gefahr ist eine psychologische Klinik ganz besonders bedroht: sie mumifiziert nicht die Fälle, sie berichtet über sie. Und dieser Bericht

hängt vorerst von dem sprachlichen Ausdruck ab. Ihn zu entwickeln ist gewiß auch Sache der Wissenschaft. Sonst werden die Worte nur verschwommen verwendet, sie dringen nicht in die Sachverhalte ein, verschleifen sie. Eine feste Terminologie tut not, und andererseits eine Geschmeidigkeit der sprachlichen Mittel, die den zartesten Abschattungen nachtastet. Dieses künstlerische Element muß aber wissenschaftlich gesteuert sein. Denn die Wissenschaft stellt die Probleme, lehrt, worauf zu achten ist usw. Sonst bleibt alles dem Zufall überlassen. Natürlich darf es nicht so weit kommen, daß man einfach das sieht, was man sehen will, im übrigen aber mit Scheuklappen durch die Welt geht. Wechselseitig müssen das Intuitive und Wissenschaftlich-Systematische einander ergänzen und vorwärts treiben, durch gegenseitige Reibung einander beschwingen. Die echte Kasuistik ist also keine Vorstufe der Wissenschaft, auf die man überlegen herabsehen dürfte, vielmehr eine unentbehrliche Bedingung wissenschaftlicher Arbeit, ja, sie setzt sogar diese schon voraus. Sonst bleibt sie ziellos. Wird sie aber nicht gerade dadurch tendenziös? zurecht gestutztes Beispiel für bestimmte vorgefaßte Theorien? Alles Wissenschaftlich-Wichtige aus einem Fall herausholen, heißt noch nicht, ihn einer bestimmten Theorie unterordnen oder ihn gar durch sie vergewaltigen. Intuitive Schilderungen sündigen da weit öfter und weit mehr, weil sie gar nicht diesen Zwang zur Vollständigkeit fühlen, weil sie sich gar nicht der Fülle möglicher Gesichtspunkte bewußt sind. Genaue Kasuistik scheint mir eine der wichtigsten Forderungen, aber sie ist unmittelbar abhängig von systematischer Forschung und reift nur im Bunde mit ihr. Auf die „Ethik“ solcher Kasuistik gehe ich nicht weiter ein: auf die Eitelkeit, die allenthalben Bestätigungen eigener Annahmen erblickt und die Gegenbeispiele übersieht, auf den Ehrgeiz, die einzelnen Fälle möglichst überraschend hinzustellen usw. Ich glaube, daß besonders die Kasuistik ein hohes wissenschaftliches Ethos erfordert: der gesamte Apparat systematischer Problematik wird aufgeboten; er muß aber im Hintergrund bleiben, um den Einzelfall nicht seines Eigenlebens zu berauben. Jeder Einzelfall ist eigentlich eine Probe, vor der man bereit sein sollte, umzulernen. Und nicht im Gegenteil allen erdenklichen Scharfsinn ins Treffen führen, um dieses Umlernen zu verhüten. Wie eine schlechte Kasuistik das schlechthin Oberflächlichste und Langweiligste darstellt, ist die wahrhaft mustergültige eine der schwierigsten und auch dankbarsten Aufgaben. Wollen wir etwa vom Stande der Kunstgeschichtschreibung uns überzeugen, brauchen wir bloß einige Bildanalysen zu lesen, und wir sehen sogleich, wie sich die Begriffe verfeinert und bereichert haben, wie viel bemerkt wird usw. Und damit erfassen wir sofort

die Abhängigkeit von der systematischen Forschung, sie steckt — unausgesprochen — in jeder Bildanalyse, sei es als Fehlerquelle, sei es als Mittel jener Analyse. Im ersteren Fall handelt es sich um Dogmatik, die eigentlich nicht mehr „forscht“, sondern nur mißt und alles ausschaltet, was den festen Maßstäben sich nicht fügt. Im letzteren aber um eine unendliche Aufgabe, die verschiedenste Wege vor sich sieht und jeden Augenblick bereit ist, einen neuen Weg zu gehen, wenn die alten versacken.

§ 16.

Wie sind nun die Methoden der systematischen Forschung selbst? Das nächstliegende scheint einfach eine logische, a-priorische Deduktion. Zum Beispiel: Es gibt so viele Klassen psychischer Phänomene, also muß es so viele Klassen von Charakteren geben, je nach der Prävalenz dieser Phänomene. Nehmen wir an, die übliche Einteilung in Verstand, Gefühl und Wille sei richtig, so würden aus ihr folgen: der Verstandes-, Gefühls- und Willensmensch. Und diese Gattungen könnten weiter durch die Art-differenzen aufgespalten werden. Zuerst kann man sofort einwenden: es ist doch a priori nicht einzusehen, warum gerade eine dieser Funktionen auf Kosten der anderen prävalieren muß. Vielleicht gibt es Persönlichkeiten, bei denen die Grundfunktionen gleich entwickelt sind, oder solche, bei denen zwei hervorragend gesteigert erscheinen bei Verkümmern der dritten? Es ist vorerst jedenfalls gänzlich unkritisch, anzunehmen, Charaktertypen müßten sich auf das Prävalieren einzelner Grundfunktionen beschränken. Ferner können sich — die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen — sei es typische, sei es individuelle Verschiebungen und Umlagerungen im Laufe des Lebens zeigen, wodurch die Frage des Prävalierens sich kompliziert. Diese Schwierigkeiten gelten selbst für den Fall einer unbedingten Sicherung der Klassifikation psychischer Phänomene. Aber sie ist gewiß nicht allen Zweifeln entzogen und darum schon ein gefährlicher Ankergrund. Es ist weiterhin überhaupt fraglich, ob wir denn mit der Zurückführung des Charakters auf material bestimmte einzelne Faktoren durchkommen, wie weit hiermit charakterologisch entscheidende Gesichtspunkte aufgedeckt werden. Das Problem müßte lauten: was bedeuten diese Elementarfunktionen für den Charakter? Nur so wird keine „Bedeutung“ vorausgesetzt, denn sie ist ja gerade das zu Erweisende. Baut sich etwa der Charakter auf einer bestimmt strukturierten Konstellation von Anlagen auf, reicht die Berufung auf eine einzelne nicht hin.

Selbst bei diesem Verfahren melden sich schon gestaltete Strukturen an: der Willensmensch z. B. hat doch auch Verstand und Gefühl; sie stehen aber möglicherweise in einem gewissen Verhältnis der Dienstbar-

keit zum Willen; sie werden vielleicht von ihm vergewaltigt, tyrannisiert usw. Oder: der starke Wille allein muß keineswegs den Willensmenschen schaffen; den Willen hemmen heftige Affekte, leidenschaftliche Triebe, und lähmen ihn. Überall schieben sich also schon verschiedene Strukturen vor. Wir können alle diese Versuche als eine Systematik aus psychologischen Prinzipien betrachten, von diesen her oder aus ihnen. Sie wäre erst einwandfrei, wenn methodologisch der Beweis geglückt wäre, daß eine restlose Konstruktion allein auf diesem Wege möglich ist. Denn selbstverständlich erscheint es keineswegs, daß wir so im Innerpsychischen bleiben dürfen. Es ist wohl erlaubt, hier von einem „psychologischen Vorurteil“ zu sprechen; nicht im ablehnenden Sinne: denn auch Vorurteile vermögen sich zu bewahrheiten. Nur dann gewinnen sie ihre Berechtigung. Es ist seltsam, daß diese Berechtigungsfrage so selten ernst geprüft wurde. Man vertraute allein oder doch vorwiegend den Erfolgen, also der praktischen Bewährung. Aber weil man auf einem Wege überhaupt Ergebnisse erntet, besagt noch nicht, daß dies der angemessenste und die eigentlichen Probleme aufschließende Weg ist. Ja, der Weg muß nicht einmal immer mit den gemeinten Methoden übereinstimmen. Man greift in seinem Verfolg zu Hilfsmitteln, die nicht in gerader Linie der Methode liegen.

Ich gebe gleich ein Beispiel: Psychologische Grundklassen sind die verschiedenen Weisen der Stellungnahme zum „intentionalen Gegenstand“. Und diese Stellungnahme verschiebt leicht die ganze Betrachtung in teleologische Richtung: welche Ziele verfolgt der Mensch und auf welche Art? Diese Gesichtspunkte sind aber nicht mehr aus den psychischen Elementen und ihren Beziehungen abzuleiten; man darf nur fragen: wie sich diese zu jenen verhalten? Damit vereinigen sich schon verschiedene Methoden, und diese Vereinigung ist etwas ganz anderes als das Nebeneinander jener Methoden. Denn eine weist nun der anderen bestimmte Aufgaben zu. Isolieren wir aber erst einmal die Fragestellungen: die Charaktere scheiden sich nach den „Zielen“. Sie sind demnach teleologisch zu durchforschen. Und jene Ziele sind „Werte“. Wie muß der Charakter beschaffen sein, um jene Werte zu verwirklichen? Von ihnen her wird er in seiner idealen reinen Form konstruiert: z. B. der ökonomische Mensch, der sittliche Mensch, der Künstler, der Religiöse usw. Dieses Verfahren setzt eine vollständige Tafel der möglichen Strebungsziele voraus, nicht nur der objektiven Werte. Sonst bleiben Lücken. Zweitens: eine Rangordnung der Ziele, was aber nicht ethisch mißverstanden werden darf. Denn der Machtmensch z. B. kann durch Wissenschaft oder Wirtschaft nach seinem Ziele streben. Man müßte vielleicht formale von inhalt-

lichen Zielen scheiden und ihre gegenseitigen Korrelationen aufzudecken trachten. Aber so viel überaus dankenswerte Arbeit auf diesem Wege — genau so wie auf den früher gewiesenen — zu leisten ist und auch geleistet wurde, es bleibt nicht erspart, sich völlig klar darüber zu werden, ob wirklich unter diesem Gesichtspunkt die gesamte Charakterologie sich erschließt. Es mag „rein“ Religiöse oder Künstler geben, aber die meisten sind es eben nicht, und ihre charakterologischen Besonderheiten und Konflikte erwachsen gerade daraus, daß jene radikale Eindimensionalität für sie nicht zutrifft. Aber was soll an dieser Stelle die Berufung auf die „meisten“? Statistik widerlegt doch keine Idealtypen. Gewiß nicht. Die Frage ist bloß, ob wir mit diesen Idealtypen auskommen, oder überhaupt mit Idealtypen dieses Gepräges. So sagt z. B. ARTHUR KRONFELD: „Jeder Mensch ist mehr, als was der Beruf aus ihm macht.“ Und in diesem Mehr liegt erst eigentlich seine individuelle Eigenart. Und wenn er sich auf diese Eigenart auch nur in den „privaten“ Lebensgebieten zuspitzt, „die der einzelne sich nebenberuflich gestattet — Beschäftigung mit Literatur oder Kunst, Sammeln irgendwelcher Kuriositäten, Naturfreude, Tierliebhaberei usw. — oder in dem Eheleben oder der Familienfürsorge oder in der Beziehung zu Mitmenschen, Freundschaften, Gesellschaftsformen, politischen oder sozialen Bestrebungen usw.; so liegt doch gerade hier der Schwerpunkt seiner seelischen Bindungen und seelischen Gestalt.“ Jedenfalls ist dieses sehr diffizile Problem nicht einfach abzuweisen. Kunstwerke sollte man auch nicht bloß daraufhin ansehen, wie weit sie „Gotik“ oder „Renaissance“ sind. Wer nur mit solchen Stilbegriffen operiert, versteht gewiß nicht den Sinn des einzelnen Kunstwerkes. Und auch die Bereitwilligkeit, gemischte Typen zuzugestehen, genügt nicht. Ob die „Mischung“ immer im Sinne jener Typen erfolgt und erfolgen muß, bliebe vorerst fraglich. Ist es gestattet — um es schroff zu sagen — Charaktere so aufzubauen, als ob sie Apparate zu bestimmten Wertverwirklichungen wären? Die Bedeutung derartiger Auffassungen soll nicht bestritten werden, aber es bleibt das Problem der Begrenzung ihrer Legitimität für die Charakterologie. Also nicht der Gesichtspunkt als solcher darf abgelehnt werden, vielmehr sein Anspruch — die Gesamtheit der Charakterologie zu umspannen — soll eben von ihr aus einer Prüfung unterworfen werden. Ein Beamter z. B. ist fleißig, zuverlässig, treu, er kennt nur sein Amt. Auch privat kennt er bloß Vorgesetzte und Untergebene. Die Rangliste regelt selbst sein bürgerliches Sein. Das Leben ruht auf diesen Satzungen, wo es sich ihnen entwindet, verwickelt es sich zu unheimlichem Chaos. Scheuklappen wehren jedem Blick ins Freie: denn dieses Freie, das ist ja der unwissende, böswillige, verachtete Gegner, der nichts von den heiligen

Satzungen ahnt. Was folgt nun für den Gesamtcharakter aus der 'Abkapselung in diesen artistischen Beamtencharakter und wodurch wird sie möglich? Für einen anderen ist das Amt nur etwas Peripheres, das Mittel, seine Lebensnotdurft zu befriedigen, aber das „eigentliche“ Leben vollzieht sich ganz jenseits des Amtes. Und wieder ein dritter läßt seine reiche Menschlichkeit in das Amt einströmen usw. All diesen Verästelungen und Verzweigungen kann niemals eine Lehre gerecht werden, die nur auf Werte blickt und von ihnen aus den Charakter aufrollen will. Wie weit wir von ihnen aus in den Charakter eindringen, ist vorgängig nicht ersichtlich. Der einzige Weg kann es nicht sein.

Gleich stellt sich wieder ein neuer — heute sehr beliebter — Gesichtspunkt ein: die charakterologische Deutung von der Lebens- und Weltanschauung her. In den Lebens- und Weltanschauungen spiegeln sich Typen der Geistigkeit, Möglichkeiten der Stellungnahme zu Leben und Welt. Aus diesen objektiven Gebilden haben wir andererseits die Charaktere zu begreifen. Aber es bleibt wieder die Frage, ob wir von hier aus das Ganze des Charakters einsehen können, ob wir nicht vielmehr fragen müssen, wie weit denn Lebens- und Weltanschauungen charakterologisch bedingt sind und wieder umgekehrt. Das wird nicht immer im gleichen Maße der Fall sein, es werden sich im Gegenteil hier weitgehende Unterschiede ergeben. So entscheidend wichtig die Einsicht ist, Lebens- und Weltanschauung nicht nur nach ihrem sachlichen Gehalt zu deuten, sondern auch nach dem Lebenstyp, der sich in ihnen und durch sie entfaltet, so sehr ist doch der Zweifel berechtigt, ob aus der Lebens- und Weltanschauung ein sicherer Schluß auf die Gesamtheit des Charakters zulässig ist. Vielleicht enthüllen sich so nur manche Charaktere; andere verstecken sich eben. Und von allem abgesehen: die buntscheckige Vieldeutigkeit der Begriffe „Lebens- und Weltanschauung“ müßte doch erst vom Standpunkt der Charakterologie geklärt werden. Wie wir objektives und subjektives Milieu trennen, objektive und subjektive Umwelt, so bedarf es sehr genauer Untersuchungen, was eigentlich an einer Lebens- und Weltanschauung charakterogen ist und wie weit. Die gelebte und die begrifflich anerkannte Weltanschauung müssen sich nicht decken, die künstlerische nicht mit der ethischen usw., und zwar in demselben Menschen. Wir brauchen also nicht nur als einen Pol die Lebens- und Weltanschauungen, sondern nicht minder als anderen eben die Charaktere selbst. Erst dann lassen sich die Beziehungen klar greifen. Es ist aber ein Vorurteil zu glauben, daß sich all diese Beziehungen nun von dem einen Pol aus immer und überall eindeutig konstruieren lassen. Gewiß gibt es Fälle, die sich diesem „Ideal“ annähern, um so mehr entfernen sich wieder andere von ihm.

Und stellen wir hier die Warum-frage, führt sie uns gleich an die methodologischen Grenzen dieses Verfahrens, dessen Bedeutung ja gar nicht bezweifelt werden soll.

All diese — und viele andere — Versuche haben gemeinsam, daß sie gleichsam den Charakter systematisch von einem bestimmten Bezugssystem aus erfassen und konstruieren wollen: aus den Prinzipien der Psychologie, aus den Wertzielen, aus der Lebens- und Weltanschauung, aus der Ethik. Sie können für sich ins Treffen führen, daß der Charakter zu seinem Aufbau des gegebenen Materials der Psyche bedarf, und daß wir ihn nach seinen wichtigsten Betätigungen konstruieren müssen. Wie soll ich etwa „den Künstler“ erfassen, wenn nicht vom Kunstwerke her; ist er doch nur soweit Künstler, als er eben Kunstwerke zu schaffen vermag. Aber als Charakter ist er vielleicht nicht nur Künstler. Ich kann sonst möglicherweise bloß seinen — sozusagen — artistischen Charakter deuten, nicht aber, wie dieser in seinem menschlichen Charakter darinnen steckt, oder doch nur fragmentarisch. Was bedeutet z. B. Heldentum in der Kunst? muß der Künstler ein Held sein? Was bedeutet feinnervige Sittlichkeit im Kunstwerk? gestattet sie etwa grobschlächtige Rücksichtslosigkeit im privaten Dasein? Wie hängt dies alles in der Einheit der Persönlichkeit zusammen? Man kann methodisch diesen Schwierigkeiten durch eine Kreuzung der Gesichtspunkte zu begegnen versuchen: sie soll eine Verdichtung zur Folge haben, zugleich eine Vervollständigung. Der Charakter spiegelt sich in verschiedensten Aspekten, indem er von immer neuen Seiten beleuchtet wird. Werden diese Seiten noch in ein angemessenes Verhältnis gebracht — eine der schwierigsten Aufgaben — verzahnt sich gewiß die gesamte Systematik. Ich will an einem derartigen Vorgehen keine Kritik üben. Es ist gerade in dieser Weise methodisch vielfach gefordert, und über seine heuristische Bedeutung kann überhaupt gar kein Zweifel obwalten. Man vermag z. B. die Korrelation des künstlerischen Charakters zu bestimmten Lebens- und Weltanschauungen zu prüfen, zu bestimmter Ethik, zu bestimmten psychologischen Prinzipien. Diese Prüfung kann sich in einer idealen Sphäre abspielen, aber ebenso empirischen Befunden nachspüren.

Es gibt jedoch einen anderen systematischen Weg — wenn wir jetzt von den wichtigen Forschungsweisen absehen, die erst später besprochen werden sollen — und der besteht darin, daß wir den Charakter selbst zum Ausgangspunkt erwählen, also ihn nicht perspektivisch von einem Bezugssystem aus betrachten, sondern eben zunächst in sich. Und diese systematische Grundlegung leitet dann erst weiter zu den Prinzipien der Psychologie usw. Gegenüber allen anderen Betrachtungen zeichnet sich

diese dadurch aus, daß sie gleichsam am unmittelbarsten ist und ihren Gegenstand von innen heraus ergreift, bzw. erzeugt. Wenn ich etwa von einem Menschen ganz populär sage, „er ist ein ängstlicher Zauderer“, kann ich gewiß untersuchen, welche psychischen Faktoren dabei prinzipiell in den Vordergrund treten, oder wie er wohl im Künstlerischen sich behauptet, welcher Lebens- oder Weltanschauung er wahrscheinlich zuneigt, welcher Ethik usw. Aber ich habe erst einmal eine bestimmte geistige Struktur in sich gefaßt. Sofort knüpft die weitere Frage an: wie es genetisch zu solchen Bildungen kommt? wie sie zu erkennen sind? Ist nun eine einheitliche Systematik solcher geistigen Strukturen derart möglich, daß sie geschichtet auftreten, wobei eben die tiefsten Schichten die oberen erhellen usw.? Hier scheiden sich als Extreme: ein Apriorismus, der in Spekulationen schwelgt und ein Empirismus der allmählich sich vervollkommnenden Beobachtung. Aber auch der Empirismus wird gliedernder Kategorien und der reichlichen Mitgift glücklicher Intuitionen nicht entraten können. Die Strukturen müssen an einem Material erschaut werden. Und das scheint die verbindende Brücke. Die Schau wird zwar vom Material abhängig gemacht, aber es bleibt nicht bei einem lawinenartig sich auftürmenden Material. Die Phänomenologie hat da Ausgezeichnetes, zum Teil Vorbildliches geleistet. Gerade weil wir im folgenden ihrer nicht eingehend gedenken können, wollen wir jetzt mit um so größerem Nachdruck auf ihre Verdienste hinweisen: hier finden wir mit die wertvollsten Beiträge zur Charakterologie. Daher ist es auch kein Zufall, daß zumal die charakterologisch interessierte Psychiatrie sich ganz besonders zur Phänomenologie hingezogen fühlt. Wir aber lassen nach diesen kritischen Vorbemerkungen eine Reihe wichtiger Versuche systematischer Charakterforschung an uns vorüberziehen, ohne irgendwelche Vollständigkeit. Es sind Beispiele, und wir sind zufrieden, wenn sie die eben erörterten Möglichkeiten sinnfällig illustrieren. Und man wird wohl begreifen, wenn wir die Antike und die Gegenwart besonders bevorzugen: die erste Grundlegung und die lebendige Problematik unserer Tage.

§ 17.

Wir dürfen PLATON an die Spitze stellen. In der kurzen Erörterung führe ich Gedanken aus, die bereits FRANZ BRENTANO 1874 angedeutet hat in seiner „Psychologie vom empirischen Standpunkt“ (vgl. auch sein Buch: „Von der Klassifikation der psychischen Phänomene“, 1911). PLATON liefert scheinbar ein Musterbeispiel einer Charakterologie von psychologischen Prinzipien her. Den Untergrund bildet seine berühmte Dreiteilung der psychischen Phänomene. Er kennt drei Seelenteile: den

begierlichen, zornmütigen und vernünftigen (τὸ ἐπιθυμητικόν, τὸ θυμοειδές, τὸ λογιστικόν). Diesen drei Teilen entsprechen die drei Stände, welche PLATON als die hauptsächlichsten im Staate ansieht: der Stand der Erwerbenden (Hirten, Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute usw.) wird vornehmlich vom begierlichen Seelenteil gelenkt; der Stand der Wächter und Krieger vom zornmütigen, der Stand der Herrscher vom vernünftigen. Klar spricht sich hier eine von PLATON's staatsphilosophischen Anschauungen durchtränkte Idealtypik aus. Es gehört nach ihm zum Wesen dieser Stände, durch das Vorwiegen der betreffenden Eigenschaft ausgezeichnet zu sein. Nur der ist ein „echter“ Soldat, ein „echter“ Kaufmann, ein „echter“ Herrscher, der eben diese charakterologische Beschaffenheit aufweist. Daß es auch andere Krieger, Erwerbende oder Herrscher gibt, will PLATON sicherlich nicht leugnen. Aber in seine Idealtypik schleicht sich auch die Ethik ein: der Vernünftige ist der Beste, der Wertvollste. Und der Beste soll regieren. Der Weise soll herrschen, und der Herrscher soll weise sein. Am niedrigsten steht die Gier nach dem Erwerb. Gerade weil PLATON hier in den Anschauungen antiker Kultur befangen ist, legt er einen festen Maßstab an, ohne nach den eigentlichen Berufstugenden zu fahnden. Aber noch weiter zieht er den Geltungskreis seiner Einteilung. In Rücksicht auf das relative Übergewicht der einzelnen Seelenteile sollen sich auch die drei hauptsächlichsten Völkergruppen unterscheiden: die verweichlichten, nach den Genüssen des Reichtums jagenden Südländer (Phönizier und Ägypter), die tapferen aber rohen nördlichen Barbaren, die bildungsliebenden Hellenen. Auch da drängt das griechische Kulturbewußtsein durch mit seinem Stolz und mit seinen Vorurteilen. Wir beabsichtigen hier nicht auf die Lokalisation der verschiedenen Seelenteile einzugehen (Haupt, Herz, Unterleib) noch auf ihre Verbreitung (Pflanzen-, Tier- und Menschenreich), obgleich auch da eine Rangstellung und eine immanente Bewertung deutlich sich kundtun. FRANZ BRENTANO hat bereits kritisch bemerkt: „Die Unvollkommenheit dieser Einteilung ist leicht erkennbar. Ihre Wurzeln liegen einseitig auf ethischem Gebiet, und dem widerspricht es nicht, wenn ein Teil als der vernünftige bezeichnet wird, da PLATON wie SOKRATES die Tugend als ein Wissen betrachtete. Sobald man bestimmen will, welchem Teile diese oder jene einzelne Tätigkeit zuzuschreiben sei, kommt man in Verlegenheit. Auch die Anwendungen, die PLATON von der Einteilung macht, und in deren vermeintem Gelingen er eine Bestärkung finden mochte, zeigen vielmehr aufs Neue ihre Schwäche. Es wird heutzutage kaum jemand geneigt sein, mit PLATON in den von ihm genannten drei Ständen die hauptsächlichlichen Berufstätigkeiten, welche in der Gesellschaft sich auseinanderzweigen, in

erschöpfender Weise dargestellt zu sehen. Weder die Kunst findet in ihr die gebührende Stelle, noch die Wissenschaft. Die Erfahrung zeigt zu deutlich die Verschiedenheit der Begabung für theoretische und praktische Leistungen, als daß wir in der Tüchtigkeit des wissenschaftlichen Denkers nicht eine ganz andere Art von Vollkommenheit als in der Tüchtigkeit des Herrschers anerkennen müßten.“ Man könnte diese Kritik noch verschärfen. Trotzdem liegt hier der erste geniale Versuch einer systematischen Berufs- und Völkerpsychologie vor, einer Charakterologie wahrhaft großen Stils. Ich sagte: sie wäre ein Musterbeispiel einer Charakterologie aus psychologischen Prinzipien. Das ist sie im Sinne PLATON's. Aber faktisch regiert eigentlich die Ethik. Ja, noch weiter: es ist nicht ganz klar, wie die Platonischen Seelenteile eigentlich gemeint sind. Man kann sie einmal als „Vermögen“ auffassen, das andere Mal aber als Streben zu bestimmten Zielen hin: nach Lust, nach Kampf, nach Weisheit. Indem diese zweite Bedeutung durchschimmert — stellenweise sogar überwiegt — ist auch schon der teleologische Gesichtspunkt da.

§ 18.

Auch ARISTOTELES (vgl. JOSEF PERKMANN, Der Begriff des Charakters bei Platon und Aristoteles, 1909) stellt die Strebungen in den Mittelpunkt. Jede Lust ist, richtig gedeutet, ein Verlangen nach ungehinderter Ausübung einer naturgemäßen Befähigung. Wo dieses Streben in seiner Richtung oder im Grade fehlerhaft ist, entstehen die fehlerhaften Typen des Unmäßigen, der am Ziele vorbei oder über das Ziel hinausschießt, auf der einen Seite, und des Gleichgültigen, dessen Streben nicht einmal bis ans Ziel reicht, auf der anderen Seite: die richtige Mitte hält inne der Maßvolle, der selbst wieder ein sich Beherrschender ist oder ein Mäßiger: „Der sich Beherrschende ist ein Mensch, der nichts gegen seine Vernunft und um der sinnlichen Genüsse willen tut, und ein solcher ist eben doch der Mäßige. Nur ist der Unterschied der, daß der Mäßige so handelt, weil er keine schlechten Begierden hat, während der sich Beherrschende eine solche Lust allerdings empfindet, aber sich nicht von ihr hinreißen läßt.“ Wie bei PLATON herrscht auch hier ein bestimmtes ethisches Ideal, und zwar das des griechischen Kulturbewußtseins: der harmonische, ausgeglichene, disziplinierte Mensch. Aber der empirische Inhalt wird nun fülliger, gewichtiger. Und ungemein beachtenswert — dabei meines Wissens gar nicht bemerkt — erscheint mir, wie die KLAGES'sche Lehre von der Relation „Trieb-Widerstand“ durchaus klar anklingt. Denn Harmonie kann charakterologisch etwas ganz verschiedenes bedeuten, wie ARISTOTELES sehr richtig gesehen hat: einmal das Fehlen aller die

Harmonie bedrohenden Hemmungen, dann aber auch ihre Beherrschung und Bändigung. Ich füge nun Beispiele an, wie ARISTOTELES Typen schildert und feinsinnig Unterschiede skizziert: „Der Neid ist ein Unlustgefühl, das nicht auf den Wunsch, gute Dinge selbst zu besitzen, gerichtet ist, sondern lediglich gegen jene besitzenden Personen. Neid empfinden werden demnach solche Menschen, denen gewisse andere gleichstehen oder als gleichstehend erscheinen. Unter gleichstehend verstehe ich, in bezug auf Herkunft, auf Verwandtschaft, auf Lebensalter, auf Begabung, auf Vermögensumstände. Ferner solche, denen nur wenig fehlt, um alles Erwünschte zu besitzen. Darum sind Leute, welche einen großen Wirkungskreis haben und dem Glücke im Schoße sitzen, neidisch, denn sie meinen immer, jeder entziehe ihnen etwas von dem, was eigentlich ihnen gehöre.“ Oder man lese, wie ARISTOTELES den „Hochsinnigen“ schildert: „Im Äußeren ist sein Gang — nimmt man allgemein an — langsam; seine Stimme tief und gewichtig, und seine Sprechweise gehalten. Denn ein Mensch, dem wenig wichtig ist, neigt nicht zur Eile, und wer nichts für groß ansieht, strengt sich nicht mit der Stimme an. Alles laute und scharfe Sprechen und alles schnelle Wesen hat darin seinen Grund, daß einer alles wichtig nimmt.“ Oder: „Starrköpfe haben eine gewisse Ähnlichkeit mit dem festen Charakter, wie der Verschwender mit dem Freigebigen, der Verwegene mit dem Mutigen; aber sie sind doch vielfach von diesen verschieden. Der feste Charakter ist nämlich derjenige, der sich durch Leidenschaft und Begierde nicht umstimmen läßt, während er sich vorkommenden Falles durch Vernunftgründe leicht bewegen läßt; der andere dagegen läßt sich von der Vernunft nicht bewegen, während wohl Leute seiner Art den Begierden zugänglich sind und sich von den sinnlichen Lüsten hinreißen lassen. Starrköpfige Menschen sind in eigentümliche Meinungen verrannt; diese Verranntheit in eigentümliche Meinungen geht hervor aus den Empfindungen von Lust und Unlust. Sie haben nämlich ihre Freude daran, daß sie Sieger bleiben, wenn sie sich nicht eines anderen belehren lassen, und es macht ihnen einen unangenehmen Eindruck, wenn ihre als Gesetze aufgestellten Behauptungen sich als ungültig erweisen. Sie gleichen daher mehr Personen, die sich nicht in ihrer Gewalt haben, als solchen, die sich beherrschen können.“ So konstruiert ARISTOTELES — im engsten Bündnis mit empirischen und an Hand des Empirischen erschauten Befunden — seinen idealen Charakter. Und dieser „feste“ Charakter wird das Vorbild für zahllose Variationen bis in unsere Zeit hinein, die aber das ursprüngliche Thema meist völlig vergessen haben. Doch klingt es heute noch reicher als die Mehrheit dieser Variationen.

Ausgedehnte charakterologische Beiträge bringt besonders das zweite Buch der Rhetorik. ARISTOTELES lehrt, bei jedem Affekt dreierlei zu unterscheiden: z. B. beim Zorn 1. in welcher Verfassung und unter welchen Umständen der Mensch zornmütig ist; 2. über welche Menschen er gewöhnlich in Zorn gerät und 3. über welche Dinge. Die Menschen sind im Zustande des Leidens, der Armut, des Liebesdranges, des Dürstens und mit einem Worte in allen Zuständen, wo sie nach etwas verlangen, ohne Befriedigung zu finden, zum Zorn und zum Aufwallen geneigt, und zwar hauptsächlich gegen die, welche ihren augenblicklichen Zustand geringschätzig behandeln. In um so höherem Grade zürnt man, wenn die Angegriffenen selbst ein stilles Bewußtsein davon haben, daß sie das, worin sie ihre Ehre setzen, eigentlich nicht besitzen und zwar entweder überhaupt nicht, oder doch nicht fest und sicher, oder daß man dies wenigstens von ihnen glaubt. Sobald man dagegen sich im Vollbesitze dessen weiß, worüber man verspottet wird, kümmert man sich nicht um solchen Spott. Und neben vielen überraschend feinsinnigen Bemerkungen — bewundernswert z. B. die Ausführungen über Melancholie — schenkt uns ARISTOTELES eine kurze, sehr liebevolle Psychologie des Jugendlichen, des schnell Reichgewordenen usw. Denn er fragt ganz bewußt: welchen Einfluß üben auf den Charakter aus 1. Leidenschaften, 2. habituelle Eigenschaften, 3. Lebensalter, 4. Glücksumstände (Adel, Reichtum usw.). Zugleich ist dies der Beginn, in den statischen Charakter Entwicklung und Veränderung hereinzutragen. Wie eine plastische Statue — so objektiv, aber auch so in sich ruhend — stehen aristotelische Menschen vor uns; und nun werden sie doch in den Prozeß des Lebens gezogen; oder anders ausgedrückt: es treten wenigstens verschiedene Bilder nebeneinander; eine Szenenfolge, kein eigentliches Drama. Und doch gibt es eine Hauptszene: den reifen Menschen (vgl. den ersten Band der schönen „Geschichte der Autobiographie“ von GEORG MISCH, 1907). Alles andere ist Vorbereitung oder Abstieg. Und darin liegt Konsequenz: wenn der „feste“ Charakter als ethisches Ideal vorschwebt, so verwirklicht sich dieses auf der Höhe des Lebens. Sie ist die Zeit der deutlichsten Erfüllung jener Forderungen. Aus ihnen spricht der Geist des Griechentums. Das ihm Selbstverständliche muß uns zum Problem werden.

§ 19.

Gleiche Strenge der Objektivität und gleiche empirische Fülle strömt uns aus den „Charakteren“ des THEOPHRAST entgegen, eines Schülers von ARISTOTELES (die beste Übersetzung und Erklärung lieferte wohl die philologische Gesellschaft zu Leipzig in einer 1897 erschienenen Ausgabe;

vgl. auch von JOHANNES GEFFCKEN, Griechische Menschen 1919, Studien zur griechischen Charakterkunde und Menschenforschung). Es handelt sich um eine Art deskriptiver Moral, die an der Hand höchst anschaulicher Typen entwickelt wird; sehr humorvolle Schilderungen voll intuitiv-psychologischem Scharfblick. Es wird immer objektivierend berichtet, was der Betreffende tut, sagt, wie er sich kleidet usw. Es werden die Situationen gewählt, an denen die gemeinten Charakterzüge besonders deutlich werden. Bei aller erfrischenden Lebensnähe wird das Typische herausgestellt. Es sind wahre Perlen, Musterbeispiele einer objektivierenden, scharf das Wesentliche herausgreifenden Kasuistik. Ich gebe nur drei, gewiß sehr vergnügliche Beispiele; denn es lockt hier — wie bei ARISTOTELES — die lange nicht genug gewürdigten und bekannten Beispiele in stattlicher Reihe aufmarschieren zu lassen. Aber vielleicht genügen die dargebotenen Proben, um den oder jenen zu veranlassen, sich der dankbaren Arbeit zu unterziehen, uns eine eingehende Charakterlehre dieses Meisters zu schenken. Sie würde Erstaunliches zutage fördern. Nun jedoch zu den Beispielen: „Die ἀπιστία ist ein Verdacht der Unredlichkeit gegen alle, der ἀπιστος aber etwa von solcher Art. Wenn er den Sklaven fortgeschickt hat, um Marktbesorgungen zu machen, so sendet er einen anderen Sklaven, der sich erkundigen muß, für wieviel jener gekauft habe. Und wenn er selber das Geld trägt, so setzt er sich nach jedem Stadion nieder, und er zählt nach, wieviel es sei. Und seine Frau fragt er, wenn er im Bette liegt, ob sie die Geldkiste geschlossen habe, und ob der Becherschrank verriegelt sei, und ob der große Riegel vor das Hoftor gelegt sei. Und wenn jene es bejaht, so steht er nichtsdestoweniger selber nackt aus dem Bette auf und läuft unbeschuht mit dem Lichte herum, und er sieht das alles nach und kommt so kaum zum Schlafen. Und von denen, die ihm Geld schulden, fordert er in Begleitung von Zeugen die Zinsen ein, damit sie es nicht ableugnen können . . .“ Oder: „Der Sensationsmacher verfährt etwa folgendermaßen. Er begegnet einem Freunde. Sogleich nimmt er eine geheimnisvolle Miene an und sagt lächelnd: Woher? Weißt du etwas? Wie, hast du etwas Neues darüber zu sagen? Und als ob er besorgt wäre, fragt er weiter: Man erzählt doch nichts Neues? Sicherlich doch etwas Gutes? Ohne die Antwort abzuwarten, fährt er fort: Was sagst du dazu? Hast du's noch nicht gehört? Da kann ich dir, glaube ich, Neuigkeiten auftischen. Und da hat er nun einen Soldaten oder einen Sklaven des Flötenbläfers A. oder des Unternehmers L., der unmittelbar aus der Schlacht gekommen ist und von dem er es gehört haben will. Aber die Gewährsmänner seiner Geschichten sind derart, daß kein Mensch sich auf sie verlassen kann usw.“

Und nun das letzte Beispiel: „Erweislich dürfte die *δειλία* eine furchtsame Nachgiebigkeit der Seele zu sein scheinen, der *δειλός* aber von folgender Art. Auf der Meerfahrt behauptet er, die Klippen seien Kaperschiffe; und wenn Seegang eintritt, fragt er, ob etwa einer der Mitfahrenden nicht eingeweiht sei; und er wendet sich zum Steuermann hinauf, um sich zu erkundigen, ob er Kurs halte und was er vom Himmel meine, und zu seinem Nachbar äußert er dabei, daß er Furcht hege wegen eines Traumgesichts; und er zieht sein Untergewand aus und gibts dem Sklaven; und er bittet, man möge ihn ans Land setzen. Im Feldzug, wenn er mit seinem Korps anrückt, ruft er die Kameraden heran und heißt sie neben sich treten und vor allem Umschau halten, und äußert, es sei eine Aufgabe, zu unterscheiden, ob das die Feinde wären. Und hört er Geschrei und sieht Leute fallen, da sagt er zu den Nebenmännern, daß er in seinem Eifer vergessen habe, den Säbel mitzunehmen, läuft zum Zelte, schickt den Sklaven hinaus mit dem Auftrage zu erspähen, wo die Feinde sind, verbirgt die Waffe unter dem Kopfkissen, und dann zögert er lange Zeit, als ob er suchte. Und wenn er im Zelte sieht, daß ein Verwundeter herbeigeschafft wird aus der Zahl seiner Freunde, läuft er herbei, heißt ihn guten Mutes sein, faßt mit an und trägt ihn. Und diesen pflegt er und wäscht die Wunde ringsum und sitzt bei ihm und scheucht von der Wunde die Fliegen, alles eher, als daß er mit den Feinden kämpfte. Und wenn der Trompeter das Kampfsignal ertönen ließ, sagt er, im Zelte sitzend: »Zum Kuckuck! Er wird nicht dulden, daß der Mann den Schlaf verscheucht mit seinem ewigen Blasen.« Und mit Blut bedeckt von der fremden Wunde geht er den aus der Schlacht Zurückkehrenden entgegen und erzählt, als hätte er sich der Gefahr ausgesetzt: „Einen habe ich gerettet von den Freunden!“ und er führt sie an sein Lager hinein, damit sie ihn sehen . . . und dabei erzählt er einem jeden von ihnen, daß er selbst ihn mit seinen eigenen Händen zum Zelte gebracht habe.“ Die Nachwirkung dieser „Charaktere“ war ungeheuer. Das in vielen Auflagen erschienene Buch von LA BRUYERE (1688): „*Les caractères de Theophraste traduits du grec, avec les caractères ou les mœurs de ce siècle*“ verbreitete THEOPHRAST's Ruhm. Aber nur wenige erreichten die reine und überzeugende Objektivität jener treffsicheren Schilderungen, die heute noch nicht verblaßt sind. Im späteren Altertum (vgl. das vorhin genannte Buch von Misch) drängt die Subjektivität vor. Nicht der gegenständliche Sachverhalt interessiert in erster Linie, sondern seine Spiegelung im Bewußtsein. So schreibt CICERO in einem Briefe: „Du bist sicherlich begierig, nicht bloß zu wissen, was hier vorgeht, sondern es von mir zu wissen — nicht als ob diese offenkundigen Dinge sicherer würden, wenn ich sie

schriebe, als wenn andere sie Dir schreiben oder melden, sondern Du willst aus meinem Briefe ersehen, wie ich die Dinge aufnehme und in welchen Empfindungen oder überhaupt in welcher Lebensverfassung ich mich gegenwärtig befinde.“ Die objektivierende Charakterkunde wird psychologisiert.

§ 20.

Ein wesentliches Motiv für die großartigen Selbstbekenntnisse AUGUSTIN'S — das persönlichste Buch der antiken Weltliteratur werden sie genannt — ist jenes subjektive Hineinhorchen in sich: „Ich habe Arbeit, ständige Arbeit in mir selbst; ich bin mir ein Grund von Schwierigkeiten und übergroßem Schweiß geworden.“ Die Unergründlichkeit und das Geheimnisvolle der eigenen Psyche, das ist eines seiner Grunderlebnisse. Und er kämpft um Klarheit und Bewußtheit: „Da gehen die Menschen hin, zu bewundern die Höhen der Berge und die Fluten des Meeres, den breiten Strom der Flüsse und die Weiten des Ozeans und die Bahnen der Gestirne, und sich selbst verlassen sie und wundern sich nicht.“ „... was bedeutet es, daß unser Leben sich, wechselweise anschwellend und abschwelkend, in Entgegensetzungen und Versöhnungen bewegt? Ist das seine Art, sein Maß?“ Aber nicht in der analysierenden Ausbreitung seiner inneren Erlebnisse — wie MISCH richtig bemerkt — liegt die Hauptabsicht AUGUSTIN'S, vielmehr in der Erweckung der religiösen Affekte und Gedanken, und diese „dauernde Wirkung seines Werkes für sich“ hat er selbst bezeugt. MAX DESBOIS schildert, wie mit dem Geist des Christentums eine neue Anschauung in die seelenkundliche Literatur eingedrungen ist. In den Mittelpunkt trat der Gedanke, daß seelische Selbstzergliederung ein Gott wohlgefälliges Werk sei, denn es entspringe der christlichen Tugend der Demut und führe zur Buße.“ „Hieraus entwickelte sich eine neue psychognostische Technik, geschult an den kirchlichen Formen der Beichte, der Askese, des Gebetes.“ Die Erforschung ihres charakterologischen — nicht theologischen — Sinnes erscheint als dringende Aufgabe: Wie z. B. LINDWORSKY in einer prächtigen Abhandlung über die charakterologische Bedeutung der Exerzitien des hl. IGNATIUS VON LOYOLA nachweist, welch hohen Respekt sie vor dem Individuum verraten; aus der Fülle der in Christus verkörperten Ideale soll jeder das ihm entsprechende auswählen, ohne daß ihm dabei ein Fremder Vorschriften oder aufdringlichen Rat gibt. Nur grundsätzliche Richtlinien werden vorgezeichnet. Das Eigenartige der Exerzitien besteht somit darin, daß sie ihre Jünger zur selbständigen Schaffung eines ihrer Individualität angepaßten Ideals, nicht aus abstrakten Ideen,

sondern aus der anschaulichen Fülle des Charakterbildes Jesu, wie es sich nach christlicher Weltanschauung zeigt, anleiten. „Das Ideal ist prinzipiell so gefaßt, daß sich die wichtigsten Verhaltensweisen von selbst ergeben, ohne daß jede einzelne Tugend für sich eingeübt und motiviert zu werden brauchte; so ergibt sich ja aus dem Ideal eines tüchtigen Arztes von selbst Gewissenhaftigkeit, Selbstlosigkeit, Studium, Entschiedenheit usw.“ Und wie wir hier eine meisterhafte charakterologische Einsicht im Dienste der Religion bewundern, so liefern die religiösen Bekenntnisschriften ein unvergleichliches charakterkundliches Material. Ich erwähne nur ein Beispiel: „Las obras“ der spanischen Nonne TERESA DE JESUS, die 1622 zugleich mit IGNATIUS VON LOYOLA kanonisiert wurde. 1911 erschien eine kommentierte deutsche Ausgabe ihrer Bekenntnisse. Das gesamte kirchliche charakterologische Schrifttum unter modernen Gesichtspunkten genau zu durchforschen, wäre eine ungemein lohnende Aufgabe.

Von dieser religiösen Charakterologie scheidet sich die weltliche. Unter stark antiken Einflüssen entwickelt die Renaissance ihre Idealbilder des Menschentums. Und diese Bilder prägt nicht so sehr die Ethik als der Wille der höfischen Gesellschaft. Man fragt weniger, wie ein guter Mensch sein soll, als: wie soll der vornehme Mann sein? der vollendete Hofmann? Darauf versucht z. B. das Buch vom CORTEGIANO (1528) des BALDASSARE CASTIGLIONE eine Antwort zu geben. (Man lese etwa das schöne Porträt, das WILLY ANDREAS in „Geist und Staat“ 1922 diesem Kavalier gewidmet hat.) Aber nicht Individualitäten werden verlangt. Gerade diese von Individualitäten strotzende Zeit verfolgt theoretisierend immer nur eine „allgemeine Harmonie“, der die individuellen Züge fehlen. Ein bestimmter Typus schwebt ihr als Ideal vor, das eine Durchtränkung mit rein persönlichen Zügen nur beeinträchtigen würde. ALFRED BÄUMLER sagt mit Recht: „Auf die Zeit der genialen Individualität folgt die Zeit der Erkenntnis der Individualität.“ Die Epoche des Barock verhilft ihr zum Durchbruch, schafft ihr Legitimität. Das Individuelle ist nun nicht mehr „Fehlerquelle“, es wird Wert. Das hervorragendste Beispiel der höfisch-repräsentativen Charakterologie, die praktische Zwecke verfolgt, ist das — von SCHOPENHAUER übersetzte — „Handorakel“ von BALTHASAR GRAZIAN (1601—1658). FRANZ MOCKRAUER zeigt in der großen DEUSSEN'schen Schopenhauerausgabe, wie dieser spanische Jesuit aus eigener, eindringlicher Erkenntnis der Gesellschaft schöpfte, aber auch aus Dichtern und Geschichtsschreibern, um die Stände und Menschen zu schildern, „den Hofleuten Ratschläge zu erteilen, und die Erziehung des modernen Helden, d. h. des vollkommenen Menschenkenners zu leiten.“

Aus seinen 300 Lebensregeln will ich einige — wie ich glaube — köstliche Beispiele geben: „Man muß einen Zuschauer in Erwartung halten. Das Erstaunen über die Neuheit verleiht den Leistungen Wert. Mit offenen Karten spielen ist weder vorteilhaft noch angenehm. Das Zurückhalten des Vorhabens spannt die Erwartung und um so mehr, wo diese wegen der Höhe des Amts, allgemein ist. Man lasse in allem ein Geheimnis ahnen, und wird eben dadurch Ehrfurcht erregen. Selbst wo man sich herausläßt, darf man nicht plan sein; wie man ja auch im Umgang sein Inneres nicht jedem aufdeckt. Behutsames Schweigen ist das innere Heiligtum der Klugheit. Ausgesprochenes Vorhaben stand nie in Ehren: vielmehr liegt es dem Tadel bloß: und sollte es schlecht ablaufen, so ist das Unglück doppelt. Daher ahme man dem göttlichen Walten nach, indem man die Menschen in Ungewißheit und Erwartung hält.“ Und von welcher Klugheit zeugt der kurze Satz: „Wissen ohne Mut ist unfruchtbar.“ Er klingt wie eine korrigierende Ergänzung zu der Platonischen Identifizierung des Herrschers mit dem Weisen. Nicht minder treffend sind GRAZIANs Ratschläge: Nichts bis zur Neige zu leeren, weder das Schlimme noch das Gute. Und man soll sich verzeihliche Fehler erlauben: „denn eine Nachlässigkeit ist zu Zeiten die größte Empfehlung der Talente. Der Neid übt einen niederträchtigen, frevelhaften Ostrazismus aus. Dem ganz Vollkommenen wird er es zum Fehler anrechnen, daß er keine Fehler hat, und wird es als ganz vollkommen ganz verurteilen. Er wird zum Argus, um am Vortrefflichen Makel zu suchen, wenn auch nur zum Trost. Der Tadel trifft, wie der Blitz, gerade die höchsten Leistungen. Daher schlafe HOMER bisweilen, und man affektiere einige Nachlässigkeiten, sei es im Genie, sei es in der Tapferkeit, — jedoch nie in der Klugheit, — um das Mißfallen zu besänftigen, daß es nicht berste vor Gift. Man werfe gleichsam dem Stier des Neides einen Mantel zu, die Unsterblichkeit zu retten.“ „Besser mit Allen ein Narr sein, als allein gescheit, sagen politische Köpfe. Denn, wenn Alle es sind, steht man hinter keinem zurück: und ist der Gescheite allein, wird er für den Narren gelten. So wichtig ist es, dem Strom zu folgen. Bisweilen besteht das größte Wissen im Nichtwissen, oder in der Affektation desselben. Man muß mit den übrigen leben, und die Unwissenden sind die Mehrzahl. Um allein zu leben, muß man sehr einem Gotte, oder ganz einem Tier ähnlich sein. Doch möchte ich den Aphorismus ummodelln und sagen: besser mit den übrigen gescheit als allein ein Narr: denn einige suchen Originalität in Schimären. Darum muß man auch verstehen, von der Dummheit Gebrauch zu machen: Der größte Weise spielt bisweilen diese Karte aus, und es gibt Gelegenheiten, wo das beste Wissen darin besteht, daß man nichts zu wissen scheine. Man soll

nicht unwissend sein, wohl aber es zu sein affektieren. Bei den Dummen weise und bei den Narren gescheit sein, wird wenig helfen. Man rede also zu jedem seine Sprache. Nicht der ist dumm, der Dummheit affektiert, sondern welcher an ihr leidet: die aufrichtige, nicht die falsche Dummheit ist die wirkliche . . . Das einzige Mittel, beliebt zu sein, ist, daß man sich mit der Haut des einfältigsten der Tiere bekleidet.“ So spricht überall aus den knappen, lakonischen Aphorismen eine geradezu verblüffende Lebensgewandtheit; sie ist trotz ethischer Drapierung praktisch schlau und verschlagen. Wie erringt man Erfolge? Dazu sollen die Ratschläge verhelfen, nicht zu einem tugendsamen Leben leiten, oder die Tugend wird so interpretiert, daß sie jene Erfolge nicht stört und gefährdet. Man kann vielleicht in dieser inneren Ablösung von der Ethik — äußerlich wird sie gewahrt — einen Fortschritt erblicken in Rücksicht auf Verselbständigung der Charakterologie. Aber als Wissenschaft kommt sie hier überhaupt nicht in Frage: sie ist bloß eine *dux vitae*, und eine ganz bestimmte *vita* schwebt als Ziel vor. Der Fortschritt liegt vielmehr in der Feinheit psychologischer Beobachtung, in ihrer Unerschrockenheit und in der stärkeren Betonung des Individuellen, die uns auch schon bei IGNATIUS VON LOYOLA auffiel. So rationell auch alles klingt, versteckterem, verschlagenerem Seelenleben wird nachgespürt. Es ist nicht die kühle Klarheit der Renaissance. Schatten und Dunkelheiten fallen auf das Bild; Blitze zucken empor. Das Malerische siegt über das Lineare.

§ 21.

Es hätte für uns wenig Wert (wir haben uns vielleicht schon allzu lange an Beispielen ergötzt), die ganzen Schriften — z. B. MONTAIGNE (1580), LA ROCHEFOUCAULD (1665) — durchzumustern auf ihren charakterologischen Ertrag hin. Sie liefern „Beiträge“, oft von überraschender Bedeutung; aber sie führen weder methodologisch noch systematisch weiter. Auch die ganze Bekenntnisliteratur des 18. Jahrhunderts, ihre Tagebücher und ihre psychologischen Magazine, vermag uns entscheidende Einsichten nicht zu vermitteln. Wichtig, ja unerläßlich wären Detailuntersuchungen nach zwei Richtungen hin: Wandlung der theoretischen Charakterauffassung zu verschiedenen Zeiten und Nachweis, welchen Kategorien die charakterologische Schilderung und Regelgebung untersteht. An der Schwelle der Gegenwart grüßen uns die — 1867 erschienenen — „Beiträge zur Charakterologie“ von JULIUS BAHNSEN. Man muß auch die charakterologischen Situations- und Entwicklungsbilder „Mosaiken und Silhouetten“ aus dem Jahre 1877 heranziehen, sowie das aus dem Nachlaß BAHNSENS von RUDOLF LOUIS herausgegebene,

eine Biographie enthaltende Buch: „Wie ich wurde, was ich ward.“ MAX DESOIR rühmt BAHNSEN als den bedeutendsten Systematiker auf seinem Gebiete. Doch erachte ich auch dieses System für bereits vermorscht und veraltet, für recht unfruchtbar. Der Mut zum System und zur Charakterologie als Wissenschaft scheint mir das Erfreulichste, denn er ward zum Ansporn. Den Versuch, „die Charakterkunde zur Wissenschaft auszubilden“, lobte auch NIETZSCHE, aber bald darauf wandte er sich von BAHNSEN ab, ähnlich wie GOETHE von LAVATER. Sicherlich nicht nur, weil NIETZSCHE mit SCHOPENHAUER zugleich seinen getreuen Jünger BAHNSEN ablehnte, sondern weil seiner genialen Psychologie gegenüber die BAHNSEN'sche Systematik einfach kärglich und oberflächlich war. Und doch finden wir in ihr Gedanken, die heute allgemein verbreitet sind. Ich gebe nur ein Beispiel: BAHNSEN erwägt die verschiedene Tauglichkeit der einzelnen Temperamente. Dabei vermeidet er es, irgendeine bestimmte Rangskala aufzustellen, sondern zeigt gerade, wie die einzelnen Temperamente dank ihrer Eigenart zu verschiedenen Leistungen und Berufen befähigen. „Die Lebhaftigkeit des Sanguinikers ist ebenso übel angebracht, wo besonnene Überlegung gefordert wird, als die Langsamkeit der Phlegmatiker, wo nur rascheste Entschlossenheit frommen kann. Des Cholerikers vorwärtstreibendes Drängen ist schlaffer Tätigkeit gegenüber unbezahlbar — kann aber nur Unheil stiften, wo einzig unbeirrbare Geduld zum Ziele zu führen vermag. Die mannigfachen Berufsarten bringen die regelmäßige Wiederkehr gewisser Situationen mit sich und je nach deren Erfordernissen wird sich jedes Temperament für besondere Stände eignen.“ Das sind Anschauungen, die unsere gesamte moderne Berufspsychologie sich zu eigen gemacht hat. Historische Gerechtigkeit würde es verlangen, BAHNSEN eine besondere Studie zu widmen. Wir aber wollen ja keine Geschichte der Charakterologie schreiben, und darum durften wir nur im Vorübergehen jenes Forschers gedenken, dessen Arbeit ein fast tragisches Schicksal erfuhr. Die Charakterologie als Wissenschaft beschäftigt in unseren Tagen viele Köpfe; aber diese Wissenschaft scheint jedenfalls ganz anders zu werden, als BAHNSEN dachte und hoffte. Sie kann daher auch nicht an ihn anknüpfen oder seine Lehren fortführen. Sie kann nur achtungsvoll seiner sich erinnern. Und sie wird viel mehr bewegt von den kühnen Einsichten, die sich einem KIERKEGAARD erschlossen haben — auf dessen Bedeutung für die Charakterologie JASPERS und jüngst erst MARCUSE hingewiesen haben —, oder NIETZSCHE, dessen psychologische Errungenschaften eben KLAGES in einer groß angelegten Abhandlung zu würdigen unternimmt. Hier liegt Neuland ungehobener Schätze, deren Wert immer deutlicher erkannt wird.

§ 22.

Damit sind wir wohl auch an der Grenze wissenschaftlicher Charakterologie. Und es dünkt einseitig, allein dieser Linie zu folgen. Unzweifelhaft lebt sich doch ein gut Teil unserer charakterologischen Errungenschaften in der Kunst aus, zumal in der Form des Dramas und des Romans. Unsere gesamte Lebenskenntnis und Lebenseinsicht wären ohne Dichtung ungleich dürftiger; nicht als ob es sich um unmittelbare Übernahme handelte, aber um ein Durchsickern in unzähligen Rinnsalen. Systematische Charakterforschung liegt da aber natürlich nicht vor. MAX SCHELER (Wesen und Bedeutung der Sympathie) hat ganz Recht, wenn er betont, daß all das, wofür es in unserem Erleben ein Wort zur Aussprache gibt, ganz anders in unsere Selbstwahrnehmung eingeht, als das, was unsagbar ist. „Darum erfüllen auch die Dichter . . . eine weit höhere Funktion als die, ihre Erlebnisse schön und groß auszudrücken, und sie so den Aufnehmenden gemäß den ihnen schon gegebenen Erlebnissen wiedererkennbar zu machen. Indem sie vielmehr die herrschenden Schematas, in welche die gegebene Sprache unser Erleben einfängt, durch die Schöpfung neuer Formen des Ausdruckes überflügeln, machen sie die übrigen an deren eigenem Erleben erst sehen, was in diese neuen Formen gehören mag, und sie erweitern eben hierdurch die mögliche Selbstwahrnehmung der übrigen. So machen sie einen wahren Vorstoß in das Reich der Seele und werden gleichsam zu Entdeckern in diesem Reiche! Sie sind es, die neue Furchungen und Gliederungen in die Auffassung des Stromes hineinziehen, und so den Aufnehmenden erst zeigen, was sie erleben . . . Ein Gefühl, das z. B. heute jeder in sich wahrnimmt, mußte einst durch eine Art von „Dichter“ erst der fürchterlichen Stummheit unseres inneren Lebens abgezwungen werden, genau so wie volkswirtschaftlich heute Massenartikel ist, was zuerst einmal Luxus war.“ Aber Dichtung ist doch auch Deutung von einem bestimmten Standpunkte her. Und es ist eine wissenschaftlich wichtige Frage, diesen Standpunkt und seine Bedingtheit zu erkennen. Die Menschen SHAKESPEARE's, SCHILLER's, HEBBEL's, IBSEN's, G. HAUPTMANN's, STRINDBERG's oder die von FLAUBERT, GOGOL, DOSTOJEWSKI, J. WASSERMANN, HEINRICH MANN, sie unterscheiden sich gewiß nicht nur nach dem Ausmaße charakterologischer Einsicht ihrer Dichter, nein: Persönlichkeit und Menschsein bedeutet schon etwas anderes. Der mit seinem Milieu verwachsene, ja fast aus ihm herausgewachsene naturalistische Mensch ist seiner letzten Anlage nach durch einen Abgrund getrennt von den Gestalten, die frei aus sich heraus ihr Leben entwickeln, weithin losgelöst von jedweder zeitlich-örtlichen

Beeinflussung. In einer ganz anderen Sphäre vollziehen sich die Schicksale. Und wieder ganz anders sind die Menschen, durch die das glühende Pathos der Leidenschaften braust, als jene, die aus unzähligen Nuancen begriffen werden, aus leisesten Abschattungen und Abtönungen, oder als die, deren gesamtes Handeln klare Vernünftigkeit steuert und regelt. Nicht weil es sich um verschiedene Menschentypen handelt, sie treten erst innerhalb der einzelnen Möglichkeiten auf. Die Spaltung erfolgt vielmehr bereits dort, wo die grundsätzliche Bestimmtheit von Charakter und Persönlichkeit in Frage steht. Der LESSING'sche Mensch z. B. ist nicht ein anderer Typus des HEINRICH VON KLEIST'schen, es sind schlechthin andere Menschen, weil eine andere Grundauffassung sie trägt, ja erzeugt. Gewiß werden die Kategorien dabei nicht explizit geprüft, aber nur ihre Erkenntnis leitet zum Formproblem der betreffenden Werke. Sicherlich ist die charakterologische Fundgrube — welche die Kunst erschließt — unerschöpflich und reich an funkelnden Schätzen, aber — wie ich schon in meiner Psychologie der Simulation 1918 sagte — bedenklich wird die Sache, wenn man bestimmte Theorien durch Dichtungen sich bestätigen lassen will. Ein krasses Beispiel wäre es, falls jemand die Richtigkeit SCHOPENHAUER'scher Philosophie im Hinblick auf RICHARD WAGNER's Tristan und Isolde erklären wollte, oder gar den Freudianismus durch eine Analyse des Golem von MEYRINK, sowie durch Schriften von ARTHUR SCHNITZLER. Wie satksam bekannt, ist der Dichter nicht nur Seelenkürer, sondern ebenso Seelendeuter. Er deutet auf Grund seiner gesamten Einstellung zu Leben und Welt. So legt der eine die Persönlichkeit auf einige durchgehende Züge an, während der andere sie aus einer Unzahl winziger Mosaiksteinchen aufbaut. So läßt der eine seine Menschen gleichsam reifen aus den Bedingtheiten von Abstammung, Milieu, Erziehung usw., während der andere sie selbstherrlich ihrer eigenen Lebenslinie folgen läßt. Der eine hebt jede psychische Regung ins helle Licht des Bewußtseins, so daß die Seele durchsichtig erscheint wie eine Kristallschale; der andere peitscht alles Leben gleichsam aus undurchdringlichem Dunkel in schwarze Nacht hinein. Untergründe dräuen, über denen es gespenstisch wetterleuchtet; oder anders ausgedrückt: Dichtung ist geformtes, gedeutetes Leben. Wir müssen erst die deutenden Zusammenhänge abstreifen, wenn wir den Tatsachen selbst ins Auge sehen wollen. Oft wird ein derartig reinliches Abzugsverfahren gar nicht möglich sein. Es hat einen guten Sinn, auf Dichtungen hinzuweisen, weil ein bestimmter psychischer Sachverhalt durch sie eine sehr glückliche Formulierung gewann; und man wird auch auf seelische Befunde häufig aufmerksam werden, die vorher unbeachtet blieben, ja ganz unbekannt und unfafbar

waren. Aber niemals taugt Poesie zum Prüfstein psychologischer oder charakterologischer Theorie. Der Dichter ist keine dem Forscher vorgesetzte Behörde, und am wenigsten eine, die dieser nach Gutdünken einmal anerkennt, um sie ein andermal desto schärfer abzulehnen. So muß sich also die Charakterologie einer gewissen spröden Zurückhaltung befleißigen, wenn auch scheinbar ihre Problematik zur Aufhellung durch den Spiegel der Dichtung einlädt. Man darf sich mit Erfolg dieses Spiegels nur bedienen, wenn die Gesetzlichkeit der Spiegelung erkannt ist. Und die Einsicht in diese Gesetzlichkeit ist eine der dringendsten kunstphilosophischen und kunstwissenschaftlichen Aufgaben. Mittelbar kommt sie auch der Charakterologie zustatten. (Vgl. von RUDOLF UNGER, Literaturgeschichte als Problemgeschichte, 1924; Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft; I. 1.)

§ 23.

Die Charakterologie des dichterischen Werkes ist also notwendiges Ergebnis der gesamten Lebens- und Weltstellung des Künstlers. Wir „verstehen“ jene erst eigentlich von ihr aus. Und damit haben wir nun die Brücke zu den methodisch-bewußten Theorien geschlagen, die aus der Weltanschauung heraus den Charakter zu entwickeln suchen. Das gewaltige Beispiel HEGEL's (vgl. etwa das Buch von ALFRED BRUNSWIG über HEGEL, 1922) fällt wie ein mächtiger Schatten auf die Gegenwart. DILTHEY hat von einer Jugendschrift HEGEL's gesagt, sie hinterlasse den Eindruck, „daß in diesem jungen HEGEL die Anlage zu einem großen Historiker war und zwar noch bevor er es unternahm, den Zusammenhang der Geschichte in Beziehungen von Begriffen festzulegen.“ Die Weltgeschichte ist der ungeheure Prozeß, durch den der allgemeine Weltgeist sich zum vollen Selbstbewußtsein durchringt. Jedes Volk repräsentiert eine Stufe des Weltgeistes. Die Entwicklungsstufen des Fortschrittes sind die welthistorischen Völker. „Die Völkergeister stehen um den Thron des Weltgeistes als Vollbringer seiner Verwirklichung, als Zeugen und Zierate seiner Herrlichkeit.“ „Daß die Weltgeschichte dieser Entwicklungsgang und das wirkliche Werden des Geistes ist, unter den wechselnden Schauspielen ihrer Geschichte, — dies ist die wahrhafte Theodizee, die Rechtfertigung Gottes in der Geschichte. Nur die Einsicht kann den Geist mit der Weltgeschichte und der Wirklichkeit versöhnen, daß das, was geschehen ist und alle Tage geschieht, nicht nur nicht ohne Gott, sondern wesentlich das Werk seiner selbst ist.“ Gewiß liebt HEGEL die Idee, die sich durchsetzt, mag das Einzelne sterben und untergehen, das Ewige im Vergänglichen, und er ist bereit, das Individuelle zu opfern,

denn nicht als dieses kommt es in Betracht, sondern als Dienerin der Idee, aber: die Idee entfaltet sich im Geschichtlichen. Und damit empfängt dieses Würde und Wert. Es ist keine Sammlung sinnloser Abenteuer des Geistes. Mit dem festen Glauben an den Weltgeist müssen wir an die Geschichte herantreten, dann offenbart sich in der Bewegung Zusammenhang und Vernunft. Das einzelne wird zur Szene im streng gefügten Bau eines ungeheuren Dramas. Dessen eherne Architektur erzwingt die einzelnen Szenen; sie müssen so sein und können gar nicht anders sein, aber sie sind deswegen auch notwendig und unerläßlich. ALFRED BÄUMLER spricht bewundernd von einer historischen Charakterologie größten Stils, die in Erdteilen, Völkern und Jahrhunderten denkt. Ich teile diese Bewunderung. Aber der Stil ist so groß, daß er über den Eigenwert der Charaktere hinwegzuschreiten droht, denn schließlich handelt es sich nur um einen Charakter: den des Absoluten. Es verwirklicht sich in den Einzelcharakteren, die Stufen seines Wesens sind. Doch ist es ein Unterschied, ob ich im Kinde nur die Vorstufe zum Erwachsenen erblicke, oder das Kind als solches zu würdigen trachte. Und darum ringt auch immer die historische Aufgeschlossenheit HEGEL's mit systematischer Starrheit. HEGEL opfert selbst dem System, aber er opfert nicht das System. Die individuellen Charaktere glänzen leuchtend empor, und sie verblassen doch wieder vor der überstrahlenden Sonne der Idee. Sie mußte erst verlöschen oder sich verdunkeln, um der weltanschaulichen Charakterologie ganz die Bahn frei zu geben. Ich will nicht darüber streiten, ob dies philosophisch ein Vorteil war, aber es scheint mir sicher, daß nur aus dieser Situation heraus jener Entwicklungsgang möglich wurde. Die Auflockerung und Aufweichung der Systematik war für ihn Bedingung. Und noch etwas anderes: nicht der Verfall in Materialismus, der neuen harten Dogmatismus zeitigt, wohl aber ein skeptisch-relativierender, hellsehtig aufspürender und elastischer Historismus, der die Wendung zum Geistigen vollführt, zur Geisteswissenschaft. Ich habe seine Mängel in meiner Kultur der Gegenwart (1921) deutlich genug hervorgehoben, sie kommen hier nicht in Frage, lediglich die Tendenz, die eben der Charakterologie die Pforte weit aufschließt.

Und da steht der große Name WILHELM DILTHEY an der Spitze. (Gute knappe Darstellungen seiner Lehre geben WILLY MOOG in seiner deutschen Philosophie des 20. Jahrhunderts und KONSTANTIN OESTERREICH in der 12. Auflage der neuen Bearbeitung des UEBERWEG'schen Grundrisses der Geschichte der Philosophie.) Nicht begriffliches Verfahren bildet die Grundlage der Geisteswissenschaften, sondern Innwerden eines psychischen Zustandes in seiner Ganzheit und Wiederfinden desselben im Nach-

denken. Leben erfaßt hier Leben. „Das Physische dämmert als bloßer Schatten, den eine uns verborgene Wirklichkeit wirft; im Seelischen greifen wir die ‚Realität‘ wie sie ist.“ OESTERREICH schildert sehr treffend die Gedankengänge DILTHEYS: „Die geistesgeschichtlichen Vorgänge werden von uns innerlich verstanden, in der Phantasie seelisch nach-erlebt, während alles Naturgeschehen uns fremd bleibt und nur äußerlich durch den Verstand begriffen werden kann. Und zwar haben es die Geschichtswissenschaften durchgängig mit Menschen als Ganzes, mit der Totalität der Seele zu tun, denn alle Leistungen gehen aus der Totalität der Seele hervor. Die Elemente der geschichtlichen Welt sind die Individuen.“ Die Psychologie ist daher die Grundlage der Geisteswissenschaften, aber eben nicht eine naturwissenschaftliche Psychologie. Sie ist die Karikatur einer echten Psychologie, die den erlebbaren Zusammenhang des faktischen Seelenlebens analysiert. „Sie stellt diesen Zusammenhang des inneren Lebens in einem typischen Menschen dar.“ Und dieser Zusammenhang ist ein teleologischer. Auch die Weltanschauungen wurzeln im Leben. Wo sollten sie denn sonst verankert sein? da ja ihr logisches Recht zerstört ist. Von jedem Individuum aus schafft das Leben „sich seine eigene Welt“. Die alte Metaphysik mit ihrem stolzen Anspruch auf unverbrüchliche Geltung wird verabschiedet. Denn auch die philosophische Weltanschauung ist Spiegelung, letzte Überhöhung einer Stellung zu Leben und Welt. Es gibt daher nicht eine einzige Weltanschauung, sondern Typen von Weltanschauungen. In seiner Jugendgeschichte HEGELS sagt DILTHEY gleich auf der ersten Seite: „Seinem naiven, gegenständlichen Geiste widerstand das aristokratische Gefühl der Eigenart, wie es die norddeutschen Naturen JACOBI, HUMBOLDT, SCHLEIERMACHER zeigten. Kühl und fremd stand er, als ein bloßer Zuschauer, den romantischen Schicksalstragödien gegenüber, wie sie seine Genossen durchlebten. HÖLDERLIN in Frankfurt, SCHELLING in Jena, CREUZER in Heidelberg. Langsam, in ruhiger Arbeit, entwickelte er sich. Und zeitlebens haftete ihm die Unbeholfenheit an, welche aus der Entäußerung der Person an die Sache stammt. Das Unbewußte, Unscheinbare, Anspruchslose seines Wesens gewann ihm überall Freunde, die ihn liebten, ohne die Distanz des Genies von ihrem eigenen Wesen unangenehm zu empfinden. Aus seinem starken Wirklichkeitssinn entsprang die Gabe, mit Behagen sich in die engen Verhältnisse, die ihn umgaben, einzuleben ohne vordringenden Ehrgeiz. Der solideste Verstand regelte seine Lebensführung, und freundschaftlicher Humor verschönerte ihm die Beschränktheit des Lebens. So glücklich hatten ihn schwäbische Stammesweise, Familie und Temperament ausgestaltet.“ Von diesen individuellen Anlagen geht

DILTHEY aus: aus dem Erlebnis steigt nicht nur die Dichtung empor, sondern auch die Philosophie. Und ein bestimmter Menschentypus ist Voraussetzung des Erlebnisses. Ich habe in meinen kunsttheoretischen Schriften immer auf die Vieldeutigkeit jener Erlebnisbestimmung hingewiesen; denn das schlichte Erlebnis genügt keineswegs. Es hat ja an sich keine Beziehung zur Kunst. Und dann entsteht die falsche Vorstellung, das Erlebnis werde künstlerisch eingekleidet, wie man einen Inhalt in ein Gefäß schüttet. Nein, im künstlerisch entscheidenden Erlebnis — mag es auch noch so keimhaft sein — steckt bereits die notwendige Beziehung zur Ausreifung ins Kunstwerk; es kann sich gar nicht anders entfalten und reifen als in der Gestaltung des Kunstwerkes. Wie dem auch immer sei — der objektive Faktor kommt bei DILTHEY zu kurz — er unterscheidet drei Haupttypen: 1. Den Materialismus — Naturalismus — Positivismus. Die Natur ist das Entscheidende. In ihr regiert Kausalität. Die geistige Welt wird nach dem Vorbild der physischen gedeutet. DEMOKRIT, EPIKUR, HOBBS, HUME usw. repräsentieren diesen Typus. 2. Der objektive Idealismus. Pantheismus und Panentheismus kennzeichnen diesen Typus, den Namen wie HERAKLIT, SPINOZA, LEIBNIZ, GOETHE, HEGEL illustrieren. „Diese Form der Weltanschauung“ — ich gebe die knappe Formulierung OESTERREICH'S — „ist durch das Gefühlsleben, den Gesichtspunkt des Wertes der Dinge, der Bedeutung und des Sinnes der Welt bestimmt. Die Wirklichkeit erscheint ihr als der Ausdruck eines Inneren, und so wird sie aufgefaßt als die Entfaltung eines unbewußt oder bewußt wirkenden Zusammenhanges.“ 3. Der Idealismus der Freiheit, der im Willen gründet und damit die Vorherrschaft des Geistes über die Natur besiegelt. PLATON, KANT, FICHTE sind hervorragende Vertreter dieses Typus. Mit der Anerkennung dieser Formen hört die Philosophie auf, Weltanschauung zu sein, sie verwandelt sich in Weltanschauungslehre. Sie verzichtet auf ein eigenes System; sie will nur noch Systeme verstehen. Und diese geisteswissenschaftliche Psychologie füllt sich mit charakterologischen Einsichten. Man könnte auch sagen: aus dem Zusammenbruch des Absoluten rettet die Philosophie als Restbestand die Charakterologie. Ich glaube nicht, daß der Weg zu ihr über diese Katastrophe führen muß; aber er verlieh ihr ein Schwergewicht, das sie unter anderen Umständen kaum erlangt hätte. Nun konnte sie sich ausdehnen, auch wenn sie der Philosophie ihre unverlierbare Problematik wieder zurückerstatten mußte. Indessen war eben die charakterologische Problematik erkannt.

HERMANN NOHL — ein Schüler DILTHEY'S — warf die weitere Frage auf, ob nicht auch die Kunststile in ihrem unaufhebbaren Gegeneinander

aus solchen letzten Weltstellungen des Künstlers abzuleiten seien, aus den gleichen Typen. So wie diese die Struktur philosophischer Systeme bis ins Einzelne erhellen, so könnte vielleicht auch die Struktur der künstlerischen Stile begriffen werden. Der Typus setzt in sich selbst den Maßstab, der darüber zu befinden hat, was er aus der Wirklichkeit in sich aufnimmt und was er ausscheidet; beides ist gleich wirksam. So verstehen wir den Typus und seinen Gehalt aus „der in ihm selber gelegenen Einheit, nicht aus einer Einheit, die wir von außen heranbringen“. Im System des Naturalismus und Positivismus überwiegt die Außenwelt mit ihrer Gesetzlichkeit. MENZEL, LEIBL, TRÜBNER, MAX LIEBERMANN sollen diesem Typus entsprechen. Im System des objektiven Idealismus herrscht Einheit von Körper und Geist; seelischer Zusammenhang durchwaltet die Welt. Die Werke eines BÖCKLIN, THOMA, L. VON HOFMANN spiegeln diesen Typus. Im System des subjektiven Idealismus, des Idealismus der Freiheit, erfolgt das Weltverstehen von der sittlichen Persönlichkeit aus: FEUERBACH, MARÉES, KLINGER veranschaulichen diesen Typus. Drei verschiedene Welten bauen sich da auf, „jede mit anderen Kategorien, mit anderen Idealen, und es gibt keine gedankliche Auseinandersetzung zwischen diesen Welten, da der Begriff, der hier gilt, dort bedeutungslos geworden ist; sie können nur in sich selber konsequent sein. Ihre letzte Fundierung für uns bekommen sie aus der Analyse des Tatbestandes unserer seelischen Struktur.“ Dabei — und das ist nun das Überraschende — warnt NOHL ausdrücklich vor der Annahme, daß die verschiedenen Weltanschauungen auf Charakterunterschiede zurückgehen. Man darf nicht Subjektivitäten sehen, wo in Wahrheit Wirklichkeiten sind. Was ist denn aber der eigentliche Sinn dieser strengen Warnung? Hierbei wollen wir von der Meinung NOHL's absehen und nur auf das Grundsätzliche achten. Denn die WÖFFLIN'schen Kategorien und zahlreiche andere Versuche einer Typengliederung werden von diesem seltsamen Zwiespalt mit betroffen. Eine gute Übersicht über diese und ähnliche Typenlehren bietet OSKAR WALZEL im Handbuch der Literaturwissenschaft („Gehalt und Gestalt“). Vielleicht darf ich auch an dieser Stelle auf meine „Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft“ verweisen.

Jedenfalls ist die „Wirklichkeit“ — um die es sich hier allein handeln kann — eine Wirklichkeit, weithin von unseren Gnaden. Aber diese Abhängigkeit von uns, die keiner anzweifeln kann, der überhaupt solche Typen annimmt, muß keine Abhängigkeit gerade von unserem Charakter einschließen. Das würde schließlich in einen terminologischen Streit einmünden. Bei Ausschaltung aller Terminologie ergibt sich folgender Tatbestand: jene Grunderlebnisse, die über die Typenbildung ent-

scheiden, vollziehen sich in einer tiefsten Schicht, die noch den Spielraum für alle möglichen Charaktere in gewöhnlichem Betracht des Wortes frei läßt. Denn ihre individuellen Spielarten liegen schon jenseits dieser Entscheidung, die eigentlich gar keine Entscheidung ist, sondern ein Müssen. Und wie dieses Müssen Voraussetzung des Weltbildes, des Kunststiles usw. ist, so auch — in bestimmten Grenzen — des Charakters. Wir dringen nicht tief genug, wenn wir beim Charakter schon stehen bleiben. Der gute oder schlechte Charakter, der Machthungrige oder der Weltflüchtige, der Kühne oder der Feige, der Offene oder der Verlogene, sie alle haben Platz, reichlich Platz in jedem der Stile oder Weltbilder. Es wäre falsche subjektivistische Psychologisierung, falls wir uns dieser Besonderungen bedienen wollten. WÖLFFLIN führt gern das Beispiel der Sprache an; auch wir können dieses Beispiel hier gut verwerten: in jeder Sprache besteht die Möglichkeit, das verschiedenste auszudrücken. Die Sprache ist eine gegebene Objektivität, im Verhältnis zur Sprachbehandlung und Sprachbenutzung des einzelnen, was gewiß nicht ausschließt, daß die Sprache selbst Wandlungen erfährt. Und doch ist auch die Sprache psychischen oder psychophysischen Ursprungs. Nur daß dieses etwas anderes ist als der individuelle Sprachgebrauch. Oder noch ein anderes Beispiel: die Welt des Maulwurfs und die Welt der Spinne sind gewiß abhängig von der psychophysischen Konstitution dieser Tiere, ja nur von ihr her zu begreifen. Aber sie sind zugleich die letzten Objektivitäten, innerhalb derer die Tiere leben und allein leben können. Die Warnung erscheint demnach wenigstens nicht unberechtigt; und sie sollte vor allem von denen beherzigt werden, die da wännen, auf diesen Wegen einfach Charakterologie treiben zu dürfen, ohne kritische Prüfung, wie weit denn überhaupt diese Wege führen. Ich halte sie nach zwei Richtungen hin für begrenzt, allerdings nicht durch unverrückbare Schlagbäume. Aber erst die Bewußtheit um die Grenzen regelt die Methode. Einmal setzt Schranken der reine Sachgehalt, die Gesetzmäßigkeit der Philosophie, der Kunst usw.; also der objektiven Kulturgebilde. Ich vermag zu verstehen, warum bestimmte Menschentypen schlechthin blind sind, wenn es sich um bestimmte Sachgehalte oder Gesetzmäßigkeiten handelt, während andere ihnen geradezu angepaßt erscheinen. Die Bedeutung der Sachgehalte und Gesetzmäßigkeiten selbst ist weder ein Problem der Charakterologie noch der geisteswissenschaftlichen Psychologie. Und darum ist auch bei ihrer charakterologischen oder geisteswissenschaftlichen Ausdeutung große Vorsicht geboten. Wenn jemand sagt, drei mal drei sind neun, entnehme ich lediglich daraus, daß er mathematisch richtig denkt, behauptet er aber, die Summe sei zehn, wird die Angelegenheit vielleicht charakterologisch

interessanter. Es gibt ferner Arbeitsbewegungen, die von Ausdrucksbewegungen geschieden werden müssen: erstere sind eben einfach gefordert. Ich muß sie ausführen, wenn ich überhaupt eine bestimmte Leistung ausführen will. Ebenso gibt es ein Sachdenken, von dem man das autistische Denken abtrennen kann usw. Die Fähigkeit oder Unfähigkeit zum Sachdenken ist charakterogen, nicht die einzelnen Schlüsse.

Und zweitens: aus der Objektivität des philosophischen Weltbildes, aus der eines Kunststiles kann ich immer nur die seelischen Eigentümlichkeiten ablesen, die eben für sie maßgebend sind. Welche Bedeutung sie im Rahmen der Gesamtpersönlichkeit einnehmen, das vermag ich aus ihnen allein sicherlich nicht zu entscheiden, sondern eben nur aus der Gesamtpersönlichkeit heraus. Sie ist also das andere Bezugssystem; und das eine des Weltbildes, des Kunststiles reicht nicht aus, braucht jedenfalls nicht auszureichen. Dies gilt selbst dann, wenn wir eine sehr enge Beziehung zum Charakter zugestehen. Nach beiden Seiten stimmt also die Gleichung nicht: weder sind die objektiven Kulturgebilde einfach Kundgebungen der Persönlichkeit oder des Charakters, noch einfach die Persönlichkeiten oder Charaktere bloß die Voraussetzungen zu jenen Leistungen. Auf beiden Seiten bleibt ein Plus. Sucht man es zu verwischen, erfassen wir auch das andere nicht angemessen. Was nun endlich jene tiefsten Schichten angeht, die angeblich noch vor oder unter dem Charakter liegen, so ist es gewiß, daß niemals eine Schicht den Charakter ausmacht; aber es scheint uns nicht minder gewiß, daß jene Schicht in die Gesetzmäßigkeit des Charakters einbezogen ist und nicht etwa außerhalb ihm gedacht werden darf. Darum wird sie aber auch von seiner Gesamtheit abhängig und keineswegs allem weiteren gegenüber selbständig. Die Entscheidung Theismus—Atheismus als erlebte Entscheidung schreibt gewiß nicht den ganzen Charakter vor, aber er ist an dem Ausfall der Entscheidung beteiligt. Will man jene Strukturen vom Charakter ablösen, muß man sich des fiktiven Beginns klar sein, und man muß wissen; welche Schnitte man führen darf, ohne alles zu zerreißen. Und es erscheint mir vorteilhafter zu fragen: welche charakterologischen Momente in jene Strukturen verwebt sind, und welche nicht? Sicherlich leben in der Renaissance unzählbar viele Charaktere, wobei die empirische Verzweigung natürlich auch ganz außer Betracht bleiben kann. Nur schließen jene idealen Linien nicht den Charakter und lassen noch mannigfache Möglichkeiten offen; aber doch nur wie der Marmorblock im Verhältnis zur Statue. Und der Marmorblock ist schon etwas anderes als Tonmasse oder Bronze, obgleich auch sie bereits bestimmte Formen vorschreiben. Ein Bronzekunstwerk als solches hat einen anderen Charakter als ein Porzellan-

figürn. Und nicht alles verträgt sich mit dem Charakter des Bronzekunstwerkes, ohne es zu schädigen, ja, ohne es zu vernichten. Oder so zurückhaltend wie möglich ausgedrückt: indem über den Charakter, mindestens in gewissen Umrissen präjudiziert wird, besteht keine Unabhängigkeit vom Charakter. Denn gerade die Umrisse sind ja auch das Werk des Charakters und nicht bloß seine Voraussetzung. Das Sträuben, dies anzuerkennen, wurzelt — wenn wir von den triftigen Gründen absehen, die wir bereits durchgesprochen haben — wohl in einer Scheu, alles zu relativieren. Da man schon das System aufgegeben hat, will man doch gleichsam das Ärgste verhüten: die Zersetzung in reine Subjektivität. Man klammert sich lieber an Trümmer, an Ruinen von Objektivitäten, die man selbst abgebaut hat. Wer aber den absoluten Charakter der Philosophie und der Wahrheit nicht leugnet, der braucht gar nicht auf solchen Umwegen Stützungsversuche, Stabilisierungsversuche zu unternehmen. Er wird auch niemals glauben, daß die Charakterologie irgend etwas zerstören könnte, weil er ganz klar trennt: den Wahrheitsgehalt eines Systems von seiner charakterologischen Bedingtheit, das Formproblem eines Kunstwerkes und den Künstler. Es ist seltsam, daß DILTHEY — dem die Charakterologie einen der wichtigsten Anstöße verdankt — zugleich die Charakterologie fürchtet. Gewiß, zu fürchten ist zwar die Auflösung der Philosophie in Charakterologie. Aber das hat mit der Charakterologie als Wissenschaft nichts zu tun: man kann die Philosophie unter dem Gesichtspunkte der Charakterologie betrachten, aber hierdurch wird in keiner Weise Philosophie zur Charakterologie. Und es ist etwas ganz anderes, Weltbilder als systematische Möglichkeiten philosophischer Problematik zu untersuchen und ihre Verwurzelung in bestimmten Grunderlebnissen, in bestimmten Weltstellungen. Entschließt man sich hierzu, darf man die Charakterologie nicht mehr ablehnen. Denn dann bleibt eben das Problem: wie jene Strukturen zum Charakter sich verhalten. Und daß sie mit ihm nichts zu tun haben, nichts zu tun haben dürfen, erscheint als dogmatisches Vorurteil. Das sind nicht Vorwürfe, die etwa die bewundernswerte Leistung eines DILTHEY oder die höchst feinsinnigen Arbeiten eines NOHL usw. herabsetzen sollen, sondern sie treffen die ganz grundsätzliche Frage: muß man wählen zwischen Objektivität und Charakterologie? Und diese Frage ist falsch, denn die Charakterologie bedroht gar keine Objektivität, außer wenn man sie vorher zerschlägt. Und daran trägt die Charakterologie keine Schuld. Und nur noch ein letztes Wort: wenn wir etwa vom „Charakter des Künstlers“ oder vom „Charakter des Ängstlichen“ handeln, so meinen wir doch auch Objektivitäten, die hinter denen irgendeiner geisteswissenschaftlichen Psychologie in keiner

Richtung zurückstehen. Es ist eine Verkennung der Charakterologie, wenn man ihr Einsichten aberkennt, die man der geisteswissenschaftlichen Psychologie gern zubilligt. Das wäre auch gar nicht im Sinne jener Forscher. Der wirkliche Gegensatz liegt wohl in der „Auffassung“ der Philosophie. Von ihr muß allerdings die Charakterologie unabhängig bleiben, nicht weil sie unphilosophisch ist, sondern weil sie den jeweiligen Standpunkt der Philosophie von sich aus wieder nur charakterologisch deuten kann, soweit er eben eine solche Deutung gestattet. Und wieder etwas anderes ist die philosophische Rechtfertigung der Charakterologie.

§ 24.

In anderer — vielfach noch schärferer — Beleuchtung tritt uns die gleiche Problematik bei GEORG SIMMEL entgegen. Wie wir wissen, verlangt er gar nicht von der Philosophie, daß sie die Objektivität der Dinge nachzeichne. Das überläßt sie den Wissenschaften im engeren Sinne. Sie begnügt sich damit, die Typen der menschlichen Geistigkeit aufzuweisen, wie sie sich jeweils an einer bestimmten Auffassung der Dinge offenbaren. Nicht die — irgendwie verstandene — Übereinstimmung mit einem „Gegenstand“ steht für ihre Behauptungen in Frage, sondern daß diese den adäquaten Ausdruck für das Sein des Philosophen selbst, für den in ihm lebenden Menschheitstypus darstellten, sei es, daß dieser eine bestimmte Kategorie von Individuen umschriebe, sei es, daß er ein in irgendeinem Maße in jedem Individuum vorhandenes Element bildete. „PLATO's Ideenlehre, Pantheismus der Stoiker usw., SPINOZA's, FICHTE's welt schöpferisches Ich, SCHELLING's Lehre von der Identität von Natur und Geist, SCHOPENHAUER's Willensmetaphysik — alles dieses ist oft und bündig widerlegt; allein der jeweilige menschliche Typus, der in diesen Irrtümern seine Reaktion auf das Dasein niedergelegt hat, hat alle Widerlegungen überlebt und jenen Lehren eine in seinem eigenen Maße unsterbliche Bedeutung verliehen — die ihr Kriterium als Wahrheit jedenfalls nicht von dem Punkte her gewinnt, auf den die sachliche Bedeutung zugeht, sondern von dem, aus dem sie herauskommt.“ Und in der nachgelassenen Schrift über „Lebensanschauung“ heißt es: „Welcher Leitbegriff jeweils dem einzelnen Denker seine Welt als solche schafft, hängt ersichtlich von seinem charakterologischen Typus ab, von dem Weltverhältnis seines Seins, das das Weltverhältnis seines Denkens begründet.“ SIMMEL selbst bietet in seinem Goethe-Buch das bisher hervorragendste Beispiel, eine einzigartige Persönlichkeit aus dem Wesenskern ihres Seins zu verstehen, aus der Eigengesetzlichkeit ihres Charakters. Dabei geht er aus

von dem für Menschheit oder Kultur allgemeinstem. Denn es soll für den Schöpfer sein Persönlichstes sein, es markiert gerade die Einzigkeit seiner Individualität. „Die unvergleichliche Individualität SCHOPENHAUER'S liegt doch nicht in seinen „persönlichen“ Verhältnissen: daß er in Danzig geboren wurde, ein unliebenswürdiger Junggeselle war, mit seiner Familie zerfiel und in Frankfurt starb; denn jeder dieser Züge ist nur typisch. Seine Individualität, das Persönlich-Einzige an SCHOPENHAUER ist vielmehr die „Welt als Wille und Vorstellung“ — sein geistiges Sein und Tun, das gerade als um so individueller auftritt, je mehr man nicht nur von jenen Spezialbestimmungen seiner Existenz, sondern auch innerhalb der geistigen Ebene von dem Detail der Leistung absieht. Gerade dessen Einzelheiten und Besonderheiten mögen hier und da an andere Schöpfer erinnern, ihr Allgemeinstes, einheitlich Durchgehendes, ist schlechthin mit SCHOPENHAUER und nur mit ihm synonym.“ Im Äußeren und Unlebendigen freilich gewinnt eine Erscheinung Besonderheit und relative Einzigkeit in dem Maße, in dem immer mehr Einzelbestimmungen an ihr hervortreten. Denn in eben diesem Maße wird die Wiederholung der gleichen Kombination unwahrscheinlicher; hier wird tatsächlich die Individualisiertheit einer Vorstellung durch Detaillierung innerhalb ihres Inhalts erreicht: und dies geschieht auch an seelischen Objekten, insoweit wir sie in psychologischer Äußerlichkeit, also nach mechanistischer Art betrachten; dann wächst auch hier das Maß der Besonderheit proportional der Zahl angebbarer Einzelheiten — obgleich ersichtlich die sichere Erreichung einer wirklichen Individualität auf diese Weise eine nie zu vollendende Aufgabe wäre. Wird aber eine seelische Existenz von innen erfaßt, nicht als eine Summe von Einzelqualitäten, sondern als eine Lebendigkeit, deren Einheit jenes ganze Detail erzeugt oder bestimmt, oder deren Zerlegung dieses ist, so ist solche Existenz von vornherein als volle Individualität da. Die Individualität des Gebildes als Ganzen, seine dadurch entstehende Einzigkeit, daß jedes Teilchen bloß in Bezug auf gerade dieses Zentrum Existenz und Sinn hat — diese wird jedenfalls durch das Fehlen genauer Detaillierung begünstigt; denn eine solche läßt den Teilen einen Sonderbestand, der ihre Einstellung in einen anderen Zusammenhang prinzipiell ermöglicht und sie der Einzigkeit ihrer jetzigen Bedeutung enthebt. So sagt SIMMEL in der Einleitung zum Goethe-Buch, daß seine Absicht weder eine biographische sei, noch auf Deutung und Würdigung der GOETHE'schen Dichtung abziele. Er fragt vielmehr: was ist der geistige Sinn der GOETHE'schen Existenz überhaupt? Unter geistigem Sinn versteht er das Verhältnis von GOETHE's Dasein und Äußerungen zu den großen Kategorien von Kunst und Intellekt, von Praxis

und Metaphysik, von Natur und Seele — und die Entwicklungen, die diese Kategorien durch ihn erfahren haben. Das „individuelle Gesetz“ der Persönlichkeit GOETHE's ist das entscheidende Problem.

Und das ist gewiß ein charakterologisches Problem. SIMMEL wagt ganz bewußt diesen Schritt. Sein Relativismus drängt ihn zu einer Philosophie der Individualität. Und von ihr aus findet er leicht den Zugang zur Charakterologie. Seine Schriften sind überreich an glanzvollen, charakterologischen Beiträgen, aber das letzte charakterologische Problem sieht SIMMEL nicht. Ihn beschäftigen unaufhörlich charakterologische Probleme, jedoch nicht die charakterologische Problematik. Er fragt: wie mußte GOETHE beschaffen sein, um das zu vollbringen, was er geleistet hat? um diese schlechthin einzigartige Leistung zu schaffen? Die Frage umschließt doch nicht völlig jene andere: wie war der menschliche Charakter GOETHE's? So tief sein Wesen sich uns enthüllt, seine gesamte Menschlichkeit muß nicht in die Richtung einströmen, in der SIMMEL gräbt, oder — besser gesagt — seine ganze Menschlichkeit, nur eben von der einen Seite aus gesehen. Aber ist dies nicht gerade die beste, die ewige Seite an ihm? Sobald wir derartig fragen, lassen wir Wertungen einfließen, die — so berechtigt sie auch sein mögen — vom Standpunkt der Charakterologie sicherlich nicht berechtigt sind. Sie fragt ja auch bei einem Verbrecher nicht bloß nach dem Verbrecherischen, sondern nach dem Menschen, der „auch“ Verbrecher ist, aber doch nicht nur Verbrecher. Wieder bleibt ein Plus. Und darum ist es auch nicht ohne weiteres sicher, ob die Einheiten, die SIMMEL schaut, auch wirklich letzte charakterologische Einheiten sind. SIMMEL hält sich an die „Leistung“, als an die fast letzte Objektivität, die ihm übrig geblieben ist. Und gerade weil ihm Charakterologie mehr bedeutet als bloß — Charakterologie, nämlich Philosophieersatz, ja sogar Weltanschauung, hütet er sich völlig, die Wendung zur individuellen Persönlichkeit zu vollziehen. Sein „individuelles Gesetz“ besagt — streng genommen, obgleich auch andere Interpretationen bisweilen nahe liegen — nicht Gesetz einer Individualität, vielmehr: Gesetz einer Individualität im Hinblick auf eine bestimmte Kulturleistung. Ob es aber in dieser Verengerung noch als individuelles Gesetz schlechthin betrachtet werden darf, erfährt keine klare Beantwortung. Gewiß sage ich dies nicht, um Kritik an SIMMEL zu üben: Seine Absichten gingen ja in anderer Richtung. Aber wir müssen berücksichtigen, daß, was SIMMEL als Sinn einer Existenz bezeichnet, die Sinnbezogenheit auf die Leistung ist, nicht auf die Persönlichkeit, oder doch nur so weit, als sie in dieser Leistung sich auslebt. Das individuelle Gesetz heischt gewiß Deutung aus dem Einheitsgrunde der Persönlich-

keit, Zurückführung aller Mannigfaltigkeit in diese Einheit; aber die Einheit fundiert das Werk, sie ist eigentlich von ihm her genommen. Sie ist — um es sehr scharf und damit übertrieben auszudrücken — die Einheit des „Berufsmenschen“. Und der „Privatmensch“ erscheint nur in der Perspektive des Berufsmenschen, also in einer Verkürzung oder Verzerrung, nicht in sich. Die Gerechtigkeit zwingt uns anzuerkennen, daß SIMMEL im praktischen Verfolg seiner Arbeit häufig jene Beschränkungen fallen läßt. Aber sie sind in der Methode gegeben und zugleich ihre Grenzen. SCHOPENHAUER ist nicht nur „die Welt als Wille und Vorstellung“; und daß er ein „unliebenswürdiger Junggeselle“ war, ist charakterologisch durchaus nicht so nebensächlich, wie SIMMEL hochmütig tut. Seine Wertungen entstammen sicherlich nicht der Teleologie einer Persönlichkeitsstruktur, sondern sind von der Leistung her genommen. Indem die Persönlichkeit auf die Leistung festgelegt wird — bisweilen in Form einer Identifizierung — werden ganze Problemreihen abgewiesen: z. B. der Wert der Leistung im Rahmen der Gesamtpersönlichkeit, in seinem Sinn für diesen Charakter. Dann darf man aber nicht im vorhinein diesen Charakter mit dem Berufscharakter einfach zusammenwerfen.

Wenn ich eine Zwischenbemerkung einzuschalten mir gestatte, so aus dem Grunde, weil SIMMEL gewiß im Kampfe gegen eine alte Unsitte der Kunstdisziplinen in anderer Richtung übers Ziel schießt, und weil ich nicht etwa hier als Verteidiger jener Unsitte erscheinen möchte, die ich oft genug schroff bekämpfte. Ältere Künstlerbiographien schnüffelten in allem möglichen Anekdotenkram herum, mit indiskreter Schlafstube-neugier trachteten sie jedes Detail zu erhaschen, und so sammelten sie mit unsäglichem Fleiß, ohne zu bedenken, ob denn ihr Material irgend etwas für das Kunstwerk besagt, für sein Formproblem. Demgegenüber wirkt die strenge Bindung an die Objektivität des Kunstwerkes als ein entscheidender Fortschritt, der unter keinen Umständen geopfert werden darf. Aber Kunstgeschichte — als Geschichte der Kunstwerke — ist etwas anderes als Künstlergeschichte — wobei das Künstlerische der Persönlichkeit die Methodik regelt — und diese wieder etwas anderes als Charakterologie. Soll aber nun die Charakterologie jene ältere Biographie aufwärmen? Gewiß in dem Betracht, daß sie wahrhaft nach dem ganzen Leben, nach der ganzen Persönlichkeit fragt; aber jede Einzelheit muß in ihrem charakterologischen Sinn begriffen werden. Und damit überwindet sie die langweilige Anhäufung zufälligen Materials, damit prüft und richtet sie auch das Material. Hierdurch gewinnt sie Schärfe, Form und Grenzen. Was man gegen eine derartig orientierte Charakterologie

einwenden könnte, wie sie gar die Kreise moderner Kunstforschung zu stören vermöchte, ist mir ganz unerfindlich. Ich halte es im Gegenteil für wichtig, daß sie das relative Recht jener älteren Biographien betont, ohne dabei aber ihre methodische Planlosigkeit mitzumachen. Ja, hier ist der Weg, auf dem sie wissenschaftlichen — und nicht nur künstlerischen — Rang gewinnt. Nun können wir aber wohl zu unserer Frage wieder zurückkehren, ohne durch dieses mögliche Mißverständnis behindert zu sein.

Da SIMMEL sich um GOETHE, REMBRANDT und andere Genies bemüht, wird die methodische Beschränkung — auf die wir hinwiesen — nicht so deutlich: denn diese Namen sind so unlösbar mit der Leistung verknüpft, daß alles andere im Verhältnis hierzu verblaßt. Daß immer nur das Staunen vordrängt: wie wurden diese anbetungswürdigen Leistungen möglich? Und eine ehrfürchtige Scheu zügelt uns, die Schleier von dem privaten Dasein zu lüften. Wir wollen nicht aufdringlich werden. Aber wir fragen nicht nach dem Menschen als solchem, sondern nur nach den Bedingungen seiner Leistung. Und das ist nicht dasselbe, ein Teilproblem der Charakterologie — nicht die Charakterologie. Und — nebenbei gesagt — es ist bloß individuelle Taktlosigkeit, wenn sie jene Demut verletzt. Einen Charakter verstehen, heißt nicht ihn zu sich „herabziehen“ oder mit ihm indiskret intim werden. Ich glaube vielmehr, daß die ungeheure Distanz niemals so offenkundig wird als durch echtes Verstehen, das eben nicht mit groben Analogisierungen arbeitet. Und es plätschert auch nicht behaglich und klatschlüstern in den Abenteuern des Lebens, sondern fragt bloß nach ihrer charakterologischen Bedeutung. Es ist vielleicht besser, wenn wir uns jetzt eines ganz schlichten Beispièles bedienen, das sich schon durch seine Kürze empfiehlt: wir denken an einen kleinen Beamten, der still und treu seinen bescheidenen Dienst versieht. Jedoch in den freien Stunden, da lebt er in heiß quellender Güte, in beglücktem Frohsinn, der überlegen die graue Niedrigkeit des Daseins trägt, in einer ehrfürchtigen Religiosität, welche die Schönheit der Welt wie ein kostbares Gnadengeschenk dankbar empfindet. All dies ist von der Berufsleistung her verschlossen, vielleicht nur aus winzigen Symptomen undeutlich erfaßbar. Und man bemerkt nur diese Symptome, wenn man sie schon sucht. Der Sinn der Berufsleistung ist jedenfalls ein anderer als bei einem Vertreter, dessen ganze Würde, Eitelkeit usw. aus seinem Amte sich nähren. Er klammert sich an das Amt, denn dieses allein trägt ihn: materiell und ideell. Man könnte die Theorie wagen, daß zumal beim genialen Künstler oder Philosophen das ganze Leben in die Leistung einströmt, daß sie deswegen ganz anders charakterogen ist als bei irgendeinem geschäftlichen Berufe. Recht oder Unrecht dieser Theorie

soll hier nicht diskutiert werden, trotzdem ich nicht einzusehen vermag, warum denn etwa ein Geschäftsmann nicht auch mit seinem gesamten Sein an dem Berufe hängen könnte. Als Möglichkeit sollte man dies mindestens einräumen. Aber diese ganze Theorienbildung setzt ja die Charakterologie voraus, soll sie nicht willkürliche Annahme bleiben: eben das charakterologische Problem, welchen „Sinn“ der Beruf für die Persönlichkeit haben kann. Und mit den Abwandlungen dieses Sinnes wandelt sich auch der charakterologische Wert des Berufes. Er ist gleichsam niemals Null, und es ist die Frage, ob er jemals eine volle „Eins“ ergibt. Eine weitere Frage ist es, ob dies überhaupt — sogar vom Berufe aus gesehen — eine ideale Lösung wäre, diese Aufzehrung des ganzen Menschen in seinem Beruf und durch seinen Beruf, daß der Mensch nichts anderes wäre als Dichter, Gelehrter, Soldat usw. Für den Fall des Künstlers versuchte ich diese Frage zu beantworten in meinem Vortrage auf dem zweiten Kongresse für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. Immer handelt es sich hier bloß um Fragen, die nur die Charakterologie aufwerfen kann, oder deren Lösung ohne Charakterologie ausgeschlossen ist. Sie werden abgeschnitten, der Boden entgleitet ihnen, wenn man sich für den SIMMEL'schen Ausgangspunkt entschließt. Er ist — um es nochmals zu wiederholen — tragfähig für das, was SIMMEL erstrebte, ist aber grundsätzlich zu schmal für eine Charakterologie. Und an dieser Stelle wird der SIMMEL'sche Relativismus zu einem Dogmatismus, wie es denn überhaupt so häufig dem Relativismus ergeht.

Die zugespitzte Formulierung der Frage — die nicht alle Möglichkeiten berücksichtigt, sondern von enger Grundlage emporschnellt und nun blendend weite Folgerungen entwickelt, so daß alles andere versinkt — ist eine Eigenheit SIMMEL's, die man bewundern kann, aber methodologisch muß man sich doch der Grenzen solcher Art bewußt bleiben. Er sagt — um nur eines Beispiels zu gedenken — über das Rembrandt'sche Porträt, daß ernicht Körper und Seele in einer Wechselwirkung auffaßt, wobei eines Mittel zur Darstellung oder Deutung des anderen wäre, sondern er packt die Totalität des Menschen, die nicht die Synthese von Körper und Seele, sondern ihre Ungetrenntheit bedeutet: „Dem ganzen theoretischen und moralischen Gezänk zwischen dem Körperlichen und dem Seelischen, oder den Sinnen und dem Geist, wird der Kampfplatz entzogen, sobald der Mensch Wesen und Sinn seiner Existenz darin sieht, daß er Individuum ist, eben das Unteilbare.“ Und SIMMEL hält es für eine durchgehende Erfahrung, daß, je tiefer wir die Individualität eines Menschen erfassen, sein Äußeres und sein Inneres um so unscheidbarer für uns zusammengehen, um so weniger auseinander-

gedacht werden können. Die maximale Herausarbeitung des Individuellen in der Rembrandt'schen Kunst erscheint als einer der inneren Wege, auf denen sich die Überwindung des seelisch-körperlichen Dualismus vollzieht, oder richtiger, den beschreitend es einer eigentlichen Überwindung seiner im Voraus nicht bedarf. Es ist peinlich, an solchen Ausführungen zu nörgeln; aber es bleiben bestimmte Möglichkeiten unberücksichtigt: die zarte, empfindsame Seele in einem robusten, plumpen, vierschrotigen Körper; die rohe, ordinäre Seele in vollendet edeln körperlichen Formen. Auch das sind einheitliche Persönlichkeiten, wie ja auch verschiedene Strebungen einander widerstreiten können und eben in ihrem Widerstreit die tiefe Blutsgemeinschaft offenbaren. SIMMEL würde dies gewiß nicht in Abrede stellen; aber es bedarf der Einsicht in alle Möglichkeiten der Beziehungen zwischen Körperlichem und Seelischem, denn sonst sind Mißdeutungen die unabweisliche Folge. SIMMEL ist einer der vorzüglichsten Lehrer für den, der sich von Anregungen aufpeitschen läßt, für den, der blitzende Intuitionen gleich kostbaren Schätzen dankbar empfängt, aber die Methode ist die leidenschaftliche Bewegtheit SIMMEL's, nicht die Wissenschaft in ihrer Bedächtigkeit und Nüchternheit. Glanz ist um SIMMEL, nicht ruhige Helle des Tages. Darum wäre auch eine Charakterologie zur dauernden Einseitigkeit verdammt, die in ihrer methodologischen Grundeinstellung dem SIMMEL'schen Vorbilde folgen wollte. Die geniale Persönlichkeit SIMMEL's kann Vorbild sein, nicht seine Methode. Und am wenigsten für die Charakterologie. Ich glaube, daß dies nicht einmal im Sinne SIMMEL's wäre. Um so unvergeßlicher bleiben aber seine Beiträge zur Charakterologie. Eine Spezialarbeit, die ihnen gewidmet würde, wäre ein nützliches, dankenswertes Unternehmen. Hoffentlich dürfen wir es in Bälde begrüßen.

§ 25.

Das große Gebiet weltanschaulicher Charakterologie möchte ich nicht verlassen, ohne auch ihrer neuesten Versuche zu gedenken; in erster Linie der „Psychologie der Weltanschauungen“, die KARL JASPERS verfaßt hat. Systematik, nicht Kasuistik strebt er an; Konstruktion von Typen, die bisweilen an Beispielen veranschaulicht, aber nicht durch sie bewiesen werden. Er sucht nicht das Häufige, das Durchschnittliche, nein: die spezifischen Gestalten, mögen sie auch selten sein. Ihre Richtigkeit besagt: innere Anschaulichkeit und Klarheit, ohne empirische Verifizierung. Falsch ist etwas dadurch, daß es unklar und unanschaulich bleibt oder dies schon im Keime war. Er will also eine systematische Anschauung des Menschen in seinem weltanschaulichen Ausdruck. Das historische Mate-

rial leiht die Fundgrube für illustrierende Fälle; die Vergangenheit bietet ihm das, was dem Psychopathologen die Klinik. So sehr also alles auf Systematik abgestellt ist — ein Ganzes kann theoretisch überhaupt nur aufgefaßt werden mit Hilfe von Systematik, jedes Einzelne gewinnt seine Bestimmtheit und Deutlichkeit dadurch, daß es verglichen und in Beziehung gesetzt wird — „man behält nur dann Anschauungsfähigkeit und behält nur dann Freiheit der unendlichen Gegenständlichkeit für die Betrachtung, wenn man jede Systematik wieder begrenzt und relativiert. Etwas wird zunächst ein leitender Ordnungsgesichtspunkt, dieser wird dann durchkreuzt, um ihn in der erstarrenden Wirkung wieder aufzuheben. Alle solche Systematik hat das Bestreben, sich selbst wieder zu verneinen.“ Ja, JASPERS gesteht selbst zu, daß seine Hauptformen weltanschaulicher Möglichkeiten vielleicht unter anderen Gesichtspunkten nur als Kombinationen, als Mischformen aufzufassen sind. JASPERS befolgt also ganz die Ratschläge und Warnungen, die NICOLAI HARTMANN in den Grundzügen einer Metaphysik der Erkenntnis erteilt: das System darf nicht zum Voraus entworfen sein, es muß aus dem Wesen der Sache erarbeitet werden. Wer von vornherein auf das System ausgeht, der ist schon verdorben für unparteiische Verfolgung des Problems; wer mit der Vorstellung des Systems an die Sache herantritt, für den erübrigt sich die Untersuchung. „Man kann die Forderung des Systems nicht weit genug zurückdrängen, sie drängt sich immer wieder zu früh vor.“ Und die „natürliche Systematik stammt nicht aus dem Kopf des Philosophen; sie liegt in den philosophischen Problembeständen selbst verborgen, sie will nicht konstruiert, sondern entdeckt sein.“ Aber ob JASPERS auch dieses Ziel bejahren würde — eben die natürliche Systematik — wage ich nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Ebenso gewiß wie eifertige Systematik die Charakterologie verwüstet, strebt diese ihrem Wesen nach einem System entgegen. Darüber haben wir hier nicht mit JASPERS zu streiten, denn einig sind wir mit ihm darin, daß die Arbeit nicht durch den Ballast eines vorgefaßten Systems gehemmt werden darf, obgleich ich glaube, daß nur die Einsicht in alle systematischen Möglichkeiten echte Freiheit verbürgt; jeder anderen haftet der Makel der Zügellosigkeit an. RICKERT hat sich in tiefst-schürfender Weise mit den philosophischen Grundlehren von JASPERS auseinandergesetzt; wir können sie weithin ausschalten, aber uns doch dabei klar sein, daß der Geist DILTHEY's und SIMMEL's hier fortlebt. Er muß es auch in einer Charakterologie der Weltanschauungen. Er verpflichtet aber weiterhin keineswegs zu den skeptischen Folgerungen hinsichtlich der Gesamtheit der Philosophie, ja nicht einmal zu einer Relativierung der Charakterologie selbst. Und da ist es

besonders erfreulich, wie JASPERS fest auf dem Boden evidenter Beziehungen steht, die er nicht irgendwie von induktiven Bestätigungen abhängig macht. Sein Kampf gegen starre Systematik bedeutet nicht Huldigung einem blinden Empirismus. Wenn er die „intuitive Einstellung“ schildert, umschreibt er selbst das Beste seiner Eigenart: in ihr wird gesehen, angenommen, das beglückende Gefühl der Fülle und des Grenzenlosen erlebt. „Es wird nicht schnell alles unter bekannte Kategorien als richtig agnosziert und subsumiert (mit dem öden Gefühl, im Grunde nichts Neues zu erleben, nichts Wesentliches zu sehen, wie es z. B. die intuitive Blindheit bei rationaler Beweglichkeit erfährt“). Wille, Zweck, bewußte Zielsetzung stören und verengen; es bedarf der fraglosen Hingabe, wenn der Instinkt sagt, daß etwas anschaulich offenbar werden soll. Diese Einstellung ist kein rasches Hinblicken, sondern ein Sichversenken. Aber die Schätze, die sie fördert, erheischen nun doch eine Ordnung. Man kann einwenden: an ihr liegt nicht viel. Sie muß im Gegenteil in dem Augenblick geopfert werden, wo neue Intuitionen sie sprengen. Gilt es nun aber nicht, eine Ordnung zu finden, die jener Gefahr entzogen ist? die im Gegenteil jeder Intuition erst ihren systematischen Rang sichert? Und diese Ordnung ist dann nicht ein provisorischer Notbehelf, sondern sie ist einfach die Wissenschaft.

Und gerade die „Ordnung“ von JASPERS scheint mir recht weitgehenden Ansprüchen zu genügen. Er hält den Gegensatz von Subjekt und Objekt für so wirkungsvoll zur Charakteristik der möglichen Positionen, daß er ihn als Vehikel systematischen Fortschreitens benutzt. So unterscheidet er die „echte“ Weltanschauung von ihren unechten Formen; z. B. von der bloß „nützlichen“, die je nach den Ereignissen äußerste momentane Energie entfaltet, aber keine Hartnäckigkeit, oder von der vorwiegend intellektuellen, die zu einem weiten und gebildeten Wissen führt, aber inhaltlich uncharakteristisch und darum als geistige Kraft relativ unecht ist. Vom Subjekt her ergeben sich die verschiedenen Einstellungen: aktiv, kontemplativ, rational, ästhetisch usw. Vom Objekt her die verschiedenen Weltbilder. Die Geistestypen schließen dann umfassend Weltbilder und Einstellungen in sich: Nihilismus, Skeptizismus, Autoritarismus, Freiheit, Romantik usw. Methodisch richtig ist wohl, daß hier auf jede Gitterung verzichtet wird, die eine bestimmte Zahl möglicher Weltanschauungen vorschreibt, wobei dann bloß die einzelnen Fächer ausgefüllt werden müssen. Die Anlage ist ganz offen, ob da ein Haupttypus vergessen, übersehen oder unrichtig beschrieben wird, entscheidet nicht, wohl aber, ob die Gesichtspunkte vollständig hinreichen. Und darum verfährt JASPERS systematischer, als er es wahr haben will. Denn

mag er auch zum Abbau der Leitlinien gern bereit sein; sein eigener Bau zerfällt in einzelne Bausteine, wenn er ihn zerstört. Der Bau ist komplizierter als bei einem Gefüge, das allein vom objektiven Weltbild her den Geistestypus konstruiert. Wir betonten ja die Unerläßlichkeit, den anderen Pol: nämlich die Persönlichkeit heranzuziehen, und diesem Verlangen trägt JASPERS Rechnung in seinen Einstellungen. Und dadurch kommt reiche, füllige Buntheit in seine Darstellung, weil sie eben nicht so dünn instrumentiert ist wie viele andere. Man spürt überall den charakterologisch gut geschulten Verfasser der berühmten allgemeinen Psychopathologie und der schönen pathographischen Analyse über Strindberg und van Gogh. Und es sind nicht nur Subtilitäten — gleichsam Delikatessen — die er ausbreitet, sondern Grundzüge, die — wie SELZ zeigen konnte — auch innerhalb der empirischen Charakterologie eine bedeutende Rolle spielen: wenn z. B. CHARLOTTE BÜHLER in ihren Forschungen zum Seelenleben des Jugendlichen als die entscheidende Stimmung der Pubertät die Sehnsucht und das Suchen heranzieht und von einer nihilistisch-chaotischen Frühperiode, der Periode der Verneinung, eine mit der beginnenden Adoleszenz einsetzende enthusiastische Periode der Bejahung unterscheidet, „so sind das genau dieselben Phasen, zwischen der traditionellen Gebundenheit der Kindheit und der selbstgewählten konstanten Lebensführung des Erwachsenen, wie sie JASPERS für den Wechsel der Persönlichkeitstypen in der Geschichte aufzeigt.“

In diesem Zusammenhang sei nur noch kurz eines einzigen Werkes gedacht, des Buches über „Persönlichkeit und Weltanschauung“ von RICHARD MÜLLER-FREIENFELS. Es bedient sich einer differentiell-psychologischen Methodik und zeichnet sich infolge ihrer geschickten Handhabung durch eine Vielzahl nützlicher Besonderungen aus, die — ohne meist sehr in die Tiefe zu graben — sehr klar und einfach sind. Und Ähnliches gilt von seiner Philosophie der Individualität. Gerade philosophisch ist sie leicht verwundbar; mit einer auffallenden Unbekümmertheit springt MÜLLER-FREIENFELS über die schwierigsten Probleme hinweg, aber um so schärfer ist sein Sinn für das Psychologisch-Handliche, für das Greifbare, für das „Wirkliche“. Gewiß, als unverzeihliche Nachlässigkeit oder Naivität berührt es, wenn er etwa das Ich als „Summe“ der intellektuellen und affektiven Erlebnisse bezeichnet, jedoch im einzelnen weiß er dann so viel Brauchbares zu sagen, daß man zwar nicht mit seiner Philosophie, aber mit seiner differentiellen Psychologie versöhnt wird. Denn sie ist lebenswahr, nicht aufgewachsen in dünner Laboratoriumsluft. Von dieser Psychologie sei erst später die Rede!

§ 26.

Verwandt mit der weltanschaulichen Charakterologie ist die Wertcharakterologie. Zumal die Pädagogik hat es geliebt — und liebt es auch heute noch — den Charakterbegriff aus dem Erziehungsideal zu entwickeln. Wenn sie dann eine Typologie gibt, zeigt sie die möglichen Beziehungen zu diesem Ideal. Ähnlich wie die Kunstgeschichte früherer Zeiten ein klassisches Schönheitsideal aufstellte, um dann alle Kunstrichtungen von ihm aus zu betrachten. Ein hervorragendes Beispiel solchen methodologischen Vorgehens bei deutlicher Bewußtheit seiner Gefahren bietet GEORG KERSCHENSTEINER'S „Charakterbegriff und Charaktererziehung“. Charakter ist darnach im Grunde nichts anderes als freiwilliger Gehorsam gegen die Maximen, die sich durch Erfahrung, Belehrung und Selbstbetrachtung im Individuum gebildet haben; sei es, daß sie übernommen und dann vollständig zu eigen gemacht wurden, sei es, daß sie aus eigener Gesetzgebung im Bewußtsein entstanden sind. Freiwilliger Gehorsam ist aber nur eine Form der Selbstbeherrschung. Diese Tugend und damit die des autonomen Gehorsams wächst aber auf keinem anderen Boden als auf dem des heteronomen Gehorsams. „Wenn nicht erst Liebe zu anderen oder Furcht vor anderen die Gewohnheit erzeugt haben, sich selbst zu überwinden, wie soll das geistige Ich, der Komplex der Kräfte, die wir im Begriff des intelligiblen Charakters gefunden haben, die Macht erhalten, das sinnliche Ich, die Individualität im biologischen Sinne, zu beherrschen? Langsam, durch immer größere Freiheit und durch die damit sich verbindende immer reichere Erfahrung muß sich aber der äußere Gehorsam in inneren Gehorsam umwandeln.“ Die Grundelemente jenes intelligiblen Charakters sind: Willensstärke, Urteilsklarheit, Feinfühligkeit, Aufwühlbarkeit der Gemütsstiefen. Das Maß für die Willensstärke ist das Produkt aus Zeit und Kraft des Wollens. Wir können zwei Hauptgruppen unterscheiden, in denen sich die Willensstärke zeigt: die mehr passiven Formen der Festigkeit, Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer und die mehr aktiven Formen des Mutes, des Unternehmungsgeistes, der Tapferkeit. Die aus leidenschaftlichen Gefühlen hervorbrechenden Willensakte sind an sich kein Zeichen der Willensstärke. Der wirklich starke Wille muß eine längere oder kürzere Aufschiebung des von ihm erstrebten Zweckes ertragen können und doch immer auf das gleiche Ziel gerichtet sein. Die Leidenschaft kann das nicht. Ich möchte dies keineswegs unterschreiben: denn gewiß vermag eine Leidenschaft schnell abzuklingen, aber sie kann doch auch unverändert anhalten, ja sich immer mehr steigern. Der von der Leidenschaft abhängige Wille wird zu

ihrem Sklaven; er stirbt mit ihr. Und darum fürchtet ihn wohl KERSCHENSTEINER; er möchte ihn von diesem irrationalen Element befreien. Dies ist auch der Grund, weshalb er die stets kühle Klarheit des Verstandes so hoch preist. „Aus einem beschränkten Kopfe einen Charakter machen zu wollen, ist vergebliche Liebesmühe. Seine eigene Urteilslosigkeit wird ihm zu viele Streiche spielen. Die höchsten Stufen des auf sich selbst gestellten sittlichen Charakters verlangen auch höchste Urteilsfähigkeit.“ Ich will nicht weiter skizzieren, wie KERSCHENSTEINER seine Grundelemente ausdeutet: eben immer im Rückblick auf das Ideal. Und die Grundelemente sind ja schon die Kardinaltugenden zur Verwirklichung jenes Ideals. Es liegt mir fern, Berechtigung oder Wert dieses Vorgehens anzuzweifeln. Aber der intelligible Charakter KERSCHENSTEINER's ist vielleicht ein charakterologischer Typus, sicherlich nicht der einzige, und am wenigsten die Charakterologie als solche. Er ist von ihrem Standpunkt aus durch nichts ausgezeichnet vor dem Charakter des „reinen“ Verbrechers. Denn die Bedeutung, die ihm KERSCHENSTEINER beilegt, schenkt die Ethik. Sie leiht die Auswahlprinzipien, richtet und prüft. Diese Aufgabe soll ihr weder entzogen noch geschmälert werden, jedoch sicherlich fällt diese Aufgabe nicht mit der charakterologischen Problematik zusammen. Sie kennt nicht nur die Persönlichkeit als den auf Werte gerichteten und Werte erzeugenden Charakter, sondern nicht minder die in bestialischem Hasse Werte zerstampfende Persönlichkeit. Auch hier hat sie zu verstehen und zu deuten. Dabei möchte ich nicht die Frage zu einem Wortstreit erniedrigen: denn es ist ja klar, daß KERSCHENSTEINER die uns vorschwebenden Probleme nicht leugnet, wie wir ja wieder seine Probleme ruhig und in vollem Umfange anerkennen. Und so scheint alles in bester Ordnung. Ein Kunsthistoriker kann etwa sagen: ich mustere die Kunst unter dem Aspekt des antiken Schönheitsideals, und ein anderer eben tut dies unter dem Gesichtspunkt der Gotik oder des Barock. Und so werden schließlich alle Gesichtspunkte zusammengetragen. Ich glaube nicht: denn selbst ihre Vollständigkeit angenommen, fehlt noch ein ganz entscheidender: nämlich das eigene Wollen des einzelnen Kunstwerkes, sein individuelles Formproblem. Und das wird durch Stilbegriffe niemals erschöpft. Ein Mensch ist nicht nur — oder nur annähernd im Grenzfall — Verbrecher, Heiliger, Held usw. Und das übrige, was er „sonst“ noch ist, wird in falschen Perspektiven gesehen, wenn es nur als Entfernung von jenem Grenzfall gewertet wird. Denn gerade darin ist vielleicht das individuelle Gesetz seines Charakters besiegelt. Damit verschieben sich aber alle Akzente; ja, die Teleologie dieser Persönlichkeit wird eine ganz andere. Ich greife wieder zum Beispiel der

Kunstgeschichte: der Formzusammenhang eines Bildes unter dem Gesichtspunkt der Gotik ist ein anderer als der unter dem Gesichtspunkt seines eigenen Wollens. Es ist gar keine Frage, daß ich es unter beiden Gesichtspunkten ansehen darf, aber ebenso keine Frage, daß die Kunstgeschichte lückenhaft bliebe, wenn sie sich nur des ersteren bedienen wollte. Und darum kann sich auch eine Charakterologie nicht mit ihm begnügen. Sie wird im Gegenteil immer fragen müssen: was an der Persönlichkeit erschließt denn eigentlich dieser Gesichtspunkt? Und welche Bedeutung kommt denn diesem Was im Rahmen der Gesamtpersönlichkeit zu? Diese Bedeutung fällt nicht mehr zusammen mit der wissenschaftlichen, sittlichen, religiösen Leistung. Sie ist auch von ihr her nicht eindeutig zu erkennen. Die Bedeutung der „Feinfühligkeit“ z. B. für den Charakter kann ja eine ganz andere sein als für das sittliche Tun. Wir dürfen demnach von dieser Wertcharakterologie nicht mehr verlangen, als sie zu bieten vermag: eben die Konstruktion bestimmter „intelligibler Charaktere“, um mit KERSCHENSTEINER zu reden. Die Einheitsknüpfung stiftet dann das Strebungsziel, nicht eigentlich die Persönlichkeit. ERICH STERN sagt in seiner Einleitung in die Pädagogik (1922) — die sich im engsten Anschluß an DILTHEY, LITT und besonders SPRANGER bewegt: „In dem Aufbau der Wertgerichtetheiten liegt das Eigentümliche der Individualität, und jede Erfassung der Individualität muß auf das Erfassen dieses Aufbaues gehen.“ Gewiß, aber es ist doch nicht zu bezweifeln, daß hier dieser „Aufbau“ von der Persönlichkeit her genommen werden muß, daß sie ihn fundiert und an ihm ändert, allerdings nicht etwa isoliert, sondern in Reibung mit der Umwelt. Und das statische Wort „Aufbau“ — das etwas wenig Elastisches an sich hat — würde ich lieber durch eines ersetzen, das die Gesetzlichkeit möglicher Abwandlungen in sich schließt: das — wie ich es schon einmal ausdrückte — Dramatische eines Geschehens, nicht das Bildhafte einer Statue. Doch über die Sache selbst kann eine ernstliche Meinungsverschiedenheit gar nicht obwalten.

Den bisher bedeutendsten Ausdruck hat die Wertcharakterologie in den „Lebensformen“ EDUARD SPRANGER's gewonnen. Wir haben ja seiner schon gedacht, als von der verstehenden Psychologie die Rede war. Und so sehr DILTHEY'scher Geist und seine Anregungskraft auch hier nachwirken, die Methodik gewann an Sicherung und Verfeinerung. Es ist überhaupt zu verfolgen, wie diese ursprünglich relativistisch und fast außerwissenschaftlich eingeführte Methodik allmählich mit Strenge und Festigkeit sich füllt, wie ihre erkenntnistheoretische Verankerung immer bewußter vollzogen wird. Die Phänomenologie, dann JASPERS, SPRANGER bedeuten wichtige Etappen auf diesem Wege, der einer Charakterologie

erst die letzte Würde und Legitimation verleiht. Denn sonst bliebe ihr nur die Wahl zwischen bloßer Empirie und reiner Konstruktion, zwischen dem Verfahren „von oben“ und „von unten“. In den evidenten Sinnbeziehungen des „Verstehens“ erobert sie nun das dritte Verfahren. Alle drei sind unerläßlich, und auf keines kann die Charakterologie verzichten, am wenigsten jedoch auf das dritte: denn das hieße sie zur „Sinnlosigkeit“ verurteilen. Die Beziehung Angst—Lüge ist weder bloß eine mögliche kausale Verknüpfung oder ein häufig beobachtetes Nacheinander, noch eine fiktive Konstruktion wie ein Dreieck, das nicht 2 R zur Winkelsumme hat, sondern unmittelbar einsichtig, sinnvoll. Und dieser Sinn „ist“ evident da, er braucht und kann auch gar nicht weiter bewiesen werden. Eine Sinnbeziehung ist es auch, wenn ich weiter frage, welche Bedeutung denn der Angst im Gefüge der Persönlichkeit eignet. Und dies meint wohl auch SPRANGER, wenn er Vorstellungen, Gefühle, Begehungen für ein an sich sinnloses Material erklärt. Darum erscheint ihm doch eine Psychologie der Elemente, für sich genommen, bei ganz folgerichtiger Methodik ebenso eine Wissenschaft von sinnfremden Teilen wie die ganze Naturwissenschaft, die die Natur aus materiellen Elementen aufbaut, aber so niemals zu einem Sinn des Naturgeschehens gelangen kann. „Erst innerhalb einer Struktur empfangen die seelischen Elemente eine Sinnbeziehung, wie die Teile eines Organismus zueinander in immanenten Sinnbeziehungen stehen.“ Und wir wissen bereits, daß SPRANGER unter Struktur einen Leistungszusammenhang versteht, und unter Leistung die Verwirklichung von objektiv Wertgemäßem. Gerade dagegen mußten wir aber einwenden, daß die Beschränkung auf das objektiv Wertgemäße uns zu eng erscheint, außer die Begriffe objektiv und Wert erfahren eine Ausweitung, die sie eigentlich zerstört. Denn „Wert für die Persönlichkeit“ heißt noch nicht objektiver Wert, oder braucht es nicht zu heißen. Und die möglichen Auseinandersetzungen der Persönlichkeit mit dem objektiven System der Werte ergeben deswegen nicht die gesamte Charakterologie. Wenn man unter den bewußten oder unbewußten Strebungszielen der Persönlichkeit nur die eigentlichen Werte bevorzugt, dann zielt man letzthin eben auf die „wertvolle“ Persönlichkeit, wobei aber dieses Wertvolle keine charakterologische Kategorie darstellt. Indem SPRANGER den Wertbegriff weitherzig faßt, wird die grundsätzliche Beengtheit des Standpunktes weniger fühlbar. Aber die Charakterologie ist unabhängig von den Grenzen der Werttheorie, für sie oder in ihr entscheiden die möglichen Strebungsziele. Und ob dies immer objektive Werte sind, oder bloß Nützlichkeiten, oder Wertperversionen, oder ganz subjektive Schätzungen, das sind weitere Fragen, mit denen die erste

grundsätzlich nicht verquickt werden sollte. Die philosophische Wertlehre darf es sich verbitten, von der Charakterologie umgemodelt zu werden, und die Charakterologie duldet keine Schranken, die ihr die philosophische Wertlehre in den Weg stellt. SPRANGER selbst geht ja gar nicht von einer Wertsystematik aus, sondern von den verschiedenen Hinwendungen und Zielrichtungen der Persönlichkeit; und das erscheint mir als der gesunde und natürliche Weg, soweit er nicht doch durch ein geheimes Schielen auf eine Wertsystematik geregelt wird.

Die Hinwendung auf das Gegenständlich-Allgemeine erzeugt den theoretischen Sinn, die Hinwendung auf den Eindrucks-Ausdruckscharakter des Bildhaften den ästhetischen Sinn. Die Messung an meinem psychophysischen Kraftsystem und meinen realen Lebenszwecken entspricht der ökonomischen Einstellung; die Beziehung aller einzelnen Werterlebnisse auf den geistigen Totalwert des individuellen Lebens begründet den religiösen Gehalt. Auf diese Weise ergeben sich folgende Grundtypen der Individualität: 1. der theoretische, 2. der ökonomische, 3. der ästhetische, 4. der soziale, 5. der Machtmensch, 6. der religiöse Mensch. Mir erscheint die Zahl nicht wichtig, denn man könnte ebensogut versuchen, sie zu erhöhen, wie zu vermindern, je nachdem man Typen zweiten oder dritten Ranges, Mischtypen usw. einführt. Ich würde es überhaupt vorziehen, formale und materiale Ziele zu scheiden: der ästhetische Mensch kann seinen Charakter — soweit es sich eben um die ästhetische Veranlagung handelt — nur in den Formen des Ästhetischen auswirken und entfalten; aber der Machtmensch z. B. hat ganz verschiedene Möglichkeiten; er strebt nach Macht durch Wissenschaft, Kunst, Politik, Religion usw. Er wirft die Wissenschaft weg, wenn er sich von der Politik mehr Macht verspricht, kehrt wieder zur Wissenschaft zurück usw. Gewiß wird er Wissenschaft, Politik usw. nie gleichsam in sich betreiben, sondern nur als Mittel zur Machtgewinnung, Machtsteigerung. Aber er braucht irgendwelche materiale Mittel zu diesem Ziele. Die materialen Ziele können — müssen natürlich nicht — völlige Befriedigung gewinnen: im hingebenden Genuß des Kunstwerkes, in der Beseligung künstlerischer Intuition; die formalen weisen an sich ins Unendliche: Macht giert immer weiter um Macht. Der selbstzufriedene Machtmensch, der sich im Besitze seiner Macht sonnt, ist ja nur eine philiströse Abart des echten Machtmenschen, der atemlos vorwärts drängt, solange noch irgend etwas seiner Macht sich widersetzt. Aber der im Ästhetischen oder Religiösen tief Beglückte, der seine innere Heiterkeit hinüberrettet über alle Demütigung des Lebens, braucht keineswegs ein Philister zu sein. Wie dem auch immer sei, es kommt mir noch auf einen anderen Punkt an:

nehmen wir die gegebene Gliederung als restlos vollständig, oder denken wir, eine andere erfülle diese Ansprüche, so wird doch niemals durch sie die Charakterologie erschöpft. Es kann etwa einer zwischen Macht und Wissenschaft schwanken; SPRANGER z. B. sieht deutlich die Möglichkeit derartiger „Mischtypen“ und beschreibt auch solche. Aber geht man von seinen Grundlagen aus, so ist es, als ob man ein Kunstwerk nur als „Mischstil“ von Renaissance und Barock betrachten wollte, während es sich um sein eigenes Gesetz handelt. Jene zerrissenen, schwankenden Typen sind doch an sich nicht weniger Grundtypen, als die auf eine einzige Wertrichtung eingestellten. Eindimensionalität des Zielstrebens ist nur eine charakterologische Kategorie unter anderen nicht minder berechtigten und nicht minder einschneidenden; oder ein anderes Beispiel: keine jener Wertrichtungen fordert Ängstlichkeit, aber jede läßt sie in irgendeiner Form zu. Selbst der Machtmensch kann ängstlich sein. Er rafft vielleicht Macht zusammen in der Flucht vor jener inneren, ihn peinigenden Ängstlichkeit. Die Macht soll ihn schützen. Und er berauscht sich an der Macht, weil sie jene Ängstlichkeit übertönt, übertrumpft, widerlegt. Aber die Ängstlichkeit kann auch sein Machtstreben durchkreuzen, sie biegt es vor dem letzten Ende ab und verurteilt es zur Erfolglosigkeit. Also nicht aus einzelnen Wertrichtungen können wir die Persönlichkeit aufbauen, sondern die Wertrichtungen schichten von der Persönlichkeit her. Und dahinaus strebt auch SPRANGER, wenn er von der Grundvoraussetzung ausgeht, daß in jedem sinngebenden Gesamttakt alle Hauptformen sinngebender Akte zugleich enthalten sind, daß in jedem geistigen Akt die Totalität des Geistes waltet. Er will also nicht isolieren, oder gar sezieren, im Gegenteil; aber trotzdem kommt er theoretisch von der allzu starken Bindung an die einzelnen Wertrichtungen nicht los. Man mag darum streiten, ob von seinem Standpunkt aus der Kreis möglicher Lebensformen geschlossen ist, jedenfalls ist es nicht „der“ Kreis der Charakterologie.

Welche Fülle und Weite aber SPRANGER in der praktischen Durchführung gewinnt, mag nur ein einziges Beispiel andeutend skizzieren, nämlich das des theoretischen Menschen. Affektlosigkeit ist der Zustand des Forschers, sofern er erkennen will: allgemeine gegenständliche Gesetzmäßigkeit sein einziges Ziel. Er ist daher, mit dem alten psychologischen Namen genannt, notwendigerweise ein Intellektualist. Nur eine Leidenschaft darf in ihm lebendig sein, die Leidenschaft des objektiven Erkennens, diese aber im wörtlichen Sinne. Denn der theoretische Mensch in seiner ganz reinen Geistesart kennt nur ein Leiden: das Leiden am Problem, an der Frage, die nach Erklärung, Zusammenhang, Theoretisierung drängt. Dies ist seine metaphysische Bewegtheit, daß er verzweifeln kann am

Nicht-Wissen, jubeln kann über eine bloß theoretische Entdeckung, und wäre es eine Einsicht, die ihn tötet. „Mit alledem steht nun scheinbar in Widerspruch, daß gerade Gelehrte bisweilen einen krankhaften Geiz oder gar eine erstaunliche Erwerbsucht entfalten. Es ist aber auch verständlich, wenn sich auf dem Boden einer reinen Forscherseele solche Regungen zeigen. Sie entstehen dann aus dem Gefühl, dieser Seite der Lebensgestaltung nicht gewachsen zu sein. Deshalb wird wahllos zusammengescharrt, weniger um zu besitzen, als um mit Sorgen dieser Art nichts zu tun zu haben.“ Was den Gelehrten an die Menschen bindet, ist weder das Blut noch ein altruistischer Helferwille noch eine ästhetische Freude an der Menschenseele, sondern die Gemeinschaft des Suchens, Forschens und Wissens. Überzeugungsgemeinschaften sind seiner geistigen Grundrichtung allein gemäß. Diese Form sozialer Beziehungen hat aber etwas Unplastisches. Es liegt ihr ein recht einseitiges Menschenverständnis zugrunde. Der Forscher neigt dazu, den Handelnden intellektuelle Motive zu unterschieben und seine Beobachtungen zu verallgemeinern. „An die volle Singularität und Irrationalität des Falles, die eigentlich nur intuitiv erfaßt werden kann, reicht er nicht heran. Fragt man ihn in einer konkreten Situation des Lebens um Rat, so wird er sie unter dem Gesichtspunkt einer allgemeinen menschlichen Erfahrung oder Regel betrachten, und dabei ihr Feinstes übersehen.“ Er hat den Einzelfällen des Lebens gegenüber mehr Weisheit als Klugheit. In religiöser Beziehung lehnt er den Mystizismus ab, das bloß Gefühlsmäßige, das in feste Kategorien nicht Faßbare. Die Erkenntnis ist es, die ihn entweder Gott überwinden oder auch finden läßt. Die rationale Metaphysik ist die bezeichnendste Form der Religiosität auf dem Boden des theoretischen Typus. Meisterhaft versteht es hier SPRANGER, eine Grundstruktur bis in ihre letzten Ausstrahlungen hin auszudeuten. Es sind keine dünnen, blassen Typen, die er zeichnet, nein: er malt breit mit vollen Farben. Und diese Gemälde bereichern wahrhaft den Besitzstand der Charakterologie. Es sind Früchte der geisteswissenschaftlichen Psychologie, wie sie SPRANGER auffaßt. Und von ihnen her können wir nun gleich zu der psychologisch orientierten Charakterologie übergehen, die eben die Psychologie an die Spitze stellt und sich dadurch von der Wertcharakterologie unterscheidet. Wohl finden wir Übergänge, aber es empfiehlt sich doch, über die verschiedenen möglichen Verfahrensweisen zur Klarheit zu gelangen, selbst auf die Gefahr hin, sie schärfer zu fassen, als dies im lebendigen Betriebe der Wissenschaft geschieht, die oft — angesichts der Einzelfrage — kombiniert und Methoden in Anwendung bringt, die sie in ihrer Programmatik schroff ablehnt. Und darum ist auch

hier vielfach die Verständigung leichter, wo die Zwangsläufigkeit bestimmter Probleme bindet.

§ 27.

Eine Psychologie, die auf letzte Elemente ausgeht, wird — sofern sie überhaupt zur Charakterologie Stellung nimmt — entweder den Charakter auf das Prävalieren einer Grundklasse beziehen (Verstandesmensch, Gefühlsmensch, Willensmensch) oder sie wird Verbindungen zwischen diesen Elementen aufweisen müssen: etwa der verständige Willensmensch oder der willensstarke Verstandesmensch. Ein derartiges Unternehmen drängt aber schon über eine Elementarpsychologie hinaus zu einer, die mit Komplexen, Strukturen usw. arbeitet. RIBOT führt das psychische Leben auf zwei Grundäußerungen zurück, auf Empfinden und Handeln, woraus sich die beiden Haupttypen der Sensitiven und Aktiven ableiten lassen. Ihnen steht der Apathische gegenüber. Nun würde man noch einen vierten Typus erwarten, nämlich den des völligen Gleichgewichtes zwischen Empfänglichkeit und Betätigungsdrang. Und dieser Typus des gleichmäßig temperierten Menschen ist auch da, aber RIBOT rechnet ihn nicht zu den Grundtypen, „denn jeder Gleichgewichtszustand kann nur durch die Intelligenz hergestellt werden.“ Nur sie vermag diese Balance zu halten. Also auch RIBOT kommt zu komplexen Charakteren, wo immer mehr der Akzent von dem einzelnen Element auf ihre Verknüpfung sich verschiebt. Ja alle, die sich zu charakterologischen Untersuchungen hingezogen fühlen, trachten den Rahmen einer Elementarpsychologie zu zerbrechen. So schreibt KARL GROOS, dem wir für schöne charakterologische Beiträge Dank schulden, in seiner Selbstbiographie: „Man pflegt nämlich bei der Erforschung des Seelischen durch *distinctio rationis* die einzelnen Inhalte des Bewußtseins: die Empfindungen, Vorstellungsbilder, Gefühle, Strebungen usw. herauszulösen und von hier aus die Wissenschaft aufzubauen. Diese Art der Betrachtung wird immer unentbehrlich bleiben; sie ist aber mit dem Nachteil verbunden, daß sie sich sehr weit von dem Leben und von der Entwicklung des Lebendigen entfernt. Man gewinnt eine andere Einstellung, wenn man mehr von der teleologischen Einheit des ganzen beseelten Organismus ausgeht und die Arten seines Verhaltens (*behaviour*) untersucht. Von da aus wird der Psychologe in enge Beziehung mit der Arbeit der Biologie kommen, er wird z. B. die erbten und erworbenen Reaktionen, die Instinkt- und Gewohnheits-handlungen als Denkmittel benutzen. Vielleicht ist diese Methode weniger exakt; dafür scheint sie aber das Verständnis des lebendigen, sich erhaltenden und entfaltenden Menschen, der Persönlichkeit und ihrer

„Eigenschaften“ weiter fördern zu können. Es ist einleuchtend, daß die Beschäftigung mit den Spieltätigkeiten mich in diese Richtung lenken mußte.“ Was hier Groos bescheiden und vorsichtig formuliert, ist heute die große Frage der Psychologie: der Übergang zu den Ganzheiten, die teleologische Problematik und der neu geknüpfte Zusammenhang mit der Biologie. Von hier aus führen die Linien weiter bis zur verstehenden Psychologie und bis zur Philosophie. Darum wird heute auch ein Zusammenarbeiten möglich, wo vor kurzem noch gänzlich Aneinander vorbeireden herrschte. So verschieden auch die einzelnen „Schulen“ sind — und man soll ihre Unterschiede gewiß nicht verschleifen und verkleinern — einer späteren Zeit wird ihre Blutsverwandtschaft nicht entgehen. Jenes „Neue“ spüren wir packend deutlich, wenn E. R. JAENSCH erklärt, daß, je tiefer wir in die Erforschung der Empfindungen und Vorstellungen eindringen, umso mehr selbst in diesen Regionen das Bild einer sinn- und wertfreien Bewußtseinswirklichkeit zerrinnt. Und wenn er sich das seltsame Ideal einer sinn- und wertfreien Psychologie nur aus einer Bewegung deuten kann, in der die mathematische Naturwissenschaft Newtons auf alle Wertfragen ein neues, helles Schlaglicht zu werfen schien. Wir finden es bei OTTO SELZ (*Zur Psychologie des produktiven Denkens und des Irrtums* 1922), der das geordnete Geschehen nicht einem wirklich oder der Tendenz nach ungeordneten überlagert sein läßt, sondern es Zuordnungen unterstellt, die unter dem Einfluß von Zielsetzungen funktionieren. Und auch die Vertreter der „Gestaltpsychologie“, wie nicht minder ihre Gegner (z. B. G. E. MÜLLER, *Komplextheorie und Gestalttheorie* 1923) streben eben vom Element und summenhaften Addierungen weg zu Komplexen, Gestalten, Strukturen. Und manche von ihnen wie KURT KOFFKA berühren sich mit Anschauungen der behaviour-Lehren. Man könnte fast die ganze jüngere Forschergeneration aufmarschieren lassen als Zeugen jener Wandlung in der Psychologie, die sich aber auch schon bei WILHELM WUNDT klar anmeldete. Ihre Geschichte ist noch nicht geschrieben, und wir brauchen sie hier auch nicht zu schreiben. Uns genügt die Einsicht, daß hier eben der Boden aufgepflügt wird, der allein eine Charakterologie tragen kann. Die ganze Psychologie strebt ihr heute mehr oder minder — vielfach unbewußt — zu, während sie früher ihr geradezu feindlich — auch vielfach unbewußt — entgegenwirkte. Wir stimmen daher MÜLLER-FREIENFELS völlig bei, wenn er im ersten Bande seiner „*Lebenspsychologie*“ (1924) — einer guten Illustration psychologischer Charakterologie — sagt: „Zur Gewinnung prinzipieller Gesichtspunkte für eine künftige Charakterologie war die atomisierende Psychologie besonders ungeeignet, wie sich denn auch kaum jemand auf

dem von ihr bearbeiteten Boden ans Bauen gemacht hat, vielmehr sind fast alle neueren charakterologischen Untersuchungen von Denkern ausgegangen, die sich im gewissen Gegensatz zu jener fühlen und sich irgendwie einem Ganzheitsstandpunkte nähern. Denn alle Einzelbeobachtungen müssen, um richtig ausgewertet zu werden, zunächst auf ihre Bedeutung in der Ganzheit zurückgeführt werden. Man kann gewisse Einzelzüge eines Charakters völlig richtig festgestellt haben, aber um sie in ihrer charakterologischen Bedeutung zu verstehen, ist es notwendig, sie innerhalb der Ganzheit zu sehen, da sie nur in lebendigem Zusammenwirken mit anderen Faktoren ihren Sinn enthüllen.“

Und ein ganz entscheidender Anstoß — ja mehr als ein Anstoß — kam von der Phänomenologie her. Die von Haus aus geisteswissenschaftliche Psychologie von THEODOR LIPPS hatte ihr vorgearbeitet. So konnte HUSSERLS Funke gerade unter den Lippsschülern zünden. Hier wird nun — wie GEIGER es ausdrückt — eine Psychologie des „ganzen Menschen“ verlangt, die sein grandioses Kräftespiel offenbart. Denn um diese „Kräfte“ handelt es sich, nicht um bloß vorüberhuschende Erlebnisse. Und diese Psychologie kann grundsätzlich schon über das Bewußte hinausgehen, wie jede Psychologie es muß, die irgendwie charakterologisch verwertbar sein soll. „Das Erleben ist ein Gewahrwerden, ein Innwerden des Erlebten. Es steht daher prinzipiell nichts im Wege, daß das Erlebte auch einmal auftritt, ohne daß man es erlebt.“ Es ist nicht angängig, die Gesetze des Psychischen als Bewußtseinsgesetze, als Gesetze des Bewußtseinsablaufs zu fassen, sondern psychische Gesetze sind Gesetze einer gegen das Erleben indifferenten Realität: die Beschreibung und Erklärung in der psychischen Welt darf nicht länger als Erklärung und Beschreibung von Bewußtseinserlebnissen angesehen und demgemäß gestaltet werden. Und zu welcher Feinheit der phänomenologisch geschulte Blick führt, mag ein einziges Beispiel — wieder von M. GEIGER — belegen. Er scheidet Willenssetzung und wollendes Verhalten. Hieraus ergeben sich drei Formen von Willensschwäche: 1. Die Schwäche der Zielsetzung: Entscheidungsunfähigkeit, Wahlunfähigkeit; 2. die Schwäche der Selbstbestimmung: Entschlußunfähigkeit, Energielosigkeit; 3. die Schwäche des wollenden Verhaltens: mangelnde Konzentriertheit, Nachhaltigkeit des Wollens. Ein Wollen kann niemals entstehen, ohne daß diese Entstehung ins Erleben fällt. Alles Wollen wird bewußt gesetzt. Aber gerade die tiefsten, richtunggebenden Ziele alles Handelns sind nicht Willensziele: sie sind unmittelbar mit der Persönlichkeit gesetzte Richtpunkte, aus unmittelbaren Trieben entstehend, oder auch in früher Lebenszeit aus fremden Wertungen entnommen. Gegenüber solchen Zielrichtungen,

die einer ausdrücklichen Zielsetzung nicht bedürfen, ist alles explizierte Wollen oberflächlich und nebensächlich. „Die Quellen, aus denen das Wollen stammt, mögen noch so tief sein — es ist und bleibt ein einzelnes Zielgeschehen, zu dem das Ich sich ausdrücklich selbst bestimmen muß — kein Zielgeschehen, zu dem das Ich unmittelbar von selbst hingetrieben wird. Nicht bei den Stärksten, sondern bei den Schwächsten ist der Bereich der Wahlfreiheit am größten. Der wahrhaft Heilige wählt nicht das Gute, sondern er ergreift es aus seinem inneren Sinn — der richtige Verbrecher kann nicht anders. Überall, wo ein Ziel gewollt wird im spezifischen Sinn, ist es ein Zeichen, daß es von der Persönlichkeit nicht aus innerstem Drange ergriffen wird.“ Mit dieser Betonung des Triebhaften ist die Brücke zur Psychologie geschlagen, die mit einer einseitigen Willenspsychologie nichts anfangen kann, ebensowenig mit einer, die beim Erlebnis stehen bleibt. Es gibt Psychiater, die das „Unbewußte“ ablehnen, aber keinen, der verständliche Zusammenhänge allein aus dem bewußten Material gewinnen will, ohne irgendeine Einschaltung anderer Faktoren. So zeigte schon die leider bald eingegangene, von WILHELM SPECHT herausgegebene „Zeitschrift für Psychopathologie“ den Einfluß der Phänomenologie, KARL JASPERS dankt ihr vieles; und am besten illustrieren natürlich die phänomenologische Arbeit die stattlichen Bände der Jahrbücher der Phänomenologie. Neben der offiziellen Phänomenologie durchtränkt eine geheime, minder offenkundige in weitem Ausmaße die Forschung, auch dort, wo sie es gar nicht eingesteht. Man kann getrost sagen, daß eine Charakterologie ohne Phänomenologie ausgeschlossen ist, und man darf dies auch dann behaupten, wenn man — wie ich — gar nicht daran denkt, die ganze Charakterologie auf Phänomenologie einzuschränken. Es wäre verhängnisvoll für die Charakterologie, sie einerseits von der Empirie loszureißen, und andererseits auch von kategorialen Konstruktionen. Phänomenologische Charakterologie ist nicht einfach Charakterologie, sondern eben nur Charakterologie, soweit sie mit den Mitteln der Phänomenologie vorzugehen vermag. Und es ist eine Gefahr, diese Mittel gleichsam überanzustrengen: ob z. B. ein bestimmter Charakter so und nicht anders ist, hiervon kann seine Wesensschauung nicht überzeugen; sie fordert dann empirische Bestätigung und Beweisführung. Und sie erheischt auch eine Ergänzung durch eine philosophische Besinnung auf Individualität, Persönlichkeit, Charakter, eine Besinnung, die sich der Phänomenologie bedient, ohne sie aber als Ziel anzuerkennen.

WILLIAM STERN ist es, der in seinem dreibändigen Werke „Person und Sache“ von der Psychologie aus am tiefsten in eine Philosophie der

Persönlichkeit eindrang, und von dieser Philosophie her wieder die Notwendigkeit einer Persönlichkeitsforschung erkannte, die weit von der üblichen Psychologie abrückt, ja grundsätzlich über sie hinausführt. Seiner Meinung nach mußte die Wissenschaft vom Menschen erst einen seltsamen Grad von Wirklichkeitsfremdheit erreicht haben, um die Urgewißheit einzubüßen, daß der Mensch Persönlichkeit ist. Man achtete so sehr auf das, was in oder am Menschen war, daß der Mensch selbst darüber vergessen wurde. Die drei Merkmale: Vieleinheit, Zielstrebigkeit, Besonderheit bilden die konstituierenden Merkmale des Personbegriffs. Und damit scheint mir den drei entscheidenden Gesichtspunkten Rechnung getragen: der Sinnbeziehung auf die Gesamtheit der Persönlichkeit, der Teleologie und dem individuellen Gesetz. Und auch diese Gesichtspunkte dulden keine Isolierung, denn jeder von ihnen fordert die beiden anderen. Aber auch die „Person“ darf nicht abgekapselt werden; denn sie braucht die Welt, um sich zu vollenden. Nun setzt das schwierige Problem ein, wie denn fremde Werte aufgenommen werden von der Persönlichkeit und in sie; Heterotelie und Autotelie. Die In-Eins-Bildung beider Zweckgruppen, eine produktive Selbstentfaltung, die durch Erlebnis und Tat den fremden Zweck zum Inhalt des eigenen Seins und zum Zielpunkt des eigenen Strebens macht, sie fehlt beim Tier, sie bildet die Auszeichnung des Menschen. Der Charakter ist die Einheit aller Richtungsdispositionen des Menschen. Bestimmend für seinen Begriff ist die das ganze Leben durchwaltende Tendenz, durch welche alle auf das engere Selbst wie auf fremde Zwecke gerichtete Strebungen in Zielsetzungen des weiteren Selbst umgewandelt werden. Entscheidend für die Beschaffenheit des Charakters ist das Strukturverhältnis, in welchem die einzelnen Zielungen zueinander stehen und sich zur Gesamtrichtung des Strebens verbinden. Mit dieser Umschreibung steht uns WILLIAM STERN viel näher als mit seinen früheren Versuchen, den Charakter vorwiegend der Gemüts- und Willenssphäre zuzuweisen. Gewiß handelt es sich auch — und in weitem Maße — um Phänomene des Gemüts- und Willenslebens, aber sie kommen nur so weit in Betracht, als sie jenem „Streben“ sich einordnen, in ihrer Bedeutung für dieses Streben. An ihm hat — wie ich schon ausführen konnte — die Intelligenz teil, Stimmung, Trieb usw., kurz die gesamte Persönlichkeit. Immer betrachtet die Charakterologie die gesamte Persönlichkeit, nicht einzelne Vermögen an ihr; aber unter dem Gesichtspunkt jenes Strebens. Wenn also Unterschiede noch obwalten, so darin, daß ich eine vorsichtigeren Formulierung als STERN bevorzugen würde: wenn von der einen das ganze Leben durchwaltenden Tendenz gesprochen wird, erscheint mir das leicht Mißver-

ständnissen ausgesetzt. WILLIAM STERN weiß sehr wohl, wie etwa der Flatterhafte seine Zielungen ändert; er weiß, wie der zugleich Ängstliche und Eitle immer wieder in unaufhebbare Konflikte gerissen wird usw. Will man trotzdem an einer, das ganze Leben durchwaltenden Tendenz festhalten, besagt sie nichts anderes als die Gesetzmäßigkeit dieses Charakters, durch die seine ganzen Strebungen verständlich werden. Aber es darf jedenfalls nicht heißen: daß diese Strebungen sich irgendwie ausgleichen zu irgendwie einheitlicher Zielung. Vielleicht geistert hier noch ein Rest der Lehre von dem „festen“ Charakter; es ist daher gewiß besser, eine Bestimmung zu wählen, die nicht erst lange interpretiert werden muß, und die bei schwer vermeidbarer irriger Interpretation die ganze Charakterologie willkürlich dogmatisch einschnürt und verengt. Und das wäre um so bedauerlicher, als WILLIAM STERN gemeinhin aller Erstarrung abgeneigt sich liebevoll für jede Bewegtheit und Differenziertheit aufschließt. Dies zeigt schon z. B. seine Auffassung der plastischen Ausstrahlung: was als ursprünglicher Lebensvorgang an einem ganz eng begrenzten Ort und in ganz spezialisierter Weise vor sich gegangen ist, wirkt nicht nur an diesem Ort und in dieser Weise, sondern wird von der Person nutzbar gemacht an ganz anderen Stellen und auf anderen Gebieten ihres Zwecksystems, heute hier, morgen dort, je nach den wechselnden Anforderungen des Lebens (etwa die gute Erziehung, die gute Kinderstube).

Die Theorie des Bewußtseins, die WILLIAM STERN entwirft, dient vorzüglich den Zielen der Charakterologie, sie paßt völlig in den von uns bereits skizzierten Rahmen: Bewußtsein ist ihm Symptom für Konflikte, aber zugleich auch Mittel, um den Konflikt zu überwinden. Ein Spiegel, der auch Waffe ist. Die Aufgabe des Bewußtseins, der Person ihr eigenes Ich und die Welt rein zu vergegenwärtigen, wird durchkreuzt durch die andere Aufgabe, sie der Person zu vergegenwärtigen, wie es ihre individuellen Lebenszwecke erfordern. Selbsterfassung und Objekterfassung sind im Bewußtsein stets egozentrisch eingestellt. Darum erscheint auch W. STERN kaum ein charakterologischer Unterschied so tiefgreifend, als der zwischen Individuen mit ganz überwiegend ichgemäßem Ichbewußtsein und Individuen mit stark täuschendem Ichbewußtsein. Die Frage des Echten und Unechten in allen ihren Variationen, das Problem der Maske, sie treten so in den Vordergrund. Und der Versuch, sie systematisch zu begreifen, erscheint mir auf jeden Fall beachtenswert. Die Deutungen und Erklärungen der Psychologie werden nun durchaus nicht auf das Bewußtsein verengt: die Person als solche ist nicht Bewußtsein, sondern sie hat Bewußtsein. Dem Telos der Persönlichkeit sind die Kate-

gorien zu entnehmen, welche den Kategorien der bloßen Bewußtseinserscheinungen übergeordnet werden müssen, damit Psychologie als Wissenschaft möglich wird. Nicht gemeint ist die Zustandsteleologie: als ob alles an der Person zweckentsprechend beschaffen sei, sondern eine funktionelle Richtungs-Teleologie: daß das Tun der Person auf Verwirklichung von Zwecken eingestellt sei. „Die Zweckidee bildet nun einmal den alleinigen Schlüssel zum wahren Verständnis persönlichen Daseins.“ Und mit diesen schönen Worten können wir die Betrachtung beenden, die in längerer Reihe verschiedene Versuche systematischer Charakterologie von fernster Vergangenheit bis zur Gegenwart an uns vorüberziehen ließ. Ja wir haben selbst den Übergang zum folgenden geebnet: denn WILLIAM STERN ist einer der Führer der differentiellen Psychologie. Sie wollen wir jetzt im Hinblick auf die Charakterologie einer kurzen Prüfung unterziehen. Und unsere Kritik — zu der wir gezwungen sind — wird gewiß nicht den Führer treffen, der das mächtige Bild jener Philosophie der Persönlichkeit geschaffen hat. Oder anders ausgedrückt: vor jenem Bilde verblasen Schatten aus einer noch unkritischeren und spezialistischeren Periode. Es wäre unbillig, sie zu beschwören. Rechnen wir also z. B. mit der Psychographie ab, wissen wir genau, daß STERN viel mehr auf unserer Seite steht, als auf der, die einst die seine war. Vor dem Eintritt in die differentielle Psychologie, sei aber noch ein knappes zusammenfassendes Schlußwort gestattet.

§ 28.

Unsere Auseinandersetzung war nicht — oder nur ganz im Nebenamt — darauf gerichtet, Falsches oder Richtiges zu sondern. Wir haben im Gegenteil als Probe fast stets „Richtiges“ von hoher Qualität gewählt. Aber es war meist ein bedingt Richtiges, innerhalb gewisser Grenzen. Und es wurde verzerrt, falls sein Geltungsanspruch über diese Grenzen hinausstrebt. Dabei schwebt uns nicht jene billige relativistische Beruhigung vor, die alles für wahr an seinem Ort und zu seiner Zeit erklärt, und die bei dieser alles versöhnenden Gerechtigkeit den Begriff der Wahrheit überhaupt verliert und schließlich zugeben muß, daß „eigentlich“ gar nichts wahr ist. Wir meinen vielmehr: die Isolierung und die mit ihr Hand in Hand gehende Ausschließlichkeit einzelner Methoden scheitert in dem Augenblick an Schranken, die in ihrem eigenen Wesen liegen, wenn sie diese überfliegen oder überklettern will. Und zur Sicherung der charakterologischen Methodik — keineswegs also irgendwie zu ihrer erkenntnismäßigen Relativierung — ist es schlechthin unentbehrlich, daß das kritische Bewußtsein um ihre Möglichkeiten geschärft wird. Darf ich

z. B. annehmen, aus Lebens- und Weltanschauung heraus den Charakter konstruieren zu können? Ist das wirklich der „ganze“ Charakter? Unter welchen Umständen sind die Bedingungen für ein derartiges Unternehmen günstig, unter welchen ungünstig? Welcher Sinn eignet diesem lebens- und weltanschaulichen Charakter im Gefüge der Persönlichkeit? Welche persönliche Voraussetzungen gehören überhaupt zu ihm? Erst wenn wir diese und andere Fragen — ich will hier nicht in Wiederholungen von bereits Gesagtem verfallen — klar zu beantworten vermögen — und die Beantwortung ohne scharfe Problematik ist ausgeschlossen — gewinnt das Einzelne seinen festen Stellenwert, wird zurecht gerückt. Und seine charakterologische Bedeutung stellt sich heraus. Keines der Verfahren lehnen wir demnach ab, aber wir lassen es nur zu als Verfahren in der Charakterologie: sie hat es zu steuern und zu eichen. Was es außerhalb der Charakterologie besagt, scheidet ja hier für uns ohnehin aus. Und alle Verfahren erscheinen uns unzulänglich, die ihr Bezugssystem nicht in die Charakterologie selbst verlegen. Der Charakter, gesehen von der Weltanschauung her, von der Wertaxiomatik, vom Erziehungsideal, von der Psychiatrie oder von der Psychologie, ist immer nur ein Charakter, gesehen von einer bestimmten Spiegelung aus. Und ganz abgesehen davon, ob wirklich dieser Spiegel alles einfängt — was wir meist anzweifeln, wenn nicht sogar verneinen mußten — und wo die Bürgschaft ist, die Legitimierung, daß er alles Wesentliche einfängt, erscheint doch alles eben in einer bestimmten Perspektive, von einem bestimmten Punkte aus. Und dieser Punkt ist nicht der Charakter, nicht die Persönlichkeit. Die Frage: wie erscheint ein Charakter im Lichte eines Erziehungsideals oder der Psychiatrie? ist doch eine grundlegend andere — wenigstens prinzipiell — als die: „wie ist“ dieser Charakter? wie ist „seine“ Gesetzlichkeit? Dann mag man weiter fragen, wie sie sich zu jenen Bezugssystemen verhält. Ich bestreite also nicht das Recht jener Fragen, wohl aber mit stärkster Entschiedenheit, daß sie die Charakterologie „ausmachen“. Sie kann deren schätzenswerte Ergebnisse übernehmen, aber diese Übernahme ist eine Übertragung in ihre Sinnbeziehungen durch charakterologische Arbeit. Und man darf auch nicht glauben: wenn das einzelne Bezugssystem unzulänglich ist, dann häufe man eben die Bezugssysteme, bis man Vollständigkeit erreicht. Damit würde man lediglich eine an sich unzusammenhängende Reihe von „Charakterbildern“ gewinnen, und es wäre bloß Verlegenheit, zu sagen, man solle sie nun „summieren“. Denn es ist vollkommen unerfindlich, was ein solches Summieren oder Multiplizieren, Dividieren usw. bedeutet. Man denke doch: wir hätten einen „Weltanschauungscharakter“, einen „Künstlercharakter“, einen „ethi-

schen Charakter“, eine psychologische Analyse usw. usw. Wenn wir noch hundert derartige Charaktere hätten, würde die Peinlichkeit unserer Situation nur bedrohlicher und beschämender. Daß wir sie nicht als einzelne „Vermögen“ belassen können, ist selbstverständlich. Wie hängen sie also zusammen? Diese entscheidende und durchschlagende Frage bleibt uns demnach nicht erspart; und sie ist die Frage der Charakterologie. Denn jenen Zusammenhang fundiert ja der Charakter, die Persönlichkeit. Und alle die anderen Verfahren interessieren uns nur insoweit, und wir wenden sie auch nur soweit an, als sie uns über den Charakter belehren. Er ist das alleinige Bezugssystem, und alle anderen nur von seinen Gnaden; wenn man nämlich wahrhaft Charakterologie und nichts anderes betreiben will. Und ihm müssen alle Gesichtspunkte, Leitlinien, Momente, Kategorien — für welche Termini man sich immer entscheidet — entnommen werden. Das erscheint so selbstverständlich, daß man sich immer nur wundern muß, wie überhaupt Meinungsverschiedenheiten auftauchen können. Aber hat man nicht auch etwa die Kunst vom Schönen, vom Guten, vom Religiösen, vom psychischen Genuß aus usw. erhellen und enträtseln wollen, statt sich einfach in ihr Wesen zu versenken und dieses zu studieren, und dann erst zu fragen, wie es sich denn zum Schönen, zum Wahren, zum ästhetischen Genuß usw. verhält? Und erst dieser zentralen Wendung zum Kunstwerk hin verdankt die allgemeine Kunstwissenschaft ihren echten Ursprung. Gerade diese Wendung — oft im einzelnen vollführt, aber selten prinzipiell und folgerichtig ausgebaut — ward in der Charakterologie erschwert, weil man sich meist für den Charakter in bestimmter Hinsicht interessierte, wie etwa den Musterungsarzt nur die Kriegstauglichkeit des Prüflings angeht. Der Philosoph, der Psychologe, der Kriminalist, der Pädagoge usw. sahen eben den Charakter von ihrem „Standpunkt“ aus, und dieser Standpunkt war für sie der richtunggebende. Sie wollten letzten Endes etwas „von“ der Charakterologie, aber nicht „die“ Charakterologie. Jedoch — wie ich schon einmal sagte — dieses Hineinarbeiten in die Charakterologie ist auf die Dauer unmöglich und steuert in Widersprüche, wenn nicht aus der Charakterologie selbst herausgearbeitet wird, wenn nicht eine Charakterologie in sich geschaffen wird. Selbst der Physiognomiker und der Graphologe fragen noch immer — sie können gar nicht anders, ohne zu irren — was vom Charakter sich in den Gesichtszügen oder in der Schrift offenbart. Jedoch schon diese Frage setzt die systematische Charakterologie voraus, die sich dann natürlich für bestimmte Spezialaufgaben der Graphologie oder Physiognomik bedienen muß, zugleich aber den Geltungs- und Stellenwert dieser Methoden sichert. Wenn wir also-

im folgenden von der differentiellen Psychologie sprechen, handeln wir bloß von ihrer Bedeutung für die Charakterologie.

§ 29.

Wir gedenken zuerst kurz der „Psychographie“, weil sie schon historisch geworden ist. Die großen Hoffnungen, die man noch vor einem Jahrzehnt auf sie setzte, haben sich nicht erfüllt. Es ist stiller um sie geworden, aber sie ist — wenn man es so ausdrücken darf — eine latente Gefahr, die vielleicht nicht grundsätzlich, aber praktisch immer wieder aktuell wird. Man wähte, sie sei dazu berufen, alle Fährnisse verschiedener biographischer Auffassungen und Theorien zu umschiffen, indem sie allen gegenüber sich neutral verhalte. Sie sollte nicht von der Einheit, sondern von der Mannigfaltigkeit der im Individuum vorhandenen Merkmale ausgehen und diese nach psychologischen Gesichtspunkten ordnen. WILLIAM STERN dachte auch damals (1911), daß die Psychographie niemals die Biographie ersetzen könne, daß aber für den Biographen der Zukunft die Benutzung eines psychographischen Schemas oder bereits vorhandener Psychogramme seines Helden in ähnlicher Weise zu den Vorarbeiten gehöre, wie Archiv- und Quellenstudien. An zwei Momenten muß ein derartiges Unternehmen scheitern. Es war gewiß nur eine Kinderkrankheit, wenn anfangs Fragen gestellt wurden, deren Beantwortung schon eine Einheitsauffassung des betreffenden Individuums verlangt (zur Kritik vgl. den zweiten Band meiner Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft). Die Psychographie vermag nur einzelne, gesicherte Momente festzulegen und muß auf jede Deutung verzichten. Je bescheidener die Kreise gezogen werden, um so wertvoller werden die Ergebnisse als zweifelsfreie Materialsammlung. Allerdings die Kreise werden dann auch wirklich sehr bescheiden. Will man z. B. wissen, ob einer vorwiegend heiter oder traurig ist, genügt es gewiß nicht, Fälle zu sammeln, wo er heiter oder traurig war, und dann eine Summe gegen die andere auszuspielen. Ist damit eine Freundlichkeit des Wesens gemeint, eine innere Heiterkeit, die selbst im schlimmsten Mißgeschick nicht ganz erlischt, eine Fähigkeit, die leichtsinnig gar nichts ernst nimmt, ein rasches Abschütteln aller Unannehmlichkeiten? Der Fragebogen müßte unendlich anwachsen, um alle Möglichkeiten zu bestreichen, und erkannt könnten sie doch erst in Beziehung auf den Charakter werden. Und zweitens: die Anlage des Fragebogens setzt ja die Charakterologie voraus. Und damit wird jede Psychographie — die nicht willkürlich und planlos herumabenteuer — mit den „Theorien und Auffassungen“ belastet, die sie gerade vermeiden will. Mir erscheint dies gewiß nicht als Unglück, weil

ich es für absurd halte, Charakterologie ohne Charakterologie treiben zu wollen, aber die „Neutralität“ der Psychographie — die ihr Stolz war — ist jedenfalls nicht zu retten. Denn auch ein ganz charakterologisch durchgearbeiteter Fragebogen wird niemals eine charakterologisch wertfreie Registrierung der Einzelheiten gestatten; die Einzelheit muß als charakterologisches Symptom erkannt sein, sonst bleibt sie unverständlich. Sie wird falsch, unzulänglich oder nur zufällig richtig beschrieben. Warum können wir mit so zahlreichem biographischem Detail — auch wenn es noch so zuverlässig ist — nichts anfangen oder mit zahlreichen psychiatrischen Krankengeschichten? weil sie eben nicht charakterologisch gesehen sind. Darauf kommt alles an. Nur eine charakterologisch gesteuerte Psychographie verspricht Erfolg: dann aber kommt nicht mehr eine zusammenhanglose Mannigfaltigkeit in Frage, die ein späterer Biograph zu vereinheitlichen hat, sondern man geht von — sagen wir farblos — Leistungszusammenhängen aus, deren Teilbedingungen festgestellt werden sollen, eben als Teilbedingungen in einem gegliederten Gefüge. Oder man hat Idealtypen und sucht nach deren empirischer Bestätigung, oder wenigstens Vermutungen, denen man nun nachspürt. Wie dem auch immer sei, die Psychographie läßt sich von der Charakterologie nicht abtrennen. Jeder derartige Versuch verurteilt sie zur Sinnlosigkeit und Unfruchtbarkeit. Sie kann sich nur Hand in Hand mit der Charakterologie selbst entwickeln. Sie setzt also einerseits die Charakterologie voraus — und das wollte sie nicht wahr haben — und dagegen wird heute auch noch gesündigt — andererseits bedarf sie in jedem Falle der Ergänzung durch die Charakterologie.

§ 30.

Diese Frage der reinen Psychographie ist ja nur ein kleiner Seitenzweig der differentiellen Psychologie, deren methodische Grundlagen WILLIAM STERN klar und übersichtlich entwickelt hat (3. Auflage 1921). Wenn die differentielle Psychologie nicht nach dem Psychischen im allgemeinen strebt, sondern gerade die psychischen Differenzen der Geschlechter, Stände, Berufe, Völker, Altersstufen usw. usw. herauszu-sondern trachtet, nähert sie sich gewiß ihrem Wesen nach der Charakterologie. Sie deckt sich mit ihr zweifellos nicht: so spielt z. B. in der differentiellen Psychologie das Problem der Intelligenz und der Intelligenzprüfungen eine führende Rolle, während doch für die Charakterologie die Intelligenz nur in ihrer Bedeutung für den Charakter in Betracht kommt. Aber die Charakterologie ist auch nicht nur ein Ausschnitt aus der differentiellen Psychologie, schon deswegen nicht, weil sie keineswegs bloß Psycho-

logie ist. Man mag sie als eine Disziplin der Persönlichkeitsforschung betrachten, aber nicht einfach als psychologische Disziplin, so sehr sie auch immer wieder die Psychologie heranziehen muß, und eine jede Vernachlässigung der Psychologie sich bitter rächen würde. Man könnte zweifellos eine Auffassung der Psychologie befürworten, die eine Einbeziehung der Charakterologie gestatten würde; aber es ist doch — vorläufig wenigstens — besser, wenn beide voneinander die erforderlichen Anleihen aufnehmen ohne gänzliche Kapitalzusammenlegung. Denn das verleitet immer zu gegenseitigen Umorientierungen, die nicht im Wesen der betreffenden Disziplinen begründet sind, sondern in Rücksicht auf die andere erfolgen. Also ob es jemals eine Psychologie geben wird, von der ein Teil die Charakterologie sein wird, oder vielmehr eine Persönlichkeitswissenschaft, zu der die Charakterologie gehört — ich persönlich neige zu dieser Entscheidung — dürfen wir getrost der Zukunft überlassen. Was wir aber nicht dürfen, ist, uns vorzunehmen, die Charakterologie müsse Psychologie von einer ganz bestimmten Art sein. Darum fragen wir auch nicht, wie müßte die differentielle Psychologie sein, um mit Recht die Charakterologie sich einzuverleiben? Wir nehmen vielmehr die differentielle Psychologie, wie sie heute ist, und fragen nach ihrer Bedeutung für die Charakterologie.

Da sind wohl manche der Ansicht, hier eine methodische Trennung vorzunehmen, und zwar der differentiellen Psychologie die empirische charakterologische Arbeit zuzuweisen und der Charakterologie das A-priorische, Philosophische. Ich bin kein Freund dieser Scheidung, denn weder kann die Charakterologie auf die Empirie verzichten — davon haben wir bereits gesprochen — noch kann die differentielle Psychologie auf die Dauer charakterologischer Theorie entraten. Besteht kein anderer Unterschied, müssen sie einmal zusammenkommen, mag auch vielleicht die eine mehr empirischer Einzelarbeit huldigen, die andere dem Grundsätzlichen, Prinzipiellen. Aber das hängt wohl auch von der historischen Entwicklung ab, die eben einmal auf die naturwissenschaftlich orientierte experimentelle Psychologie zurück führt, das andere mal auf die Philosophie. Beider Erbe ist nicht spurlos verfliegen, sondern birgt neben Vorteilen auch Gefahren der Einseitigkeit. Das Verhältnis ist heute meines Erachtens am besten zu umschreiben, wenn man sagt, die differentielle Psychologie benötige zur Erfüllung einiger ihrer Aufgaben der Charakterologie und umgekehrt. Aber häufig wird gerade die differentielle Psychologie darnach streben müssen, alles Charakterologische abzuspalten, und die Charakterologie, eben nicht bei Differenzen stehen zu bleiben, sondern zum schlechthin Allgemeinen und Grundsätzlichen vor-

zustoßen. Denn schon die Frage nach dem Wesen des Charakters ist keine nach charakterologischen Differenzen.

Es kann nicht die Rede davon sein, daß wir auch nur die wichtigsten differentiell-psychologischen Arbeiten auf ihren charakterologischen Ertrag hin mustern; nur einige Möglichkeiten seien kurz erörtert. Und da müssen wir zuerst dankbar die indirekte charakterologische Arbeit anerkennen, die gar nicht gering einzuschätzen ist. Denken wir etwa an die Psychologie der Aussage! Spielen denn nicht etwa unter den Bedingungen der Aussagetreue und der Aussagefälschung auch charakterologische Momente eine erhebliche Rolle? Gewiß; aber erst das sehr eingehende Studium der Aussage-psychologie hat die Verhältnisse klar gelegt. Und ähnlich steht es um die psychologische Tatbestandsdiagnostik. Auch sie rührt, oder kann an charakterologische Komplexe rühren. Das beste Beispiel liefern wohl die Intelligenzprüfungen. Gewiß, sie sollen tunlichst alles Charakterologische ausschalten. Eben deswegen stimmen ihre Ergebnisse — was einsichtigen Forschern, wie z. B. WILLIAM STERN immer klar war — nicht mit den tatsächlichen „Schulleistungen“ überein, weil ja diese nicht allein Funktion einer isolierten Begabung sind. Hier wirken Fleiß, Gewissenhaftigkeit, Gleichmäßigkeit der Aufmerksamkeit mit; und diese charakterologischen Momente vermögen Schwächen zu kompensieren, oder negativ auch Vorzüge zu hemmen. Also indirekt ist zweifellos — man hat das zu wenig beachtet — ein experimenteller Zugang zum Charakterologischen möglich: unterzieht man sehr faule, aber begabte Schüler einer Intelligenzprüfung, dann sehr fleißige aber wenig befähigte, so wird das Minus oder Plus gegenüber der Schulleistung ein Symptom für den Einfluß charakterologischer Eigenschaften sein. Man kann einwenden: diese Eigenschaften wird ein umsichtiger Lehrer ohnehin bemerken. Und ich will nicht darüber rechten, ob nicht doch durch das Experiment eine schärfere Profilierung sich ergibt. Die Hauptsache scheint mir folgende: viele sind der Meinung, der Charakter lasse kein Experiment im strengsten Sinne des Wortes zu. Fraglos vermag ich so zu „experimentieren“, daß ich in der Wohnung Geld frei liegen lasse, um festzustellen, ob das Dienstmädchen stiehlt oder nicht. Abgesehen von der moralischen Bedenklichkeit eines solchen Vorgehens und von der Möglichkeit, daß die leichte Versuchung erst den Diebstahl zeitigt, sind das doch keine Experimente eben in jenem strengen Sinne des Wortes. Aber ich meine, daß jedenfalls jene indirekte Methodik Gelegenheit auch zu ganz echten Experimenten gibt. Wie weit sie wichtig werden können, ist eine andere Frage. Jedoch ihre Möglichkeit sollte nicht bestritten werden.

Anders verhält es sich, wenn das Charakterologische, bewußt oder unbewußt, experimentell mitgeprüft wird. Beliebt ist z. B. der Telegrammtest als Intelligenzprobe. Der Inhalt eines längeren Briefes soll kurz telegraphiert werden, aber doch so, daß nichts wesentliches wegfällt. Ich finde, daß manche Geizhalse nicht telegraphieren können, weil sie im Streben, Worte zu sparen, vor den lächerlichsten Verstümmelungen des Inhaltes nicht zurückschrecken, während geldlich Leichtsinnige sich gar nicht um eine Zusammenpressung des Inhaltes bemühen: paar Worte mehr stören sie nicht. Nun spielt gewiß der Gedanke an eigenes Geld bei derartigen Versuchen keine Rolle. Und doch ist einer beeindruckt von der Vorstellung, was so ein Telegramm kosten würde, den anderen aber wandeln solche Beunruhigungen gar nicht an. Der eine unterliegt vielleicht seinem Geiz, trotzdem er sich in diesem belanglosen Falle gegen ihn wehrt. Damit können aber die Ergebnisse vieldeutig werden und dadurch unverwertbar. Denn es ist nicht ohne weiteres zu kontrollieren, warum Fehlleistungen oder auch sehr gute Leistungen unterlaufen. Die gute Leistung setzt immer Intelligenz voraus, die schlechte kann eben verdorben sein durch Geiz, durch Leichtsinn usw. Wäre durch andere Versuche festgestellt, daß der Betreffende sehr wohl imstande ist, auch eine längere schwierigere Erzählung in ganz knappen Worten im Telegrammstil nach ihren wesentlichen Zügen zusammenzufassen, könnte man beim Versagen im Telegrammtest mit einiger Wahrscheinlichkeit auf bestimmte charakterologische Momente schließen, oder besser auf Komplexe, deren Deutung näherer Analyse vorbehalten bliebe. Denn — unter anderem — ist z. B. folgender Fall denkbar: der Geizhals wird verschwenderisch, wenn es ihn nichts kostet, da ist er nobel, da kommt es ihm auf einige Worte nicht an. Da will er nicht kleinlich sein, und diese „noble Geste“ führt zu der Fehlleistung der Weitschweifigkeit. In anderen Fällen schadet es aber nichts, wenn gleichsam das Charakterologische mitgemessen wird, ohne daß sein Anteil genau bestimmbar wäre: es handle sich — wieder ein sehr beliebter und tausendfach geübter Versuch — um das ganz genaue Einstellen eines rechten Winkels durch feines Drehen einer Schraube. Dazu gehört nicht nur „optisches Unterscheidungsvermögen“, sondern natürlich auch Geduld. Der Leichtfertige denkt: das wird schon stimmen; und er hört bald auf. Der Ängstliche probiert immer wieder herum und verwirrt sich dadurch vielleicht. Übung mag den Leichtfertigen zu größerer Genauigkeit anspornen, oder den Ängstlichen kurieren und ihm Selbstvertrauen einflößen. Für die Praxis kommt es nur auf den Effekt an: ob der Betreffende zu dieser Leistung fähig ist. Und es erscheint gleichgültig, ob er seine Leichtfertigkeit

keit oder seine Ängstlichkeit überwinden muß, obwohl dieser Unterschied im späteren Berufsleben stark ins Gewicht fallen kann. Jedenfalls handelt es sich hier um ein Beispiel, wo Charakterologisches im Experiment „mit“ geprüft wird. Solche Experimente sind theoretisch gewiß nicht ideal, aber praktisch häufig sehr nützlich. Denn die Praxis braucht sich nicht immer darum zu kümmern, was alles im einzelnen geprüft wird, ihr genügt die Prüfung einer bestimmten komplexen Leistungsfähigkeit, an der das Charakterologische irgendwie mitbeteiligt ist. Die Problematik dieses „irgendwie“ erheischt dann von diesem Standpunkt aus keine weitere Untersuchung. Noch stärker mit charakterologischen Momenten verflochten sind die sogenannten Ehrgeizproben, dann Versuche über isolierte und Gruppen-Arbeitsleistung, ja schon verschiedene Lohnsysteme (Wochenlohn, Tageslohn, Stücklohn, Akkord, Prämienverteilung usw.). Also die Möglichkeit des Experimentierens ist da; und diese Möglichkeit sollte auch voll ausgenutzt werden im Interesse der Charakterologie, während bisher meistens der charakterologische Ertrag nebenbei abfällt. Aber zur vollen Ausnutzung gehört auch die Einsicht in die Grenzen des Experiments, denn niemals — das ist ja nach allem Vorhergehenden ganz klar — kann etwa die Charakterologie eine experimentelle Wissenschaft werden. Das darf man getrost behaupten, ohne auch der Bedeutung des künftigen charakterologischen Experiments nahe zu treten.

Die Besinnung auf die Tragfähigkeit des Experiments bricht sich immer mehr in der differentiellen Psychologie selbst Bahn; sie ist heute von dem dogmatischen Glauben an die Alleinherrschaft des Experiments geheilt, wenigstens soweit es sich um ihre ernstesten Vertreter handelt. OTTO LIPMANN (Psychologie für Lehrer, 1920) scheint es, daß für den Betrieb der Seelenwissenschaft eine gewisse Gesetzmäßigkeit vorliegt, nämlich: „Je einfacher und elementarer die zu erforschende seelische Funktion, desto komplizierter sind die dazu erforderlichen Apparate; je komplexer andererseits die seelischen Verhaltensweisen, desto geringer ist die Möglichkeit, sie mit Hilfe von Apparaten zu erforschen.“ Und selbst wenn hier und dort diese Möglichkeit sich ergibt, folgt nicht daraus, daß sie sich ergeben müßte. Ja LIPMANN wünscht, die psychologische Beobachtung der Schüler durch ihre Lehrer auf einen so hohen Stand zu heben, „daß das Urteil des Lehrers als allein und endgültig für die weitere Schullaufbahn seiner Schüler entscheidend betrachtet werden kann, und daß weitere Hilfsmittel, die heute noch vielfach verwendet werden, wie experimentelle Verfahrungsweisen der Schüleraueslese, mehr und mehr und schließlich ganz überflüssig werden.“ Während die Berliner Begabtenprüfungen sich zuerst fast ausschließlich auf experimentelle Stich-

proben beschränkten, betonen die Hamburger Arbeiten zur Begabungsforschung (unter Leitung WILLIAM STERN's) gleich einleitend, daß das Wesen einer Begabung sich niemals ausschöpfen lasse durch die Art, wie ein Mensch auf bestimmte von außen gesetzte Anforderungen reagiert; sondern sie offenbart sich auch in spontanen Verhaltensweisen, in frei gewählten Interessenrichtungen und Tatformen, die sich als solche grundsätzlich der künstlichen Erzeugung im Experiment entziehen. „Sie sind nur der Beobachtung zugänglich; und eine wissenschaftliche Vertiefung und Systematisierung der natürlichen Beobachtung erschien uns daher ebenso notwendig wie ihre Ergänzung durch die experimentelle und statistische Methode.“ Die Auslese geschieht demnach auf Grund eines kombinierten Verfahrens, das die bestmögliche Sicherung gegen Mißgriffe gewährt. Es kommen in Betracht das Lehrerurteil, ob das Kind besonders empfohlen sei, die Gesamtzensur über die Schulleistungen, die einzelnen Schulzeugnisse, die Intelligenzprüfung und der Beobachtungsbogen. Das Experiment wird also seiner herrschenden Rolle entkleidet, denn immer wieder wird betont: „Das Tiefste, Beste, Wertvollste der Persönlichkeit erschließt sich eben nicht dem technischen Verfahren. Diese Unzulänglichkeit des Experiments liegt in seiner Natur begründet.“ Ich gebe nur einige kleine Beispiele für jene wechselseitige Unterstützung von Experiment und Beobachtungsbogen: erwähnte dieser, daß das Kind besonders gründlich und daher langsam arbeite, durfte eine etwaige Unvollständigkeit einiger Testleistungen, die das Prädikat gedrückt hatten, milder beurteilt werden. „Hob der Beobachtungsbogen starkes, selbständiges Denken, sinnvolles Fragen, Fähigkeit das wesentliche zu erfassen und ähnliches besonders hervor, so sahen wir darin Äußerungen der spontanen Intelligenz und neigten zu positiver Entscheidung, selbst wenn die Äußerungen der gebundenen reaktiven Intelligenz bei der Prüfung nicht so günstig ausgefallen waren. In anderen Fällen, die nach dem Testausfall allein zweifelhaft waren, klärte uns der Beobachtungsbogen auf, daß die bisherigen Schulleistungen des Schülers mehr auf rein gedächtnismäßige als auf intellektuelle Funktionen zurückzuführen seien; für ein solches Kind schien der Verbleib in der Normalschule geeigneter.“ Hier haben wir die Anfänge einer differentiell-psychologischen „Klinik“, die weder das Experiment verschmäht noch vergottet, die sich aber vor allem von jeder mechanistischen Schematisierung und flachen Rationalisierung fernhält. Und es ist gewiß, daß der Erfolg der Klinik Hand in Hand mit der Wissenschaft, die immer feinere Gesichtspunkte entwickelt, wachsen wird und durch Steigerung der praktischen Erfahrung, die ihren Niederschlag in einer gut gesiebten Kasuistik findet, die wieder

wissenschaftlich orientiert sein muß und andererseits die Wissenschaft bereichert. Gewiß, das ganze Vorgehen erfordert bestimmte Begabung; es ist alles eher als schlichte Anwendung geachteter Methoden. Aber der psychologische Kliniker befindet sich ja da in keiner anderen Lage als der gute praktische Arzt. Und was man von ihm verlangt, muß eben auch jener erfüllen, wenn er auch vorläufig auf einem noch unsicheren und vielleicht schwierigen Boden arbeitet. Es kann gar kein Zweifel obwalten, daß hier die Charakterologie ebensoviel schenkt als empfängt. Sie gibt den wissenschaftlichen Untergrund und die systematische Fülle der Leitlinien und sie erfährt reiche empirische Befruchtung. Von einem feindseligen Verhältnis darf grundsätzlich gar nicht die Rede sein. Es könnte nur entstehen aus dem törichten Glauben, jene Kasuistik werde „von selbst“ die ganze Charakterologie aufbauen, oder aus dem in seiner Vermessenheit nicht minder irrigem, die Charakterologie brauche gar nicht dieses Material. Es ist an dieser Stelle nicht mehr nötig, solche „Standpunkte“ weiter kritisch zu beleuchten. Sie sind gerichtet.

§ 31.

Eine andere Sonderfrage ist das Problem der experimentellen Gesinnungsprüfung. Jeder Charakterologe muß mit einigem Mißtrauen derartigem Wagnis begegnen. Kann die Beantwortung von Gesinnungsfragen irgendwie im Ernstfall die betreffende Gesinnung gewährleisten? Nehmen wir ein ganz einfaches Beispiel: ich frage: „Was würden Sie tun, wenn ein Freund vor Ihnen in einen tiefen, reißenden Fluß stürzt?“ „Ich würde nachspringen, um ihn zu retten“ ist z. B. der richtige Bescheid, und viele geben ihn, ohne zu überlegen. Nun sagt aber einer: „Ich bin sehr ängstlich, ich weiß nicht, was ich da täte.“ Jedoch manche von den in der Rede Kühnen würden vielleicht vor dem Wagnis zurückschrecken, und wieder andere würden sich angesichts der Situation ins Wasser stürzen und nachher gar nicht begreifen, daß sie es waren, die so kühn gehandelt haben. Sie trauen sich diesen Mut überhaupt nicht zu. In erster Linie wird also mit einer solchen Frage — und das wurde wiederholt bemerkt — das Wissen um den Sachverhalt geprüft, das Verständnis. Aber das beste Verständnis reicht nicht zur Tat aus; es ist nur eine Teilbedingung. Besser sind wohl schon Fragen, wie etwa folgende (ein Beispiel aus den Hamburger Arbeiten zur Begabungsforschung): „Ein Großkaufmann Hamburgs hatte einen jungen Kaufmann in sein Geschäft eingestellt. Beim Durchgang durch seine Geschäftsräume sah der Großkaufmann, daß sein neuer Angestellter zum Fenster hinausschaute. Mit den Worten, unfleißige Leute könne er nicht brauchen, kündigte er ihm.

Billigst oder mißbilligst du das Verhalten des Großkaufmanns?“ Mit einem Ja oder Nein ist natürlich nicht geholfen, es kommt auf die Begründung an. Und diese Aussprache kann Einblicke in ethische Empfindsamkeit oder Rohheit gewähren, erstens ist diese Aussprache nicht mehr das Experiment, und zweitens scheint auch da Vorsicht am Platze: denn in der Wirklichkeit überwiegt z. B. das Mitleid, oder umgekehrt die mitleidige Versöhnlichkeit ist nur in der Theorie da. Der plötzliche Ärger entscheidet, den vielleicht der Betreffende später bereut usw.

Einen systematischen Ausbau bietet die FERNALD'sche Methode besonders in der Form von JACOBSON-LASK: der Prüfling hat eine Anzahl tadelns- und lobenswerter „Handlungen“ so zu ordnen, daß bei den tadelnswerten die Reihe von der leichtesten allmählich zur schwersten, bei den lobenswerten die Reihe von der einfach guten allmählich zur besten hinführt. Nach festgestellter Reihenfolge hat der Prüfling seine Stellungnahme zu begründen. JACOBSON-LASK meint nicht, daß sich diese Aufgabe rein intellektuell lösen lasse; die Entscheidung trifft das Gefühl nach dem sittlichen Grundempfinden, das jeder hat. Selbst dies zugegeben, wobei aber Voraussetzung ist, daß die Reihe nicht nach üblichem juristischen, gesellschaftlich-konventionellem oder pädagogischem Wissen gebildet werden kann, wird eben doch nur ethisches Verständnis bewiesen. Denn auch der Verbrecher kann klar wissen, daß er nicht nur das Strafrecht, sondern ebenso das Sittengesetz verletzt; jedoch dieses Wissen allein zügelt ihn nicht. Vielleicht bremst es, aber die Triebe sind stärker als die Bremsung. Bisweilen hat auch der moralisch Zerrissene feinstes Empfinden für ethische Differenzen; ihre Diskussion gehört manchmal zu seinen Lieblingsbeschäftigungen; aber in Wirklichkeit ist er zu schwach, zu feig oder zu lüstern, zu wenig diszipliniert. Eine hohe Intelligenz überdeckt diese Mängel, die nur blitzartig im Ernstfall aufbrechen. Ohne also den Nutzen solcher Prüfungen überhaupt zu leugnen, darf er nicht überschätzt werden: sie ersetzen niemals die eigentlich charakterologische Untersuchung. Vielleicht sollte man noch stärker — als dies gemeinhin geschieht — bei der Anwendung jener Prüfungen die „Einfühlungsfähigkeit“ in andere Menschen heranziehen. Denn der Mensch, der andere gar nicht versteht, muß sie verletzen; selbst wenn er noch so nach korrekter Gerechtigkeit strebt. Aber über die Feststellung einer Teilbedingung kommt man auch hier nicht heraus, und deshalb ziemt einige Zurückhaltung: denn theoretische Einfühlung in fremde menschliche Beziehungen ist doch noch etwas anderes als die Einfühlung in einen „wirklichen“ Fall, der stets komplizierter ist als eine auch recht verschlungene Erzählung. Ein Arbeitgeber kann sich z. B. mit Begeisterung in die

„Weber“ G. HAUPTMANN's einfühlen aber nicht in seine eigenen Arbeiter, oder eine Mutter in viele moderne Roman-Mädchen, aber nicht in ihre heranwachsende Tochter. Gewiß spielen dabei persönliche Interessiertheiten hinein, welche die Bilder verfälschen, aber auch die vielfältige Verwobenheit der „Wirklichkeit“. THEODOR ZIEHEN (Die Prinzipien und Methoden der Begabungs-, insbesondere der Intelligenzprüfung bei Gesunden und Kranken. Mit einem Anhang über Prüfung der ethischen Gefühle. 5. Auflage, 1923) schlägt u. a. ganz einfache Fragen vor, wie z. B.: „Was würdest du tun, wenn jemand dir tausend Mark schenkt?“ Kommt die Antwort: „Ich trage sie auf die Sparkasse,“ schließt sofort die Frage an: „Was tätest du aber, wenn du sie gleich ausgeben müßtest?“ ZIEHEN verhehlt sich nicht, daß Gefühle geheuchelt werden können, „immerhin wird man sich bei einiger Menschenkenntnis auf Grund des Gesichtsausdrucks, der Verzögerung der Antwort usf. bei jüngeren Individuen noch meistens mit einiger Sicherheit ein Urteil“ verschaffen, ob und wie weit die bezeichneten Gefühle wirklich vorhanden sind oder nicht. Das halte ich für völlig richtig; aber die Menschenkenntnis und die genaue Beobachtung der Mimik usw., sie sind gerade die psychologische „Klinik“, die hier nottut. Und je elastischer sie ist, je weniger sie an bestimmten Fragen klebt, je feiner sie sich der Individualität anpaßt, desto besser wird sie funktionieren, desto sicherer und tiefer schürfend werden ihre Ergebnisse. Zweifellos wird sie — wo es erforderlich ist — jene Tests einflechten, aber die Hauptsache wird doch — neben sorgfältigen Erhebungen über die Lebensführung — die freie Unterhaltung sein, und kein gebundenes Schema. Eine derartige Unterhaltung erheischt nicht nur bedeutende charakterologische Schulung, sondern auch große Erfahrung. Und in der Kasuistik wird ja die eigene Erfahrung bereichert durch die vieler anderer. Sicherlich hat ZIEHEN recht, daß schon die direkte Frage „was haben Sie in Ihrem Leben einmal Gutes getan?“ oft zu überraschend aufklärenden Antworten führt. Zumal wenn — wie ich hinzufügen möchte — die Antwort Gegenstand eingehender Unterhaltung wird. Damit tritt aber das rein Experimentelle mehr und mehr zurück. Die Hauptsache wird: wie wir die Antworten ausdeuten. Denn die vermutete Deutung lenkt die weiteren Fragen. Der Bescheid auf sie widerlegt vielleicht die vermutete Deutung, gestattet aber andere Hinweise, denen nun nachgegangen wird. Nur in dieser Form scheint mir eine Gesinnungsprüfung bis zu einem gewissen Grade möglich, denn letzthin entscheidet doch der Ernstfall des Lebens. Durch eine Unterhaltung, die auch Physiognomik, Rhythmik des Sprechens, Klangcharakter usw. genau beachtet und anamnestische Erhebungen berücksichtigt, können wir jenem

Ernstfall sehr nahe kommen; nicht so sehr durch Vorausberechnung, wie sich der betreffende Mensch dann benimmt, als durch die Einsicht, welche Strebungen dann gleichsam die Hauptschlacht schlagen, auch wenn ihr Ausgang vorher ungewiß bleibt. (Ein sehr übersichtliches Sammelreferat über die experimentelle Gesinnungsprüfung hat HJALMAR SANDER gegeben im 17. Bande der Zeitschrift für angewandte Psychologie.)

§ 32.

Die Gesinnungsprüfungen sind wieder nur ein kleiner Zweig der differentiellen Psychologie; wir müssen von neuem zu ihren Hauptstäben zurück. Dazu gehört zweifellos die Berufspsychologie. Und die Beziehungen zur Charakterologie liegen auf der Hand, soweit eben der Beruf bestimmte charakterologische Anforderungen erhebt. Nehmen wir einen denkbar einfachen Fall: die Arbeit des Lastträgers. Er hat von einem Platz zum anderen schwere Säcke zu schleppen. Eine derartige Arbeit vermag bekanntlich taylorisiert zu werden: man wählt nach zahlreichen Vorversuchen das Optimum des Gewichts, schreibt bestimmte Handgriffe vor, einen bestimmten Rhythmus, eine bestimmte Pausenfolge usw. Und es kommt darauf an, ob der Arbeiter diese primitive Anleitung versteht und ob er körperlich diesen Bedingungen gewachsen ist, ohne durch Überanstrengung an seiner Gesundheit Schaden zu nehmen. Wir schalten also auch diesen sozialen Gesichtspunkt ein. Nun aber genügt das alles nicht, wenn der Betreffende faul ist, wenn er bisweilen betrunken in den Dienst torkelt oder unter den Nachwehen eines Rausches leidet, wenn er stiehlt usw. Gewiß bemerken die Aufsichtsorgane bald solche grobe Mängel und handeln darnach. Aber für uns ist die Einsicht wichtig, daß selbst hier charakterologische Momente eingreifen und unter Umständen die sonstige Berufseignung aufheben. Ja, noch weiter: der eine leidet auf die Dauer unsagbar unter der öden Einförmigkeit der Arbeit; er haßt sie als unmenschliche Qual; er empört sich, wiegelt und hetzt andere auf. Er muß entlassen werden. Den zweiten befriedigt gerade der gleiche Trott, zu dem ihn der Beruf zwingt. Er macht ihn nicht glücklich, aber er leidet nicht unter ihm. Sei es aus Stumpfsinn, sei es, daß diese völlige Mechanisierung ihm gestattet, an alles mögliche zu denken usw. Hier handelt es sich also um die charakterologische Wirkung der Arbeit auf den Arbeiter, um eine Wirkung, die wieder abhängig ist von den charakterologischen Anlagen des Arbeiters. Damit sage ich sicherlich nichts neues, denn es sind schon sehr gediegene Untersuchungen in dieser Richtung geführt worden. Aber jedenfalls genügt nicht die körperliche oder geistige Berufseignung, die Möglichkeit, im Beruf etwas zu leisten, weil sie

eben von dem Charakter durchkreuzt werden kann. Die experimentelle Testprüfung vermag sich für zwei Wege zu entscheiden: entweder sucht sie alles Charakterologische scharf abzuspalten. Und man unterschätze dann nicht ihre Ergebnisse durch tadelnden Hinweis darauf, daß das Charakterologische fehlt. Schon die Untersuchung der Eisenbahner auf Farbenblindheit ist doch in hohem Grade nützlich. Die vorzüglichste charakterologische Eignung nützt nichts, wenn der Betreffende rot und grün verwechselt und es darum zu einem Zugzusammenstoß kommt. Und so erfordern doch die meisten Berufe eine ganze Reihe streng fixierbarer Eigenschaften (z. B. Sinnesschärfe, fluktuierende Aufmerksamkeit, Tastempfindlichkeit, Handgeschicklichkeit usw. usw.), ohne die der Beruf nicht mit Erfolg auszuüben ist. Und damit wird eine Ausmerzung untauglicher Bewerber durchaus möglich, im Interesse des Unternehmers, aber ebenso im Interesse der Prüflinge, die davor bewahrt werden, sich in einem Berufe abzumühen, in dem sie es doch zu nichts bringen können. Und dann vermag ja eine einsichtsvolle Berufsberatung hilfreich einzugreifen. Bei jener Prüfung muß selbstverständlich vorausgesetzt werden, daß der mögliche Übungsfaktor in Rechnung gestellt wird, und daß man die Kompensationsfähigkeit verschiedener Anlagen gebührend berücksichtigt. Der Gelehrte wird z. B. ein „schlechtes“ Gedächtnis durch einen guten Zettelkasten ersetzen. Der zweite Weg zieht nun das Charakterologische „mit“ heran; er bemüht sich gar nicht, es rein auszuschalten. Man glaubt im Gegenteil durch seine auch nur teilweise Erfassung die Zuverlässigkeit der Ergebnisse zu steigern. Schon ein länger währendes Durchstreichen bestimmter Buchstaben in einem Text erfordert gleichmäßige Geduld, sonst schwankt die Arbeit. Sie verlangsamt sich, stockt, wird liederlich, bis wieder ein neuer Auftrieb einen Ruck gibt. Man kann sich zu jener Geduld zwingen, und man kann auch zu jener Geduld erziehen, aber sobald Leistungen geprüft werden, zu denen sie schlechthin gehört, muß sie in der einen oder anderen Form vorhanden sein, sie wird „mit“-gemessen. Wir haben ja auch bereits andere Beispiele namhaft gemacht, die jene indirekte Mitmessung des Charakterologischen zeigen. Es sind gröbere Experimente, aber sie können durchaus nützlich sein, wenn ihre Tragweite selbst gesichert ist. Denn Geduld während des Experimentes beweist noch nicht, daß der Betreffende auch sonst geduldig ist. Ja, selbst scharfe Aufmerksamkeitsanspannung während des Experimentes gibt noch keine Bürgschaft, daß ihr Träger sonst zu ihr neigt. Vielleicht ist er oberflächlich, leichtsinnig, und nur die besonderen Bedingungen des Experimentes — die sein Interesse reizen und seine Aufmerksamkeit anstacheln — nötigen ihm solche Höchstleistungen ab, die

er gar nicht willens ist, sonst zu vollführen. Mit Sicherheit darf man also bloß feststellen, daß unter ganz gewissen Umständen gewisse Leistungen einem Individuum möglich sind, daß es also für sie tauglich ist, wenn alles andere stimmt. Diese Einschränkung darf weder von jenen Prüfungen abhalten noch auch ihren Wert schmälern; sie muß nur vor ausschweifenden Hoffnungen warnen. Und es gilt, jenes „andere“ nicht zu vernachlässigen. Allerdings beginnen hier erst die schwierigeren charakterologischen Aufgaben. Von ihrem theoretischen Standpunkt aus gesehen — der aber für die Praxis nicht immer durchschlagend erscheint — ist der erste Weg sauberer: er ermittelt gleichsam die „charakterfreien“ Anlagen. Und dann kann man weiter fragen: welche charakterologischen Eigenschaften setzen sie voraus, um aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit zu werden. Welche charakterologischen Eigenschaften fördern, welche hemmen? welche sind unbedingt unerläßlich, welche kompensationsfähig? Solche Untersuchungen können nicht einfach deduktiv aus dem Beruf abgeleitet werden, sondern erfordern einen breiten empirischen Unterbau. Ganz abgesehen davon, daß die eingehende Kenntnis des betreffenden Berufes den notwendigen Ausgangspunkt bilden muß. Sonst hängen alle Folgerungen in der Luft. Aber nicht minder, wenn wir mit groben charakterologischen Vorstellungen ans Werk gehen. Es genügt sicherlich nicht — um nur ein sehr primitives Beispiel heranzuziehen — sich dabei zu beruhigen, daß der junge Mensch in der Schule sehr „fleißig“ war und daß er darum auch im „Berufsleben“ sich derart fleißig betätigen wird. Vielleicht war dieser Fleiß nur Ausfluß der ganz bestimmten Schulsituation, und fällt diese weg, weicht der Fleiß einer geradezu erstaunlichen Faulheit. Oder der Schüler war fleißig im ehrgeizigen Wettbewerb mit seinen Kollegen; er braucht solchen Wettbewerb, um nicht indolent zu erschlaffen. Oder er war fleißig dem Lehrer „zuliebe“, und wenn die Persönlichkeit fort ist, lohnt nicht der Fleiß; oder er wird erst so rege und fleißig, wenn irgendein materieller Vorteil winkt, sonst strengt er sich nicht an. Oder endlich — ohne damit den Kreis der Möglichkeiten zu schließen — er kann gar nicht anders als fleißig sein: nur die gründliche und dabei doch rechtzeitige Erledigung der Arbeit schafft ihm Befriedigung. Jedes Darüber-Hinweghuschen oder jede Verschleppung beunruhigen ihn. Er ist unglücklich, wenn man ihn in seinem beharrlichen Fleiße stört. Es kommt also alles darauf an, den charakterologischen „Sinn“ des Fleißes im Einzelfall zu bestimmen, und dies geht nur in Rücksicht und im Hinblick auf die Gesamtpersönlichkeit.

Nun gibt es ja eine ganze Reihe streng umrissener Berufe, bei denen die charakterologischen Bedingtheiten relativ einfach liegen. Aber das

gilt von vielen anderen Berufen nicht, und meistens dann nicht, wenn zur Berufsausübung schon das Charakterologische entscheidend beiträgt. Gewiß sagen viele: mir ist nicht so wichtig, ob mein Arzt ein „guter“ oder „schlechter“ Mensch ist, sondern daß er in seinem Fach tüchtig ist. Jedoch in dieser Tüchtigkeit liegt schon das Charakterologische. Und kein ärztliches Psychogramm kann auf das Charakterologische einfach verzichten. Was nützt dem Patienten alle fachliche Tüchtigkeit, wenn sich sein Arzt nicht gern im Essen und Schlafen stören läßt und darum seinen Besuch verzögert? Was nützt ihm das größte Wissen und der größte Scharfsinn seines Arztes, wenn dieser aus Ängstlichkeit eine schwere Operation hinausschiebt, bis es zu spät ist? Oder wenn dieser — gerade im Vertrauen zu seiner Tüchtigkeit — sich zu Eingriffen entschließt, die er besser doch einem Spezialisten überließe? Wendet man ein: dann sei eben der Arzt nicht „tüchtig“, so schließt man schon das Charakterologische ein. Ja, man zählt zur Tüchtigkeit mit Recht die Freundlichkeit und ruhige Bestimmtheit des Arztes, die Heilsuggestion, die von ihm ausgeht. Der Kranke „fühlt sich besser“, wenn er nur ins Zimmer tritt. Die Menschlichkeit des Arztes — sein Lächeln, sein Händedruck usw. — gehört mit zu seiner Tüchtigkeit, und nicht etwa nur das abstrakte wissenschaftliche Können, die theoretische Diagnose und Therapie. Das allein macht noch nicht den großen Praktiker, auf dessen Wort man schwört, dem man blind glaubt. Sicherlich meinen wir ein bestimmtes Etwas, das unabtrennbar ist vom Beruf des Arztes, aber nicht nur dieses: der Kranke wähnt sich am besten versorgt, wenn er die Überzeugung hat, daß sein Arzt in erster Linie an ihn denkt. Nicht jeder Fall kann den Arzt interessieren, aber der Kranke mit seinen Beschwerden erhebt den Ausspruch auf interessierte Beachtung. Er will nicht „nebenbei“ abgefertigt werden. Sehen wir von Hysterischen usw. ab, denen die geflissentliche Nichtbeachtung gelegentlich gut bekommt, muß eben der Arzt jenes Interesse aufbringen oder es wenigstens zeigen. Ihn drückt vielleicht schweres Familienleid, er denkt an trostlos Sterbende, aber es ist seine Aufgabe, dem Einzelfall gerecht zu werden und für diese Weile alles andere auszuschalten. Der Kranke darf davon nichts spüren; er sieht nur die helfende, lindernde Hand; den Menschen, der sich ganz und völlig um ihn bemüht. Man könnte sagen: zu dieser Schauseite gehört eine gewisse Verstellung; aber nur dann, wenn man dem Wort jeden unangenehmen Beiklang nimmt. Wenn der Arzt gar nichts machen kann und er diese Ohnmacht verzweifelt fühlt, so schafft noch Wunder der Illusion seine beruhigende Persönlichkeit, die Vertrauen ausstrahlt. Und der schlechte Arzt verbreitet Katastrophenluft um sich her. Seine Wahr-

heit ist oft nur grobe Rücksichtslosigkeit, Einfühlungsunvermögen, rohe Erstarrung. Ja noch weiter: OTTO LIPMANN bemerkt einmal, „für die Tätigkeit des Arztes, zum mindesten für den äußeren Erfolg beim Publikum, ist sogar ein ungerechtfertigtes, resp. übertriebenes Selbstvertrauen nützlicher als eine allzu strenge Selbstkritik.“ Sicherlich, aber die Grenzen sind sehr dünn, jenseits derer der Komödiant beginnt — der auch als solcher abstoßend empfunden wird — und der „Wunderdoktor“, den sein Selbstvertrauen zu kühnsten Experimenten hinreißt. Das vom Beruf geforderte Selbstvertrauen ist jedenfalls etwas anderes als Eitelkeit. Und zernagende und mit ihren Zweifeln die Umgebung ansteckende Selbstkritik ist etwas anderes als strengste Gewissenhaftigkeit und subtiles Verantwortungsbewußtsein. Ferner: der freundliche, um ein leichtes Scherzwort nicht verlegene Arzt kann melancholisch sein, eben weil ihn die Beengtheit seiner Macht stark beeindruckt, weil er zu oft seine Ohnmacht erkennt. Aber diese traurige Skepsis verbirgt er vor dem Kranken, oder er braucht sie gar nicht zu verbergen: denn seine Einstellung zum Kranken ist eine ganz andere. Ich will hier diese Analysen nicht fortsetzen, denn nicht ihre Einzelheiten stehen jetzt in Frage: lediglich der wohl unbezweifelbare Sachverhalt, daß zur „Tüchtigkeit“ des Arztes eben ein ganz bestimmter Charakter — oder sagen wir besser: bestimmte charakterologische Formen — gehören. Und gleich knüpft das Problem an: des Verhältnisses dieser „Berufs“-charaktere zum Gesamtcharakter. Denn schließlich sind wieder diese Berufscharaktere nur in bestimmten Gesamtcharakteren möglich. Damit bewegen wir uns schon lange auf Gebieten, die im wesentlichen experimentellem Zugriff verschlossen sind. Und wo er hier und da vielleicht möglich wird, so doch nur innerhalb der Struktur charakterologischer Problematik.

Und die Fragen komplizieren sich immer mehr: „Arzt“ ist kein einheitlicher Berufsbegriff. Der Landarzt, der ganz auf sich gestellt ist, braucht andere Anlagen als der Großstadtarzt, der jeden Augenblick gewiegte Spezialisten heranziehen kann. Er muß also viel weniger Verantwortung übernehmen. Und wieder anders ist der Anstaltsarzt oder der elegante Sanatoriumsbesitzer. Von einer Eignung für die ganze Gattung kann man gewiß nicht sprechen. Bei dieser Eignung spielen charakterologische Momente eine beträchtliche Rolle, und in engem Zusammenhange mit ihnen das, was man als „Lebenssphäre“ bezeichnet. Der eine kann nur in der Großstadt leben, der andere sehnt sich nach dem Frieden des engen Winkels. Der eine braucht künstlerische, musikalische Anregungen, den anderen befriedigt ein regelmäßiger Stammtisch. Der eine ist ohne Eleganz und Luxus unglücklich, der andere verachtet sie (vgl.

meinen 1920 erschienenen Vortrag über Akademische Berufsberatung). Und selbst bei gleicher Tüchtigkeit können die Berufsauffassungen weit auseinandergehen: der erste will verdienen, der zweite helfen, der dritte Macht und Ansehen gewinnen, den vierten fesselt die Medizin an sich. Nur bei Berücksichtigung all dieser Faktoren — wir haben ja beispielsweise nur einige herausgegriffen — wird man dem Einzelfall gerecht; die rein theoretische Leistungsmöglichkeit genügt nicht. Es ist darum auch nur schädlich, etwa „Empfindlichkeit gegen unangenehme Sinneseindrücke“ als unbedingten Gegengrund zu betrachten. Viele, die beim ersten Betreten des Sezierbodens in Grauen ohnmächtig werden und denen der Geruch unerträglich ist, verzehren nach ein paar Monaten vergnügt ihr Frühstück in diesem Raum und rauchen ihre Zigarette. Hier muß praktische Durchprobung allein entscheiden; und jemand, — der allen Ernstes Arzt werden will — wird auch die Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen und sich später seinen spezifischen Beruf so wählen, daß er durch jene möglichst wenig behelligt wird. Denn das scheint mit ein sehr wichtiger, viel zu wenig gewürdigter Tatbestand, daß nämlich in allen komplizierten Berufen der Einzelne in mehr oder minder weiten Grenzen die Möglichkeit hat, den Beruf nach seinen Bedürfnissen zu variieren und umzugestalten. Das muß er schließlich selbst machen; unmittelbar vermag ihm da niemand zu helfen. Ein Straßenbahnschaffner ist streng an bestimmte vorgeschriebene Bewegungen gebunden; er darf nicht individuell seinen Beruf ummodellern. In den komplizierten Berufen ist persönliche Prägung immer möglich und zur höchsten Weiterführung dieser Berufe sogar erforderlich. Ein Kunsthistoriker kann z. B. Dozent, Kunsthändler, Journalist, Museumsbeamter usw. werden, und er kann innerhalb dieser Berufe wieder ganz neue Möglichkeiten durchsetzen, ja sich vorher völlig unbekannte Berufe schaffen. Er verwirklicht vielleicht einen neuen Typus des Museumsleiters, des Kunsterziehers, oder bringt neue Formen in den Kunsthandel hinein. Eine Berufsprüfung vermag dies nicht vorausszusehen; sie muß sich auf vorsichtige Ratschläge beschränken. Aus dem Altertum wird die Anekdote berichtet, DEMOSTHENES sei trotz seines Stotterns der größte Redner Griechenlands geworden. Hätte ihm aber diese Laufbahn einer anempfehlen dürfen? Alle diese Fragen sind innig mit der Charakterologie verknüpft; jeder Versuch einer gewaltsamen Abtrennung verfälscht sie.

§ 33.

Mit besonderer Vorliebe bedient man sich in Verfolg derartiger Studien der sogenannten „Erhebungsmethoden“. Gewiß, man muß Material

sammeln. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Und Kritik kann nur dort einhaken, wo der „Erhebung“ ein spezifischer Sinn unterlegt wird, der ihre Ergebnisse fraglich macht. Das scheint mir besonders dort der Fall, wo man sich im Glauben wiegt, man solle nur möglichst viel „erheben“, um dann „später“ die wissenschaftlichen oder theoretischen Schlüsse zu ziehen. Heute verwahrt sich jeder Besonnene entschieden gegen ein planloses, wildes Experimentieren; nur wenn man die Natur klar fragt, gibt sie eindeutigen Bescheid. Die Frage ist schon Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, und nicht etwa beginnt diese jenseits des Experiments. So muß auch jede Erhebung zumindest auf wohldurchdachte wissenschaftliche Erwägungen und Vermutungen sich stützen, sonst wird sie zu reinem Unfug. Und handelt es sich um charakterologische Erhebungen, so tut eben im vorhinein schon charakterologische Arbeit not. Erwidert man darauf, dann erfahre ich doch bloß, was ich schon weiß, ich lasse mir ja bloß mein Wissen beglaubigen? So halte ich erstens eine derartige Beglaubigung für nichts Geringes, und zweitens: sie muß doch gar nicht erfolgen. Und der negative Ausfall nötigt zu neuer Besinnung, zu neuen Proben usw. Dann aber kann man weiterhin das Material der Erhebungen anzweifeln. Handelt es sich um historisches Material, entsteht eben das Problem der Quellenkritik. Und sie erscheint mir hier nicht aussichtsloser als auf anderen Gebieten. Nur setzt natürlich diese Quellenkritik schärfste charakterologische Schulung voraus. Kommt aber ein durch Fragebogen gewonnenes Material in Betracht, ist es weiterhin abhängig von der Güte des Fragebogens selbst. Seine Oberflächlichkeit hat am meisten diese Methode in Verruf gebracht. „Güte“ bedeutet da allerdings nicht nur wissenschaftliche Einwandfreiheit, sondern nicht minder Eignung für den betreffenden Zweck. Ein Fragebogen in der Hand eines unbedingt zuverlässigen und gewiegten Forschers ist etwas ganz anderes als ein Fragebogen, der sich an eine unbestimmte Allgemeinheit richtet. Er muß dann ihr angepaßt sein, mit ihrer Leistungsfähigkeit und mit ihrem Charakter rechnen. Auch so werden noch zahlreiche Fehler untergeschlüpfen: aus Gedankenlosigkeit, Böswilligkeit, aus Mißverständnissen heraus. Wie es eine „Psychologie der Aussage“ gibt, so kann es auch eine Psychologie und Charakterologie solcher Antworten geben, die wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit ihre Entscheidungen fällt. So gewiß also derartigen Erhebungen immer bestimmte Mängel anhaften werden, so gewiß liegen die ärgsten in der Leichtfertigkeit, mit der sie häufig unkritisch angewandt wurden, ohne auch nur auf bescheidene Sicherungen bedacht zu sein. Diese anscheinend sehr einfache Methode ist gar nicht einfach. Sie erfordert nicht nur schärfste Präzisierung des Problems, was

schon gediegene wissenschaftliche Vorarbeit nötig macht, sondern auch äußerste Anpassung an den Charakter der zu Befragenden und weiter eine charakterologische Prüfung der Befunde. Das ist wahrlich nicht leicht, aber es ist auch keineswegs unerreichbar. (Vgl. z. B. die Einleitung zu „Gibt es Fälle, in denen man lügen muß?“ von CHARLOTTE BÜHLER und JOHANNA HAAS, 1924.)

Als besonders erfolgreich preist SELZ in seinem schon erwähnten Sammelreferat die Arbeiten von HEYMANS und seiner Schule, die vor allem der Erforschung von Künstlertypen gewidmet sind. Ich bin mit ihm ganz einig darin, daß „eine von richtiger Fragestellung geleitete korrelationsstatistische Verarbeitung von Psychogrammen ganz von selbst auf die regelmäßigen empirischen und strukturgesetzlichen Zusammenhänge hinleitet.“ Nur die Worte „ganz von selbst“ erscheinen mir unnötig; denn die richtige Fragestellung ist das Entscheidende. Die Richtigkeit alles Weiteren angenommen, ergibt es sich dann wirklich ganz von selbst. Also ohne jede Steuerung wäre es vollkommen ziellos. Praktisch glaube ich allerdings, daß SELZ jene Arbeiten überschätzt. Denn sie kommen über recht grobe Befunde nicht hinaus. Eine Charakterologie des Künstlers ist auf diesem Wege unmöglich. Aber eine Charakterologie des Künstlers wird auf diesen Weg nicht verzichten dürfen, zumal, wenn sie empirisch die Häufigkeit bestimmter Korrelationen feststellen will usw. Man sollte nicht aus Freude darüber — daß hier mathematische Exaktheit als Lohn winkt — die grundlegende Bedeutung der Theorie vernachlässigen, denn sonst kommt man schließlich zu der Psychologie, die in ihrer Angst um strengste Naturwissenschaftlichkeit gar nicht bis zu einer Charakterologie vordrang oder nur zu einer, die kaum diesen Namen verdient. Wenn wir hier von Theorie sprechen, wird man uns nach all dem bereits Gesagten wohl nicht die Ansicht unterschieben, daß wir sie mit Ausschluß des Empirischen gewinnen wollen. Aber das Empirische muß nicht gerade die Form jener Erhebungen haben, ja diese unterstehen schon weithin der Theorie; sie ermöglicht sie doch erst.

Ihre Anwendung erscheint mir dann am aussichtsvollsten, wenn es sich um Spezialfragen handelt, und nicht um Probleme der Grundlegung. Das bestätigen ja auch die Versuche von HEYMANS. Und da halte ich für besonders anregend die Untersuchungen zur Berufskunde der Versicherungsagenten und der Regulierungsbeamten, die FRANZISKA BAUMGARTEN unternommen hat, eine Klein-Meisterin der „Erhebungsmethoden. Diese Meisterschaft spreche ich ihr zu, weil sie gerade die Methoden nicht überanstrengt, sondern überall auf charakterologische Einstellung und Deutung bedacht ist. Darum verfährt sie — wie auch

in früheren Arbeiten — höchst kritisch. Sie bedient sich keines schriftlichen Fragebogens, sondern des beweglichen Gesprächs, also des „mündlichen Fragebogens“. Und ich erachte es für eine selbstverständliche Forderung, daß dieser angewandt wird, wo es nur irgend geht. Man ist dann nicht auf unsichere Aufzeichnungen angewiesen, sondern hat den lebendigen Menschen vor sich und kann jeder seiner Äußerungen weiter nachspüren. Natürlich muß man verstehen, ein solches Gespräch zu leiten, genügend elastisch, und doch jedes unendliche Verfließen vermeidend. Und man muß immer wissen, worauf es ankommt, das Wichtige im versteckten Keime bemerken, keine fälschenden Suggestionen ausüben. Dazu gehört die gleiche Übung, die etwa der Psychiater braucht. Die Analyse jener Berufe war charakterologisch besonders lohnend, weil sie in hohem Maße von charakterologischen Faktoren abhängig sind. Es erscheint z. Bsp. seltsam, daß zum Beruf des Versicherungsagenten sich niemand ursprünglich hingezogen fühlt: „er ist der Rettungsberuf, an den man sich nur dann klammert, wenn alles andere versagt, oder wenn man eine besonders gewinnbringende Beschäftigung sucht.“ Trotzdem befinden sich angeblich die meisten in der Ausübung des Berufes wohl. Hier möchte ich mir ein Fragezeichen erlauben: Ist nicht häufig dieses Wohlbefinden oder seine unterstrichene Betonung nur Abwehr, Flucht, Verteidigung, Rechtfertigung, innere Überredung? Hier eröffnen sich Möglichkeiten tiefer schürfender Analysen. Allerdings geliebt werden die ungebundene Freiheit, die Gelegenheit mit Menschen umzugehen und sie zu beeinflussen, dabei Widerstände zu überwinden, die unbeschränkte Erfolgsaussicht usw. Aber werden nicht unendliche Demütigungen verschwiegen? Wie verhält sich der Versicherungsagent zu ihnen? Darüber gleiten die Auskünfte begreiflicherweise zu schnell hinweg. Diese Tragik rührt an zu peinliche Menschlichkeiten. Sind ja schon die Erfolgsmittel mitunter bedenklich genug: Schlaueit, Pfiffigkeit, List, ja Lüge und Betrug. Aber die letzte Vorausbedingung für das Gelingen ist der Umstand, daß der Versicherungsbeamte bei den Kunden auf diejenigen psychischen Eigenschaften stößt, die ihm selbst „liegen“, d. h. mit denen er mitschwingt. „Je größer die Skala, in der ein Agent ‚mitschwingen‘ imstande ist, desto mehr Menschen wird er für seine Vorschläge gewinnen.“ Die Kniffe, mit denen er beständig Kunden wirbt, demoralisieren ihn. Die hastige Jagd nach der Ausbeutung jeder Gelegenheit spiegelt sich in seiner Physiognomie. „Die Demoralisierung durch den Beruf zieht in vielen Fällen eine ganz merkwürdige Erscheinung nach sich: so wurde mir z. B. von einem Versicherungsbeamten, den mir ein Direktor als bissiges Tier charakterisiert hatte, erzählt, daß er zu einer Geheimgesellschaft, einer

Art Loge, gehöre, deren Zweck philanthropische Taten und deren Motto „Freundschaft, Liebe, Wahrheit“ wären. Er trug ein Emblem an seiner Weste, ein Abzeichen dieser Gesellschaft, und war auf seine Zugehörigkeit zu ihr sehr stolz. Er sagte auch, er glaube zwar nicht an Gott, aber er habe einen Tempel in seinem Herzen.“ BAUMGARTEN erblickt darin richtig Kompensationserscheinungen, Versuche zur Wiedererlangung der verlorenen menschlichen Reinheit, der Herstellung des moralischen Gleichgewichtes. Aber auch hier tun weitere Analysen not: gewiß, bisweilen flüchten jene — sagen wir — „edleren“ Sehnsüchte in solche Formen, und sie machen erst die Gemeinheit des Lebens erträglich, sie balancieren sie aus. Oft sind es doch nur komödiantenhafte Formen, äußere Fassaden, die den Schein der Biederkeit wecken sollen. Der Betreffende glaubt gar nicht an sie, nur den Anderen sollen sie imponieren. Oder ihm genügt das affektive Durchleben der „höheren“ Gefühle in Worten, an denen er sich berauscht und die ihn auch bis zu echten Tränen rühren. Er bestätigt sich so sein anständiges Menschentum. Aber er betätigt es nicht; sei es, daß er gar nicht an diese Betätigung denkt, sei es, daß er tausend Ausflüchte und Ausreden hat: die Welt verdient es nicht anders, mein Weib und meine Kinder müssen leben usw. usw. Wie denn nun im Einzelfall es auch sei; nur von hier aus dringen wir in derartige charakterologische Analysen ein. Wir müssen die Berufstätigkeit genau kennen, und nicht minder den ganzen Menschen. Aber auch diese Kenntnisse liefern bloß taube Früchte, wenn eben nicht ein sehr ausgebreitetes charakterologisches Wissen sie stützt und steuert. Sonst bleibt das beste Material stumm. Das muß immer wieder den falschen Exaktheitsanbetern eingeschärft werden. Denn entweder entpuppt sich die Exaktheit als eine trügerische, oder als eine von trivialen Dingen, wenn nicht die systematischen, theoretischen Möglichkeiten nach Gebühr ausgewertet werden. Sicherlich brauchen sie die Fülle empirischen Nährstoffes, andererseits wird diese strömende Fülle erst durch sie erschlossen. Wer dieses ständige Hand-in-Hand-Arbeiten aufgibt — etwa einer Lieblingsmethode zu Ehren, auf die er allein schwört — taugt nicht zum Charakterologen. Denn er fragt dann höchstens, was holt eine bestimmte Methode aus der Charakterologie heraus, aber er fragt nicht eigentlich nach der Charakterologie selbst, nach ihrer Beziehung zu den verschiedenen Methoden, und nach dem Verhältnis dieser verschiedenen Methoden, das sich von der Charakterologie her ergibt. Und das allein ist unsere Frage: diese Charakterologie „von innen“, von ihrem Wesen her, nicht „von außen“, von Gesichtspunkten, die an sie herangetragen werden. Und man begehe auch nicht die häufige Verwechslung, den möglichen Sicherheitsgrad

einer Methode mit ihrer Ertragsfähigkeit für ein bestimmtes Gebiet zu identifizieren. Denn diese Methode ist vielleicht dazu verurteilt, im Vorhof stecken zu bleiben. Es wäre sehr schön, wenn sich in der Charakterologie alles z. B. experimentell entscheiden ließe. Und manche warten ab, bis es so weit ist. Aber dieses Warten würde ewig währen. Denn ihrem Wesen nach kann die Charakterologie ebensowenig rein experimentell betrieben werden, wie etwa die Geschichte. Und über ihren Betrieb entscheidet immer nur die Wissenschaft selbst, nicht dogmatische Vorurteile.

§ 34.

Zu genau den gleichen Bemerkungen regt grundsätzlich die psychiatrische Charakterologie an. Bevor noch ein Wort der Kritik laut wird, ziemt dankbares Gedenken an all das, was die Charakterologie der Psychiatrie verdankt. Sie hat — häufig im Widerstreit zur offiziellen Psychologie — eine Psychologie entwickelt, die in ihrer Lebensnähe, in der Berücksichtigung des ganzen Menschen gerade der Charakterologie sehr entgegenkommt. Sie ringt ferner selbst ununterbrochen um charakterologische Probleme, und nicht etwa nebenbei, sondern mit leidenschaftlichem Ernst. Und sie verfügt über ein Erfahrungsmaterial von einem beneidenswerten Reichtum, und über ein Material, das oft die seltsamsten „Experimente“ der Natur in Reinkultur darbietet. Man darf wohl sagen, daß heute niemand Charakterologie betreiben kann, der nicht in der modernen Psychiatrie genau Bescheid weiß, und jeder wird ihr wertvollste Anregungen, Belehrungen und Gesichtspunkte schulden. Mit stärkstem Nachdruck sei auf diese üppig und vielfach auch klar sprudelnde Quelle der Charakterologie hingewiesen. Wir dürfen dies, ohne in den Verdacht zu kommen, diese Quelle etwa als einzige anzusehen. Und wir dürfen dies, obgleich wir prinzipiell eine lediglich von der Psychiatrie orientierte Charakterologie ablehnen. Denn erfolgen alle Gliederungen im Hinblick auf dieses Bezugssystem, werden ihm alle Leitlinien entnommen, so haben wir wieder gar keine Gewähr dafür, daß die Charaktere nicht in perspektivischer Verzerrung erscheinen, nur in Annäherung an bestimmte psychotische Formen. Es steht nicht einmal fest — ja es wird mit guten Gründen bestritten — daß alle Psychosen aus den Charakteren hervordachsen. Und selbst wenn dies gälte — was aber nicht unsere Ansicht ist — müßte doch nicht die Psychose gleichsam den ganzen Charakter nach irgendeiner Richtung hin fortsetzen, sondern vielleicht nur einige Momente an ihm steigern, hemmen, ihre Beziehungen abwandeln usw. Von der Psychose aus würde man dann nur diese

Momente sehen, die anderen gar nicht bemerken oder vernachlässigen, weil sie für das betreffende Bild von geringerem Belang sind. Wir müssen aber, wie KARL BIRNBAUM (Der Aufbau der Psychose, 1923) sagt, „in der Psyche einen hoch zusammengesetzten, geschlossenen, lebendigen, funktionellen Komplex erblicken, der aus dem Zusammenspiel und Zusammenwirken (eventuell auch noch aus dem Gegenspiel, dem störenden, hemmenden Gegeneinanderwirken) verschiedenartiger Kräfte: biologischer wie psychologischer, normaler wie pathologischer, organischer wie funktioneller sich ergibt, und in dessen Rahmen beispielsweise nicht nur der eigentliche spezifische Krankheitsprozeß, sondern auch die befallene Persönlichkeit mit allen ihren psychischen und physischen Komponenten . . . und sogar die eben erzeugten neu entstandenen Krankheitssymptome selbst rückwirkend von sich aus dynamisch wirksam sind. Mit dieser klinischen Erkenntnis ist ohne weiteres die grundsätzliche Anerkennung eines Aufbaues der Psyche gegeben, worunter die Zusammenfassung der gesamten konstituierenden Krankheitsmomente in ihrem gesetzmäßigen Zusammenhang, ihren inneren Zuordnungen und in ihren ordnungsmäßigen Verknüpfungen untereinander wie mit den determinierenden Kräften zu verstehen ist.“ Wir haben da noch die pathogenetischen von den pathoplastischen Grundphänomenen zu sondern, die vorbereitenden — prädisponierenden — von den vorbildenden — präformierenden — Momenten, und endlich die provozierenden, aktivierenden, mobilisierenden, manifestierenden Ursachen. So hat z. B. GAUPP festgestellt, daß speziell die oberen Stände mit ihrem raschen Seelenleben an den ganz unklaren, überraschend verlaufenden Krankheitsfällen mit bunterer Symptomatologie besonders stark beteiligt sind. Nur jener „Aufbau“ — der im einzelnen noch gar nichts vorschreibt, sondern alle Möglichkeiten offen läßt — scheint mir eine undogmatische Auffassung zu gestatten. Aber gerade sie zwingt zu einer Untersuchung des „normalen“ oder wenigstens präpsychotischen Charakters. Denn nur sie kann entscheiden, wie sich der Charakter in der Psychose verändert, wie er auf die Psychose einwirkt usw. Ja, wir brauchen die „normalen“ Charaktere, um überhaupt die pathologischen ersichtlich zu machen. Was im Einzelfall natürlich nicht ausschließt, daß wir vom Pathologischen Aufschlüsse über das Normale erhalten, aber eben nur dann, wenn wir das Pathologische in Beziehung auf das Normale verfolgen. Dabei wollen wir nicht den Fehler der neueren Psychopathologie unterstützen, vor dem besonders HANS W. GRUHLE warnt, sich zu sehr etwa in den Schizophrenen einzufühlen, als sei er ein Normaler mit einigen abnormen, motivmäßig in Rechnung zu stellenden Momenten und Mechanismen. Es kann hier

nur heißen: „Fühle dich nicht in den Schizophrenen so ein, wie wenn du selbst einige schizophrene Eigentümlichkeiten hättest, sondern denke schizophren... Nicht die alte naive Einfühlung ist zulässig, daß das Eichhörnchen mühevoll seine Nahrung sucht, oder der Wasserfall sich mutig in die Tiefe stürzt, sondern die Ausschaltung der anthropomorphistischen, in unserem Fall der normalen Motivationen ist erforderlich. Vor allem möge die Einstellung fallen, daß die Forschung immer nur nach einem Minus sucht; sie möge das Anderssein an dessen Stelle setzen.“ Diese beherzigenswerte Warnung geht ja nicht nur den Psychopathologen an: auch der Spießbürger fragt, wenn es sich um Mitmenschen handelt, lediglich, wie er selbst angesichts einer bestimmten Lage sich verhalten würde, nicht wie der andere sich verhalten muß auf Grund seines eigengesetzlichen Wesens. Er „fühlt“ sich in die Lage ein, nicht aber gleichsam den „anderen“ in dieser Lage. Daraus folgt aber nur — für die Psychopathologie — daß wir, ebensowenig wie wir den psychotischen Charakter in den normalen projizieren dürfen, ohne das Gesetz des Entzerrungsverfahrens zu kennen, auch nicht umgekehrt den normalen Charakter einfach dem psychotischen als Maßstab unterlegen können. Die Psychopathologie darf auf die allgemeine Charakterologie nicht verzichten, aber sie muß sie dann für ihre bestimmten Zwecke verwerten. Und diese Verwertung ist Sache der Psychopathologie. Das ist aber etwas ganz anderes als Anlage der Charakterologie auf diese Zwecke hin, denn dann muß ja alles stimmen. Eine für den Psychiater brauchbare Charakterologie ist noch keine für seine Zwecke zurechtgerückte. KRETSCHMER vermeidet nicht immer ganz die Gefahr, das für seine beiden psychotischen Formenkreise Geltende in die Normalweite zu verlegen und dann über diese Bestätigung sich zu freuen. Aber es ist klar, daß es sich vorgängig nur um Vermutungen handeln kann, und daß zweitens der charakterologische Sinn bestimmter Faktoren sich verschiebt mit dem Gefüge, in das sie eingebettet sind. Eine isolierende Betrachtung wird also Verwandtschaften aufdecken, die einer systematischen vielleicht weit geringer erscheinen. Grundsätzlich ist sich KRETSCHMER dieser Gefahr bewußt und strebt darum, „normale“ Charakterologie zu treiben. Und so bedeutet „psychiatrische Charakterologie“ etwas Doppeltes: einmal das Psychiatrische innerhalb der Charakterologie, und das andere Mal die mit psychiatrischen Erfahrungen genährte Charakterologie. Sie zielt auf das Allgemeine, und es ist nur ein Mangel, wenn sie besonders auf das Pathologische hinschielt. Es ist dann eine Frage persönlicher Eignung, wer am meisten oder überhaupt zum Charakterologen berufen ist; sachlich ist lediglich zu fordern, daß der Charakterologe als Charaktero-

loge sich von dieser Problematik nicht abdrängen läßt zugunsten einer anderen.

Charakterologie innerhalb der Psychiatrie ist es z. B., wenn KURT SCHNEIDER sehr füllige Bilder psychopathologischer Persönlichkeiten zeichnet (in dem von ASCHAFFENBURG herausgegebenen Handbuch der Psychiatrie). Und der normale Charakterologe wird aus diesen Bildern (z. B. aus dem der geltungsbedürftigen Psychopathen) sehr viel lernen können. Unmittelbar wendet sich an die allgemeine Charakterologie z. B. C. G. JUNG, wenn er in seinem Buche über psychologische Typen (1921) den Introversions- und Extraversionstypus unterscheidet. Es handelt sich um keine pathologische Sicherung dieser Typen, sie müssen ganz unabhängig vom Pathologischen beglaubigt werden. Hier ist also auch der Nicht-Psychiater unbedingt als Kritiker zuständig. Und der wird bei aller Anerkennung dieser Typen, sie doch für eine viel zu schmale Basis zur Errichtung einer Charakterologie halten. Ebenso liegt eine ganz allgemeine Einstellung vor, wenn KRETSCHMER — und ihm folgt darin EWALD — als die vier Grundfähigkeiten des Charakters zur Aufnahme, Festhaltung, Verarbeitung und Erledigung von Erlebnissen bezeichnet: die Eindrucksfähigkeit, die Retentionsfähigkeit, die intrapsychische Aktivität und Leitungsfähigkeit. Weder KRETSCHMER noch EWALD kommen mit diesem Schema aus, ganz abgesehen davon, ob hier nicht zum Teil recht grobe „Vermögen“ statuiert sind, deren charakterologischer Sinn erst durch weitere Differenzierung und Beziehung auf die Gesamtpersönlichkeit erhellt. Denn schließlich steuert die Gesamtpersönlichkeit das Erlebnis, oder es entsteht die Frage, warum es sich dieser Steuerung widersetzt, sich selbstständig usw.

Es hätte wenig Wert hier weitere Beispiele zu sammeln: wir schulden der Charakterologie der Psychiater einen Reichtum von Gesichtspunkten und Problemen, die auf andere Weise schwerlich errungen worden wären, und wir sind ihnen verpflichtet für unzählige feine und feinste Beobachtungen, die sie uns erst gelehrt haben. Wer sich in ihre Schriften vertieft, lernt wirklich Charakterologie, und eine Charakterologie, die in ihrem Forschungsbetrieb schon ein hohes Niveau erreicht hat. Und das ist hier die Hauptsache. Daß die theoretischen Grundlagen nicht mit gleichen Schritt halten, beruht meiner Meinung nach darauf, daß ja auf ihnen gar nicht der Hauptakzent ruht: sie sollen doch nur die Arbeit ermöglichen. Freilich darf man nicht den Schluß daraus ziehen: da zeigt sich ja deutlich ihre Nebensächlichkeit. Alle Psychiater beklagen im Gegenteil die unfertige Systematik und sind überzeugt davon,

daß ihre Ausgestaltung wesentliche Mängel beheben würde, die heute schlechthin unvermeidlich sind. Gerade darum bemühen sie sich ja um eine Systematik, wenn es auch meist eine ist, die letztlich doch nur in ihrer jeweiligen Arbeit fundiert ist. Weil sie eben von ihr aus auf das Ganze sehen. Selbst Untersuchungen — wie die von HERMANN HOFFMANN über Temperamentsvererbung — würden erheblich an Stringenz gewinnen, wenn der charakterologische Oberbau tragfähiger wäre. So kann sich die Kritik sicherlich nicht gegen die Psychiater wenden: sie sind ja die Vortruppen; kein charakterologisches Gebiet ist so weit gediehen, als jenes, das unter ihrer Verantwortung steht. Sie haben eigentlich die Kritik zu üben, daß die allgemeine Charakterologie noch so weit zurückgeblieben ist, daß vielfach Anknüpfungen gar nicht möglich erscheinen. Daß sie immer in Verlegenheit geraten, wenn sie sich um Hilfe bei der Charakterologie umsehen. Und sie müssen dann zur Selbsthilfe schreiten. Es ist leicht — damit treffe ich auch meine eigene Kritik — zu rügen, daß die Leitlinien nicht vollständig gezogen sind, daß Konstruktionen lückenhaft bleiben usw., aber wie schwierig ist es, überhaupt Leitlinien und Konstruktionen von Forschungswert zu erobern. Und auf solche Eroberungen darf die Psychiatrie mit Recht stolz sein. Aber auch indirekt leistet sie charakterologische Arbeit, überall dort, wo sie psychotherapeutisch vorgeht. Hier sammelt sie wieder unendliche Erfahrungen, die sie der Charakterologie darbietet. Behandlung mit Hypnose, Wachsuggestion, durch Persuasion usw. usw., all dies sind Verfahren, wo charakterologische Momente stark mitspielen. Ja meist ist schon charakterologisches Verständnis der Eigenart des Patienten Voraussetzung der Behandlung. Welcher Wege bedient sich da der kundige Arzt? was fördern diese Wege zutage und warum? Hier gilt es zu lernen, nicht um selbst Psychotherapeut zu werden, sondern im Dienste der Charakterologie. Und hier kann man viel lernen. Denn der Arzt befindet sich ja auch in ausgezeichneten Lage: ihm offenbaren sich Einblicke in ängstlich gehütete Geheimnisse, die anderen nur durch Zufall einmal erschlossen werden. Er hat die Möglichkeit einer geregelten, längere Zeit andauernden Beobachtung, während im „Leben“ die Fälle nicht so sauber durchgearbeitet werden können. Allerdings erleidet er auch die Gefahr durch sein Material, eben die Gefahr der Verallgemeinerung seiner Befunde auf die ganze Lebensbreite. Die Menschen, die zu ihm kommen, sind eben nicht „die“ Menschen. Und da heute die psychiatrische Charakterologie dominiert, herrscht die Tendenz, das Normale dem Pathologischen anzugleichen, oder geniale Leistungen aus dem Pathologischen zu „erklären“. Doch die Psychiatrie hat selbst schon den Rück-

zug angetreten und sucht ihr Gebiet schärfer zu umgrenzen (vgl. die Grundzüge der Kulturpsychopathologie von KARL BIRNBAUM).

§ 35.

Das im vorigen Abschnitt Ausgeführte gilt auch — ja besonders — von der FREUD'schen Psychoanalyse und den von ihr abgezweigten Schulen, wie der ADLER'schen Individualpsychologie. Ich glaube mich zu den Bewunderern der Genialität FREUD's zählen zu dürfen, was nicht schärfste Kritik an der Psychoanalyse ausschließt, ja, obgleich ich die Psychoanalyse in ihrer Gesamtheit für Charakterologie oder Geisteswissenschaften ablehne. Der Bewunderung DARWIN's geschieht auch dadurch kein Abbruch, wenn man nicht Darwinist ist. Man wird auf jeden Fall unendlich viel ihm danken. Und so steht es auch um die FREUD'schen Lehren. Gerade weil ich vielfach als ihr Gegner aufgetreten bin, gerade weil meine Charakterologie ganz andere Wege wandelt als die von der Psychoanalyse vorgezeichneten, muß ich sagen, daß ich es als eine Schande empfinde, wenn heute noch Forscher wännen, es sich erlauben zu können, FREUD hochmütig von oben herab zu behandeln oder mit einigen hämischen Bemerkungen abzuspeisen. Es geht der Psychoanalyse ähnlich wie der Phänomenologie: es gibt sehr wenige echte Phänomenologen, viele angebliche, die nur die Phänomenologie kompromittieren, und sehr viele, die sich ihrer bedienen, ohne es wahr haben zu wollen. So ist auch die Zahl ernster Psychoanalytiker verschwindend gering gegenüber der laut lärmenden Schar derer, welche die Psychoanalyse in Verruf bringen. Aber noch weit größer ist die Menge derer, die psychoanalytische Einsichten und Gesichtspunkte verwerten, ohne die Quellen zu nennen oder zu kennen. Der beste Beweis für den Erfolg der Psychoanalyse, nicht etwa als Theorie, sondern als lebendige Forschung. Wenn es sich aber so verhält, muß es seine psychologischen Gründe haben: bei der Phänomenologie scheuen eben viele vor der Intuition zurück als vor etwas Unwissenschaftlichem. Sie können auf das Intuitive nicht verzichten und suchen es zu verwischen. Und weiter: M. GEIGER hat die Phänomenologie mit Recht als eine „aristokratische Methode“ charakterisiert. So leicht sie dünkt — man braucht „nur“ zu „schauen“ und in das Geschaute sich „rein“ zu versenken — so schwierig ist sie in Wirklichkeit. Genaue Analogien bietet die Psychoanalyse: zumal ihre Sexualität schreckt. Man will nichts mit ihr zu schaffen haben und weicht aus. Aber vieles andere pflückt man im Geheimen. Und auch die Psychoanalyse ist für ihre kritiklosen Anbeter ein überraschend einfaches Verfahren, mögen sie auch das Gegenteil versichern. Sie schlachten eben

Rezepte aus, und die eiserne Konsequenz führt zu ödem Mechanismus. Auch die Psychoanalyse ist ihrem Wesen nach „aristokratisch“, sie setzt zumindest einen unbestechlichen Takt voraus, der nicht starren Meinungen zuliebe alles „erledigt“, ohne sich um die tatsächliche Richtigkeit zu bekümmern. Wie geistvoll ist FREUD selbst dort, wo er verstiegen irrt, wie plump viele seiner Jünger, selbst wo sie in belanglosem Detail recht haben. Und noch einen Berührungspunkt hat die Psychoanalyse mit der Phänomenologie — trotz aller fundamentalen sachlichen Verschiedenheit. Sie haben sich beide fast „sektenhaft“ entwickelt, in einer gewissen vornehmen und selbstgenügsamen Abgeschlossenheit gegen die zünftige Wissenschaft. Nun aber suchen beide die Beziehungen anzuknüpfen (seitens der Psychoanalyse besonders eifrig z. B. PAUL SCHILDER) und damit stellen sie sich in den großen Zug der Wissenschaft ein. Allerdings: die Wissenschaft hat sich — zum Teil wenigstens — auch schon auf sie eingestellt. So gewiß z. B. KRETSCHMER, STORCH, KRONFELD usw. keine Psychoanalytiker sind, so gewiß bewegt sich doch ihre Psychologie in Auffassungen, von denen aus zwar keine prinzipielle Verständigung mit der Psychoanalyse möglich ist, aber doch ein Verständnis ihres Wollens. Und ebenso gewiß wären jene Auffassungen ohne Psychoanalyse in dieser Form nicht vorhanden. Man kann eben heute nicht hinter die Psychoanalyse zurück — dann ist man zurückgeblieben — aber das heißt nicht: in ihr stecken bleiben. Man muß durch sie hindurch und über sie hinaus.

Was aber jede Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse so heillos erschwert, ist, daß sie in den Jahrzehnten ihres Bestehens selbst mannigfache Wandlungen erfahren hat, nicht nur eine Ausgestaltung, nein, eine Umgestaltung wichtigster Faktoren. Und was man auch immer bekämpft, stets werden die Anhänger sagen: seht! das meinen wir gar nicht; an dieser Stelle ist etwas ganz anderes gesagt. Wendet man sich z. B. gegen die Überwucherung des Sexuellen — die bisweilen phantastische Ausmaße annimmt — erwidern die Verteidiger: nichts liegt uns ferner, als eine Ausschließlichkeit des Sexuellen zu behaupten. Damit wird schließlich der Streit auf eine Analyse von Einzelfällen zurückgeworfen, und Irren ist menschlich. Also auch die fehlerhafte Unterschiebung von Sexuellem erscheint dann als gelegentliche oder häufige Entgleisung, aber als Entgleisung, welche die eigentliche Bahnlinie nicht stört. Für ganz unstatthaft muß ich es allerdings halten, wenn die Psychoanalytiker jedem Nicht-Psychoanalytiker das Recht abstreiten, mitzusprechen. Gewiß, ich bin nicht Arzt, und das rein Ärztliche der Psychoanalyse schalte ich aus: wenn diese aber künstlerisches, religiöses Schaffen deutet,

wenn sie von Normalpsychologie handelt, ist es doch willkürliche Anmaßung, hier nur den Psychoanalytiker als Fachmann anzuerkennen. (Nebenbei gesagt, aber mit der Anerkennung der Fachlichkeit ungemein weitherzig zu sein, wenn es in die Linie der Psychoanalyse paßt.) Ja weiter: die Psychoanalyse verlangt, daß man selbst Psychoanalyse betreibt. Um sie mit Erfolg zu betreiben, muß man Psychoanalytiker sein. Ist man aber Psychoanalytiker, billigt man von selbst ihre Lehren. Also nur Vorurteile, Unfähigkeit oder böser Wille hindern einen daran. Man kann doch mit psychoanalytischer Technik sehr wohl vertraut sein und trotzdem klar ihre Lücken, Mängel und Fehler erkennen. Aber lassen wir diese unerquickliche Seite der Psychoanalyse, die sie selbst am meisten schädigt. Denn mit der Abwehr jeder Kritik stempelt sie sich zu einer okkulten Wissenschaft. Um so erfreulicher ist es, daß jetzt diese häßliche Mauer mindestens von den fortgeschrittensten Psychoanalytikern abgetragen wird. Dazu gehört nun auch die klare Einsicht, daß die Psychoanalyse sich nicht nur entwickelt und in dieser Entwicklung geändert hat, sondern daß diese Änderungen geradezu ihre Einheit aufheben. Es genügt nicht, wenn FREUD oder von ihm autorisierte Schüler von Zeit zu Zeit verkünden, was offizielle Psychoanalyse ist. Mir erscheint z. B. durch den Begriff der „Übertragung“ geradezu ein Bruch in der Psychoanalyse. Denn mit ihr wird der Arzt als ein Faktor eingeschaltet, den die ältere Psychoanalyse nicht kennt, und als ein Faktor, dessen nähere Analyse nun Suggestion usw. zuläßt, also Momente, die früher grundsätzlich ausgeschlossen waren. Die Übertragung und Ablösung muß sich keineswegs der Mechanismen bedienen, die früher als die maßgebenden galten. Das Einsehen im vollen Lichte des Bewußtseins ist doch etwas ganz anderes, als jene Steuerung. Und mag man sie einander zuordnen, wie man will, die Akzente haben sich merklich verschoben: das Rationalistische ist nun nicht mehr so wichtig. Ja, an die Stelle der Wahrheit kann vielleicht eine nützliche Fiktion treten, welche die gleichen oder noch besseren Dienste leistet, wie etwa eine „Lebenslüge“, an die wir glauben. Die kausale Forschung (der Weg zu dem traumatischen Erlebnis usw.) wird möglicherweise durchkreuzt durch eine Teleologie, die eben ganz bestimmte Ziele anstrebt und von ihnen her alles arrangiert. Damit schieben sich häufig Sinnbeziehungen vor, wo man noch kausale Abhängigkeiten zu greifen wähnt. Und es muß ja nicht einmal die für den Fall zweckmäßige Deutung auch die richtige sein. Mehr als diese ganz flüchtigen Hinweise kann ich hier nicht geben, aber sie sollen auch nur zeigen, wie wenig heute noch die systematischen Möglichkeiten der Psychoanalyse zu Ende gedacht sind, wie sehr in entscheidenden Punkten

es an begrifflicher Klarheit gebricht. Ja manche Psychoanalytiker setzen eben ihren Stolz darein, daß sie Empiriker und keine Theoretiker sind. Aber was heißt hier Empirie? Berufung auf therapeutische Erfolge schlägt nicht durch, denn man kann mit ganz anderen Mitteln heilen als mit denen, die man vermutet (z. B. in Lourdes). Diese Vermutungen sind jedoch Theorie und unbestreitbare Theorie. Oder man sagt: man stellt „Tatsachen“ fest. Aber der Streit dreht sich eben darum, was Tatsache ist oder nicht, ob nicht Hypothesen als Tatsachen eingeschmuggelt werden. Die Psychoanalytiker bejahen z. B. die frühkindliche Sexualität in ihrem ganzen Umfange. Dem widerstreiten angesehene Kinderpsychologen wie etwa eine Autorität vom Range WILLIAM STERN'S; der z. B. sagt: „Die an das Saugen geknüpfte Lust ist eben psychisch etwas durchaus anderes, wo sie (beim Säugling) als selbständig sensomotorische Gestalt rein für sich dasteht — als dort, wo sie (etwa beim Liebeskusse des Erwachsenen) mit hineingehört in das Gesamterlebnis der erotischen Erregung, oder durch Übertragung geladen ist mit den Gefühlsmomenten anderer erotischer Teilgebiete. Übereinstimmungen in Elementen geben uns niemals das Recht, eine Identität der Erlebnisanzusehungen anzunehmen. Deshalb kann man die tatsächlichen Aufstellungen der Psychoanalyse über die Organlust der Säuglinge größtenteils anerkennen, ohne ihren sexualistischen Deutungen Recht geben zu müssen.“ Ich persönlich neige zur Ansicht W. STERN'S, aber die Hauptsache ist hier, daß wir uns auf dem Gebiet von Deutungen, Hypothesen bewegen und nicht auf dem schlichter Tatsachen. Und wenn uns zehnmal zugerufen wird: seht doch das Gesicht dieses Kindes an, zeigt es nicht alle Züge der Wollust! müssen wir erwidern: die Ähnlichkeit mit dem mimischen Bilde der Wollust ist da. Aber diese Ähnlichkeit verbürgt noch nicht die Wollust. Also um Theorien, Hypothesen usw. kommen wir nicht herum, und die Feindschaft gegen sie bei den Psychoanalytikern ist noch ein Erbe jener naturwissenschaftlichen Einstellung, die nur „beschreiben“ und „feststellen“ wollte. All das hat ja unmittelbar mit der Charakterologie noch nichts zu schaffen, wenn es auch mittelbar für die psychoanalytische Charakterologie von ausschlaggebender Bedeutung ist. Eine gute Darstellung der Psychoanalyse findet der Leser in der medizinischen Psychologie von PAUL SCHILDER (1924); zu ihren besten Kritikern zählen wohl KUNO MITTENZWEY (in der Zeitschrift für Pathopsychologie und jüngst im zweiten Band der Dioskuren) — der aber das Positive der Psychoanalyse zu gering einschätzt — und RUDOLF ALLERS (über Psychoanalyse 1922 und speziell über psychoanalytische und individualpsychologische Charakterologie in meinem Jahrbuch für Charakterologie), der wieder —

wie ich glaube mit Unrecht — ALFRED ADLER höher zu bewerten scheint als FREUD. Gewiß, ADLER nähert sich in vielem gangbaren Anschauungen, er hat manche Radikalitäten abgestreift, er hat das Sexuelle eingeschränkt; seine teleologische Betrachtung ist ein Gewinn gegenüber einer angeblich rein kausalen; man könnte die Liste seiner Verdienste noch lange fortsetzen (im „männlichen Protest“, in der Überkompensation von Minderwertigkeiten erblicke ich z. B. wichtige Entdeckungen), aber er verhält sich doch zu FREUD, wie WOLFF zu LEIBNIZ. WOLFF mit seinem gesunden, natürlichen Menschenverstand trifft häufig das Richtige, aber — um wie viel höher steht LEIBNIZ? Aus seinen Fehlern lernen wir noch mehr als aus den Richtigkeiten eines WOLFF. Dieser Vergleich soll für ADLER gewiß nichts Herabsetzendes, geschweige denn Kränkendes haben, aber es kommt doch auf geistiges Augenmaß an. Und die revolutionäre Psychoanalyse ist eben bei FREUD. Um ihn geht der Kampf. Über die „Individualpsychologie“ wird man sich viel leichter und schneller verständigen, indem man die Geltung ihrer an sich fruchtbaren Prinzipien auf das angemessene Maß zurückschraubt und sie so aus ihrer Isolierung befreit.

Wir kehren also zur FREUD'schen Psychoanalyse zurück. STEKEL, WITTELS usw. können wir ruhig übergehen, denn hier, wo es nur auf das Grundthema ankommt, stören bloß die Variationen. Wir erkennen restlos an, — das ist nach unseren bisherigen Ausführungen selbstverständlich — daß die starke Betonung des „Unbewußten“ erst jene Psychologie ermöglicht, die charakterologisch bedeutsam zu werden vermag. Eine bloße „Erlebnispsychologie“ kann dies nicht. Und nirgends ist uns dies so zwingend deutlich geworden, wie durch FREUD. In diesem Umfange und in dieser Tragweite hat er das Problem aufgeworfen. Welche Lösung wir auch finden, an dem Problem können wir nicht vorbei. Und damit hat schon FREUD für die Charakterologie Unentbehrliches geleistet. Zweitens: die starke Betonung des Triebhaften. FREUD gerät dadurch in einen Naturalismus, der gewiß vermieden werden muß: aber es ist doch schlechthin ausgeschlossen, Charakterologie zu treiben, ohne in weiten Grenzen das Triebhafte heranzuziehen. Mit dem bloßen Wollen, Fühlen oder Denken kommen wir nicht durch; mit das Wichtigste entgleitet uns. Und wieder müssen wir sagen: das hat uns keiner so eindringlich gelehrt wie FREUD. Heute wissen wir alle um die Bedeutung der Triebe, wenn wir sie auch ganz anders auffassen und ihren Sinn bestimmen, wie FREUD dies tut. Ferner: er hat uns von der unabweislichen Wichtigkeit überzeugt, auf vermeintliche Kleinigkeiten — Versprechen, Vergessen, Verlegen usw. — zu achten, weil sie sinnhaft sein können (ich

sage geflissentlich nur: „können“) und weil ihr Sinn vielleicht Tiefen aufdeckt, die gerade das Bewußtsein verhüllen will. Man mag das einzelne Beispiel bekämpfen — ich finde gar manche willkürlich — aber daß sich hier ungeahnte Möglichkeiten erschließen, scheint unbestreitbar. Möglichkeiten, die allerdings ganz anders gesichert werden müssen, als dies FREUD will; ja deren Deutung auch ganz anders ausfallen kann. Das sind Wege, die doch erst gangbar wurden, weil die eherne Pforte aufgestoßen wurde. Und viele solcher Pforten hat FREUD gesprengt. Er hat — er verzeihe es mir — „verstehende“ Psychologie mit größtem Erfolg betrieben, wo er und die meisten anderen nur zu „erklären“ vorgaben. Hier ist allerdings die Quelle unzähliger methodischer Unzulänglichkeiten durch unaufhörliche Verwechslungen von Sinnbeziehungen und kausalen Verknüpfungen. Ja die Forderung einer allgemeinen strengen Determiniertheit wird unversehens zu dem Verlangen, daß sich alles sinnvoll deuten lassen müsse, manchmal sogar, daß diese Deutung auch schon Erklärung sei. Jene Deutungserpressung um jeden Preis mit der Steuerung auf bestimmte Deutungsmöglichkeiten hin entartet bisweilen zu abgeschmackter Spielerei. Wo bleiben dann die Sicherungen, daß diese Ausdeutungen unter allen erdenklichen tatsächlich die zutreffendsten und wahrscheinlichsten sind? Die Berufung auf die Erfahrung nützt nichts, solange unter Erfahrung schon die psychoanalytisch ausgedeutete verstanden wird. Zumal wo die Tendenz vorherrscht, unkritisch zu verallgemeinern und zu mechanisieren. Die Schlange mag häufig ein Sexualsymbol sein, aber folgt daraus, daß sie es immer sein muß? Jeder neue Fall erheischt individuelle Prüfung und nicht mechanische Anwendung einer Symbolik, deren Anspruch auf unbeschränkte Geltung keineswegs Voraussetzung sein darf. Das Symbol gilt nur unter bestimmten Bedingungen, in bestimmten Zusammenhängen. Und ihre Erforschung wird gerade behindert, wenn man die „Symbole“ wie stabile Münzen behandelt, die überall gleich in Rechnung gestellt werden können, oder wenn man überhaupt glaubt, überall Symbolik unterlegen zu können. Den unbestreitbaren Fortschritt einer „Tiefen“-psychologie, die nach Komplexen lotet, gefährdet eine unkritische Komplexschnüffelei, die schließlich beglückt das findet, was sie finden will.

Dazu verhilft unter anderem die merkwürdige und alles eher als klare Lehre, daß die Libido oder gar Erotik, Sexualität sich in alles verwandelt. Dagegen hat schon MAX SCHELER (Wesen und Formen der Sympathie) eingewandt — und ALLERS hat geschickt dieses Argument ausgewertet — daß eine Zirkelerklärung vorliege. „Alle höheren moralischen Gefühle und Aufgaben, und damit doch wohl auch die moralischen

Motive selbst, sollen ein Ergebnis sublimierter libido sein. Um diese Sublimierung aber ihrerseits verständlich zu machen, setzt FREUD voraus, es gäbe eine Moral, kraft deren Geboten eine Verdrängung der libido und damit ihre mögliche Zuleitung an höhere Aufgaben könne geleistet werden.“ Eine geistige Alchymie, durch deren Künste aus Libido Denken und Güte und dergleichen gemacht wird, „ist uns bisher absolut unbekannt geblieben.“ Die Psychoanalytiker können sich mißverstanden fühlen; aber zuerst kommt es darauf an, den vollendeten Unsinn jener Alchymie klar zu erkennen. Die Psychoanalyse darf darauf hinweisen, daß sie Ichtriebe lehrt, daß sie dabei ist, die Lehre vom Idealich auszugestalten, daß sie sogar ins Sexuelle die Ambivalenz hineinverlegt: nicht nur Lust, auch Ekel. Und der Ekel türmt nun die Schutzwände auf. Doch auch Ekel verwandelt sich nicht in Freundschaft, Güte, Selbsthingabe, Religiosität usw. Erst wenn wir die Sachverhalte kennen, dürfen wir fragen, ob und inwieweit an ihnen Ekel beteiligt ist. Selbst wo im religiösen Erleben Sexuelles mitspielt, ist es nicht sublimierte Sexualität. Sondern die Sexualität ist vielleicht sublimiert, weil sie am religiösen Erleben teilhat. Das ist aber etwas grundverschiedenes. Machen wir jedoch aus der Libido eine allgemeine, noch qualitätslose Energie — gleichsam die psychische Materie — landen wir bei der Banalität, daß alles Psychische eben psychisch ist. Abgesehen von der Bedenklichkeit eines groben psychischen Energetismus, bleiben jedenfalls die einzelnen charakterologischen Strukturen so unbegreiflich. Mit am deutlichsten sehen wir dies bei den Versuchen, das künstlerische Schaffen zu deuten. Wir hören alles mögliche, nur nicht das, was eigentlich den künstlerischen Charakter ausmacht. Wird uns z. B. versichert, der Dichter wäre ein Mörder oder Neurotiker geworden, wenn es ihm nicht gelungen wäre, seine Gelüste in sein Drama oder in seinen Roman ausströmen zu lassen, so ist doch in jenem „wenn“ der künstlerische Charakter schon vorausgesetzt; das ist ja das Problem. Seltsam bescheiden mutet daher der Schluß des FREUD'schen Buches über „eine Kindheitserinnerung des LEONARDO DA VINCI“ an: „Einer anderen Person wäre es wahrscheinlich nicht geglückt, den Hauptanteil der Libido der Verdrängung durch die Sublimierung zur Wißbegierde zu entziehen; unter den gleichen Einwirkungen wie LEONARDO hätte sie eine dauernde Beeinträchtigung der Denkarbeit oder eine nicht zu bewältigende Disposition zur Zwangsnervose davongetragen. Diese zwei Eigentümlichkeiten LEONARDO's erübrigen also als unerklärbar durch psychoanalytische Bemühung; seine ganz besondere Neigung zu Triebverdrängungen und seine außerordentliche Fähigkeit zur Sublimierung der primitiven Triebe.“ Selbst wenn

ich alles zugestehen wollte — wovon ich weit entfernt bin — müßte ich sagen, daß die Analyse vor dem echten charakterologischen Problem Halt macht. Wie ich mir seine Inangriffnahme denke, habe ich in meinem Vortrage über den Charakter des Künstlers (Bericht über den zweiten Kongreß für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft) gezeigt. Der tiefere Grund jener Scheidung liegt eben in der oft bemerkten naturalistischen Grundhaltung der Psychoanalyse. So sehr es ihr Verdienst ist, den mißachteten Trieben zu ihrem Rechte verholfen zu haben, so wenig geht es an, Charakterologie oder Persönlichkeitsforschung aus dem Kräfte-spiel einiger grob erdgebundener Triebe materiell und strukturell aufzubauen, wenn man sie auch sublimieren läßt oder alle möglichen anderen Künste mit ihnen vornimmt. OTTO RANK gibt einmal — in seinem Buche über den „Künstler“ (4. Auflage, 1922) — folgendes sehr glückliche Beispiel: „So kann etwa ein ursprünglich grausames Kind, das sich an Tierquälerei sadistisch befriedigte, später Metzger oder passionierter Jäger werden, und damit die alte Triebbetätigung und -befriedigung in wenig modifizierter, wenn auch sozial nützlicher Weise fortsetzen; es kann aber auch einen Beruf wählen, der ihm dies im Dienste höherer intellektueller und wissenschaftlicher Interessen gestattet, und etwa als Naturforscher die Vivisektion mit besonderem Interesse betreiben oder als Chirurg der Wissenschaft und seinen Mitmenschen wertvolle Dienste leisten; in einem weiteren Fall kann die allzu mächtige Triebregung intensiver Verdrängung verfallen und auf dem Wege der Reaktionsbildung in humanitären und ethischen Betätigungen Befriedigung suchen, die dem ursprünglichen Triebziele entgegengesetzt sind. Schließlich sind bei Verstärkung der ursprünglichen Triebanlage im Laufe der Reifung und mangelnder Ausbildung von Hemmungen die antisozialen Ausgänge in Perversion (Sadismus) und Verbrechen (Messerheld) möglich, wie anderseits eine allzu intensive Verdrängung zum mißglückten Ausgang in die gleichfalls asoziale (Zwangs-)Neurose führt.“ Wieder alles angenommen, erscheinen mir doch ganz andere Schlußfolgerungen geboten, als jene, die gemeinhin die Psychoanalyse zieht. Gerade weil jenes „grausame Kind“ sehr vieles „werden“ kann, ist doch der „Grausamkeitstrieb“ nur ein Ton in einem sehr reichen Akkord, und der Sinn dieses Tones wird nur aus dem Gesetz dieses Akkordes verständlich. Man hat ja auch häufig geglaubt, vom Pathologischen her das künstlerische Schaffen deuten zu können, statt zu fragen, wie denn das Pathologische in den künstlerischen Schaffensprozeß eingreift, unter welchen Bedingungen es ihn mobilisiert, anregt, beschwingt usw. (vgl. meine Abhandlung „Kunst und Geisteskrankheit“ in meinem Buche „Der Künstler“, 1925). Es ist sachlich un-

begreiflich, wie man vom Dichter, Naturforscher usw. charakterologisch ernst reden kann, ohne diese Strukturen in sich geklärt zu haben. Dann mag man ja untersuchen, ob etwa der Vivisektion betreibende Naturforscher sich dabei von Grausamkeitsgelüsten leiten läßt. Sie sind hier gewiß nicht wesensnotwendig. Aber selbst wo sie zutreffen, erzeugen sie doch nicht die spezifische Fachbegabung, sondern können sich höchstens ihrer bedienen. Und andererseits werden sie durch den Fachcharakter — wenn wir der Kürze wegen diesen Ausdruck verwenden dürfen — abgewandelt. Letztthin atomisiert doch noch die Psychoanalyse ihre Triebe wie selbständige Vermögen. Aber ein Trieb in einem bestimmten charakterologischen Ensemble, im Gefüge einer bestimmten Persönlichkeit, wirkt nicht nur auf diese, sondern wird auch durch sie geformt und gesteuert. Ist dem so — kein Psychoanalytiker wird das bestreiten — verschieben sich die Akzente: die Verfolgung eines Triebes besagt nur, was er für einen Charakter oder eine Persönlichkeit bedeutet. Die Psychoanalytiker kämpfen eben mit der gleichen Gefahr, wie etwa die materialistische Geschichtsauffassung: ihr wird alles Geistige zu einer Ideologie, während das eigentliche Kräftespiel im Wirtschaftlichen sich entfaltet. Während es gewiß gestattet ist zu fragen, was das Wirtschaftliche für das Geistige bedeutet, und diese Bedeutung kann einmal entscheidend, das anderemal peripher sein; und man muß weiter fragen, was denn das Geistige für das Wirtschaftliche bedeutet. Solange man nur wirtschaftlich sieht, erschaut man konsequent auch nur Afterformen des Geistigen. Dann aber ist es leicht, das Geistige zu entwerten. Oder man muß die Konsequenz abbauen und seine Stellung durch Hilfhypothesen zu retten trachten. In dieser Lage ist heute die Psychoanalyse. Die — zum Teil ergreifende — Mystik der Greisenjahre FREUD's ist so ein Rettungsversuch. Doch seine Mystik führt eher aus der Psychoanalyse hinaus, als in sie hinein.

Nur noch einen einzigen Punkt will ich hier zur Sprache bringen, auf den KUNO MITTENZWEY besonderes Gewicht legt. Bekannt ist die psychoanalytische Mythen- und Sagenforschung. Der Mythos soll die symbolische Form wählen, um das Anstößige zu mildern. Aber gerade das hat der Mythos nicht nötig; er besitzt diese Form, „weil sie der adäquate Ausdruck des symbolischen Welterfassens ist. Der Mythos symbolisiert nicht seine Erkenntnisse, geschweige daß er sie entstellte.“ Man lese einmal die prachtvollen Untersuchungen über die „Philosophie der symbolischen Formen“ oder über „die Begriffsform im mythischen Denken“ VON ERNST CASSIRER, um überhaupt den Zugang zu diesen Problemen zu gewinnen, die man dann sicherlich weit behutsamer anpacken wird

als die meisten Psychoanalytiker. Wobei nicht zu leugnen ist, daß ihr frischer Wagemut sehr vieles zutage gefördert hat, was vorher nicht bemerkt wurde. Und sie sind sich auch der Überdeterminiertheit der Symbole bewußt: das Symbol muß nicht dieses oder jenes bedeuten, sondern dieses und jenes. Aber wir müssen noch einen Schritt weiter gehen: auch dieses und jenes und ein drittes oder viertes genügen nicht. Denn immer noch scheint es, als ob das Symbol Gedanken, Stimmungen usw. manifestiert, die „dahinter“ stehen und sich eben in ihm „symbolisch“ verkleiden. Vielleicht handelt es sich um gar keine Verkleidung; sondern das alles schwingt undifferenziert und dumpf im mythischen Denken mit. Und die Aufspaltung seiner Möglichkeiten ist Reflexion über das mythische Denken, nicht dieses selbst. Es dünkt mich — um ein ganz anderes, aber einfaches Beispiel zu geben — müßig, darüber nachzusinnen, ob die alten Pythagoreer bei ihrer Zahlentheorie an die reale Existenz der Dinge aus Zahlen oder an die mathematische Bestimmbarkeit der Dinge gedacht haben, sie hatten gar nicht die Wahl zwischen diesen Möglichkeiten. Sie mußten sie also auch nicht irgendwie undeutlich einkleiden; die Vieldeutigkeit ihrer Lehre ist der einzig angemessene Ausdruck ihres Denkens, in dem das erschütternde Erlebnis der musikalischen Harmonie mitklingt usw. Hier ist von einer „Zensur“ gar keine Rede. Oder wenn Primitive glauben, daß Regen auch Schwangerschaft erzielen kann und nun Regen-zeremonien auftreten, so besagt das sicherlich nicht, es sei unanständig, direkt vom Geschlechtlichen zu sprechen und deshalb maskiere es sich in dem Regen-symbol und den ihm gewidmeten Zeremoniell: nein, der Regen ist hier genau so sexuell wie der Samenerguß. Die ganze Charakterologie wird verfälscht, wenn man Verdrängungen lehrt, wo keine gegeben sind usw. Ja selbst dort muß man vorsichtig sein, wo scheinbar Verdrängungen deutlich zu greifen sind: die Scheu, von dem Sexuellen auch nur zu sprechen, kann Angst sein, durch Nennung dieses Dämons von ihm geschwängert zu werden. Man schämt sich nicht des Sexuellen, aber man will aus irgendwelchen Gründen kein Kind. Daß es zu Verdrängungen, zu sexueller Symbolik kommt, ist sicher. Aber wir müssen fragen: unter welchen Umständen, warum? Keineswegs dürfen wir unsere gesellschaftliche Moral schrankenlos in primitive Verhältnisse übertragen und dann suchen, was für uns solche Symbole bedeuten würden, oder weshalb wir nach solchen Symbolen langen. Zumal, wenn die Psychoanalyse alle Harmlosigkeit unterhöhlt hat. Daß ich alles sexuell deuten kann, ist kein Beweis, daß diese Deutung zutrifft; häufig wichtiger für den Charakter des Deutenden als des Gedeuteten. Dasselbe Ding kann einmal ein sexuelles Symbol

sein, das andere Mal aber nicht. Es ist überhaupt erstaunlich primitiv, wenn mit bestimmten Symbolen (wie mit fertigen Wappenschildern) gearbeitet wird, statt mit Gesetzmäßigkeiten, denen zufolge bestimmte Formen der Symbolik sich ergeben. Das Symbol kann nur eine Vermutung rechtfertigen, ob eine derartige Gesetzmäßigkeit in Betracht kommt oder nicht. Die Wage in einem Bilde kann mich gleichsam anrufen: Aha! Gerechtigkeit! Aber ob sie Gerechtigkeit bedeutet, hängt von dem ganzen Zusammenhang des Bildes ab, nicht darf aber dieser Zusammenhang von der „Gerechtigkeit“ her konstruiert werden. Vielleicht läßt er sich mit dem erforderlichen Aufgebot von Spitzfindigkeit so durchführen, aber auch eine derartige Durchführung ist kein Beweis. Daß ich alle möglichen Dinge in eine Schachtel zusammenpressen kann, beweist nicht, daß diese Ordnung die natürliche und beste ist. An diesen Ordnungen scheitert besonders oft der Takt zweit- und drittklassiger Psychoanalytiker, während den Meister meist die geniale Schauung umwittert, auch wo er sie vergewaltigt und zu Tode hetzt.

§ 36.

Mit diesen Ausführungen sind wir auf ein Gebiet gedrungen, das ich als vergleichende Charakterologie bezeichnen möchte: die Charakterologie der Primitiven, des Kindes, des Verbrechers usw. und ihre „wechselseitige Erhellung“. ALFRED STORCH geht in seinem ausgezeichneten Buche über „das archaisch-primitive Erleben und Denken der Schizophrenen“ (1922) von der Ansicht FREUD's aus: „In das Nachtleben (Traum) scheint verbannt, was einst im Wachen herrschte, als das psychische Leben noch jung und untüchtig war, etwa wie wir in der Kinderstube die abgelegten primitiven Waffen der erwachsenen Menschheit, Pfeil und Bogen, wiederfinden.“ Gewiß, aber man muß sich hüten Analogien zu Identifizierungen zu verdichten, selbst Wesensverwandtschaften einfach in Blutsbrüderschaft umzutaufen. Der Primitive ist den Anforderungen seiner Lebenssphäre durchaus gewachsen, der Schizophrene behauptet sich nicht in der Lebenswirklichkeit. Ich weiß nicht, ob vergleichende Beobachtungen angestellt wurden zwischen „normalen“ Primitiven und schizophrenen Primitiven, ja nicht einmal ob eine Möglichkeit hierfür besteht, es erscheint mir jedoch sicher, daß sich auch hier sehr tiefgreifende Unterschiede ergeben würden, in ihrer Art nicht geringer, als bei uns. Nur wir sehen den Primitiven in weiter Lösung von der Realität, in dem seltsamen Autismus, aber er ist seinem Leben so weit angepaßt, als es nur irgend möglich scheint, und er wird häufig erst lebensuntüchtig durch die Segnungen unserer Kultur. Ich

glaube, daß unser ganzes Dasein dem Primitiven noch weit autistischer erscheinen würde, wieder mit Unrecht, denn er sähe es eben mit seinen Augen. Wie dem auch immer sei: eine vergleichende Charakterologie ist unerläßlich. Und sie hat schon schöne Früchte gezeitigt. Wobei unter Vergleichung nicht eine Verschleifung der Unterschiede verstanden werden darf, sondern alle Vergleichung setzt ja auch das Anderssein der Vergleichsobjekte voraus. Und die Geltung des Vergleiches bedarf methodischer Sicherung. Es ist z. B. nützlich, den Dichter mit dem Weibe oder dem Kinde zu vergleichen, auch mit dem Klatschsüchtigen oder dem Träumer. Bestimmte Züge werden hierdurch erhellt. Aber das spezifisch Dichterische bleibt natürlich gerade ungedeutet. Es geht nicht an, durch Vergleiche es auflösen zu lassen. Wir können vielleicht Zug für Zug die überraschendsten Analogien aufdecken, jedoch der Zusammenhang ist ein ganz anderer, der Sinn der einzelnen Züge verschieden. Die Emotionalität des Weibes ist nicht dasselbe wie die Emotionalität des Dichters, die anschauliche Sprache des Kindes nicht dasselbe wie die Sprache des Dichters. Dafür kann aber ein primär nach Gelderwerb strebender Dichter einem Geschäftsmann viel verwandter sein als seinen rein dichtenden Kollegen. Diese Bemerkungen sollen keineswegs einer vergleichenden Charakterologie den Boden abgraben, vielmehr zeigen, was echte vergleichende Charakterologie ist. Der Triumph einer vergleichenden Untersuchung der Menschenrassen wäre ja auch nicht das magere Ergebnis, daß alle Menschen sind, sondern eigentlich ein doppeltes: Klärung der besonderen Eigenart jeder Rasse durch den Vergleich mit allen anderen und Nachweis der einzelnen Gleichheits-, Verwandtschafts- und Ähnlichkeitsbeziehungen. So hat also alle Vergleichung letztlich ein zweifaches Ziel. Mag die eine Forschung diesem, die andere jenem Pol mehr zusteuern, sie verliert ihn, wenn sie ganz an den anderen verißt. Ich gebe ein Beispiel aus der Kunstgeschichte: die Verwandtschaft zwischen antikem und modernem Rokoko ist auffällig. Aber weder ist antikes Rokoko einfach modernes, noch umgekehrt. Es geht um den Sinn dieser Verwandtschaft und dann natürlich auch um ihre genetische Erklärung. Bestimmt man aber nicht diesen Sinn, hält man eine Beziehung in Händen, die gerade das spezifische Verständnis der beiden Stile verschleiert, während sie im anderen Falle nicht nur zu diesem beiträgt, sondern auch die weiteren Fragen nach ihren Gründen anregt.

Ich will hier abbrechen. Dieser ganze zweite Teil unseres Buches hat uns mit einer Fülle charakterologischer Forschungswege bekannt gemacht und zugleich den Gegenstand der Charakterologie in einem Umfange gezeigt, daß wir gewiß davor bewahrt sind, diesen Wissenszweig

als eine leicht und schnell zu behandelnde Angelegenheit zu betrachten. Andererseits ist es doch auch keine Fülle des „Nebeneinander“. Rührt doch gerade dieses von der Einseitigkeit her, mit der jeder seine Bahn verfolgt. Wir glauben vielmehr immer wieder auf die Einheit in jener Mannigfaltigkeit hingewiesen zu haben, und so löst sich auch die Charakterologie — wie wir sie auffassen — nicht in einzelne Charakterologien auf: nein, sie werden nur durch jene möglich. Und nur kraft ihrer Einheit stehen sie auch im ständigen Tauschverkehr des Gebens und Nehmens. Die Charakterologie des Kindes, des Verbrechers, des Künstlers, des Kranken, des Machtmenschen, des Zauderers, und dann Physiognomik, Graphologie fallen eben nicht auseinander, um summiert erst die allgemeine Charakterologie zu schaffen; durch den sicheren Stellenwert in ihr werden sie erst verfestigt und beglaubigt. Nur in ihr und durch sie klären sich letzthin die einzelnen Kategorien und Gesichtspunkte und überwinden ihre Zufälligkeit. Und es bot sich uns das gleiche Bild, wie in der Psychologie: sie kann nicht von der Kinderpsychologie her aufgebaut werden, noch von der Tierpsychologie oder von der pathologischen. Die allgemeine Psychologie ist Anfang und Zentrum. Aber zu ihrem Ausbau bedarf sie notwendig der Kinderpsychologie, der Tierpsychologie usw., so wie diese sich nicht von ihrer Mutter loslösen können, ohne damit ihren Charakter als psychologische Disziplinen einzubüßen. Alle Versuche, die Charakterologie von außen oder von einem Spezialgebiet aus zu erobern, schlagen fehl und müssen — wie wir sahen — fehl schlagen. Man erobert Landfetzen, aber kein lebensfähiges, geschlossenes, autonomes Reich, das fähig ist, seinen Provinzen Kraft und Nahrung zuzuleiten und auch rückwirkend von ihnen zu empfangen. So löst sich also aus der Fülle nur ein Königsweg. Wer ihn geht, findet alle anderen; wer ihn verfehlt, irrt im Kreise umher. Die allgemeine Charakterologie ist Anfang und Zentrum und sie bestimmt ihre Methoden nach ihren Zielen.

Dritter Teil
Charakterologische Leitlinien

§ 1.

Wir sagen geflissentlich zurückhaltend: Leitlinien, und nicht etwa Kategorien oder Systematik. Gewiß glauben wir durch die Erörterungen der beiden ersten Teile den systematischen Ausgangspunkt gesichert, aber die Möglichkeit eines Systems ist noch nicht das System. Ich hoffe, daß gerade die kritische Überschau der Forschungswege, des Materials usw. uns mit der Bewußtheit der Schwierigkeiten erfüllt hat, nicht um erschreckt das Ziel zu verlieren, sondern um es sich genügend weit zu stecken. Ja, planvolle systematische Arbeit ist noch etwas anderes als Arbeit auf ein System hin. Auf erstere können wir keinen Augenblick verzichten, letztere müssen wir — wie wir bereits sagten — tunlichst weit herauschieben. Die Systemvorliebe darf nicht vergewaltigend die Arbeit behindern und stören. Es ist nichts leichter, als irgendeine Fächereinteilung auszubauen und dann diese Fächer mit charakterologischen Typen sauber auszufüllen. Es fehlt jede Bürgschaft, daß Vollständigkeit vorliegt. Gewiß, die verwendeten Gesichtspunkte lassen bloß diese Variationen zu, aber warum verwendet man nur diese und keine anderen Gesichtspunkte? Und sind sie wahrhaft für die betreffenden Typen konstitutiv, oder treffen sie nur bestimmte Seiten an ihnen? Es erscheint mir überhaupt als verhängnisvolles Vorurteil, eine zahlenmäßig fixierte Tabelle errechnen zu wollen. Das ist doch genau so, wie wenn ich festlegen wollte, so viele Kunststile kann es nur geben, und alle Kunstwerke müssen sich nun auf diese Stile aufteilen lassen oder sind Mischformen innerhalb dieser Stile. Aber eine Stilgliederung kann und muß unter verschiedensten Gesichtspunkten vorgenommen werden: Zeitstil, nationaler Stil, Material-stil, Künstler-stil usw. usw. Die mögliche Zahl der Kulturen, Nationen, Materialien, Künstler usw. vermag ich doch im vorhinein gar nicht auszusagen, und es ist doch ganz ungerechtfertigt, wenn ich die Gegenwart als Abschluß ansetze. Im Schoße der Zukunft liegen neue Stile. Ich müßte also die Tabelle immer wieder ergänzen. Und ferner: ich müßte überhaupt — was noch schwerer in die Wagschale fällt — das einzelne

Kunstwerk verschiedenen Stilen zuordnen: einem Zeitstil, einem nationalen Stil usw. Oder ich gewänne komplexere Stile: etwa den deutscher Holzplastik des 15. Jahrhunderts usw. Ich will nun aber diesen Vergleich nicht weiter spinnen; er zeigt uns wohl, worauf es ankommt: auf die Gesichtspunkte. Welche grundsätzlichen künstlerischen Möglichkeiten liegen in der kulturellen, nationalen, materialen usw. Bedingtheit? Die entscheidenden Gesichtspunkte muß ich erst kennen lernen. Das wäre Aufgabe einer charakterologischen Kategorienlehre. Und hier ist Vollständigkeit ein gebotenes und mögliches Ziel. Denn das ist etwas ganz anderes als Vollständigkeit der Charakter-typen. Es ist ferner ein gänzlich unbegründetes Vorurteil zu glauben, die Charaktertypen müßten sich allemal gleichsam auf das Prävalieren einer Kategorie stützen. Warum denn nicht auf eine jeweils andere Gesetzlichkeit ihres Zusammenhanges? Die einzelne Kategorie ist überhaupt noch nicht der Charakter, wie die einzelne Bedingung künstlerischer Gegenständlichkeit noch nicht das Kunstwerk ist. Aber ich verstehe nicht die Gegenständlichkeit des Kunstwerkes, ohne erst einmal ihre Bedingungen zu kennen. Gewiß ist das Kunstwerk nicht die Summe dieser Bedingungen, sondern das Gesetz ihrer Verknüpfung. Denn jede Bedingung weist auf die andere notwendig hin, sie ist überhaupt nur Bedingung im Ensemble der anderen und durch dieses Ensemble. Damit ist auch schon der Gedanke abgewehrt, als ob wir auf eine Zersplitterung oder Atomisierung des Charakters ausgingen. Wir betrachten immer die Ganzheit des Charakters — sie dürfen wir niemals aus dem Auge verlieren — aber unter einer Kategorie. Sagen wir etwa, eine Farbe habe eine bestimmte Qualität, Helligkeit, Sättigung usw., so meinen wir sicherlich nicht — das wäre reiner Unsinn — die Farbe setze sich aus diesen Momenten wie aus Stücken zusammen. Diese Qualität hat eben diese Helligkeit und diese Sättigung usw.; dieses rot ist zugleich so hell und gesättigt, und es wäre anders, wenn nur eines dieser Momente sich verschieben würde. Es sind Gesichtspunkte, unter denen ich die eine Farbe betrachte, nicht Stücke, in die ich sie zerreiße. Wollte ich dies, so würde ja immer noch jedes Stück durch all diese Momente bestimmt sein. Und diese Möglichkeit müssen wir berücksichtigen, wenn wir von charakterologischen Kategorien handeln: Sie sind keine Bausteine, Bauklötze, sondern eher Baugesetze, Bauvorschriften. Die Bronze als Metall interessiert den Kunstforscher nicht, aber die Bronze als künstlerisches Gestaltungsmittel. Denn dank ihr ist schon „mit“ über das Formproblem entschieden. Sie läßt nicht jede Darstellungsweise zu, duldet nicht jeden Gehaltswert usw., also durch sie ist bereits eine Bedingung für das Baugesetz des Kunstwerkes gegeben, eine

Bauvorschrift. Selbstverständlich nur eine Bedingung, die allein ihre Erfüllung gewinnt im Verein mit allen anderen, weil jede Bedingung die anderen mitbedingt (vgl. die Untersuchungen im zweiten Bande meiner „Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft“, 1920).

So scheint nun alles zunächst auf eine charakterologische Kategorienlehre hinzudrängen; doch hier muß ich nun bremsen. Ich wünschte, wir wären so weit, leider wir sind es nicht. Und auch der lebhafteste Wunsch darf die Lage nicht verdunkeln. Denn heute sind wir immer in Gefahr, irgendwelche Leitlinien als Kategorien einzuschmuggeln, um dann schließlich bei einem ganz verworrenen kategorialen Geflecht zu landen. Und wir haben dann nur die Mühe, es wieder zu entwirren. Darum erscheint es mir weit sauberer und dem heutigen Stande angepaßter, wenn wir uns mit „Leitlinien“ bescheiden. Allerdings sind wir nicht so genügsam, sie einfach nebeneinander zu postieren, sondern wir wollen erst einmal jede einzelne prüfen und dann auf ihre wechselseitige Verschränkung achten. Es sollen also in keiner Weise „zufällige“ oder willkürlich aufgeklaupte Leitlinien sein. Damit hoffen wir auch für die ersehnte Kategorienlehre die bestmögliche Vorarbeit zu leisten, ja zum Teil an ihr selbst zu arbeiten. Immerhin: die Distanz zu ihr wird nicht überwunden, weil der Versuch einer gewaltsamen Überwindung sie nur schädigen würde. Die kategoriale Anordnung müßte schon eine andere sein als die von uns gewählte; eine wesentlich vereinfachte. Wir werden bei Gelegenheit darauf hinweisen. Aber der Hang zu jener Einfachheit geht nur über die Vielheit. Und man bedenke, daß es doch erforderlich ist, den Rang, das Niveau der einzelnen Leitlinien genau zu erkennen; denn daß sie ohne weiteres in der gleichen Ebene liegen müssen, erscheint ganz unwahrscheinlich. Ihre charakterologische Wertigkeit ist nicht dieselbe. Weiter geht die Frage, inwieweit eine Reduzierbarkeit besteht, die allerdings nicht von einem falschen Einheitswahn besessen sein darf, oder von der fast krankhaften Mode, alles in ein Gegensatzpaar zu schlichten. Vielleicht wird man schlechthin sogar bei Kategorien verschiedener Ordnung landen, deren gegenseitiger Sinn fest umgrenzt werden muß, aber mit darauf fußt, daß sie nicht die nämliche Stufe einnehmen. Und immer ist selbstverständlich darauf zu achten, ob es sich um Bestimmtheiten eines jeden möglichen Charakters handelt oder nur um Bestimmungen gewisser Charaktere. Das schließt nicht aus, daß man auch jene Bestimmtheiten am besten an der Hand gewisser Charaktere studieren kann, ohne damit in sie Spezielles und nicht allgemein Gültiges hineinzutragen. Ihre Bedeutung kann noch immer in verschiedenen Charakteren eine verschiedene sein, aber kann sie jemals auf den Nullpunkt sinken, einfach

entfallen? Wir wollen jedoch diese Vorbemerkungen nicht zu lange ausdehnen, die Arbeit muß sie rechtfertigen.

Was nun die Arbeit betrifft, so empfinde ich — alle sachlichen Schwierigkeiten ausgeschaltet — eine sehr erhebliche Schwierigkeit der Darstellung in folgendem: es würde sich fraglos empfehlen, ein großes empirisches Material aufmarschieren zu lassen, um durch Häufung der Beispiele die Leitlinien klar hervorzuheben. Und es wäre weiter zu wünschen, in Auseinandersetzung mit der Literatur zu zeigen, warum die Linien gerade so gezogen werden und warum man ihre andere Skizzierung vermeidet. Trotzdem sehe ich davon ab. Der Auseinandersetzung mit der Literatur bin ich im vorhergehenden Teile gewiß nicht ausgewichen, ich habe sie geflissentlich aufgesucht. Aber ich befürchte eine ermüdende und fast ungeheuerliche Weitschweifigkeit, wenn ich von Fall zu Fall in eine Aussprache mich einließe, die — um förderlich zu werden — sicherlich nicht mit ein paar Worten abgetan werden könnte. Gegen meine Gewohnheit muß ich mir also darin größte Zurückhaltung auferlegen; sie soll auch die Straffheit der Gedankenführung unterstützen, die sonst immer wieder unterbrochen werden müßte. Ähnliches gilt nun auch von der Materialverwertung. Eine breite Diskussion von Fällen würde nicht nur den Umfang des Buches ungebührlich anschwellen lassen, sondern auch vielfach vom Wesentlichen ablenken. Denn uns kommt es nicht primär auf die Fälle an, nein, auf das Grundsätzliche. Wo wir Beispiele heranziehen — und das müssen wir natürlich — sind sie deswegen möglichst schlicht und einfach gehalten, gar nicht interessant und sensationell. Sie dürfen nicht die Aufmerksamkeit verschlingen; sie sind erledigt, wenn das Gemeinte an ihnen sichtbar wird. Trotzdem hoffe ich, daß man die Erfahrung immanent spürt und nicht die blasse Luft der Studierstube. Wer eine Ästhetik schreibt, muß ja auch nicht seine ganze Kunsterfahrung dem Leser auftischen; er merkt sie fast in jedem Satze. Der Kunst-erfahrene spricht eben anders als der Kunstfremde. Aber gewiß bin ich der Ansicht, daß die hier dargebotenen Leitlinien jener ergänzenden Arbeit bedürfen, ja, ich bin — wie ich schon oben sagte — fest überzeugt, daß sie nicht nur eine solche Ergänzung verlangen, sondern letzten Endes eine Umgestaltung zu einer reifen Kategorienlehre. Und dieser Umstand bringt nun noch eine weitere darstellerische Schwierigkeit: die Darstellung kämpft gleichsam einen Zwei-Fronten-Krieg; auf der einen Seite muß sie aufgeschlossen sein für die Fülle des Vorhandenen und Auffindbaren, auf der anderen bestrebt, jene vereinheitlichenden Ankergründe zu sichern. Sie darf weder entgleisen in farbenfrohe Schilderungen noch in Farben auslöschende Erstarrung. In der Kunstphilosophie ist es z. B.

viel leichter: man braucht nur die „Fälle“ — die Kunstwerke — zu nennen; wenige Worte reichen hin, um die Belege zu bringen. Die Charakterologie kann dies nicht, wenigstens heute noch nicht. Vielleicht wird sie in absehbarer Zeit über ein Arsenal klassischer „Fälle“ verfügen, deren einfache Erwähnung schon den Leser genügend orientiert. Und nur noch eines: nehmen wir an, wir hätten jene charakterologische Kategorienlehre. So heißt das noch keineswegs, daß sie schon ohne weiteres charakterologische „praktische“ Arbeit gestattet. Zwischen dem Einzelfall und jenem kategorialen System klafft eine tiefe Kluft, die nur durch Leitlinien usw. überbrückt werden kann, die sich immer feiner und dünner verzweigen. Nur so werden dann auch die einzelnen Strukturen verständlich, während wir sonst immer nur gleichsam mit einem Gerippe uns bescheiden müssen. Und wenn ich auch sicherlich nicht allen Verästelungen und Verzweigungen nachgehen kann, ihre Ansatzstellen sollen doch gezeigt werden, ihre grundsätzlichen Möglichkeiten. Darum streben wir hier auch — obgleich wir hinter einer echten Kategorienlehre zurückbleiben müssen — andererseits mehr an, als eine Kategorienlehre als solche zu bieten vermag. Und denken wir einmal an das Schlimmste: alles sei falsch, was ich behaupte. Nicht nur etwa, weil es von Besserem überflügelt wird, sondern weil es einfach als untauglich weggeworfen wird. Auch dann bleibt die Frage: ob nicht prinzipiell der Weg, den ich gehe, der allein mögliche ist, mag ich auch persönlich unfähig sein, auf diesem Weg zu tragbaren Ergebnissen vorzustoßen. Und so sehr ich im Einzelfalle gern bereit bin, mich eines Besseren belehren zu lassen, ja sogar hoffe, daß dies bald und gründlich geschieht; mein eigenes „Jahrbuch“ wird sich in dieser Richtung bemühen; so wenig kann ich glauben, daß irgendein anderer Weg der Charakterologie als Wissenschaft offen steht. Man mag eine Zeitlang auf Seitenpfaden reiche Ernte halten, aber alle diese Pfade müssen in die Hauptstraße der Charakterologie einmünden, um nicht in die Irre zu laufen. Wer sich nicht über das Wesen des Charakters klar ist, verfällt ständig der Gefahr, dieses zu verkennen. Er wird nie in der Lage sein, die charakterologische Wertigkeit einzelner Momente zu bestimmen, er wird sie unter- oder überschätzen. Er wird zu den verschiedensten Ordnungssystemen gelangen, aber zu keinem, das in sich charakterologisch legitimiert ist. Und darum trenne man im folgenden die Kritik am Einzelnen von der Kritik am Prinzipiellen. Denn ihm soll hier letzthin alles Einzelne frommen und dienen.

§ 2.

Charakter bedeutet uns: die Persönlichkeit gesehen unter dem Gesichtspunkte ihrer Strebungen, bzw. die Strebungen in ihrem Sinn für die Persönlichkeit. Das ist also unser Problem, und dieses Problem muß uns allein leiten. Unter Streben verstehen wir demnach nicht eine Klasse von psychischen Phänomenen, sondern die gesamte Persönlichkeit nach einer bestimmten Richtung hin; und wir enthalten uns auch jeder vorgängigen Vermutung über den Bewußtseinsgrad oder die mögliche Unbewußtheit jener Strebungen. Will man sich sie verdeutlichen, so denke man vorerst einmal daran, was man ganz populär darunter meint, wenn man von einem sagt, er strebe nach Macht oder Reichtum, nach Zärtlichkeit oder Beifall, nach Wissen oder Vergnügen. Man glaubt dies aus seinem Wesen abzulesen, und man verharret vielleicht sogar bei diesem Glauben, wenn der Betreffende den fraglichen Sachverhalt abstreitet, sei es, weil er ihn nicht wahr haben will, sei es, weil er sich selbst gar nicht klar darüber ist. Und man sagt etwa, der eine verfolge mit hoher Intelligenz sein Streben, der andere dumm und töricht, der eine nachdrücklich und der andere lässig, der eine brutal, der andere mit zarter Rücksichtnahme. Mit diesen volkstümlichen Anschauungen — die also das Streben nicht isolieren und in seiner Bewußtheit festlegen — wird schon eine Fülle von Aufgaben der Charakterologie überwiesen. Ja, wir sehen sogar den systematischen Zusammenhang dieser Aufgaben, die eben den Möglichkeiten jenes Strebens nachgehen und immer dieses im Auge behalten. Sie greifen also nicht zufällige Momente heraus, sondern tunlichst solche, die für das Streben entscheidend, konstitutiv sind. Sie fragen eigentlich: was gehört dazu? was sind seine Bedingungen? wie vereinen sie sich in ihm? Und es wäre kein unebener Gedanke, von solcher Warte aus die populäre Charakterologie des gewöhnlichen Volkes zu studieren, gleichsam die im gewöhnlichen Hausbrauch übliche Charakterologie. Sie verfügt nicht nur über einen Reichtum von Einsichten, der erstaunlich ist, sondern auch über eine primitive Systematik, um die sie manche wissenschaftliche Charakterologie beneiden könnte. Gewiß ist diese Systematik nicht auf dem Boden der Wissenschaft gewachsen, aber es ist doch bezeichnend, wie die Praxis sie allmählich herausschleift. Eine Logik wäre verloren, die sich allein von der Sprache her orientieren wollte: zweifellos bietet sie nicht ein treues Bild des „Denkens“, sondern ganz andere Momente sind auch in ihr wirksam. Aber keine Logik wird die Sprache vernachlässigen dürfen, ohne sich selbst schwer zu schädigen. So ist auch die volkstümliche Charakterologie nicht der Prüfstein oder

die Richterin der wissenschaftlichen, sie wird niemals ungeprüft ihrer Güter sich bedienen können, aber sie darf sie auch nicht mißachten. Ja, es ist eine sehr interessante Frage, warum denn die volkstümliche Charakterologie zu bestimmten „Irrtümern“ gelangt und gelangen muß, warum sie vieles falsch spiegelt. Hinsichtlich der Sprache wurden derartige Untersuchungen mit Erfolg geführt; sie konnten zeigen, daß eben die Sprachentwicklung sicherlich nicht allein vom logischen Denken beherrscht werden darf und kann. Und der natürliche Zweck aller volkstümlichen Charakterologie ist der, daß man sich bequem zurecht findet. Auf beidem ruht der gleiche Nachdruck. Zu dem bequemen Zurechtfinden gehört auch der egozentrische Standpunkt und weitgehende Vereinfachung. Ferner: ein ständiges Werten. Und all diese Momente — wir haben nur einige erwähnt — verfälschen nun die Charakterologie. Aber wie man mit einer rein wissenschaftlichen Sprache nicht leben könnte — natürlich außerhalb der Wissenschaft — so könnte man vielleicht mit einer wissenschaftlich ganz gereinigten Charakterologie auch nicht „leben“. Sie wäre ein zu schweres Gepäck. Dies schließt nicht aus, daß die volkstümliche Charakterologie zahlreiche Verbesserungen vertragen würde, sie lernt ja auch zu und saugt in sich Einsichten ein und wirft andere weg, aber all dies erfolgt in der Richtung ihrer Ziele, und die weichen wesensgemäß von denen einer wissenschaftlichen Charakterologie ab. Nur wenn man sich darüber klar ist, wird man die ganzen Früchte der Volkscharakterologie ernten können, ohne sich an ihnen den Magen zu verderben. Es ist aber törichter Dünkel, auf jenes „Populäre“ hochmütig herabzuschauen und ihm auszuweichen. Man beweist damit nur seine Unfähigkeit, es wissenschaftlich auszuwerten. So wird also der Hinweis auf diese Charakterologie wohl jedem Mißverständnis entzogen sein.

§ 3.

Gehen wir nun von jenem „Streben“ aus, so erscheint wohl als erstes seine Richtungsbestimmtheit. Das Streben zielt irgendwohin. Ja, nehmen wir einmal den Fall, es gäbe ein schlechthin zielloses Streben, wäre diese Ziellosigkeit seine Richtungsbestimmtheit, es wäre durch sie gekennzeichnet. Aber wir sprechen jetzt nicht primär von den Zielen — sie werden uns viel später beschäftigen — nein, von der Richtungsbestimmtheit des Strebens, nach ihrer formalen Beschaffenheit hin. Und auch da denken wir vorläufig nur an ein einziges Moment, das wir als ihre Dimensionalität bezeichnen können. Der Eitle strebt zu gefallen, der Ängstliche nach Sicherung, der Forscher nach Wissen. Das Streben bewegt sich in einer einzigen Linie; es wird in seiner Gesamtheit verständlich,

wenn wir diese Linie fassen: es ist eindimensional. Nun aber kämpfen z. B. das Streben nach Reichtum und das nach reiner Forschertätigkeit miteinander. Vielleicht wird das eine vom anderen unterjocht, immerhin es bleibt sprungbereit. (Diese Dynamik werden wir noch zu erörtern haben.) Aber es können auch die beiden Teilstrebungen verharren. Wir verstehen dann nicht die Gesamtheit des Strebens von einer Teilstrebung aus; wir brauchen beide Linien. Es liegt demnach Zweidimensionalität vor. Und auf gleichem Wege gelangen wir zur Dreidimensionalität, Vierdimensionalität, bis zur Allseitigkeit. Das Streben zielt auf alles, aber in gleicher Weise auf alles, ohne daß eine Strebung die andere überragt. Sei es, daß sie an sich die nämliche Stärke haben, sei es, daß die stärkeren immer wieder in diese Ordnung zurückgewiesen werden. Wir haben hier also nur dieses eine Moment der dimensionalen Richtungsbestimmtheit vor uns. Aber — und das ist entscheidend wichtig — wir sehen zugleich, wie dieses Moment notwendig die anderen fordert. An dieser Stelle will ich nur einige weitere in Form von Fragen namhaft machen, um damit schon den Zusammenhang zum folgenden zu verdeutlichen, und zwar einen Zusammenhang, den nicht etwa wir stiften, nein: den das Problem selbst setzt, erzeugt. Jene Dimensionalitäten können ja von Beginn an irgend wie gegeben sein, oder sich erst durchkämpfen.* Sie können sich vereinheitlichen, aber auch zersplittern, zerspalten. Sie können einander helfen, beschwingen, aber auch hemmen, lähmen. Sie können frei sich entfalten, oder durch Widerstände abgebogen, geknickt, gebrochen werden. Und es kommt schließlich auch auf die Ziele an, und andererseits auf das Material, das die Strebungen zu mobilisieren vermögen, auf Stärke und Beschaffenheit, Qualität und Ausrüstung der Truppen, die sie in den Kampf einwerfen. Das sind nur einige Fingerzeige zur Fortsetzung, und — wie ich eben meine — zu einer natürlichen Fortsetzung. Da ist es im vorhinein schon leicht möglich — ja sogar ganz gewiß — daß ich manche Wegweiser übersehe oder unrichtig deute. Aber das spricht nur gegen mich, nicht gegen das Straßensystem. Hoffentlich kerben dann andere die Wegmarken so fest ein, daß man nicht mehr unversehens an ihnen vorbei kann. Wenn ich methodisch und grundsätzlich im Rechte bin, so werden eben jene wenigstens wissen, wo sie die Wegmarkierungen zu suchen haben. Daß man dies aber heute in der Charakterologie weiß, das wage ich eben anzuzweifeln. Wir wollen jetzt dieses Moment der dimensional Richtungsbestimmtheit in seinen Möglichkeiten wenigstens etwas näher betrachten: die Eindimensionalität, die Mehrdimensionalität und die Allseitigkeit.

§ 4.

Wir sprechen also zuerst von der Eindimensionalität. Der Einwand wäre unangebracht, wir müßten sie erst gleichsam im Längsschnitt sichern: vielleicht besteht sie nicht von jeher, vielleicht spaltet sie sich wieder auf. Aber so fragen kann man doch erst, wenn die Eindimensionalität zum Problem geworden ist, wenn sie als solche erkannt wurde. Wir sehen etwa den Eitlen, der unbedingt und immer gefallen will. Er langweilt sich in Gesellschaften oder meidet solche, wo ihm das Gefallen nicht glückt. Derartige Menschen sind ihm verhaßt; er verfolgt sie mit seiner Rache, denn sie sollen erfahren, wer er ist. Wenn er sie schädigt, dann merken sie schon, an wem sie sich versündigt haben. Er läßt sie ihren „Hochmut“ büßen und es schmeichelt ihm, wenn sie mürbe und zerknirscht seine Hilfe in Anspruch nehmen. Dann ist er vielleicht gnädig und genießt eitel seine Gnade. Aber er ist nicht eigentlich gnädig, sondern er genießt immer nur seine Eitelkeit. Alles dient ihm nur als Mittel, um diesem Streben zu fröhnen. Er kann sich demütigen, entwürdigen in grenzenloser Weise, wenn er um Beifall buhlt. Und das andere Mal ist er stolz und hoffärtig. Er kommt sich großartig vor in dieser Pose und nimmt huldvoll die Bewunderung entgegen oder glaubt dies wenigstens. Er ist mißtrauisch, wo er eine Verletzung seiner Eitelkeit, also — von ihm aus — seiner ganz berechtigten Forderungen auf Anerkennung wittert, bis zur Idiotie unkritisch, wo er geschickter Zustimmung begegnet. Er ist also schlau oder dumm, je nachdem es in seine eindimensionale Richtungsbestimmtheit hinein paßt. Treibt er Musik oder Wissenschaft, geht er zur Kirche oder in die Wahlversammlung, immer ist es im tiefsten Sinne — wenn eben jene vorausgesetzte radikale Eindimensionalität zutrifft — eine eitle Zeremonie, mit der er bei sich und anderen um Applaus wirbt. Den eigenen Applaus schenkt er sich freigebig, über den der anderen täuscht er sich in weiten Grenzen. Aber was auf Applaus bezogen werden kann, wird auch so ausgedeutet. Wenn er an sich zweifelt oder gar schärfste Kritik übt, seine eigene Eitelkeit als schamlose Gemeinheit brandmarkt, so muß dies keineswegs echte Selbsteinkehr und Selbstprüfung sein, sondern nur eine neue Maske der Eitelkeit, vielleicht eine ihrer genußvollsten Masken: er ist ganz gerührt ob seines eigenen Wertes, den ihm jene Zweifel, Kritik und Vorwürfe beglaubigen. Denn nur ein sehr wertvoller Mensch kann sich — wie er meint — so peinigen, während doch diese „Peinigung“ nur ein pikantes Prickeln ist, aus dem er Honig schlürft. Und den anderen spielt er dieses — freiwillige oder unfreiwillige — Theater vor, und die sollen ihn in seiner Glanzrolle

anstaunen, ihm womöglich die richtigen Stichworte geben. Wenn er liebt, ist diese seine angebliche Liebe wieder nur wunderbare Gelegenheit zu tausend Eitelkeiten; er muß geliebt werden oder den Schein des Geliebtwerdens haben, um sich in dieser Sphäre zu brüsten und sein Pfauenrad zu schlagen. Und darum ist er unzuverlässig und untreu in Freundschaft und Liebe, weil seine Zuverlässigkeit oder Treue allein die Eitelkeit regelt. Sonnt sie sich in ihnen, kann er extrem treu und zuverlässig sein, glaubt oder fühlt er aber, anderwärts besser seine Eitelkeit auszukosten, dann ist es aus mit jenen eben noch hoch gepriesenen und zur Schau stolz getragenen Tugenden. Er wird schon eine ihn adelnde „Tragik“ finden — jene waren nicht wert solcher vergeudenden Verschwendung seines edelsten Menschentums — aus der er neu die Wollust seiner Richtungsbestimmtheit saugt. Und er kann auch von Liebe und Freundschaft sich absperren, jammern, daß niemand zu ihm hält, niemand sich etwas aus ihm macht; und in diesem Jammern bläht sich die raffinierteste Eitelkeit, denn wie ein Aushängeschild nach innen und außen kündet sie: seht, ich bin so eigenartig, daß gar niemand mich verstehen kann. Die flachsten, unbedeutendsten, häßlichsten Menschen finden mitfühlende Genossen, nur ich nicht. Gewiß habe ich Fehler, aber andere haben auch Fehler. Nicht sie stoßen also ab, sondern meine einzigartige, undurchsichtige, komplizierte und deswegen befremdende Eigenart. So wird dieses — zum Teil arrangierte — Unglück wieder zum Glück des Eitlen, zu einer seiner vielen Masken. Und es kann sogar etwas relativ Naives, Gewinnendes in all dem Getue liegen — gerade deswegen vermag es auch bei anderen echte Sympathien zu wecken, die rückwirkend die Eitelkeit des Betreffenden noch schüren und steigern — weil der Eitle von seinen Vorzügen und Leistungen überzeugt ist, mindestens besteht die Möglichkeit dazu. Es kommt uns jetzt nicht auf eine Charakterologie des Eitlen an, noch viel weniger darauf, ob die Eitelkeit eine Minderwertigkeit überkompensiert oder welchen Ursprungs sie ist, sondern lediglich auf ein Beispiel für das, was wir unter eindimensionaler Richtungsbestimmtheit des charakterologischen Strebens verstehen. Dieses Moment macht nicht „den“ Charakter, aber es ist ein Moment „am“ Charakter. Und die verschiedenartigsten Charaktere können einander in diesem Moment begegnen. Der Machtmensch zeigt es z. B.; was er auch tut, dient dem Gesichtspunkt der Macht. Oder er empfindet sein Tun als irrig. Er knüpft Freundschaften an, um durch sie seine Macht zu steigern. Er will Macht über die Frauen und Machtzuwachs durch die Frauen, etwa durch eine passende Heirat. Er bricht die Ehe, wenn Untreue geeignet scheint, seine Macht zu vergrößern. Er ist vielleicht Vorsitzender zahlreicher humani-

tärer Vereine und leistet auch in dieser Eigenschaft Hervorragendes, aber all diese Bemühungen und Leistungen sind nur Sprungbrett zur Machtgewinnung. Wie der Eitle ringt er um Beifall, doch nicht um sich in ihm zu sonnen, nein, reale Macht will er durch ihn erreichen. Und er schüttelt ärgerlich oder gleichgültig den Beifall ab, der ihm nicht in jener Weise lohnt. Für „leeren“ Beifall zeigt er keine Liebe. Auch auf „Gefallen“ legt er nicht viel Wert, es sei denn als Werkzeug zur Macht. Wissenschaft, Politik, Religion sollen seine Macht begründen oder große geschäftliche Trusts. Unverbindliche Schmeicheleien verachtet er, ganz „Wirkliches“ strebt er an. Mengt sich Eitelkeit in dies Streben, kann sie — so sehr sie auch die Machtgier schürt — dem realen Kampfe um die Macht verhängnisvoll werden. Sie lügt z. B. nach dem Glanze von „Ehrenstellen“ — deren repräsentative Schauseite möglicherweise das innere Gewicht überwiegt — aber die Macht will Einfluß, und den übt sie oft stärker im Geheimen. Um die Geste muß sie nicht die anderen beneiden. Es ist auch etwas ganz anderes, eine „schöne“ Frau zu freien, weil man stolz ist auf ihre Schönheit und eitel, weil man der Besitzer solcher Schönheit ist, und eine „reiche“ Partie zu machen, wozu noch angesehene Schwiegereltern und Verwandte kommen. Und auch da schätzt der Machtmensch nicht Geld und Stand in sich, sondern als tragfähigen Boden für seine auf Macht abzielenden Unternehmungen. Nur die Einsicht in die eindimensionale Richtungsbestimmtheit läßt uns all diese Wertungen und Rangierungen verstehen.

Nun aber darf man fragen: gibt es solche radikale Eindimensionalität? Annäherungen an sie wird wohl niemand bezweifeln. Und auf jeden Fall ist geboten, diese Möglichkeit — rein für sich — ins Auge zu fassen, mag sie auch dann durch andere Momente gemildert werden. Wir machen uns die einzelnen Momente niemals deutlich, wenn wir sie nicht zuerst einmal in ihrer klassischen Ausprägung mustern. Mit verwaschenen Leitlinien läßt sich nicht sauber arbeiten. Und diese Sauberkeit stört und behindert nicht die Forschung, solange sie nicht das Ansinnen stellt, das Leben müsse auch immer so „sauber“ sein. Da entdecken wir eben an einem Punkte, daß wir mit der Eindimensionalität nicht durchkommen, daß Teilstrebungen da sind, die sich ihr widersetzen, ihr nicht untergeordnet werden. Nur das Moment der Richtungsbestimmtheit, sicherlich nicht das der Eindimensionalität ist wesentlich für jeden Charakter.

Nur noch eine Frage: haben wir das Recht, etwa das Moment der Eindimensionalität nun auch graphologisch oder physiognomisch festzulegen? Das Recht, es zu suchen, haben wir zweifellos, aber dieses Suchen muß keineswegs von Erfolg gekrönt sein. Denn daß sich die

einzelnen charakterogenen Momente als einzelne in der Schrift, in Gesichtszügen, im Körperbau usw. ausprägen, ist keine a priori zulässige Voraussetzung. Vielleicht spreizt sich die unwidersprochene Eitelkeit in der Schrift, und indirekt mit die eindimensionale Charakterstruktur. Jedenfalls liegen die Verhältnisse so verwickelt, daß einfache Übertragungen nicht gestattet sind ohne Nachprüfung des betreffenden Spezialproblems. Seine Leitlinien können sich vielfach gar nicht decken mit denen der allgemeinen Charakterologie, und man muß nur verlangen — das aber mit aller Entschiedenheit — daß Klarheit darüber herrscht, warum jene Deckung nicht statthat, und welche Beziehungen denn nun obwalten. Denn sie bedürfen ja natürlich der charakterologischen Sicherung. Wir schreiben also inhaltlich der Graphologie oder Physiognomik gar nichts vor, sondern sagen nur, wie sie ihre Funde zu behandeln haben, um sie charakterologisch fruchtbar zu machen. Was etwa „Formniveau“ in der Schrift bedeutet, darüber kann die Charakterologie gar nichts befinden; aber was dem Formniveau charakterologisch korrespondiert, das muß in seinem charakterologischen Sinn und Gehalt geklärt sein. Keineswegs muß es eine unserer Leitlinien sein, vielleicht ein gesetzlicher Zusammenhang einiger von ihnen usw. Gegen nichts würde ich mich mehr sträuben als gegen eine mechanisierende Schematisierung der hier vorgeschlagenen Leitlinien. Es sind keine „Rezepte“ und wollen keine sein. Mit ihrer Kenntnis ist nicht die Wissenschaft erledigt, sondern fängt erst recht eigentlich an.

§ 5.

Nach dieser Einschaltung rücken wir an den mehrdimensionalen Charakter heran. Er zeigt zwei oder mehrere Strebungsziele. Der eine will Wohlleben und Wissenschaft. Das läßt sich nicht ohne weiteres vereinen. Geht er nur der reinen Forschung nach, verdient er nichts oder bloß kümmerlich. Er leidet unter der Armut. Er braucht Geld für ein behagliches Heim, für schöne Reisen usw. Und er will auf die Annehmlichkeiten eines einigermaßen üppigen Daseins nicht verzichten. Aber das erreicht er nicht durch reine Forschung. Er muß sie so einrichten, daß sie auch etwas „trägt“; aber das erscheint ihm nun als Verrat, Entweihung. Denn jetzt binden ihn alle möglichen Rücksichten, die der Forschung an sich ganz fremd sind. Er verwünscht seine materielle Lage, die ihn zu solchen Unwürdigkeiten — in seinem Auge — zwingt. Und er vergißt vielleicht, daß andere ruhig die bescheidene Armut tragen dem wissenschaftlichen Lebenszweck zu Ehren. Sie merken möglicherweise gar nicht das „Opfer“, weil ihre Wünsche über eine gesunde Arbeits-

möglichkeit hinaus nicht schweifen. Sie sind erst dann unglücklich, wenn die Umstände die Arbeit selbst verwehren. Und so ist der erste unglücklich, weil er glaubt, nicht so arbeiten zu können, wie er will, und nicht so leben zu können, wie er will. Immer wieder macht er Zugeständnisse nach beiden Seiten. Ich schalte hier Varianten aus: ob nämlich vielleicht Unfähigkeit zu reiner Forscherarbeit sich so maskiert, oder ob die Unfähigkeit des Geldverdienens sich hinter dem Forscherideal verschanzt. Es kommt mir allein darauf an, daß wir jene zweidimensionale Richtungsbestimmtheit erkennen. Und auch das steht noch nicht in Frage, ob sie eine vorwiegend ursprüngliche oder notgedrungene ist. Denn „ursprünglich“ kann einer eben nach Wohlleben und Wissenschaft verlangen. Er ist vielleicht ein großer Geschäftsmann, der ein Palais bewohnt, sich Autos hält, und es ist nicht nur Heuchelei, wenn er sagt, sein „eigentliches Herz“ gehöre der Wissenschaft. Jede freie Stunde widmet er ihr. Er stiehlt sich fast Zeit, um sich den ihn erregenden Problemen zu widmen. Er sucht seinen Verkehr darnach. Er könnte nicht leben, wenn ihm dieses Gebiet abgeschnitten würde, aber eben ohne das andere auch nicht. Auf beiden Seiten steht er mit „schlechtem Gewissen“, weil er beiden zu wenig gibt, weil immer die andere ihn verlangt. Oder er findet den glücklichen Ausgleich, den Akkord. In einem befriedigenden Wechsel dieser Sphären lebt er sich aus. Ein anderer wird aber zu jenem Wechsel notgedrungen getrieben. Die hungernde Familie hat er zu versorgen; er „muß“ verdienen, darf sich nicht den „Luxus“ reinen Forschens gönnen. Er redet sich keinen Zwang ein; nein, der unerbittliche Zwang ist da, will er kein „schlechter“ Mensch werden. Er kann nicht Frau und Kinder dem schrecklichen Elend preisgeben. Aus sittlichen Gründen wird er „zweidimensional“. Gewiß, er muß es nicht: er läßt seine Leute im Stich, seine Wissenschaft ist ihm lieber. Seine eindimensionale Richtungsbestimmtheit setzt sich unbedingt durch. Wir erkennen hier deutlich, wie wir die Wertfrage ganz abspalten müssen. Denn jene Durchsetzung kann einmal ein menschlicher Vorzug, ein andermal ein grauenhafter Mangel sein. Aber übersehen wir nicht: die notgedrungene Zweidimensionalität — die wir als Beispiel brachten — ist keine zwischen Wohlleben und Forschung, sondern zwischen Familienliebe und Forschung. Diese „Richtungen“ waren schon vorher da, aber sie störten einander nicht; jetzt erst entbrennt in voller Schärfe der Konflikt. Und die latente Zweidimensionalität wird manifestiert. Selbstverständlich ist auch das Umgekehrte möglich: hingebende Liebe zur Familie und geschäftliches Streben. Sie können sich entzweien: die Familie fühlt sich vernachlässigt durch den Beruf; der Beruf leidet unter dem viel Zeit verschlingenden

Familienleben. Die Liebe zur Familie vermag andererseits auch das geschäftliche Streben zu beschwingen, und dieses empfängt seinen Sinn in jener Liebe. Hier zeigt sich sogar weitgehende Annäherung an eindimensionale Richtungsbestimmtheit. Den Verschiebungen und dieser Dynamik werden wir noch unsere Aufmerksamkeit schenken müssen, aber einen Hinweis wollten wir nicht unterlassen, um jede Ausdeutung ins Starre abzuwehren.

Ich möchte auch nicht, daß der Gedanke aufkommt, der mehrdimensionale Charakter sei tragisch durch die Verschiedenheit der Teilstreben. Er kann tragisch sein, aber unsere Beispiele führten auch schon das Gegenteil vor. Es stimmt nicht einmal, daß nur der mehrdimensionale Charakter tragisch sein könne. Der eindimensionale Religiöse, der für seinen Glauben den Märtyrertod erleidet, ist gewiß eine tragische Figur. Doch dies nur nebenbei, denn eine Erörterung des Tragischen liegt uns fern.

Die Streben „Lebensgenuß“ und „Gelderwerb“ können einander sicherlich befehlen. Wir denken jetzt auch nicht an eine Versöhnung, bei welcher der Gelderwerb zur Quelle des Lebensgenusses wird; aber an einen behaglichen Rhythmus zwischen anstrengender Arbeit und anregender Muße. Der Betreffende ist kein nüchterner oder dämonischer, gehetzter Geldmensch, aber auch kein bloßer Lebensgenießer. Keines von beiden würde ihn befriedigen, er braucht beides. Und er fühlt sich nur wohl, wenn er beides hat. Nur diese zweidimensionale Richtungsbestimmtheit wird seinem Wesen gerecht, seine Einheit wurzelt in dieser Vielheit, die das für ihn richtige Gleichgewicht erzeugt. Würde er gezwungen nur zu feiern, oder nur zu arbeiten, wäre dies sein Unglück, diese ihm gewaltsame Eindimensionalität, die er als Last empfindet, als unerträglich. Sie widerstreitet seinem Charakter, der sich überlassen niemals in sie hineinsteuert. Ja, ihm werden eindimensionale Menschen immer irgendwie unheimlich, vielleicht fast „unmenschlich“ erscheinen, er belächelt sie, verachtet oder bedauert sie. Die gefestigte, ja beglückende Einheit der Persönlichkeit muß also durch eine Richtungsvielheit gar nicht gefährdet werden, das ist in ihrer Natur durchaus nicht begründet. Und damit sind wir ja schon über die Zweiheit hinaus. Es ist wohl nicht nötig, Beispiele für Dreiheit, Vierheit usw. zu häufen. Grundsätzlich würden sie uns nichts hinzulehren. Und so genügt wohl ein einziges Beispiel: die Richtungsbestimmtheiten „Kunst“, „Wissenschaft“ und „Familie“. Es wird vielleicht die Neigung zur Vereinheitlichung bestehen: die Wissenschaft wird künstlerisch betrieben, die Kunst wissenschaftlich durchsetzt. Und beide dienen der materiellen Versorgung der Familie, und das Familienleben vollzieht sich in einer künstlerisch-wissenschaft-

lichen Sphäre. Die Teilstrebungen sind da, keine wird den anderen geopfert, auch nicht untergeordnet oder übergeordnet, aber sie harmonisieren. Und gelegentliche Dissonanzen werden schnell ausgeglichen. Er ist weder ein Familienmensch, noch ein Kunstmensch, noch ein einfacher Forscher, sondern alles dies zusammen, aber nicht im Sinne einer Summierung. Es ist falsch, hier von Mischtypen sprechen zu wollen, sie sind ebenso reine Typen wie die eindimensionalen. Sie werden auch keineswegs verstanden durch Kreuzung von drei eindimensionalen Typen; der persönliche, personale Einheitsgrad ist ja ein total anderer. Der dreidimensionale Mensch enthält nicht gleichsam — welch abenteuerliche Vorstellung — drei eindimensionale Menschlein in sich; nein, Dreidimensionalität ist von Haus aus etwas verschiedenes und muß in sich verstanden werden. Aber um zu unserem Beispiel zurückzukehren: Konfliktstoff stellt sich leicht ein. Man muß ja nicht jene Richtungen ineinander verklammern, sie können fast gänzlich geschieden bleiben: strengste, nüchterne, kunstfremdeste Wissenschaft. Und dann volle Hingabe an die Welt der Kunst: an Kammermusik oder Theater, an Bilder oder Lyrik. Und schließlich ein ruhiges, spießbürgerliches Heim, in das jene Welten nicht einbezogen werden, ein friedliches, stilles Atemholen. Auch das vermag unbedingtes Bedürfnis zu sein. Und wieder stören vielleicht nur gelegentliche Konflikte, kleine, bald ausheilende Krankheiten. Die Krankheit kann an der Wurzel liegen: man ist eben nirgends ganz daheim, wird von einem zum anderen getrieben. Wähnt man irgendwo zu ruhen, erwacht schon die feindliche Strebung. Denn jetzt fühlt man sie als feindlich: die Kunst zehrt an der Wissenschaft, die Wissenschaft hemmt die Kunst, die Familie beide, und beide wieder die Familie. Kompromiß reiht sich an Kompromiß, jeder gleicht einem Verband über einer Wunde, aber nicht einem Vernarben der Wunde. Trotzdem die Frage der charakterologischen Narbenbildung auch sehr interessant ist. Schon an Mensurnarben merkt man jeden Wetterumschwung. So behalten auch seelische Narben eine Überempfindlichkeit, selbst wenn sie lange ausgeheilt sind. Dabei denke ich nicht an die psychoanalytischen unbewußten, verdrängten Komplexe. Jemand hat auf die geliebte Frau verzichtet, ganz bewußt verzichtet: er kann ihr nicht ein würdiges Leben bieten. Die stille, schlichte Gelehrtenklausur ist nichts für sie. Einen Vogel darf man nicht in einen engen Käfig sperren. Seien diese schmerzlichen Erwägungen berechtigt oder unberechtigt, der Betreffende gibt sich nun ganz der Forschung hin. Er bedauert nicht einmal seinen Schritt; er scheint ihm notwendig, für die Frau wie für sich selbst. Er mußte diesen Kampf durchfechten. Die Wunde ist verharscht; aber eine empfindliche Stelle bleibt. Er weiß das ganz

genau und ist auch um ihre Deutung nicht verlegen. Und diese Empfindlichkeit klingt nur sehr langsam ab, bisweilen auch nie. Wir wollen aber nicht abschweifen, obgleich diese gelegentlichen Weiterleitungen immer wieder auf die Zusammenhänge hinweisen und so die Gefahr einer isolierenden Betrachtung bannen.

Zum Schluß könnten wir noch die Frage aufwerfen, ob es Richtungsbestimmtheiten gibt, die an sich unverträglich, inkompatibel sind, und andere, die an sich einander fördern. Diese Frage müßte mit viel mehr Vorsicht geprüft werden, als dies gemeinhin geschieht: wir meinen damit z. B. nicht, daß etwa Intelligenz dem Machtmenschen hilft. Diese Intelligenz betätigt sich eben in der Richtungsbestimmtheit. Aber Ängstlichkeit kann hemmen, andererseits wieder vor waghalsigen Dummheiten zurückhalten. Jedenfalls erscheint eine schärfere Ausprägung der Selbstsicherungstendenzen dem Machtstreben feindlich, obgleich ja das Machtstreben selbst vielleicht auf Übertäubung der Ängstlichkeit geht. Man darf sich auch nicht dabei beruhigen, daß bestimmte Richtungsbestimmtheiten einander widerstreiten. Denn die so und nicht anders beschaffene Persönlichkeit kann — ich erinnere an unsere Beispiele — doch einen Ausgleich finden; und bisweilen findet sie keinen, obgleich die Richtungsbestimmtheiten ihn nahelegen, ja fast fordern. Nur wenn die Untersuchung alle diese Seiten bestreicht und sich dabei ihrer Verschiedenheit klar ist, vermag förderliche Arbeit geleistet zu werden. Ich wiederhole noch einmal diese abweichenden Fragestellungen: was gehört zu einer gewissen Richtungsbestimmtheit? da sehen wir von ihrem Ziele her. Wie sind die Beziehungen verschiedener Richtungsbestimmtheiten? da sind sie die Bezugssysteme. Welcher Sinn eignet ihnen im Gefüge des Charakters, der Persönlichkeit? da ist sie das Zentrum. Durch Verwechslung dieser Fragen stiften wir bloß Verwirrung. Und schließlich dürfen die Fragen wieder nicht getrennt werden, weil eben die folgenden immer die früheren voraussetzen. Erst mit der dritten treffen wir das eigentlich charakterologische Problem.

§ 6.

Unserer Erörterung bleibt noch die allseitige Richtungsbestimmtheit vorbehalten. Wie wir bei der mehrdimensionalen warnen mußten, sie irgendwie als die tragische aufzufassen, so wehren wir hier gleich den Gedanken ab, in jener Allseitigkeit allein das Bild wohl abgerundeter Harmonie zu erblicken. Sie kann es sein, muß es aber keineswegs sein. Sie ist es, wenn die Strebungen gleichmäßig entwickelt sind, keine die anderen zu tyrannisieren und zu knechten sich hervordrängt, und wenn

ein gnädiges Geschick diese glückliche Entfaltung gestattet. Keine Strebung ist so betont, daß sie die ganze Persönlichkeit in Beschlag nimmt oder doch nur zeitweise, die Persönlichkeit lebt sich nur aus, indem sie nach allen Seiten hin sich auswirkt in schönem Wechsel ihrer Betätigungen. Keine Strömung braucht zu versickern, aber keine wächst sich auch zu einer Überschwemmung aus. Die Kunst ist diesem Menschen nicht alles, die Wissenschaft nicht, die Religion nicht, die Liebe nicht, usw., aber alles ist ihm, daß er eben all dies in die Gestaltung seines Seins einzubeziehen vermag in klangvollem Gleichmaß. Nun aber zerstören wir dies reine Bild: Strebungen schnellen hervor, sprengen den geschlossenen Kreis, gleich Pfeilen fliegen sie über seine Peripherie. Der Kreis wird eingebeult. Jetzt ringt die Persönlichkeit um jene Allseitigkeit, sie ist ihr tiefstes Streben. Sie kann und will auf nichts verzichten, indem sie dem einen oder anderen zu sehr sich überläßt. Und doch muß sie verzichten, und der Verzicht erstreckt sich auf die Hemmung, die dem einzelnen entgegengeworfen wird. Man opfert in diesem Falle vielleicht die Meisterschaft im einzelnen, um jenes Gleichmaßes teilhaftig zu werden. Man zügelt die Triebe, aber man steuert auch dem Verstande. Eine eiserne Disziplin weist alles in seine Schranken. Ihr gelingt — unter günstigen Umständen — das gleiche Bild, wie wir es vorhin betrachteten. Aber es atmet nicht mehr ruhigen Frieden, nein, Kampf ist in ihm, vielleicht rücksichtsloser und bis zu gewissem Grade selbstmörderischer Kampf. Denn der Gewinn jener Allheit kostet möglicherweise einen hohen Kaufpreis, für manche einen unerschwinglich hohen. Sie zahlen ihn nicht und opfern die Allseitigkeit. Dies darf wieder nicht wertend verstanden werden: die Allseitigkeit ist nicht das objektiv gehaltvollste Ziel; für einen gewissen Menschentypus ja, aber nicht für jeden. Der geniale Berufsmensch muß sich meistens verengen, um große Leistungen zu verwirklichen. Ihm erschiene jene Allseitigkeit, ja das Bemühen um sie als Verschwendung, Vergeudung von Energien. Er mißachtet die Allseitigkeit als Dilettantismus auf allen Gebieten. Man muß etwas ganz sein, nicht alles ein halb oder ein viertel, das ist seine Lehre. Und man soll nur das erstreben, wozu man besonders begabt ist, das ist seine Forderung. Aber wieder doch nur eine, die bloß unter ganz bestimmten Voraussetzungen gilt, und die sinnlos wird, wenn ihr jene entzogen werden. Und man kann untersuchen, warum verschiedene Zeiten und Völker verschiedenen derartigen Idealen huldigen.

Es ist z. B. nicht uninteressant, daß unsere Zeit gegenüber dem Ideal der allseitigen Richtungsbestimmtheit in Antike und Renaissance und gegenüber dem einseitigen Berufsmenschenideal des neunzehnten Jahr-

hundreds das weit seltenere Ideal der mehrdimensionalen Richtungsbestimmtheit erwählt. „Selten“ ist hier im Hinblick auf das Ideal gemeint, nicht im charakterologisch-statistischen Sinne. Das Allseitigkeitsideal verbietet sich schon für die Mehrzahl jener, die Berufssklaven sind. Es setzt im Grunde Sklaven voraus, die einem alles Berufliche abnehmen. Denn dann hat man erst Muße „Allem“ zu leben und unterliegt auch nicht der Bindung an den Beruf, die doch charakterologisch wieder an einem mißbelt. Der Aristokrat, der Jüngling, die Frau, sie können sich noch am ehesten ihr Ideal leisten; die meisten müssen es opfern, selbst wenn es ihnen „liegt“. Oder sie gelangen nur zu einer jämmerlichen Karikatur der allseitigen Richtungsbestimmtheit, zu dem in flüchtigen Mußestunden gehetzten Flattern von einem zum anderen, zu dem schnellen Nippen von allem. Während man den einen Becher zum Munde führt, fiebert man schon nach dem anderen. Man mag diese Jagd tragisch oder komisch finden, es ist eine Form der allseitigen Richtungsbestimmtheit, die aber auch in allem kein Genügen findet. Nur das Moment der Richtungsbestimmtheit ist gleich, sonst scheiden sich scharf die Charaktere. Wir wollen es vorläufig nur so ausdrücken: die einen wurzeln in der Allseitigkeit, die anderen abenteuernd in ihr entwurzelt umher, wobei diese Entwurzelung von Anfang an bestehen kann — sie haben nie Wurzel geschlagen, sind nie aus gesunden Wurzeln gewachsen — oder sie wurden entwurzelt. Gerade das zeigt häufig die Gegenwart. Und dann eben den einseitigen Berufsmenschen, der ganz eindimensional eingestellt ist; also nicht das Eindimensionale in seiner höchsten Vollendung, sondern in seiner Verengung und Verhärtung, in seiner starren Abkapselung. Das ist nicht ohne weiteres mit der Eindimensionalität gesetzt: der Eindimensionale kann für alles aufgeschlossen sein, aber er bezieht es auf seine Richtungsbestimmtheit. Doch hiervon später. Es ist zu begreifen, wie nun das Ideal der Mehrdimensionalität erwacht, des ausbalancierten Reichtums. Nicht bloßer Fachmensch und nicht bloßer Dilettant. Über den Dilettantismus hinaus, aber auch über das Fach hinaus! Das sind flüchtige Andeutungen, deren Formalismus material aufgefüllt werden müßte, denn eigentlich verlangt man neben dem „Fach“ eine erlebte Weltanschauung und eine Verknüpfung zwischen beiden, also nicht eine fachliche Weltanschauung.

Wie dem auch immer sei — nur der Hinweis auf solche Untersuchungen erschien mir notwendig — wir sahen eine neue Form der allseitigen Richtungsbestimmtheit: die ruhelos flatternde. Auch der Machthungrige treibt von Stufe zu Stufe ruhelos weiter im Gegensatz zu jenem Machtstreben, das immer wieder sein tiefstes Glück in der Macht findet. Und

der zwischen Kunst und Wissenschaft Schwankende wird ruhelos von der einen zur anderen gepeitscht im Gegensatz zu jenem, der beide voll genießt. Also Ruhelosigkeit ist nicht etwa — das ist ja auch aus dem Vorhergehenden klar — eine Qualität, die sich nur bei der allseitigen Richtungsbestimmtheit findet. Aber hier treibt sie gleichsam im Kreise umher, nicht einem Pole zu, nicht zwischen zwei oder einigen Polen, nein, sozusagen ziellos. Sie heftet sich an jede mögliche Blüte, um aus ihr Honig zu saugen. Aber entweder ist es für sie kein Honig, oder sie kann sich seiner nicht recht freuen, weil sie an die unzähligen anderen Blüten denkt, zu denen sie hastet. Oder es ist immer nur ein schnellverwehender Rausch. Und damit sind wir weit abgeglitten von jenem erfreuenden Bilde der Harmonie, das sich uns scheinbar so selbstverständlich darbott. Wie wenig es das Moment der allgemeinen Richtungsbestimmtheit erschöpft, zeigt auch die Betrachtung der Formen, wo eben alles sehr verkümmert ist. Die Triebe sind schwach, die Intelligenz mager, die Gefühle dünn, der Wille lahm, keine besonderen Interessen klingen an. Allem wird eine recht gedämpfte Neigung entgegengebracht: der Familie, dem Geschäft, dem Theater, der Religion, der Wissenschaft, der Politik usw. Aber alles bleibt stumpf. Und aus diesem Grau sticht keine helle Farbe hervor. Auch hier liegt allseitige Richtungsbestimmtheit vor, aber die Richtungen sind wenig ausgeprägt, wenig intensiv, nicht weit gezogen, Aber das sind schon ganz andere Momente. Schließlich nähern wir uns einem Nullpunkt: die Strebungen erlöschen. Einzelne glühen noch. Auch sie trocknen, schläfern ein. Ein partielles Erlöschen verträgt sich sehr gut mit einer — unter Umständen sehr heftigen — mehrdimensionalen oder eindimensionalen Richtungsbestimmtheit. Ich kenne den Fall eines Anstaltsinsassen mit tadelloser Intelligenz, der nur noch ein einziges Streben hat: essen, trinken, rauchen und ein Plätzchen in der Sonne. Und er zeigt deutlichen Widerwillen, wenn irgend etwas geeignet ist, dieses vegetative Dämmern zu stören, z. B. die Ankündigung, aus der Anstalt entlassen zu werden. Er beruft sich auf seine Krankheit, die ihm das Recht und den Schutz gibt, so und nicht anders zu leben. Man sagt ihm — was in der Tat zutrifft — daß um diese Stunde seine Mutter beerdigt wird. Er hat nur ein Lächeln: was geht ihn das an? was kümmert ihn das? Von seiner tatsächlich vorhandenen Intelligenz macht er nur dann Gebrauch, wenn es gilt, seine Richtungsbestimmtheit zu sichern. Sonst benötigt er sie gar nicht. Gehen wir aber weiter und lassen auch noch diese Richtungsbestimmtheit verstummen, dann sind wir am tatsächlichen Ende der Charakterologie. Hier hört sie auf. Und nur noch ein Einwand: wenn die Richtungsbestimmtheiten schnell wechseln,

abrupt, sprunghaft; geraten wir da nicht auch ans Ende? Das muß nicht sein, denn in jenen Sprüngen kann Gesetzmäßigkeit sich offenbaren. Nur wenn wirklich bewiesen würde, daß jene Sprünge nicht mehr Sprünge eines Charakters sind, dann wäre die Charakterologie am Ende, oder es gäbe nur noch charakterologische Torsi, Bruchstücke. Gerade an diesen Grenzen darf gewiß nicht das heute Erreichbare mit dem an sich Erreichbaren verwechselt werden. Und das heute Erreichbare ist nicht die Grenze, die alle Zukunft zu respektieren hat. Es sei denn, daß eben objektiv diese Grenzen nachgewiesen werden. Die Schwierigkeiten eines solchen Nachweises wollen wir so wenig verkennen, wie wir eine phantastische Charakterologie auf Gebieten billigen, die vielleicht der Charakterologie ganz entzogen sind. Das ist — im Einzelfalle — schließlich eine Angelegenheit der Psychiater, denn sie stoßen an jene Grenzen oder überschreiten sie. Wir aber wollen uns nun der charakterologischen Dynamik zuwenden, die immanent in unseren bisherigen Erwägungen schon eine große Rolle spielte. Denn wir haben uns bereits ihrer bedient — wir konnten gar nicht anders — ohne sie bisher grundsätzlich als charakterologische Leitlinie anzuerkennen und in ihrer Eigenart zu würdigen.

§ 7.

Von dem Moment der dimensionalen Richtungsbestimmtheit zu dem der Dynamik gelangen wir also nicht mit Hilfe eines willkürlichen Sprunges, nein, im Sinne einer unabweislichen Ergänzung. Denn selbst bei der eindimensionalen Richtungsbestimmtheit bleibt die Frage offen, wie sie alles eben in ihrer Richtung mobilisiert und zusammenhält, ob diese Bahn von Anfang eingeschlagen ist, ob sie erst langsam sich herausbildete, ob durch irgendein plötzliches Ereignis die Persönlichkeit in sie hineingeschleudert wurde. Schon oberflächliche Betrachtung zeigt, daß mit dem Moment der Dynamik eine schier unabsehbare Fülle von Besonderungen sich erschließt, deren lückenlose Aufzählung heute gar nicht einmal durchführbar ist. Auch die Erzielung einer annähernden Vollständigkeit kann nicht unsere Aufgabe sein, nur der Hinweis auf einzelne Möglichkeiten, die weiterer Analyse offen bleiben.

An erster Stelle möchte ich den Spannungsgrad nennen: ich meine damit nicht nur die Spannung zwischen verschiedenen Richtungsbestimmtheiten, sondern auch die Spannungen innerhalb der gleichen Richtungsbestimmtheit. Es ist selbstverständlich, daß zwischen Kunst und Wissenschaft, Erleben und Dichten, Ängstlichkeit und Eitelkeit die heftigsten, schmerzvollsten Spannungen obwalten können. Aber auch

der reine Machtmensch lebt — soweit er zu diesem Typus zählt — in unaufhörlicher Spannung: er muß sich anstrengen, genau achthaben, hierhin und dorthin seine ganze Kraft werfen, bremsen und beschleunigen usw. Gewiß, es muß nicht so sein: ein anderer überläßt sich seinem Machtstreben, und das lenkt und treibt ihn, es bedarf gar keiner steuernden Anspannung. „Wie von selbst“ bricht alles Handeln aus ihm hervor; er fühlt sich ganz frei und gelöst. Er müßte sich aber — vielleicht sogar vergeblich — sehr anstrengen, wenn er diesen „natürlichen“ Ablauf bremsen sollte. Ähnliches zeigt uns der Unterschied von „naiver“ und „raffinierter“ Eitelkeit. In letzterer herrscht gespannte, lauernde Berechnung, erstere schlägt ihr Rad wie ein Pfau. Man sollte sich nicht die Sache dadurch vereinfachen, daß man sagt, es liege hier der Gegensatz von Zwang und Freiheit vor. Mindestens müßte man sich die Mühe nehmen, diesen Gegensatz zu analysieren. Das Gefühl der „Freiheit“ kann auch der „Naive“ haben, der sich eben der ihm gemäßen Lebensform anvertraut, und der andere kämpft vielleicht gegen die ihn peinigenden Spannungen an und ächzt unter der Ohnmacht, sie abzuschütteln. Sie lasten auf ihm wie ein unerträglicher Zwang. Und ebenso spürt der „Naive“ ein Müssen, dem er blind gehorcht, wie eine „höhere“ Macht, der er sich unterwirft, während der andere auch seine stärksten Spannungen als Erzeugnis seines freien Willens empfindet. Er schafft sich ihr Glück und ihre Qual. Lehnt man diese „subjektive“ Einstellung ab mit dem Bemerken, es handle sich um das Korrigierbare und Unkorrigierbare: der eine könnte anders, der zweite muß; so stimmt das auch nicht. Es ist unter Umständen durchaus nicht hoffnungslos, gegen eine „naive“ Eitelkeit anzugehen, und es ist häufig fruchtlos, noch so gewaltsame Spannungen durchbrechen zu wollen. Selbst, wenn man ihre Unsinnigkeit durchschaut. Ein Geschäftsmann weiß etwa, daß ihm das weitere Geldverdienen nichts nützt; er hat Frau und Kind verloren, er besitzt für sich Geld genug, nicht einmal die Zinsen verzehrt er. Ihn plagt auch kein Ehrgeiz, ihn stört kein Gedanke an allgemeine Wohlfahrt; er liebt auch sein Geschäft nicht, diesen Dienst, dem er seiner Ansicht nach sein ganzes Leben geopfert hat und in dem er nun den letzten Rest seiner Gesundheit begräbt. Aber er kommt nicht los; er muß vom grauen Morgen bis zum späten Abend arbeiten. Er flucht der Arbeit, und er beugt sich ihr doch. Verschiedene Gründe können mitspielen: im tiefsten Sinn hängt er doch an dem Geschäft, oder er fürchtet die Entwurzelung, wenn er diesen Halt verliert, er kann sich von der Mehrung seines Geldes nicht trennen usw. Die Hauptsache ist für uns: die Spannungen sind stärker als seine verstandesmäßige Entscheidung. Sie vermehrt nur die Spannungen, glättet sie nicht. Man

hüte sich demnach — und das gilt auch besonders für die Psychopathologie — den „Freiheitsgrad“ — wie man ihn auch auffaßt — mit dem Spannungsgrad zu verwechseln. Trotz naheliegender Korrelationen decken sie sich nicht. Beide: das herrliche oder fürchterliche Bewußtsein der „Freiheit“, und das entmutigende oder beseligende Bewußtsein des „Zwanges“ verbünden sich mit Spannung und Gelöstheit. Und beide können beeinflufbar und unaufhebbar sein. Ebenso wenig liegt schon im Moment des Spannungsgrades etwas Freudiges oder Schmerzliches, Lust- oder Unlustvolles. Das hängt von Art und Stärke der Spannungen ab und manchen anderen Faktoren. Es gibt feurige, kraftstrotzende, beglückende Spannungen und ungemein schmerzliche, kraftverzehrende, verzweifelte. Es gibt eine wohlige Spannungsgelöstheit, wie eine ohnmächtige, hilflose. Man kann nicht einmal sagen: in Konflikten müssen sich Spannungen entzünden, siegreiche oder unterliegende oder dauernd unerledigte. Nein, der Betreffende kann den Konflikten ausweichen, sie abschleifen; und nicht nur, weil seine Spannungsfreiheit Spannungen überhaupt nicht aufnimmt, sondern weil auch die vorhandenen Spannungen keine neuen einbeziehen. Und es ist doch etwas ganz anderes, ob etwa ein behaglich schaffender Künstler alle Schwierigkeiten verschleift und vermeidet, oder ob ein erschütternd ringender Künstler alle Schwierigkeiten abwehrt, die jenseits seines Ringens sich erheben. Es gibt ja Menschen, die „instinktmäßig“ virtuos allen Konflikten ausweichen — sie wollen sich nicht stören lassen — und andere, die so in Konflikten verhaftet sind, daß alles andere an ihnen abprallt. Vielleicht würde sogar das Verkrampfte ihrer Spannungen abebben, wenn eine neue Gefahr käme, aber die verhindern sie eben. Ein Mehr-an-Spannungen muß also keineswegs den Spannungsgrad unleidlicher verschärfen. Sicherlich nicht dort, wo er als zu schwach empfunden wird und ein „Mehr“ ihm beflügelnde Kräfte zuführt, nicht einmal da, wo seine Stärke schon mühselig getragen wird: hier kann es einem „Mehr“ glücken, einen zähen Fluß zu einem rascheren Gefälle zu bringen. Der ineinander verbissene Kampf wird offener, bestreicht weiteres Gelände. Gebundene Kräfte werden frei.

Vielleicht ist trotz aller Ausführungen noch nicht ganz klar, was wir unter dem Spannungsgrad verstehen, oder unter dem Moment der Gespanntheit. Wir sehen, wie der eine sich in Gesellschaft völlig „gehen läßt“. Das hat einen üblen Beigeschmack. Doch ihn schalten wir aus: er ist eben liebenswürdig, gewandt, beherrscht alle Formen usw. Er braucht sich nur seiner durch eine gute Kinderstube erzogenen „Natur“ anzuvertrauen, und die steuert ihn schon sicher an allen Taktlosigkeiten und Versehen vorbei. Er bewegt sich vollkommen frei und sicher, wie

ein geübter Schwimmer im Wasser. Er braucht gar nicht nachzudenken, was er zu tun oder zu meiden hat. Jedes Stichwort flüstert ihm die richtige Antwort zu. Er braucht nur zu lächeln, und es wird weder zu laut noch zu frostig. Er braucht sich nur zu verbeugen, und ganz von selbst wird die Verbeugung weder zu steif noch zu familiär, zu hochmütig oder zu unterwürfig. Ein anderer „will“ dies alles, um jeden Preis ringt er um dieses gesellschaftliche Ideal. Aber in jedem Augenblick muß er sich Direktiven erteilen, Worte, Händedruck, Lächeln usw. arrangieren. Er ist immerfort in Spannung, vielleicht in einer eitlen und sehr angenehmen Spannung, vielleicht in einer anstrengenden und eigentlich unbehaglichen, aber jedenfalls gespannten. Man muß nicht einmal meinen, er müsse sich alles abquälen, weil er nicht empfindet. Er kann schon empfinden, aber die Empfindung teilt sich nicht dem Worte, der Geste usw. ohne weiteres mit. Sie muß nachdrücklich gesteuert werden, und das gibt ihr etwas Gewaltsames, Unnatürliches, vielfach Zerhacktes oder auch Konventionelles. Selbstverständlich besonders dort, wo noch das Erleben konstruiert werden muß: wo es sich also nicht darum handelt, meine Heiterkeit in einem zurückhaltenden Lächeln zu moderieren, sondern meine gar nicht vorhandene Heiterkeit irgendwie sichtbar zu machen. Auch der erste muß gar nicht von echter Heiterkeit angesteckt sein, aber seine glückliche Liebenswürdigkeit spielt meisterhaft auf allen Muskeln und nimmt ganz von selbst mit der erforderlichen Heiterkeit und dem erforderlichen Ernst an allen Gesprächen teil. Und doch kann eine unendlich distanzierende Vornehmheit durchschimmern, die eben nichts sehr gewichtig nimmt, nur als Wellengekräusel leicht bewegter Oberfläche. Nun kommt aber dieser Mensch in eine Gesellschaft ganz fremden Stils, auf einen ihm unverständlichen Boden. Er fühlt, wie seine natürliche diskrete Form als Formlosigkeit mißachtet wird. Er fühlt, wie seine freie Liebenswürdigkeit als unwürdige Liebedienerei eingeschätzt wird. Er fühlt, wie alle Nüancen — auf die seine Welt reagiert — unbeachtet bleiben. Und diese Umgebung gibt ihm keine Stichworte. Ein unsagbarer Hochmut kann in ihm aufsteigen: er, der einzige Mann von Kultur, in einer Horde von Barbaren, eine Stradivariusgeige zwischen lauten, unrein schmetternden Posaunen. Und er übertrumpft sich nun, er forciert sein Wesen. Damit keimen Spannungen auf: er empfindet nicht nur die Spannung zwischen sich und den anderen, nein, wie er seine Gelöstheit und Unbefangenheit verliert, wie nun alles sich spannt und verkrampft, überscharf wird. Er will bremsen und dadurch wird er unsicher. Das Instrument ist verstimmt; Mißtöne antworten auf den Anschlag. Ich glaube, daß wir dieses Beispiel genügend weit durchgeführt haben,

um den Unterschied von Gelöstheit und wechselnder Gespanntheit zu bemerken. Oder man denke an einen, der Radfahren lernt. Wie gespannt jede Bewegung! Und bald geht alles „ganz von selbst!“

Zwei Mißverständnisse möchte ich noch abwehren: erstens den Gedanken, als ob das „Gelöste“ an sich schon das Höhere wäre gegenüber dem „Gespannten“ und zweitens als ob es sich hier an sich um absolute Kräfteverschiedenheiten handelte. Letzteres ist wohl recht schnell zu erledigen: es ist doch nicht so, daß Spannungen an sich „größere“ Kräfte erfordern als das spannungsfreie Dahintreiben. Spannungen binden häufig Kräfte, oder überhaupt schon Unzulänglichkeiten. Wir merken in den Spannungen die Kräfte, während sie im Gelöstsein sich gemeinhin weniger stark markieren. Aber daß eine Liebe, der ich mich völlig überlasse, weniger stark ist als der tragische Kampf zwischen Liebe und Pflicht, wird wohl niemand allgemein zu behaupten wagen. Ganz abgesehen davon, daß der Begriff der „Stärke“ hier vieldeutig schillert. Jedenfalls vermag jene Liebe nicht weniger als jener Kampf, mich ganz zu erfüllen, ebenso nachhaltig zu sein usw. Man wäre eher versucht, zu meinen, daß Spannungen nur dort entstehen können, wo — sagen wir neutral — irgendein Komplex nicht die größtmögliche Stärke hat. Wer wirklich ganz Forscher ist, für den existieren keine Spannungen zwischen Forschertum und etwas anderem. Wer wirklich ganz Liebender ist, was bedeutet ihm noch die übrige Welt? Innerhalb dieser Richtung bleibt die Möglichkeit für Spannungen: der Forscher überkämpft seine Müdigkeit, er reißt gewaltsam sein Denken zu übersteigender Höchstleistung. Es genügt ihm nicht, daß er sich seinem Forscherdrang überläßt, Leidenschaft peitscht ihn an. Gewiß könnte man sagen, wäre die Forschungsfähigkeit schlechthin ideal, dann bedürfte sie nicht jener Anfeuerungen. Aber damit begeben wir uns auf ein ödes Gebiet hohler Hypothesen, um so mehr da wir bedenken müssen: der „wirklich ganz Liebende“ muß keineswegs stärker und tiefer lieben als der, dem trotzdem die „Welt“ in ihrer Bedeutung erhalten bleibt. Er gibt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, aber er opfert weder Kaiser noch Gott. Heißt dies, daß er Kaiser oder Gott zu wenig liebt? Nein, er muß gar nicht wählen, er kann gar nicht wählen, ohne sich zu zerstören. Wenn ein Maler sagt, er brauche zum Leben sein Weib und seine Kunst, muß er doch nicht sein Weib weniger stark lieben als der, der nur das Weib braucht. All diese Anschauungen über die „Stärke“ schweben recht eigentlich in der Luft, und jeder Versuch, sie fester zu fassen, schlägt fehl, weil sie sich auflösen, sobald man sie näher betrachtet. Denn was als richtiger Kern übrig bleibt, ist etwas anderes.

als „Stärke“ im üblichen Sinne des Wortes. Zu dieser Frage werden wir noch zurückkehren.

Ähnlich steht es um den behaupteten Wertunterschied. Wenn unter Spannung nur der Wille verstanden wird, dann ist leicht zu erklären, daß den Spannungen die höchsten Leistungen verschlossen bleiben. Denn bloß mit dem Willen zwingt man weder das Kunstwerk noch das religiöse Erlebnis, noch auch die Liebe. Verschränken sich aber Trieb und Wille nicht in seltsamster Weise? Entfesselt nicht der Trieb den Willen, mobilisiert nicht wieder der Wille Triebhaftes usw. usw. Und ist nicht häufig gerade das Triebhafte Quelle dieser Spannungen. Sind denn alle Spannungen Willensspannungen? Gewiß, die Intuition steht außerhalb der Spannung. Aber, wie spannungsgeladen ist häufig der Weg zu ihr, wie spannungsschwanger der Weg, den sie bestimmt. Und werden nicht in Spannungen häufig die heroischsten ethischen Kämpfe durchgefochten? Sicherlich Kämpfe; dagegen sagt jedoch eine Theorie: höher steht jener Charakter, der diese Kämpfe nicht braucht. Er muß sich nicht zum Mitgefühl pressen, voll und rein überströmt es aus seinem Wesen. Er muß nicht zwischen Feigheit und Opfermut schwanken, er kann ja gar nicht anders, als sich zu opfern. Aber machen wir es uns nicht zu bequem! Ist ohne weiteres der „höher“, den sexuelle Verlockungen gar nicht anfechten, oder der, den die Flammen des Sexuellen umlohen und doch nicht versengen? Der Engel kann nicht sündigen, und der Teufel muß es. Aber dem echt-Menschlichen ist nicht damit gedient, daß man es als Engel oder Teufel stilisiert. Der Engel ist frei von vielem allzu Menschlichem, und der Teufel von vielem betont Menschlichem. Beidesmal zeigt eigentlich das Menschliche eine ganz gewisse Verkümmern, wenn wir vom Menschlichen aus sehen. Die Forderung müßte lauten: ein Mensch und doch ein Engel zu sein; also nicht nur Engel, sondern auch Mensch. Und überschauen wir einmal die triumphalen Wege, die ein AUGUSTIN, ein MICHELANGELO, ein GOETHE oder BEETHOVEN durchschritten, so sind dies Wege, denen schwerste Spannungen nicht versagt blieben; und es sind doch wohl Wege „auf der Menschheit Höhen“. Und darum widerstehe man auch hier der Versuchung, voreilig Wertungen einzuführen, die doch nur den Standpunkt verengen und zugleich verunklären. Wird er aber nicht ganz farblos, wenn wir ihn so sorglich säubern? Ich glaube doch, daß etwas Entscheidendes gesagt wird, wenn wir einmal den in schweren Spannungen ringenden Menschen sehen und das andere Mal den frei gelösten; wenn wir beachten, wie sich solche Spannungen bilden, wie sie anschwellen und verschäumen, wie sie aus ursprünglichen Anlagen fluten und wie sie durch

ein Schicksal aufgezungen werden. Kann man wirklich einem Charakter gerecht werden, ohne dieses Momentes zu gedenken? Genügt der Hinweis auf eine Richtungsbestimmtheit ohne genaue Angabe, wie sie sich durchgesetzt hat? Denn mit davon hängt doch ihre Stabilität oder ihre Labilität ab, ihre Ambivalenz usw. Und damit ergeben sich sofort weitere Besonderungen, deren Stellenwert nun durchschaubar wird. Etwas anderes ist die Liebe, die schlichte, einfache Melodie, und die Liebe, die jeden Augenblick in Haß umschlagen kann, die in sich selbst diesen gefährlichen Zwiespalt birgt. Und etwas anderes ist die Liebe mit ihrem unbedingten Ja, und die, die sich immerfort zu diesem Ja durchkämpft, die alles andere übertönt und überschreit. Vielleicht wird sie bald übertönt und überschrien, und das andere zerreißt die eiserne Verklammerung. Muß ferner in der freien Gelöstheit stärkere Sicherheit liegen? Nein, wenn sie von Impressionen und Stimmungen sich treiben läßt, in einer schlechthin unberechenbaren Zick-zack-steuerung. Die Möglichkeit ständigen Wandels der Richtungsbestimmtheiten ist hier das einzig sichere, wobei man strenger unterscheiden mag: die ständige Zielwandlung innerhalb der gleichen Richtungsbestimmtheit (der Don Juan, der etwa immer nach dem Weibe strebt, aber immer nach anderen Exemplaren des weiblichen Geschlechts) und die ständige Wandlung der Richtungsbestimmtheiten selbst. Wir brauchen also gewiß nicht zu befürchten, uns hier auf einem charakterologisch minderwertigen Felde zu bewegen.

Wir fassen nun eine Besonderung schärfer ins Auge: den Widerstandsgrad. Gewiß, die einseitige Richtungsbestimmtheit des Forschers kann siegreich durchbrechen, aber wie viele und wie schwere Widerstände mußte sie und muß sie andauernd überwinden, während in einem zweiten Falle sie „natürlich“ abläuft, fast kampflös. Nicht weil sie „stärker“ ist, vielleicht wäre sie gar nicht so stark, sich angesichts all jener Widerstände zu behaupten, vielleicht hätte sie längst kapituliert. Aber die Gegner sind nicht da, oder sie sind schwach und wenig zähe. Und Widerstandsgrad ist — wie wir schon wissen — nicht das gleiche wie „Spannung und Gelöstsein“, obgleich da Korrelationen sicherlich bestehen. Wo keine Widerstände hemmen, ist das freie Gelöstsein leichter, und umgekehrt: die Widerstände wecken, provozieren die Spannungen. Nur von Ausnahmelosigkeit sollte man nicht reden: abgesehen von jenem Virtuosismus, Widerstände zu vermeiden, abzuwälzen, ihnen auszuweichen oder zwischen ihnen durchzuschlüpfen (das Besiegen der Widerstände würde bisweilen sogar geringere Spannungen kosten, als das Ausweichen, als die Flucht vor ihnen usw.) bedenke man, daß gerade auch freie Gelöstheit über die Widerstände hinwegpeitscht. Der Liebende überwindet viele Wider-

stände einfach durch seine Liebe, der Begeisterte durch seine Begeisterung. Ja, die Widerstände bekräftigen, beschwingen noch die freie Gelöstheit seines Verhaltens. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß alle Widerstände nur durch Spannungen gebrochen werden. Jeder weiß doch, wie unsicher er wird, wenn er nach Beginn der Theatervorstellung seinen Platz aufsucht. Er ist eben gespannt und durch die Spannung unsicher. Wo Spannungen da sind, sind Widerstände, möglicherweise durch die Spannungen selbst gesetzte und deswegen oft unüberwindliche, so lange die Spannungen anhalten; aber es sind nicht immer Spannungen da, wo Widerstände sind. Selbstverständlich darf man dabei den Sinn unserer Termini nicht verschieben. Denn es ist klar, daß man unter Spannungen und Widerstand auch ganz anderes verstehen kann.

Für uns folgern aus dem Gesagten eine ganze Reihe neuer Besonderungen: man könnte von einem absoluten oder relativen Spannungs- oder Gelöstheitsgrad sprechen. Unter absolut würde ich die strenge Unterordnung in eine Richtungsbestimmtheit verstehen: alles andere erlischt ihr gegenüber, oder dient nur ihr. Die Intelligenz ist dem bloß Eitlen eigentlich lediglich Vehikel seiner Eitelkeit. In ihrer Sonderbedeutung ist sie ausgelöscht. Es ist eben nur ein Diktator da, vielleicht auch zwei, die im Kampf miteinander alles an sich reißen. Und selbst wenn die Diktatoren, die Tyrannen wechseln, bleibt die Form die gleiche: alles ist bestimmten Zielen zugeordnet, und in sich nichts. Nun nehmen wir aber das Gegenteil: sicherlich dient beim Eitlen die Intelligenz seiner Eitelkeit, aber sie wahrt doch ihr Sonderdasein, sie geht nicht ganz in jenem Dienste unter, erschöpft sich nicht in ihm. Die Unterordnung ist nur eine relative. Und nun hüte man sich wieder vor allzu schnellen oder allzu naheliegenden Schlüssen: wenn die Bindung locker ist (gleichviel ob durch Spannung oder Gelöstsein) scheint es sehr leicht, daß das einzelne die Bindung zerreißt, daß sie sich ganz auflöst. Aber gerade das muß nicht erfolgen, weil jede Knechtung fehlt. Und die radikale Unterordnung, zumal wo sie forciert ist, kann schärfere Gegenströmungen entflammen. Nun könnte man diese Lockerungen und Straffziehungen verfolgen und darauf achten, wie das einzelne zu ihnen steht, wie weit es überhaupt in sie eingebegriffen ist. Die Spannungen mobilisieren auch dieses und jenes, aber es sträubt sich, lehnt sich auf, oder es gehorcht fügsam, duckt sich sprungbereit, um im nächsten Augenblicke auszubrechen. Der Machthungrige geht über Ängstlichkeit, Gewissen usw. hinweg, aber bald melden sie sich und gewinnen Hilfstruppen. Der Verstand dient jetzt nicht nur der Machtlinie, nein, er malt auch Bilder des Schreckens.

Nun scheint es aber, daß wir die Persönlichkeit zerreißen in ein

Spiel von „Vermögen“, von Strebungen, die sich verbünden, anfeinden, überlisten, knechten, empören. Und die Persönlichkeit wäre letztthin nur der Schauplatz, in dem alle diese Geschehnisse ausgetragen werden. Es täte mir sehr leid, wenn dieser Eindruck entstünde. Darf ich einen Vergleich ziehen, möchte ich an einen Dichter erinnern, der die verschiedenen Gestalten seines Romans in ihrer gegenseitigen Wechselbezogenheit durchformt. Sie sind alle seine Kinder, die sich nicht immer miteinander vertragen und die sich auch gegen die Pläne ihres Vaters auflehnen können. Die so und so beschaffene Persönlichkeit ist Rahmen und Quellgrund, in dem und aus dem das Drama ihres Lebens sich entwickelt in und durch Reibung mit Schicksal, Milieu usw., das zum Teil wieder Erzeugnis eben der Persönlichkeit ist. Aber nun birgt die Persönlichkeit eine Fülle von Anlagen, von denen manche überwuchern, andere verkümmern. Und manche ordnen sich ohne weiteres in die durchschneidenden Richtungsbestimmtheiten ein, andere werden in sie gepreßt, widerstreben usw. Manche gehen ihres Eigenseins ganz verlustig, andere bewahren es. All dies widerspricht nicht der Einheit der Persönlichkeit, außer man will ihr Einförmigkeit unterschieben. Im Gegenteil: hier handelt es sich im Grunde um jedem geläufige Selbstverständlichkeiten. Wer der Forschung lebt, fühlt doch die Lockungen unterhaltender Geselligkeit, anregenden Theaters, behaglichen Familienlebens. Er kann all das radikal unterdrücken, sich absperren. Er kann mit „schlechtem Gewissen“ seiner Arbeit Stunden stehlen. Aber er kann auch neben seiner Hauptrichtung dem anderen ein beschränktes Sonderdasein einräumen und dann erfrischt zum Schaffen zurückkehren. Und bisweilen verstärken sich die Ansprüche, die von diesen Sonderprovinzen ausgehen usw. Geht man all diesen Verflechtungen nicht nach, dann weiß ich nicht, wie man eigentlich zum Charakter vordringen will. Daß sich die Schwierigkeit damit steigert, bestreite ich nicht. Daß es oft fast aussichtslos wird, in diesem Reichtum das individuelle Gesetz aufzudecken, leugne ich keineswegs. Aber das alles gibt uns kein Recht, es zu verfälschen. Es ist eben ein ganz anderer Charakter, der alles neben seinem Hauptstreben unterdrückt, und der ihm ein begrenztes Ausleben gestattet, der sich fest in Händen hält und der sich seiner Strömung überläßt, der gleichsam auf allen Saiten spielt, und der viel dünner instrumentiert ist, oder bei dem die Töne einzeln angeschlagen werden, ohne sich in großen Akkorden zu vermählen. Man kann gegen mich einwenden: was sollen all die bildlichen Umschreibungen? Ich verstehe es sogar, wenn einer sie auf die Dauer als unleidlich empfindet und darauf beharrt, daß sie durch ganz genaue Analysen ersetzt werden. Ich gebe ihm recht.

Es ist nicht meine Schuld, daß diese Analysen heute meist fehlen. Fast jede dieser Analysen erheischt eine eingehende und recht weit gezogene Untersuchung. Deshalb sind wir zu diesen Umschreibungen gezwungen, die gerade das Gute haben sollen, daß sie standpunktliche Entscheidungen vermeiden, daß sie einer Neutralität gegenüber verschiedenen Theorien sich erfreuen, daß sie gleichsam noch vor ihren Spaltungen liegen.

Zu der Dynamik, die uns hier beschäftigt, gehört es weiter, daß die Teilstrebungen konvergieren oder divergieren. Dies kann man ohne weiteres den Teilstrebungen nicht ansehen, denn man vermag nur Wahrscheinlichkeitsvermutungen anzustellen, aber es kommt doch darauf an, wie sich die Teilstrebungen im Gefüge eines individuellen Charakters vertragen oder nicht vertragen. Und da befehden — wie wir schon einmal sagten — bisweilen sehr verwandte einander, und bisweilen freunden sich ganz widerstreitende an. Es handelt sich also um die charakterologische Divergenz oder Konvergenz, die allseitig oder teilweise sein kann. Es gibt eine Richtung zur Konvergenz und eine zur Divergenz; und es gibt ganz plötzliche Umstellungen. Ein äußeres Ereignis, eine scheinbar leichte Gewichtverschiebung, und eine Konvergenz zersplittert in scharfe Divergenz oder umgekehrt. Eben noch ging alles gut: Liebe, künstlerische Neigungen, Geselligkeit usw. Eine plötzliche Verarmung, und nun entbrennt vielleicht der Kampf. Die Sorgen vergiften die künstlerischen Neigungen, Neid nagt den gesellschaftlichen Verkehr an, Mißtrauen unterwühlt die Liebe, die Liebe fühlt sich vernachlässigt durch die künstlerischen Neigungen usw. Oder aber: das Künstlerische gewinnt die Oberhand, und nun kämpfen dagegen die vernachlässigten Strebungen an, schmeichelnd und brutal, offen und heimlich. Die friedliche Konvergenz ist gestört und wird vielleicht auf anderer Ebene wieder gewonnen nach Überwindung mancher Krisen. Das Labile stabilisiert sich wieder; aber es kann sich auch eine dauernde Zerrissenheit stabilisieren, ein Vergeuden von Kräften, die schließlich keiner Strebungsrichtung zustatten kommen, die verzehrt werden im Streite um sie. Hier ist der Weg zur bisweilen unheilbaren Zerrissenheit, Zerspaltung. Man gebe wieder auf ein Doppeltes acht: der objektiv zerrissene Mensch muß es innerlich gar nicht sein. Er erscheint zerrissen, weil er vieles macht, nichts zu Ende bringt usw., aber das liegt in der Linie seines Wesens, es beglückt ihn, so von allem zu naschen. Er glaubt sich erfüllt, gesegnet von allem, er fühlt nicht die Pflicht, alle Wege bis ans Ziel zu verfolgen. Diese objektive Divergenz ist nur der äußere Schein einer tiefen Konvergenz. Es stimmt alles herrlich; und Mißtöne entstünden erst, wenn eben

einige zu laut würden. Andererseits kann die objektive Konvergenz die täuschende Maske einer verzehrenden Divergenz sein, die sich an die Leistung klammert, um nicht ganz auseinanderzubrechen, wie manche Pedanterie nur noch der letzte Steg ist, der durch ein Chaos führt. Und dann: man verwechsle nicht Konvergenz und Divergenz mit dem Spannungsgrad. Die Gleichung trifft nicht zu: je stärker der Spannungsgrad, desto stärker die Divergenz. Nicht wegen der Divergenz muß die Spannung wachsen, sondern weil sie zum Charakter des Menschen gehört, der immer in solchen Spannungen lebt: er hebt gleichsam mit Riesenkraft kleine Gewichte, wie man das bei Clowns im Zirkus manchmal sieht. Und bei einer Gelöstheit, die aus den Trieben folgt, kann äußerste Divergenz herrschen, die qualvoll, verzweifelt empfunden wird. Der Mensch leidet darunter, daß er keine Spannungsgrade aufbringt, daß „es“ ihn so zerreißt, zersplittert, und daß er wehrlos diesem Geschehen ausgeliefert ist. Und damit müssen wir schon auf ganz verschiedene Typen der Zerspaltung und Zerrissenheit stoßen: durch das verselbständigte Sonderdasein von Teilbestrebungen, durch ein Reißen der überhitzten Spannungen, deren umschließendes Band sich lockert oder gesprengt wird, durch einander widerstrebende gelöste Strebungen usw. Und ebenso könnten wir verschiedene Typen der Konvergenz unterscheiden. Ich vermute, daß diese Unterschiede nicht nur für die normale Charakterologie, sondern ebenso für die pathologische bedeutsam sind. Auch hier fehlt es vielfach noch an dem Bewußtsein um die in Betracht kommenden Möglichkeiten.

Mit den vorstehenden Bemerkungen ist das Problem der charakterologischen Dynamik gewiß nicht in seinem ganzen Umfange aufgerollt, aber wir verlassen es auch nicht, wenn wir uns jetzt weiteren Erwägungen zuwenden, denn immer wieder wird uns gerade das dynamische Moment zu beschäftigen haben. Wir müßten alles Folgende hier schon einflechten, um es unter dem dynamischen Gesichtspunkt zu erörtern, und wir würden dann unter unaufhörlichen Wiederholungen leiden. Wenn wir uns über das Wesen dieser „Leitlinie“ klar geworden sind, werden wir um so lieber zu ihr zurückkehren, als wir ja die einzelnen Leitlinien nicht in einer künstlichen Isolierung belassen wollen, sondern im Gegenteil ihr notwendiger Zusammenhang erhellen soll.

§ 8.

Das ist bei der charakterologischen Rhythmik sicherlich der Fall. Man stoße sich nicht daran, daß sie — das langsame und schnelle Tempo, der stetige und unstetige Verlauf, das Gleitende und das Springende usw. — heute gemeinhin dem Temperament zugeteilt wird. Wenn wir

unter dem Charakter das „Streben“ im Rahmen der Persönlichkeit verstehen, ist es ausgeschlossen, die rhythmischen Verhältnisse auszuschalten. Man kann sagen: hier wirkt eben das Temperament ein, wie an anderer Stelle etwa die Intelligenz. Diese „Einwirkungen“ gilt es von der Charakterologie aus zu erkennen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie damit die Gebiete des Temperaments oder der Intelligenz betritt. Die Trennung von Temperament und Charakter ist überhaupt — kann es gar nicht sein — keine Aufteilung in „Gebiete“, in „Provinzen“ der Persönlichkeit, sondern eine Scheidung nach Gesichtspunkten. Und da erscheint es mir am zweckmäßigsten unter Temperament das „Gefühls- und Stimmungsmäßige“ in seiner Bedeutung und in seinem Sinn für die Persönlichkeit zu begreifen, also nicht eine Psychologie der Gefühle und Stimmungen, als vielmehr ihre Rolle im Ensemble der Persönlichkeit. Aber zu welcher Bestimmung man auch immer gelangen mag — man kann vielleicht eine unserer Leitlinien als die Temperamentslinie erklären oder eine gewisse Korrelation zwischen einzelnen Leitlinien — man wird niemals damit leugnen können, daß eben jenem Streben eine Rhythmik eignet.

Auf den Unterschied des Schnellen und Langsamen hat man immer hingewiesen, auf einen Unterschied, der in bestimmten Grenzen von der jeweiligen Aufgabe vorgeschrieben wird, der aber doch primär in der Persönlichkeit selbst wurzelt: in ihrem eigenen Tempo. Dieses kann beschleunigt oder verlangsamt werden, aber es ist dann nicht mehr das „natürliche“ Tempo, wenn es über seine Streuungsweite nach oben oder unten ausschlägt. Und gewiß kann dieses Tempo im Laufe des Lebens wechseln, sei es durch Übergang von Kindheit zur Pubertät, zur Reife, zum Greisentum usw., sei es durch gewisse Erlebnisse usw. Wie weit offenbaren sich da Wandlungen, wie weit Einförmigkeit, und warum? Was hängt ferner alles von diesen Tempoverhältnissen ab? Ist etwa mit einem schnellen Tempo schon eine Tendenz zur Heiterkeit gesetzt, mit einem langsamen zur Traurigkeit? Jedenfalls darf dann jene Schnelligkeit nicht eine der Beschleunigung sein: der Betreffende hastet eilig, weil er fürchtet, sonst nicht durchzukommen, nicht fertig zu werden usw. Diese Eile, diese Überstürzung — von ihm aus geschaut — quält ihn, macht ihn „nervös“, unglücklich, auch wenn er sich bloß den Zwang zu dieser Eile „einredet“. Man muß also mindestens trennen die naturgemäßen Tempoverhältnisse von den innerlich oder äußerlich aufgezwungenen. Aber wie kann man sich denn innerlich ein „falsches“ Tempo aufzwingen: durch Ängstlichkeit z. B. Man wird hastig, fahrig, weil man Angst hat, sonst nichts zu erledigen. Alles wächst einem über den Kopf. Und diese ängstliche Betriebsamkeit — meist noch gepaart mit einem

Mangel des Zeithaushaltes usw. — ist etwas ganz anderes als die kraftvolle Regsamkeit. Es muß ja gar nicht das gleiche Tempo dauernd anhalten: vielleicht schwankt es zwischen schnell und langsam, leichtflüssig und klebrig. Vielleicht erleidet es durch Krankheit gewisse Veränderungen usw. Rhythmus heißt hier also nicht entweder schnell oder langsam usw., sondern das Gesetz des Rhythmus kann auch in dem Wechsel der Tempi gründen. Gibt es aber welche, die sich ausschließen? z. B. das schwingende und das springende. Gleichzeitig widerstreiten sie sicherlich einander, es ist aber nicht einzusehen, warum sie nicht im Nacheinander folgen könnten. Sollten sie dies nicht tun, wäre dies lediglich ein empirisches Ereignis.

Damit sind schon rhythmische Verhältnisse erwähnt, die nicht auf Tempounterschiede zurückgehen: ein einschläfernder und majestätischer Rhythmus können beide gleich langsam sein (nur große Schnelligkeit vertragen sie nicht). Der einschläfernde Rhythmus wird durch eine Beschleunigung aufgeweckt, aber er entzieht sich ihr bald wieder; der majestätische büßt seine Hoheit ein, wenn man ihn vergewaltigt, oder er wird zur Karikatur. Statt weiterer Besonderungen — und es ließen sich ihrer viele hier erbringen — fragen wir, ob nicht gerade da die Frage akut wird, Kategorie und Leitlinie zu trennen. Der Rhythmus könnte als relativ leicht ablesbares Moment sehr geeignet sein zur Charakterergründung, aber damit ist gar nicht sicher, ob er vielleicht nur ein sekundäres Moment ist. Der majestätische Rhythmus könnte die Folge eines bestimmten Selbstbewußtseins, eines Wichtig-Nehmens aller Dinge, einer gewissen Ruhe usw. sein; vielleicht auch eine Maske, hinter der Unfähigkeit, sogar Faulheit sich verschanzt. Der Rhythmus wäre nur der Hinweis auf solche Möglichkeiten, die aber nicht durch ihn begründet werden dürften. Andererseits kann man einwenden: wenn die betreffende Persönlichkeit nicht zu einem Rhythmus von diesem Tempo und diesem großen Schwung neigen würde, wäre das Majestätische unmöglich. Der Rhythmus ist nicht bloße Folge des Majestätischen, sondern konstituiert es mit: nicht nur von der Schauseite aus, nein, auch innerlich. Wie man auch darüber streitet, ob das schnelle Tempo die Heiterkeit zur Folge hat oder umgekehrt. Ich meine: das rascheste Tempo schafft noch keine Heiterkeit, sondern nur eine günstige Bedingung für sie. Und die Heiterkeit erzwingt sich bestimmte Tempi, behagliche, hüpfende, eilige, je nach ihrem Wesen. Die Heiterkeit wieder wird abgewandelt, verfärbt durch das Tempo. Ein zu langsames Tempo moderiert sie, ein schnelles gibt ihr vielleicht etwas Stechendes usw. Was uns vorliegt, sind also schon Komplexe, die nicht auf ein Moment fixierbar sind. In gleicher Art würde ich

die frühere Frage entscheiden und so im Rhythmus etwas Kategoriales erblicken. Wer aber dies abstreitet, muß ihn doch als Leitlinie gelten lassen. Nur verschiebt sich dann ihr Sinn. Der rasende, stürmische Rhythmus ist für uns nicht nur Begleiterscheinung einer Aufregung, die sich in ihm manifestiert, sondern auch Teilbedingung jener Aufregung. Ja, es ist von unserem Standpunkte aus denkbar, daß dieser Rhythmus sich gleichsam zum Herren von allem aufschwingt. Die Gefühle müssen sich jagen, die Intelligenz muß so kurz atmen, weil alles in dieses fiebernde Tempo hineingerissen wird. Wenn ich in Furcht um einen in höchster Gefahr befindlichen Angehörigen, wenn ich in Begeisterung über einen großen Erfolg in solch stürmisches Tempo gerate, ist es etwas anderes, als wenn dieses Tempo mich zu jener Furcht oder Begeisterung aufpeitscht, wenn es erst alles in dieser Richtung mobilisiert. Lassen wir aber diese charakterologisch bedeutsamen Möglichkeiten offen! Man wird nicht leugnen, daß das „zu-langsam“ z. B. oft ein charakterologisches Schicksal besiegelt. Alles wäre schön und gut, aber es kommt zu-langsam und damit zu spät. Man verwechsle dies nicht mit dem bewußten oder unbewußten Verlangsamten, „um“ zu spät zu kommen, mit dem Ausweichen durch Verspätung. Nein, man ist zu langsam. Und ein anderer ist zu schnell. Schon diese ganz schlichten Beispiele beweisen, daß es sich hier um eine charakterologische Besonderheit handelt, deren Wert nicht übersehen werden darf. Gewiß, für viele Charaktere spielt der Rhythmus keine einschneidende Rolle; aber er fehlt nicht, und wäre er anders, so wäre gleich auch die einschneidende Rolle da. Und nun noch zum Schluß: man wird wohl nichts dagegen haben, daß auch das A-Rhythmische hier in die Rhythmik eingereiht wird, das ganz Zerkhackte, Zerschlagene, oder das, wo der Rhythmus immer nur von außen aufgepreßt wird und versiegt, wenn der Zwang entfällt. Auch das sind in weiterem Betracht Formen der Rhythmik.

§ 9.

Sehr eng hängt mit ihr das zusammen, was wir als „Gewicht“ des Erlebens bezeichnen können. Wenn wir einen Menschen betrachten, erscheint uns einmal sein Erleben leicht, unbeschwert. Das andere Mal aber schwer, voluminös. Und ihm selbst erscheint das vielleicht auch so: das eine Erleben läßt sich ohne Mühe wegschieben, das andere drückt, wuchert durch seine Fülle. Jeder kann aus eigener Erfahrung Beispiele namhaft machen von leichtem Schmerz und schwerem Schmerz, von leichter Heiterkeit und einer gewichtigen, die ihn ganz erfüllt. Nun kommt es darauf an, was bei einem „leicht“ oder „schwer“ besagt. Eine

objektive Entscheidung beweist da wenig: der Verlust des ganzen Vermögens kann für einen Bedürfnislosen ein gewichtloses Erleben sein, der Tod eines Kanarienvogels ein sehr gewichtiges. Es hängt also wesentlich von ihm ab, wie er es erlebt, wie schwer oder wie leicht er es fühlt. Nun denken wir aber an die Extreme: alles Erleben ist entweder leicht oder hat die Tendenz zur Leichtigkeit. Es huscht nur so hin. Vielleicht sehnt sich der Betreffende nach der Last eines ihn ganz erfüllenden Erlebens, nach einer Kraft, deren Schwergewicht er als entscheidend empfindet. Aber alles entgleitet ins Leichte. Seine Liebe, seine Kunstfreude usw.; sie tragen dieses Zeichen des Leichten, graben sich nicht tief ein. Auch sein Wille ist „leicht“; er will dies oder das; aber zu einem „schweren“ Willensentschluß rafft er sich nicht auf; der Entschluß verflattert in leichte Lösungen oder Scheinlösungen. Er steht etwa vor einem wissenschaftlichen Problem: das verfolgt ihn nicht in schlaflose Nächte, wühlt nicht in ihm; er ahnt vielleicht seine Tiefen und Untiefen, aber er glättet alles. Vielleicht banalisiert er es, vielleicht springt er elegant hinüber, vielleicht gibt er sehr klug, was sich bei einem Anritzen der Frage sagen läßt mit viel verkündenden Ausblicken, aber jedenfalls macht er sich es „leicht“. Er kann es sich gar nicht „schwer“ machen; denn ihm wird nichts schwer. Das ist sein Segen und sein Fluch. Alle Gewichte werden zu Papiergewichten. Und er tut nur manchmal, als ob er ein schweres Gewicht stemmen würde. Das kann entzückend sein, oberflächlich, trivial, leer, je nachdem. Und wenn alles noch leichter wird, verdunstet es fast zu blassen Umrissen, zu dünner Oberflächenzeichnung. Bei dem zweiten ist alles gewichtig, wirklich schwer. Und darum schlägt er sich mit allem herum, fühlt die Verantwortung, er kann es nicht einfach wegschieben. Man halte das nicht ohne weiteres für das Höhere — auch aus jenem Leichten kann der bestrickende Zauber des Genialen uns anlächeln — wenn auch die höchsten Leistungen die Fähigkeit zu gewichtigem Erleben voraussetzen. Aber eben dieses Gewicht kann jede Beweglichkeit rauben; es drückt zentnerschwer; es saugt sich immer mehr voll; es zieht nieder und zerpreßt seinen Träger. Die mannigfachsten Beziehungen knüpfen sich zur Dynamik, Rhythmik, zum Spannungsgrad, Widerstandsgrad usw. Wir wollen ihnen nicht nachspüren, sondern glauben hier auf ein Moment zu stoßen, das nicht einfach auf andere Leitlinien aufteilbar ist. Es verträgt sich mit jeder Richtungsbestimmtheit, mit jeder Dynamik und Rhythmik, wenigstens innerhalb weiter Grenzen. Das gewichtige Erleben muß nicht „langsam“ sein, auch der mächtige Strom kann ein starkes Gefälle haben: wie ein brausender Wasserfall stürzt er dahin. Und das leichte Erleben muß nicht schnell sein, es kann

langsam dahinfließen, ohne munter zu sprudeln. Gewiß, man fühlt das Gefährliche jenes Wassersturzes und das Unangemessene dieses schwachen Rieselns, doch dieser peinigende Eindruck widerlegt keineswegs die charakterologische Möglichkeit solcher Sachverhalte.

Wir sahen bisher nur die Extreme; es bedarf jedoch keiner Worte über die adäquate Gewichtsverteilung. Interessanter sind die verschiedenen Formen der Stellungnahme zu dem „Gewichtigen“: die Versuche es abzuwälzen, es zu umgehen, sich hineinzustürzen, es zu bewältigen. Die Versuche können wechseln, aber es gibt auch für bestimmte Charaktere bezeichnende Formen. Und auch der Täuschungen muß gedacht werden: der eine hält ganz leichte Erlebnisse für „sehr schwer“. Man könnte sagen: dann sind sie eben für ihn schwer. Nein, sie beschweren ihn ernstlich gar nicht. Er will sich oder anderen das nur glauben machen. Er tut so, als ob seine Liebe ein gar gewichtiges Erlebnis wäre, er ornamentiert sie gleichsam in dieser Weise. Aber an sich stört diese Liebe seine Ruhe gar nicht. Es gibt Virtuosen des vorgetäuschten Schwergewichts, Virtuosen nach innen und außen. Das Gegenteil erscheint sonderbarer: die Täuschung über das gewichtige Erleben. Man behandelt es so, als ob es leicht wäre. Das kann unter Umständen ein raffinierter Kunstgriff sein; aber unter anderen geradezu katastrophal. Ein Mensch täuscht sich über das Gewicht seiner Liebe, opfert die Geliebte, und merkt erst nachher, daß er schlechthin ohne sie nicht leben kann, daß sein Dasein jeden Sinn, jeden Adel verloren hat. So sehen wir, daß Gewicht des Erlebens und die Einschätzung dieses Gewichts wieder zwei verschiedene Sachen sind. Manche Künstler würden an bestimmten Erlebnissen als Künstler nicht verbluten, wenn sie sich über ihr Gewicht wirklich klar wären. Die Gestaltung dieses Blockes geht über ihre Kraft. Sie verfestigen ihn eher durch ihr Bemühen. Allem schöpferischen Gestalten geht — nebenbei gesagt — eine Gewichtsverschiebung parallel vom Ausgangserlebnis zum eigentlich formenden Erlebnis, sonst bleibt es ungeformt. Haftet ihm aber von Anfang an kein Gewicht an, während die Formung sehr unterstrichen ist, entsteht der Typus des Virtuosen. Aber auch das Ausgangserlebnis gehorcht schon dem Gesetze der Formung, sonst befindet es sich außerhalb des schöpferischen Vorganges. Eine noch so gewichtige Liebe ist noch keine künstlerisch gewichtige, selbst dann nicht, wenn Sehnsüchte nach dieser Formung aufzüngeln. Sie wird erst in dem Augenblick künstlerisch gewichtig, wo sie keimhaft auf das Schaffen angelegt ist, und dieses künstlerische Gewicht kann durch außerkünstlerische gestört, aufgehoben werden. Damit sind wir wieder bei Fragen der Dynamik, die noch durch das Moment des Gewichtes kompliziert werden.

§ 10.

Eine weitere Komplizierung bringt das Moment der Intensität. Sie fällt nicht einfach mit dem Gewicht zusammen, obgleich natürliche Korrelationen zwischen dem Gewichtigen und Intensiven, dem Leichten und wenig Intensiven obwalten. Aber man erinnere sich eines Beispiels aus der Sinnespsychologie: die tiefen Töne erscheinen voluminöser, gewichtiger als die sehr hohen, aber darum nicht intensiver. Es gibt auch eine besondere Intensität des Leichten und eine Intensitätsschwäche des Gewichtigen. Die Baßstimme ist gewichtiger als ein Sopran, aber dieser kann unvergleichlich intensiver sein. Intensität ist eine Frage der starken oder schwachen Eindringlichkeit, Gewicht eine der Schwere und Fülle. Die Intensität kann in ihren Graden wechseln oder relativ stabil sein. Der eine Mensch erlebt alles mit einer stechenden Eindringlichkeit, und sein ganzes Reden und seine Gestik sind auf sie eingestellt. Gerade viele Schauspieler sind Artisten der Intensität bei relativ gewichtlosem Erleben. Die Intensivierung des Erlebens interessiert sie dann, nicht seine Füllung und Mehrung. Vielleicht ist da ein Vergleich am Platze: das Kolorit eines Bildes kann erhöhtes Gewicht erfahren im Gefüge des Kunstwerks; es ist dann kein bloßer Anstrich, es erfüllt sich mit seelischem Gehalt, durchtränkt sich mit Stimmung. Aber es kann auch einfach intensiviert werden: die Farben werden bunter, leuchtender, greller. Ihr Gewicht ändert sich damit nicht. Der Maler täuscht sich, er erliegt einem Irrtum, wenn er für Gewicht hält, was bloße Unterstreichung ist. Ein schreiendes Singen ist ja auch noch kein „gewichtiges“ Singen. Und nun erscheint es charakterologisch wichtig, daß ein bestimmter Typ — von Haus aus oder in allmählicher Entwicklung — mehr oder minder alles Erleben einfach in das Intensive hineinsteigert, ohne das Erleben an sich zu steigern. Er lebt intensiv, aber nicht gewichtig. Die klassische Temperamentslehre hat diese Formen schon bemerkt. Nur müßte man unterscheiden: die auf Wirkung zielende Intensität, die Gewichte markieren soll, die gar nicht vorhanden sind. Der Betreffende ist sich der Leichtigkeit seines Erlebens bewußt, aber er intensiviert es nach außen. Es kann dies auch ein verzweifelter Versuch sein, sich ein gewichtiges Erleben zu schaffen durch das Mittel der Intensivierung. Diese marktschreierische Orchestration eines dünnen Motivs fühlt er selbst peinlich, oder er läßt sich von ihr überrumpeln, er glaubt nun in ihr gewichtig zu erleben. Die intensive Erotik betrügt ihn vielleicht durch den Anschein einer gewichtigen Erotik. Aber er verkennt möglicherweise eine gewichtige Erotik, weil sie nicht die Formen einer intensiven zeigt. Damit haben

wir schon ein Beispiel für gewichtiges, aber nicht intensives Erleben. Alles ist schwer, erfüllt, voluminös, aber es hat nicht den Eindringlichkeitsgrad des Intensiven. Es äußert sich nur schwach, nach innen und außen: ein langsam fließender Strom, der keine Wellen wirft. Wo sich hier Intensität zugesellt, ergibt sich etwas anderes als bei der Intensität des Leichten. Die Intensität des gewichtigen Schmerzes ist — sozusagen — etwas „Echtes“, die Intensivierung des Leichten oft etwas „Unechtes“, auch wenn der Betreffende von der Unechtheit nichts ahnt. Er kennt gar nicht jene ganz „echte“ Intensität, oder besser ausgedrückt, jene „echte“ Adäquation. Oder er lernt sie erst viel später kennen: und dann erscheint ihm auch das intensivste Erleben früherer Tage als belanglos und peripher. Die sehr intensiven Liebeleien verblassen vielleicht vor der Liebe, die gar nicht intensiv zu sein braucht. Wird sie aber intensiv — durch Bedrohung, Gefahr des Verlustes usw. — ist diese Intensität erlebensmäßig etwas anderes als jene der „feurigen Liebeleien“, und auch anders in ihrem charakterologischen Sinn und in ihren charakterologischen Konsequenzen. Und nun kann man weiter untersuchen, von welchen Bedingungen die Intensivierung und Intensitätsdämpfung abhängt, wie es zu der Intensivierung des Leichten kommt usw., wie häufig gerade diese Intensivierung das Gewichtigwerden des Erlebens vereitelt. Denn durch solches Überschreien wird der Erlebnisgehalt zerstampft. Man erlebt dann letzten Endes nicht die Liebe, sondern die Intensivierung der Liebe, wenn man sie auch für Liebe hält. Und es wird vielleicht die Tendenz gezüchtet, nur Übersteigertes zu erleben. Wo aber die Intensitäten abblassen, wird das Erleben wenig eindringlich, wie verstaubte Gobelins. Diese mangelnde Intensität drückt dem Leben den Stempel des Unfrischen auf, oder auch des sehr Zarten. Obgleich es selbst eine Intensität des Zarten gibt; wobei nicht das Zarte intensiv ist, aber es wird sehr intensiv erlebt. Und so kann auch das Unfrische sehr intensiv erlebt werden. Man muß nur dann achthaben, was denn eigentlich mit dem Moment der Intensität versehen ist, und wie es versehen wird. Einmal erlebe ich eine intensive Liebe, das andere Mal erlebe ich vielleicht intensiv den schmerzlichen Mangel, daß meine Liebe nicht genügend intensiv ist. „Ich erlebe intensiv mein künstlerisches Schaffen“ heißt noch nicht ohne weiteres, daß dieses selbst intensiv ist. Es dünkt für eine charakterologische Typologie nicht unwichtig festzustellen, welchen Erlebenssphären und Schichten die Intensität eignet. Es können alle Farben, alle Eindrücke überhaupt an Intensität verloren haben, aber ungemein intensiv bleibt gerade das Erleben des Intensitätsverlustes. Ebenso kann alles an Erlebensgewicht einbüßen, aber das ganze Gewicht belastet nun mein ab-

gesperrtes Ich: mich selbst nehme ich sehr schwer, alles andere federleicht. Das ganze gewichtige Erleben ballt sich um den einen Punkt zusammen. Damit erhalten nun auch die Begriffe der charakterologischen Gewichtsbalancierung und Gewichtsverteilung, der charakterologischen Intensitätsbalancierung und Intensitätsverteilung einen bestimmten Sinn. Und wie wir von einer fluktuierenden und punktuellen Aufmerksamkeit sprechen, so dürfen wir von einer fluktuierenden charakterologischen Intensität und von einer punktuellen reden; genau das gleiche gilt von dem Gewicht. Damit sind von neuem der Dynamik Aufgaben zugewiesen, denn beim Statischen dürfen wir gewiß nicht stehen bleiben.

§ 11.

Zu diesen ganzen Betrachtungen gehört wohl auch jene Besonderheit, die ich als „Alles- oder Nichts-Gesetz“ bezeichne. Der Name als Terminus stammt aus der Naturwissenschaft und bezieht sich auf die Eigenart von Muskeln, die — wenn sie auf Reize antworten — mit ihrer ganzen Kraft antworten, also alles oder nichts hergeben, keine Zwischenstufen kennen. Etwas Ähnlichem begegnen wir auch in der Charakterologie: gewiß gibt es Menschen, die angemessen reagieren und handeln, also mit dem jeweils erforderlichen Nachdruck, weiter solche, die regelmäßig zu schwach oder zu stark vorgehen, oder bei denen beides wechselt. Aber sie zeigen nicht die Form des „Alles- oder-Nichts-Gesetzes“. Sie treffen wir erst dort an, wo entweder gar keine Bewegung erzielt wird oder eine, die alle Kräfte bis zum Höchstmaß mobilisiert. Hier liegt nun ganz bestimmt keine charakterologische Kategorie vor, denn es ist ja keine Frage, daß das Alles-oder-Nichts-Gesetz nicht ein konstituierendes Moment eines jeden Charakters ist. Von einer unerläßlichen Bedingung ist da nicht zu sprechen. Unerläßlich ist nur irgendeine Form der seelischen Bewegung, aber nicht die hier in Rede stehende. Wenn wir sie besonders herausgreifen, geschieht das aus dem Grunde, weil sie bisher stiefmütterlich behandelt wurde, und weil wir durch sie den Übergang zu unseren weiteren Momenten der Ansprechbarkeit, Nachhaltigkeit usw. leicht finden. Und es ist eine charakterologisch bedeutsame Form: jener Typus von Menschen, der vielem gegenüber vollkommen stumpf bleibt, der aber — wenn einmal der Funke überhaupt zündet — in hellsten Flammen loht. Was ihn packt, packt ihn ganz. Er lebt vollständig und restlos darin, alle seine Kräfte betätigen sich darin. Gleichgültig sitzt er bei einer Beratung dabei, aber bei irgendeiner Frage faßt es ihn: und nun kennt er nichts anderes, mit fliegenden Fahnen eilt er hinter dieser Frage her. Dieses Alles-oder-Nichts ist ihm die einzig-mögliche Lebensform. Sie regelt auch sein Verhältnis

zu den anderen Menschen. Sie sind ihm gleichgültig, er bekümmert sich nicht um sie. Aber da ist einer, der interessiert ihn — feindlich oder freundlich, den liebt er oder haßt er. Und dieses Interesse, diese Liebe oder dieser Haß nehmen gleich jenen Verlauf des „Alles-oder-Nichts“, also in unserem Falle des „Alles“. Und die anderen Menschen werden nun gewertet, je nachdem sie dieser Liebe oder diesem Hasse frommen. Alles wird in diese Bewegtheit hineingerissen, und sie allein regiert. Da gibt es keine „Objektivität“, keine „Gerechtigkeit“, nur die eine brausende Flut, die alles fortschwemmt. Und es ist kein Halten, bis sie sich verläuft. Was heißt dann etwa Intelligenz? Sie wird mit angestrengtestem Scharfsinn, vielleicht mit klügster List in diese Bahn geworfen, aber sie trägt Scheuklappen. Denn sie sieht nur diese Bahn oder nur von dieser Bahn aus. Sie sieht also vieles nicht und vieles ganz verzerrt, manches überscharf. Gewiß ist es ein Unterschied, ob ein gescheiter oder dummer Mensch dem Alles-oder-Nichts-Gesetz gehorcht, aber sofern es ausschließlich herrscht, wird auch die Gescheitheit nur innerhalb ihrer Spannweite arbeiten, sonst aber wie abgesperrt sein. Wenn etwa ein solcher Mensch von der Veranstaltung eines Wohltätigkeitsbazzars ergriffen ist, vernachlässigt er in schlimmster Weise sein Geschäft, seine Familie, kennt kein Theater, keine Politik usw. Er sieht nur den Wohltätigkeitsbazar. Und ist dieser vorüber, sinkt er in Gleichgültigkeit, in Stumpfheit, bis ihn wieder etwas anderes elektrisiert. Aber was elektrisiert ihn? die Eitelkeit, die Erotik usw. Es kann immer das gleiche Motiv vorliegen, das angeschlagen das ganze Orchester entfesselt. Diese klare Einheit muß nicht gegeben sein: es ist einmal die Kunst, das andere Mal die Wissenschaft, dann soziale Hilfsbereitschaft oder ein raffinierter Klatsch usw.; vielleicht allgemeiner Geltungs- und Betätigungsdrang, Flucht vor innerer Versumpfung usw. Jedoch all dies genügt nicht, um zu verstehen, warum immer mit ganzer Kraft reagiert wird. Hier liegt eben eine ursprüngliche und allmählich entwickelte Veranlagung vor, oder eine durch Krankheit bedingte usw. Denn die objektiven Motive erheischen weder das Nichts noch das Alles. Ihr Eintritt ist wesentlich charakterogen aufzufassen. Es gibt dann keinen Ärger, der nicht alle Schleusen des Zornes weit öffnet, und nun rasen in ihm alle Triebe, der Wille bäumt sich auf, der Verstand mengt sich ein. Der Aufruhr ist vollkommen. Und es gibt keine Angst, die nicht ins Gigantische aufschnellt. Das ist nicht eine Frage der leichten Reagibilität; nein, diese Menschen sind vielleicht sehr schwer ansprechbar. Aber wo sie beeindruckt sind, da ist der maßlose Effekt. Ein kleines, mittelmäßiges Bildchen weckt die verzückteste Schwärmerei mit erstaunlichsten Lobeshymnen, und an unzähligen Kunstwerken

von Wert gehen sie gleichgültig vorüber. Nun kommt es inhaltlich natürlich darauf an, was diesen Effekt auslöst. Formal zeigt aber der Typus eine klare Einheit. Er ist jedoch selbstverständlich nur eine Grenze, mit Näherungen an diese Grenze. So selten er sich ganz rein zeigt, so häufig haben wir Gelegenheit, ihn in jenen Annäherungen zu studieren. Sie sind vielleicht mit kennzeichnend für gewisse Altersstufen, für gewisse Völker usw. Und aus dem „Alles-oder-Nichts-Gesetz“ ergeben sich so gleich die verschiedensten Korrelationen: Bedächtigkeit z. B., ruhige Besinnlichkeit, abwägende Gerechtigkeit werden solchen Charakteren nicht eignen. Aber sie können in ihrem Rausch, ja fast in ihrer Besessenheit Großes im guten und schlimmen Sinne vollbringen, und es ist von ihnen aus oft nur ein blinder Zufall, ob es etwas Gutes oder Schlimmes ist. Sind es Künstler, Gelehrte usw., wird ihr Schaffen unausgeglichen sein, gepeitscht, gehetzt, vielleicht geniale Torsi neben unglaublichen Geschmacklosigkeiten und Trivialitäten. Sie werden sich in einseitigste Überspitzungen hineinsteigern und vor dem Kühnsten und auch Absurdesten nicht zurückscheuen, wenn es in der Linie ihres Gesetzes liegt. Sie sind radikal, mag auch ihre Radikalität vielleicht die der Liberalität oder Toleranz sein. Und zeitlich betrachtet können sich allenthalben die handgreiflichsten Widersprüche zeigen: denn wenn wieder die Schleusen geöffnet werden, ist das Frühere vergessen oder wird mißachtet, soweit es nicht der neuen Welle sich fügt. Denn sie fesselt jetzt alle Kräfte, beschwingt sie und treibt sie. Ich sehe hier geflissentlich davon ab, ob sich vielleicht sehr deutliche Beziehungen zum schizoiden Charakter zeigen oder zur Schizophrenie; das muß Einzeluntersuchungen überlassen bleiben. Außerdem halte ich es grundsätzlich für untunlich, einen Charakter gleichsam auf eine einzige Leitlinie zuzuspitzen. Auch wenn sie für ihn zutrifft, reicht sie nicht aus zu seiner Erkenntnis. Man kann im allgemeinen mit den üblichen „Charakteren“ zu viel anfangen, weil sie gar nicht eindeutig umrissen sind, sondern weil sie nur von gewissen Achsen durchschnitten werden. Will man von „Alles-oder-Nichts“-Charakteren reden, muß man sich streng dessen bewußt sein, daß damit nur eine Seite an ihnen bestimmt ist, und daß daher die an sich verschiedenartigsten Charaktere in dieser einen Seite vielleicht konvergieren, selbst wenn diese Seite schon mannigfache Korrelationen nahelegt.

§ 12.

Wir sind jetzt wohl so weit, um zwei wichtige charakterologische Begriffe erörtern zu können, auf die wir bereits wiederholt stießen: die der „Erfüllung“ und „Aushöhlung“. Sie fallen nicht etwa mit den Begriffen

„Einheit“ und „Zersplitterung“ zusammen. Der einheitliche Charakter kann ausgehöhlt sein und der zersplitterte bis zum Rande erfüllt. Wir geben vorerst Beispiele, die zum Teil an bereits angeführte anknüpfen: ein Redner, dem alles Anlaß zur Rhetorik wird. Mitleid ist ihm die tränenzitternde Stimme, Liebe die zärtlich flötende, Zorn die gewaltig grollende. Tod und Hochzeit von Anverwandten, Religion, Politik, lauter Gegenstände, über die sich groß und mächtig sprechen läßt. Er erlebt nur noch redend; er ist nicht nur stolz auf sein Können, nein, er sieht auch in ihm die Bürgschaft seiner edlen, hohen Gefühle, die er verächtlich jedem abspricht, der sie nicht in rednerischen Kundgebungen ausmünzt. Ja noch schlimmer: seine Gefühle haften nur noch an den Worten, Gesten, am Klang der Sprache usw. Und je mehr er sich in diese seine eindimensionale Richtungsbestimmtheit einlebt, desto mehr höhlt sie ihn aus, verzehrt ihn. Zum Schluß bleibt nur noch die Phrase, an der er sich berauscht. Und während er noch wähnt, allem Schönen, Guten und Wahren zu opfern, ist dies nur eitler Götzendienst. Der Götze ist die erbärmliche Rhetorik, wie ein abgespielter Leierkasten. Oder denken wir an einen Künstler, dem das „Künstlerische“ zum Verhängnis wird: er sieht nur noch „Bilder“. Der Sonnenuntergang ist Bild, der Wald und die Großstadtstraße am Abend. Der vom Schlag getroffene Freund und die in seinen Armen erglühende Geliebte. Überall erhascht er nur Bildmotive. Und wenn er sich gegen diesen Ansturm wehrt, er kommt von dieser Jagd nicht los. Er verarmt immer mehr, nicht nur als Mensch, auch als Künstler. Denn seine Motive sind seelisch entleert, nur virtuosistisch aufgezogen. Bloß in dieser Sphäre lebt er noch: er sieht Bilder und stellt Bilder. Er mimt vielleicht das Bild eines Mitleidigen, aber er ist nicht mitleidig; das Bild eines Religiösen, ohne religiös zu sein, die Geste der Liebe ohne Liebe. Ein Mensch ist ihm letzthin ein geschmackvolles Arrangement von Farbflecken. Er kann versuchen, seinen Standpunkt als einen besonders hohen und vornehmen zu rechtfertigen und von dieser Warte aus alles andere belächeln. Aber die Aushöhlung, die im exklusiven Kultus des Geschmäcklerisch-Dekorativen versandet, ist nicht zu leugnen. Ebenso wenig bei einem Gelehrten, der etwa nur den Gebrauch von Worten bei bestimmten Dichtern zählt. Nichts ist ihm wichtig als diese mit heiligem Ernst und unverdrossenem Fleiß verfolgte Aufgabe, der er sein ganzes Leben widmet. Natur ist ihm nur noch Möglichkeit eines hygienischen Spazierganges, den er benötigt, um arbeitsfrisch zu bleiben; Familie eine Arbeitsstörung, sofern sie sich nicht damit bescheidet, ihm die angemessene Ruhe angedeihen zu lassen, die er für sein Werk braucht. Dann preist er seine verständnisvolle Umgebung. Und die Welt ist

ihm in dem Maße wichtig, wie sie sein Bemühen einschätzt. Müssen wir noch an den vertrockneten subalternen Beamten denken, um Beispiele für diesen Typus zu sammeln? Ich glaube, sie reichen aus.

Aber unterschieben wir hier nicht Wertungen? Muß die Konstatierung der Aushöhlung schon eine wegwerfende Beurteilung einschließen? Gewiß nicht, wenigstens nicht innerhalb bestimmter Grenzen. Denn eine Verkümmernng vieler Anlagen tut häufig not, um einige stark zu entwickeln. Gerade diese können dann für Erfüllung sorgen. Beim Redner braucht doch nicht alles abgetötet zu werden, nein, seine Rhetorik schöpft aus der Fülle des Erlebens. Trauer ist ihm nicht die tränenzitternde Stimme, nein, sie löst sich, lebt sich aus in der tränenzitternden Stimme. Und wir fühlen die Erfülltheit dieses Menschen. Und der kleine Beamte ist erfüllt von Güte, Blumenliebe, Naturfreude usw. Dieser Erfüllung tut sein Beruf keinen Abbruch, er scheint sie in solchen Fällen gerade als sein Gegengewicht zu fordern. Aushöhlung heißt auch nicht ohne weiteres Verengung: man kann sich für alles interessieren und doch „ausgehöhlt“ sein. Die Interessen greifen nicht tief, ja, sie entleeren den Menschen. Er gibt sich in ihnen aus; es bleibt gleichsam nichts von ihm übrig. Die elegante Weltdame besucht jede Erstaufführung, fehlt bei keiner Ausstellungseröffnung, hört zahllose Vorträge, plaudert in vielen Gesellschaften, tanzt bei jedem Modeball, blättert in allen Büchern, die man gelesen haben soll, durchrast im Auto die Lande, bewundert pflichtgemäß das Gebirge und das Meer, spielt Tennis und reitet, flirtet und fährt zu Beerdigungen; und all das interessiert sie wirklich, all das, was ihre Welt angeht, aber trotzdem ist sie ausgehöhlt, und dieses Leben höhlt sie weiter aus. Und ein verblühtes Nähmädchen sitzt Tag um Tag in ihrer ärmlichen Stube; während sie Stich für Stich stickt, ist sie ganz erfüllt von der Melancholie des Frühlings, von dem Leid ihres Daseins, von ihrer Güte um entfernte Verwandte, die sich bisweilen aus ihr gar nichts machen.

Vielleicht wird manchem deutlicher, was ich meine, wenn ich statt Erfüllung „Beseelung“ und statt Aushöhlung „Entseelung“ sage. Der ausgehöhlt Mensch ist nicht mehr durchseelt, er ist von innen her ausgetrocknet, mag auch die Oberfläche noch so reich instrumentiert sein. Ja, diese reiche Instrumentierung soll oft nur vor sich und anderen die innere Öde verstecken, die weiter fressende Verwüstung. Das Sich-Anklammern an Äußerlichkeiten ist häufig nur ein Zeichen jener tieferen Leere: weil die Arbeit nicht in sich befriedigt, giert man um manifeste Anerkennung, um Orden und Titel. Das Leiden des ausgefüllten und des leeren Menschen ist auch ein ganz anderes. Der leere Mensch leidet ent-

weder unter der inneren Öde und Langeweile, er ist auf ständiger Flucht vor ihr. Oder er leidet, weil andere ihn nicht genug würdigen, nicht genug ehren, weil er zu langsam befördert wird. Jener virtuosistische Redner ist totbeleidigt, wenn man seine Phrasen nicht ernst nimmt, jener subalterne Beamte, wenn irgend etwas nur entfernt seiner Beamtenehre nahekommt, denn er ist ja nur ein Beamter. Zieht man ihm diesen Rock aus, bleibt eine zerbrochene Maschine übrig. Gewiß kann auch der Erfüllte leiden unter dem Mangel an Anerkennung. Denn er benötigt sie möglicherweise für seine Leistung. Der Architekt braucht Bauaufgaben, und er wird gerade in seiner Erfülltheit tödlich getroffen, wenn alle seine Pläne Papier bleiben. Die Anerkennung ist ihm etwas anderes als dem Leeren. Und wenn er als Beamter von der Würde seines Berufes durchdrungen ist, so ist dies wesensverschieden von der subalternen Eitelkeit, der die Beamtenuniform alles gilt. Sein Leiden ist in erster Linie immer ein Leiden an seiner Fülle, wenn ein ihr angemessenes Ausströmen versagt ist. Wenn er nicht so leben kann, daß dieses Leben eben seiner Erfüllung und Beseelung gerecht wird. Dem Ausgehöhlten ist es gleich, wenn er vielleicht wie eine Maschine vor der Maschine stehen muß, wenn er nur anständig bezahlt wird. Der Erfüllte erträgt das nicht; es ist ihm ein Greuel. Abgesehen von den Fällen, wo der mechanische Dienst ihm die Freiheit gibt im tieferen Sinne: er denkt und grübelt nach über ihn bewegende Fragen. Dann kann er sogar diesen Dienst lieben. Und ein anderer würde ihm weniger behagen, der ihn stärker in Anspruch nähme, denn damit hätte er keine Zeit für sich selbst. Seine Langeweile ist daher wieder etwas anderes als die des entleerten Menschen. Der langweilt sich, weil die äußeren Gelegenheiten fehlen. Was soll eine Weltdame in einem einsamen Seebad außerhalb der Saison? was soll der virtuosistische Redner, wenn es nichts zu reden gibt? der pedantische, subalterne Beamte am Sonntag? Er schläft, oder er bespricht am Stammtisch Fragen des Berufes. Der erfüllte Mensch langweilt sich, wenn er Zeit „verliert“, wenn man ihm seine Zeit „stiehlt“. Er langweilt sich gerade meistens dort, wo der andere gefesselt ist. Denn der leere Mensch ist gewöhnlich froh, wenn man ihn „beschäftigt“; den Erfüllten braucht man nicht zu beschäftigen, er hat Beschäftigung genug und übergenuß. Der Leere ist oft stumpf, weil er innerlich ausgebrannt ist. Die „Stumpfheit“ des Erfüllten wurzelt gerade in seiner Erfülltheit mit anderem.

Das erscheint doch als Widerspruch: jener ausgehöhlte Gelehrte, der nur noch Worte zählt, ist doch auch von seiner Aufgabe „erfüllt“, ganz erfüllt, nicht minder wie der geniale Forscher, ja, vielleicht noch mehr als dieser. Auch der geniale Forscher kann in einer gewissen Weise

ausgehöhlt sein. Kann sich denn nicht auch ein Mensch „erfüllt“ fühlen, der den ganzen Tag stumpfsinnig Adressen schreibt, sich dabei großartig tätig vorkommt und nichts anderes verlangt als höchstens eine bessere Bezahlung seiner Schreiberei? Ist dies aber ein erfüllter, beseelter Mensch? Und diese Frage zwingt uns zu einer weiteren Unterscheidung, zu einer ähnlichen, wie wir sie bereits wiederholt vornehmen mußten: erstens das subjektive Bewußtsein um Erfüllung und Aushöhlung. Dieses Bewußtsein ist selbstverständlich allen möglichen Täuschungen unterworfen. Wie häufig begegnen wir dem rührenden Bilde von Frauen, die sich für Angehörige und Freunde abquälen und doch klagen, sie fühlten sich nicht erfüllt, sie müßten noch viel mehr tun. Das sei doch noch gar nichts, was sie da leisten. Sie seien hohle Menschen, wenn sie daran denken, wie andere Frauen noch die Kraft zu Wissenschaft oder Kunst finden, während sie hierzu zu müde sich fühlen. Und doch ist ihr warmes, gütig überquellendes, ewig hilfsbereites Leben so bis ins Letzte durchseelt, daß gewiß jene Sehnsüchte verständlich bleiben, aber die Kritik an ihrer inneren „Hohlheit“ sicherlich nicht zutrifft. Zweitens die Tatsache, womit sich der Betreffende ausgefüllt vorkommt. Und das ist eine materielle Frage, eine, die das Format der Menschen angeht. Drittens aber die Beteiligung von tiefsten Schichten der Persönlichkeit. Das hängt nicht von dem objektiven Tun ab, sondern wie etwas getan wird. Und von selbst sucht sich der Erfüllte ein Tun aus, wo er „ganz“ beteiligt ist; der Leere weicht solchem Tun aus. Und das „Ganze“ bedeutet ja auch für ihn etwas anderes. Die tiefsten Schichten sind gar nicht da. Er gleicht einem Haus ohne Fundamente. Alles spielt sich nur auf einer engen Vorderbühne ab. Wenn diese recht belebt ist, recht voll, möglichst gedrängt, so glaubt er, er sei ein erfüllter Mensch. Denn daß hinter der engen Vorderbühne die ungeheure Leere der Hinterbühne gähnt, ahnt er gar nicht. Er weiß oft gar nicht, was das eigentlich ist. Und da wir bei dem Bühnenbeispiel sind, wollen wir es noch eine Weile festhalten. Denken wir grob schematisch an eine sehr breite und tiefe Bühne. Einmal ist — wie ich schon sagte — nur eine schmale aber die ganze Breite einnehmende Vorderbühne offen, das andere Mal ein dreieckiger Ausschnitt, der bis ans äußerste Ende stößt. Er ist weniger breit, hat aber größtmögliche Tiefe. Und alles was sich auf ihm abspielt, vollzieht sich eben in dieser großen Perspektive, vor diesem weiten Hintergrunde. Die Breitenanlage ist nun etwas ganz anderes als die Tiefenanlage. Wir können variieren: breit und seicht, schmal und seicht, breit und tief, schmal und tief. Und wir müßten uns nun darüber terminologisch verständigen, was wir unter Aushöhlung, bzw. Erfüllung verstehen wollen: ob die Breite oder die Tiefe, oder das

Zusammensein von beiden. Nun ergibt sich aber — wie mir scheint — noch etwas Beachtenswertes: die Breite darf nicht unter ein gewisses Maß sinken, ohne daß die Tiefe mitleidet. Eine allzuweitgehende Verengung in der Breite zehrt auch an der Tiefe. Der nur Intelligente ist nicht „tief“, er ist nicht erfüllt, nicht durchseelt; der bloße Triebmensch auch nicht usw., ja auch nicht der Nichts-als-Künstler, der Nichts-als-Forscher. Daß die „tiefsten Schichten“ in Aktion treten und sich im Tun offenbaren, im äußeren oder inneren, setzt offenbar voraus, daß mehr Angriffspunkte vorhanden sein müssen. Und daher scheinen Verengungen sie geradezu aufzuzehren. Nur mit bangen Fragezeichen stelle ich dies hin. Und ich möchte keine weiteren Vermutungen hier äußern. Es ist wohl auch nicht in diesem Zusammenhange nötig. An der Wichtigkeit der hier untersuchten charakterologischen Begriffe ist nicht zu zweifeln. Im Gegenteil: ich glaube, daß sich bei genauer Prüfung noch weitere Aufspaltungen ergeben werden. Jedenfalls knüpfen sehr bedeutsame Fragen an: unter welchen Umständen kommt es zur Erfüllung, unter welchen zur Aushöhlung? Es ist nicht ein Problem der dimensional Richtungsbestimmtheit, denn innerhalb aller Richtungsbestimmtheiten begegnen wir dieser Besonderung. Aber es ist ein Unterschied, ob schließlich die Richtungsbestimmtheit gleichsam die Persönlichkeit übermannt: die Persönlichkeit hat dann nicht diese oder jene Richtungsbestimmtheit, sondern diese oder jene Richtungsbestimmtheit hat die Persönlichkeit. In diesem Augenblick scheinen die letzten Tiefen zu erlöschen. Und von unseren Leitlinien aus wäre — was schon angedeutet wurde — nun der Spannungsgrad, der Widerstandsgrad, die Rhythmik usw., zu untersuchen. An besonders geeigneten Fällen ließen sich da verschiedenste Zusammenhänge entdecken, die bloße Theorie sich nicht ausdenken kann, die aber — einmal geschaut — sogleich einsichtig werden. Es gibt z. B. charakterologische Rhythmen, die in ihrer bezeichnenden Hast jede Erfüllung zu ersticken scheinen. Und es gibt behagliche Rhythmen, die ohne letzte Durchseelung ganz unmöglich dünken. Und mit all diesen Fragen hängt nun ein weiteres Moment zusammen, dem wir uns gleich zuwenden wollen: der Gliederungsgrad des Erlebens. Auch an dieser Stelle springen wir nicht etwa beliebig weiter, sondern wir verfolgen Akkorde, die schon im Hauptmotiv angeschlagen sind. So hat auch dieses neue Moment nichts Überraschendes.

§ 13.

Blicken wir schnell zurück: auf die Dynamik der dimensional Richtungsbestimmtheiten. Sie zeigt verschiedene Spannungs- und Wider-

standsgrade usw. Sie erfolgt in gewissen Rhythmen und Tempoverhältnissen (ja man hat sogar die musikalischen Tempobezeichnungen herangeholt und von Allegrotypen, Andantetypen, Adagiotypen gesprochen, sowie von Menschen, die *forte*, *piano* oder *dolce* leben), mannigfache Intensitäten treten auf, und die Gewichte verschieben sich. (Wobei ich nur kurz daran erinnere, daß nicht nur Erlebnissen ein Gewicht zukommt, sondern auch Gesten, der Körperhaltung, vielleicht der Schrift usw.). Und zu diesen Momenten gesellt sich nun das der Gegliedertheit. Man kann sich das an einem Beispiel aus der Kunstgeschichte klar machen: etwa an einem Bau oder einer Statue, deren Teile eine scharfe Begrenzung offenbaren, im Gegensatz zu Werken, wo alle Teile aufgelöst sind in einer einzigen großen durchgehenden Bewegung. Man spricht ja auch in der jüngsten Psychologie von einem „abgesetzten“ Erleben im Unterschied von Erleben, das nicht diese Form zeigt. Wir wiesen bereits darauf hin, daß bisweilen das Einzelne ein gewisses Sonderdasein bewahrt, während es in anderen Fällen völlig dieses Sonderdaseins beraubt ist. Hier liegen eben andere Gliederungen vor. Man denke — um ganz einfache Beispiele zu wählen — einmal an einen Redner, bei dem fast Wort für Wort akzentuiert wird, bei dem ein Satzgefüge deutlich vom zweiten sich abhebt, und dann an einen, wo ein Satz in den anderen herüberflutet, weil sie alle nur eine einzige sich auftürmende oder stürzende Woge bilden. Der Anstieg oder Fall dieser Woge wären zerrissen, zerhackt, wenn die einzelnen Sätze gegeneinander abgesondert wären. Es sind nicht nur verschiedene Formen der Rede, sondern je nach seiner Anlage wird der Redner ein gegebenes Material zu formen versuchen. Und wenn diese Anlage nicht auf ihre Kosten kommt, wird er schlecht oder falsch sprechen. Es liegt mir fern, hier etwa zu den von SIEVERS und RUTZ eingeleiteten Untersuchungen kritisch Stellung zu nehmen — eine Kritik müßte sich gegen maßlose und methodisch nicht gesicherte Übertreibungen verwahren — uns genügt der Hinweis auf das Moment der Gliederung. Wir begegnen ihm selbst in der Gestik: jede Bewegung kann in sich gerundet sein, oder auch abgehackt, spitz, aber eben geschlossen, und die Bewegungen können auch ineinander verschliffen werden, ineinander unmerklich übergleiten, ineinander stürzen. Gleiches sehen wir in der Schrift: Buchstabe steht rein neben Buchstabe, Wort im merklichen Abstand von Wort, oder das Ganze drängt zur Einheit, es klebt und backt sich zusammen, es hat die Tendenz, alle Besonderung aufzugeben. Gewiß hängt dies unmittelbar mit der Rhythmik, mit dem Tempo, der Intensitäts- und Gewichtsverteilung zusammen, aber es ist doch ein neues Moment. Man kann mit Recht fragen, ist es nur eine Funktion jener

Faktoren, oder sind vielmehr diese Faktoren durch die Gegliedertheit mitbedingt? Ich würde mich für die zweite Möglichkeit entscheiden, aber wer die erste wählt, wird zwar den sekundären Charakter dieses Moments behaupten, jedoch es wird hierdurch nicht überflüssig. Nur seine Ausdeutung wird eine andere. Und man wird ferner zu prüfen haben, unter welchen Bedingungen sich die Gegliedertheit ändert. Ein Redner spricht etwa klar gegliedert im obigen Sinne, dann packt ihn Begeisterung oder Empörung, und nun türmen sich die Sätze in einem einzigen Schwunge, der sie emporschnellt. Ein anderer wird aber trotz der Begeisterung oder Empörung an der Gegliedertheit festhalten; er kann gar nicht anders. Hierdurch empfängt aber seine Begeisterung etwas Kühles, Distanziertes. Jenes „trotz“ meldet schon natürliche Korrelationen an. Die Frage kompliziert sich noch mehr: vielleicht ist jene Begeisterung sehr glühend — gewichtig — aber sie vermag sich nur „gegliedert“ zu äußern, auf dem Wege zur Äußerung ging bereits viel verloren. Und ein anderer bringt es zuwege, auch der strengsten Gliederung noch ein Höchstmaß von Begeisterung einzuverleiben, allerdings immer Begeisterung bestimmter Art. Es ist nicht die gleiche, die sich gegliedert und ungegliedert auslebt. Und ein Mensch, in dem es immer stürmt oder wetterleuchtet, der wird gemeinhin stets ungegliedert erscheinen. Im Sturm stehen auch nicht die Ähren nebeneinander, sondern sie biegen sich in der Richtung des Sturmes, er drückt sie zusammen usw. Aber vielleicht handelt es sich um Scheinstürme? um flackernde Lichter? Wir müssen weiter unterscheiden: die affektierte, berechnende Gegliedertheit oder ihren Mangel und die aus geringem Widerstand. Der triebschwache Mensch z. B. kann leichter gliedern als der von Trieben bis ins Letzte Erschütterte. Andererseits können schon sehr mäßige Antriebe jede Gliederung verschleifen, wenn es an Hemmungen fehlt. Dieser Relationen haben wir ja schon öfter gedacht und sie bereits in der Geschichte unserer Wissenschaft vorgefunden. Es wäre jedoch einseitig, in dem Gliederungsgrad nur den Ausfluß innerer Bewegtheit, innerer Spannungen und Lösungen usw. zu erblicken. Fassen wir einmal das Umgekehrte ins Auge: die Anlage zu dem gegliederten Erleben ist da. Und weil sie bis zu einem gewissen Grade unkorrigierbar ist, drückt sie auch allem anderen mehr oder minder den Stempel auf. Sie duldet z. B. nicht jeden Rhythmus, alle seelischen Erregtheiten werden durch sie mitgesteuert. Das Denken treibt nicht dahin, sondern Schritt für Schritt bewegt es sich. Die Gefühle selbst setzen sich voneinander ab und schwimmen nicht ineinander. Hier ist die Liebe und dort der Haß, die Zuneigung und Abneigung. Und alles Schaffen teilt sich so ein. Dabei bedeutet Gliederung nicht etwa Atomi-

sierung; nur dann, wenn die einzelnen gegliederten Einheiten sich ganz verselbständigen. Das führt zu Zerfall und Zersplitterung. So gibt es auch — so seltsam dies klingt — eine charakterologische Zersplitterung der klaren, scharfen Gliederung. Ein jedes hat so sein streng begrenztes Sonderdasein, daß der durchgehende Zusammenhang sich löst. Aber ebenso kann Gliederung weit gezogene, kühne Architektur bedeuten, die gewiß Einheit nicht vermissen läßt. Das einzelne Bauglied bleibt Bauglied, aber eben Glied eines großen Baues. Wir könnten gleichsam Härtegrade der Gliederung anerkennen: eine weiche, härtere, spröde, steife, elastische, biegsame, starre; eine, die leicht zerreißt, und eine, die fest bindet. Und ebenso verschiedene Formen der fehlenden Gegliedertheit: das Verschleifen, das Ineinanderstürzen, das einheitliche Vorstürmen usw. Es gibt nicht nur eine zerhackte Gegliedertheit, sondern auch eine auseinanderfallende Ungegliedertheit. Die Rede stürzt dahin, bricht jäh ab, ein neuer Sturz, wieder ein Abbrechen usw. Das Gefälle eilt bald dahin, bald dorthin. Gewiß ist das nicht allein Sache der Gegliedertheit, aber sie gestattet es oder bedingt es sogar zum Teil. Letzthin handelt es sich gar nicht um die allgemeine Entscheidung des Gliederungsgrades und seiner spezifischen Form, sondern um die viel genauere Einsicht, ob diese Form stabil anhält, welchen Änderungen sie unterworfen ist, und unter welchen Bedingungen diese Änderungen eintreten. Ferner muß ja vielleicht gar nicht der gleiche Gliederungsgrad alles umspannen: einer ausgesprochenen Gegliedertheit innerhalb der künstlerischen Struktur steht möglicherweise eine fessellose Auswirkung im privaten Dasein gegenüber. Und seine fast pedantische Gegliedertheit beweist noch nichts für das künstlerische Schaffen. Oder einer Gegliedertheit der oberen Schichten muß keine der unteren korrespondieren und wieder umgekehrt. Man hüte sich weiter vor vereinfachenden Zerrbildern, die etwa in der Gegliedertheit eine Art Pedanterie erblicken. Sie kann es sein. Aber sie kann ebenso die Mitgift einer kraftvollen Bändigung der Leidenschaften sein, wobei nicht die Leidenschaften alles mit sich spülen, sondern das einzelne seinen Stellenwert nicht einbüßt, ohne daß dadurch die Leidenschaft verflacht. Allerdings stürmt sie dann nicht hin, aber sie steigt von Stufe zu Stufe, und dieses gegliederte Steigen ist ihre Entfaltung und Auswirkung. Das mystische Denken z. B. ist meist ungegliedert, das logische nährt seine Kraft aus der strengen Gegliedertheit. Seine Gefahr ist der leere Formalismus, die andere Gefahr: das Chaos. Aber so wenig der Formalismus notwendige Folge der Gegliedertheit ist, so wenig ist das Chaos etwa notwendige Folge der mangelnden Gegliedertheit. Die ungegliederte Richtungsbestimmtheit ist an sich

nicht minder teleologisch als die gegliederte. Ja, es gibt sogar — ich deutete dies schon an — ein Chaos des Gegliederten: alles Einzelne ist klar in sich so abgekapselt, daß das Ganze zerfällt. Das Chaos der Ungliedertheit ist wie ein Wirbelwind, der alles durcheinanderfegt. Und der Formalismus der Ungliedertheit gleicht dem Sturm im Wasserglas; die Form des Sturmes ist da, und doch weht nur eine ganz leichte Brise. Das Boot ist zu labil, oder die Insassen suchen durch Schaukeln den Anschein des Sturmes zu erreichen.

Man kann sich vielleicht am besten und schnellsten den Sinn der Differenzierungen an einem kunstgeschichtlichen Beispiel klar machen: von jeher hat man die klare Gegliedertheit griechischer Statuen gefeiert und bei den gotischen gerühmt, daß sie alles einem einzigen flutenden Ausdruck unterordnen. Bei der griechischen Statue bleibt Hüfte eben Hüfte, Knie Knie, bei der gotischen wird die Hüfte ausgerenkt, das Knie verschoben, wie es der Ausdruck verlangt. Das einzelne verliert sein Sonderrecht. Und auch hier dräuen die Gefahren: des Formalismus und des Chaotischen. Alles Einzelne ist klar und sehr schön in seiner Klarheit. Und das Ganze bisweilen nur eine Addition einzelner Klarheiten. Man könnte es zerschlagen: es bleiben die an sich sehr schönen und edlen Teile. Und ideell ist dann das Ganze zerschlagen; denn als Ganzes ist es leere Form. Dort aber kann sich der Ausdruck verwirren: und jetzt fliegt alles, es bauscht sich, zittert und rauscht, aufgewühlt von der Besessenheit dumpfer Leidenschaften. Aber es gleicht einem wüsten Schlachtfeld, über das Kampf hinweggerast ist. Nun jedoch das Chaotische der Gegliedertheit: die Gegliedertheit wird Selbstzweck. Jede Rippe drückt sich klar aus, jeder Muskel preßt sich scharf ab usw. Das Ganze ist eine formale Gliederpuppe. Und noch ein Schritt weiter: die Gegliedertheit kehrt sich nicht mehr an das „Ganze“. Sie gliedert nur noch „Teile“. Immer deutlicher wird das Chaotisch-Sinnlose. In manchen kubistischen Figuren verblüfft dieses Chaos strengster Gliederung. Das Lebendige wird so lange gegliedert, bis es seinen Odem aushaucht. Und es gibt einen charakterologischen Kubismus dieser Art, ein Chaos der Ordnung. Während der Formalismus der Ungliedertheit beginnt, dort, wo jener Aufruhr der Gestaltung willkürlich oder spielerisch wird, wo nicht Leidenschaften ihn erfüllen, sondern er nur ihre Geste spiegelt. Es kann ein Verhängnis sein, daß der Betreffende in einen derartigen „Aufruhr“ gerät, den nicht Leidenschaft trägt und der auch keine weckt; es ist dann wirklich nur ein formaler Aufruhr. Und er hält für starkes Erleben, was nur Schauseite starken Erlebens ist. Wir haben aber so viel von Leidenschaft und starkem Erleben gesprochen, daß ich fürchte, man könnte in

ihm eine unlösliche Bedingung des Ungegliederten erblicken. Das heiter sprudelnde Plaudern kann ganz ungegliedert sein, ohne Leidenschaft und starkes Erleben. Jedoch naturgemäße Korrelationen bestehen; nur sollte man die Ausnahmen nicht vergessen. Und die Charakterologie läßt es fast niemals an Ausnahmen fehlen, weil bei besonders konstellierte Anlagen auch das Unwahrscheinlichste, ja auch das scheinbar Widersprechendste Ereignis wird.

§ 14.

In der Skizze, die wir bisher entwarfen, vermissen wir noch gar vieles. Ich denke jetzt an die Ansprechbarkeit und Nachhaltigkeit. Diese Momente sind in den bisherigen noch nicht erfaßt. Aber sie sind notwendig gefordert: wie leicht spricht das Erleben an und wie lange hält es nach? Gerade diese Momente sind seit altersher bekannt und spielen heute eine große Rolle, zumal in der Psychopathologie. Das erspart uns, ausführlich sich mit ihnen zu beschäftigen. Es wurde im Gegenteil meist zu viel in sie hineingepackt, was den anderen Momenten gutgeschrieben werden muß. Ihre Bedeutung kann nur erhellen im Zusammenhang und durch ihn mit den anderen Leitlinien. Was besagt also die Ansprechbarkeit: wie leicht oder wie schwer mein Erleben überhaupt ausgelöst wird. Denken wir etwa an das „Alles-oder-Nichts-Gesetz“: diese Reaktion kann leicht oder schwer ausgelöst werden; wir sprachen nur von der Reaktion, nicht von dieser Auslösbarkeit. Der eine reagiert schon sehr heftig auf leise Farbennuancen, sie machen ihn froh oder traurig, beleidigen ihn oder schmeicheln seinem Wohlgefühl. Der andere bemerkt sie gar nicht. Dafür reagiert er aber stark auf alles Musikalische. Der eine ist empfindsam, wo er auch nur einen entfernten Angriff auf seine Ehre wittert, der andere hat eine viel „dickere Haut“. Diese Seite spricht bei ihm weniger an. Es bedarf schon sehr eindringlicher Reize, damit sie irgendeine Aktion auslösen. Ich führe gerade solche Beispiele an, weil häufig es so dargestellt wird, als ob leichte oder schwere Ansprechbarkeit eine ganz allgemeine Fähigkeit sein müsse. Das ist weder theoretisch zu verlangen, noch auch praktisch der Fall. Es könnte ja sein, daß Ansprechbarkeit auf einem Gebiete Ansprechbarkeit auf allen anderen zur Folge haben müßte, dem ist nicht so. Nicht einmal die natürlichen oder statistischen Korrelationen sind genügend erforscht; geschweige denn der Zwang zu allgemeiner Korrelation. So bleibt also nicht die Frage: ansprechbar oder nicht? leicht oder schwer ansprechbar? sondern die Frage: wodurch und worin ansprechbar usw. Und es ist weiter eine Frage, unter welchen Bedingungen die Ansprechbarkeit sich wandelt. Eine leicht ansprechbare

Erotik — die alles in ihrem Sinne deutet — bedingt noch lange keinen leicht ansprechbaren Willen. Es können die Empfindungen mit ihren sinnlichen Gefühlen leicht ansprechen, während das tiefere seelische und geistige Leben sehr schwer zu wecken ist. Auch das Gegenteil tritt ein. Es sind demnach bloß Grenzfälle, wobei Ansprechbarkeit oder ihr Mangel als ganz allgemeine Fähigkeiten sich finden. In der Regel — die schon theoretisch zu erwarten ist — fußt die charakterologische Bedeutung im Nachweis der leicht und schwer ansprechbaren Sphären. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob bei einem leicht ansprechbaren Triebleben die Intelligenz leicht oder schwer anspricht; ob bei hoher, stets reger und gereizter Intelligenz die Gefühle leicht oder schwer anschlagen usw. Und weiter: wer nach Zärtlichkeit sich sehnt und liebender Wärme, aber immer nur auf Kälte und Härte stößt, den spricht schon der kleinste Gunstbeweis sehr stark an; denn seine ganze wartende Zärtlichkeit und Liebesbedürftigkeit liegen auf der Lauer und harren nur einer halbwegs passenden Gelegenheit. Hier trifft also der Reiz schon auf bestehende Spannungen. Aber die oft getäuschte und betrogene Zärtlichkeit kann sich auch hinter eine Mauer von Mißtrauen verstecken, und dieses Mißtrauen ist der stets wache Schutz vor Enttäuschungen. Und nun regt sich bei der leisesten Spur dieses Mißtrauen, sofort züngelt es auf, während die Zärtlichkeit jetzt schwer zu erwecken ist, weil eben eine dicke Mauer sie umlagert. Wieder stößt also der Reiz auf vorhandene Spannungen, aber doch auf Spannungen anderer Art. Nicht ihre Arten gehen uns hier an, sondern die Frage, ob eine leichte Ansprechbarkeit infolge von Spannungen sich nicht wesentlich unterscheidet von einer, wo diese Ladung fehlt. Einen spricht das Essen sehr leicht an, wenn er sehr ausgehungert ist, doch in normalem Zustande spricht wieder die erlesene Qualität des Essens leicht an. Den Seemann nach langer Fahrt „spricht“ jedes Weib „leicht“ an, den feinen Frauenkenner und Frauenliebhaber nicht: trotzdem ist er im gewissen Sinne viel leichter ansprechbar. Er reagiert auf feinste Nüancen, während der andere sehr grober Lockungen bedarf. Die leichte Ansprechbarkeit aus Reizhungern oder aus Spannungen ist eben von der „normalen“ so zu trennen, wie die schwere normale Ansprechbarkeit von der aus Übersättigung. Im Laufe eines langen Konzertes wird gerade der fein Musikalische übermüdet; ihn spricht dann fast nichts mehr an. Das sind doch Selbstverständlichkeiten. Es wäre völlig unnötig, an sie zu erinnern, wenn sie nicht immer wieder vergessen würden, wodurch dann das Moment der Ansprechbarkeit etwas seltsam Starres und Dogmatisches erhält. Auch glaube ich, daß jene Selbstverständlichkeiten uns unschwer auf sehr Wichtiges hinweisen: nämlich auf

Zustände eines — sagen wir — chronischen Reizhungers oder einer chronischen Übersättigung, sei es als ursprünglicher Anlagen, sei es als Entwicklungsergebnis. Die leichte bzw. schwere Ansprechbarkeit ist dann so wie bei einem aktuell Reizhungrigen oder Übersättigten, er ist auch ständig ein aktuell Reizhungriger oder Übersättigter. Weder ist der Hunger zu stillen, noch jene Übersättigung zu vermeiden. Der Lüsterner ist z. B. ein derartig chronischer Heißhungriger, bei dem alles sehr leicht anspricht, was seine sprungbereite Lüsternheit anfacht, und das Ansprechen wird nur zur Nahrung neuer Lüsternheit. Und der echt Blasierte — nicht die affektierte Pose der Blasiertheit — ist der dauernd Übersättigte, der schwer angesprochen wird, und dem jeder seine Ab-sperrung durchbrechende Reiz zur peinigenden Qual wird, gegen die er sich noch mehr absperirt. Alle diese Formen der Ansprechbarkeit müssen von ihren eigentlichen „Normal“-formen getrennt werden: musikalische Ansprechbarkeit bedeutet weder Heißhunger nach Musik, die etwa einem lange versagt blieb, noch musikalische Übersättigung durch eine Fülle ausgedehnter Veranstaltungen, sondern eben Reaktion unter „üblichen“ Umständen. Wohlgemerkt, für bestimmte Charaktere können — wir verweisen auf obige Beispiele — die „üblichen“ Umstände gar nicht eintreten, weil sie immer heißhungrig oder übersättigt sind, mögen sie auch schon viel gespeist oder gefastet haben. Und das ist entscheidend wichtig für diese Charaktere. Nun ist ja jeder nur leicht ansprechbar für das, was ihm liegt, seinem Wesen irgendwie angemessen ist — und das ist für den Ängstlichen etwas anderes als für den Tapferen, für den Maler etwas anderes als für den Tonkünstler — aber es gibt Leute, denen fast alles „liegt“, die überall leicht mitschwingen, wo nur eine Stimmgabel erklingt. Sie empfinden dies vielleicht als eine störende Belästigung, so ununterbrochen in Anspruch genommen zu werden. Immerfort dringt gleichsam Besuch ein, sie sind nicht imstande, ihn abzuweisen. Die Tür ist stets offen, sie haben keinen Schlüssel oder sie haben ihn verloren, deshalb können sie die Tür nicht schließen. Andere erblicken wieder in dieser totalen Ansprechbarkeit einen rühmenswerten Vorzug ihrer besonderen Sensibilität, auf die sie stolz sind. So ist also auch diese innere Stellungnahme zur Ansprechbarkeit charakterologisch bedeutsam. Wir überlegen nun weitere Fälle: der Gelehrte, der für alles schwer ansprechbar ist, das außerhalb seiner jeweiligen Forschung sich bewegt. Alles prallt an ihm ab. Das kann große Stärke sein; aber auch eine verengende Schwäche, die seinem Forschen frische Luftzufuhr verwehrt. Oder er läßt sich leicht ansprechen und dadurch vielleicht ablenken. Möglicherweise — obgleich er die Ablenkung laut beklagt — weil sie ihm die rechtfertigende Ausrede

gibt, nicht mit seiner Arbeit vorwärts zu kommen. Die leichte Ansprechbarkeit durch jeden Störungsreiz ist dann der Schutz vor der inneren Niederlage. Und so verschiebt sich der Sinn der Ansprechbarkeit. Und diese Ansprechbarkeit ist natürlich wieder eine andere als die „gewöhnliche“. Er würde gar nicht so leicht auf fernes Klavierspiel oder auf den Lärm der Trambahnen ansprechen, wenn es mit seiner Arbeit besser ginge. Sie hat ihn erst so „sensibel“ gemacht. Und ein zweiter ist sehr schwer ansprechbar, weil er ganz in seiner Arbeit lebt. Das alles sind nur flüchtige Andeutungen, aber sie zeigen, daß das viel behandelte Thema der Ansprechbarkeit keineswegs erschöpft ist. Das Thema wird — worauf ich schon hinwies — gemeinhin dadurch verdorben, daß man dieses Moment nicht rein faßt, dann aber wie ein losgelöstes Vermögen isoliert. Man unterschätzt sowohl die vielseitige Bedingtheit der Ansprechbarkeit wie auch die Vielseitigkeit der durch sie gesetzten Bedingtheiten. Aber nur durch sie und in ihrem genauen Verfolg wird man der charakterologischen Bedeutung der Ansprechbarkeit gerecht, in ihren Wandlungen, in ihrem möglichen Sinngehalt, in ihren Rückwirkungen auf andere Momente. Und nur so werden gefährlich schillernde Äquivokationen überwunden.

§ 15.

Das Gleiche gilt von der Nachhaltigkeit. Nachhaltig soll ein Erleben sein, das nicht schnell verraucht. Sofort meldet sich eine Frage an: Bezieht sich das Nachhaltige auf das im Bewußtsein Vorfindliche oder auch auf das „Unbewußte“. Eine Melodie geht mir nicht aus dem Ohr, sie plagt mich, sie ist also nachhaltig. Eine zweite Melodie taucht unter, aber ich bin jederzeit in der Lage, sie zu reproduzieren. Sie ist demnach in anderem Betracht nachhaltig. Und beides muß nicht zusammenstimmen. Denn vielleicht vergesse ich jenen aufdringlichen Schlager schnell, während die andere Melodie unverlierbarer Gedächtnisbesitz wird. Und einmal würge ich lange an meinem Ärger, das zweitemal spüle ich ihn schnell herunter, doch ich warte nur auf die Revanche. Ich halte diesen Vorsatz gar nicht bewußt, aber bei der ersten geeigneten Gelegenheit, da handle ich unfehlbar darnach. Oder der „verdrängte“ Ärger verbittert mich, er wirkt nach, nicht als Ärger, aber nun in allen möglichen Ersatz- und Reaktionsbildungen. Das sind einfache bekannte Dinge, gerade deswegen muß man doch wissen, was denn mit der Nachhaltigkeit gemeint sein soll, oder ob man verschiedene Formen der Nachhaltigkeit anerkennen muß. Eben verschiedene Formen, die auf verschiedene Charaktere hinweisen. Und von der mangelnden Nachhaltigkeit ist das

nämliche zu sagen: es ist doch z. B. etwas anderes, ob ein Feuer schnell ausbrennt, oder ob ich es gewaltsam erstickte. Für manchen sind alle Erlebnisse Strohfeuer; für andere wieder Glut, die sie sofort löschen. Nun kann man löschen, weil man die Gefahr der Flammen fürchtet, aber auch aus einem unbezähmbaren Triebe, zu löschen. Der eine hat Angst vor dem Übergreifen des Erlebens, und noch rechtzeitig riegelt er es ab, sperrt ihm jede Zufuhr. Der zweite aber knickt so alle Erlebnisse in ihrer jungen Blüte. Er kann gar nicht anders, er zerstört sie. Der „geborene Kritiker“ zerfasert, zerpflückt, zersetzt jedes Erleben; es kann gar nicht anhalten. Es wird sofort zerrissen, mindestens durch ein Übermaß der Beachtung entfärbt. Und wieder müssen wir fragen: vorhandene oder mangelnde Nachhaltigkeit muß doch nicht eine allgemeine Fähigkeit sein; sie beschränkt sich auf gewisse Sphären, und ihre Grenzen wechseln vielleicht. Das hat mit der Theorie nichts zu tun, daß jedes Erlebnis im Grunde nachhaltig sei und keines ganz verloren gehe, es komme nur darauf an, den verschütteten Zugang zu ihm freizulegen. Denn selbst auf dem Boden dieser — an sich unbeweisbaren — Theorie wird man doch auch eine relative Nachhaltigkeit zubilligen müssen. Und wenn man meint, es seien besonders die scheinbar gleichgültigen Erlebnisse, die eine ausnehmende Nachhaltigkeit bewähren, so hat man ja die Nachhaltigkeit eingeführt. Über die Bedingungen, unter denen sie eintritt — sie werden sehr mannigfach sein — läßt sich natürlich streiten. Der Anblick eines Sonnenunterganges kann für den Maler sehr nachhaltig sein, wenn er als Bildmotiv ausgewertet wird. Im anderen Falle versinkt er bald. Aber viel, viel später — wenn der Maler ein derartiges Bildmotiv braucht — taucht vielleicht eine blasse Erinnerung an jene Situation auf. Soll man etwa von einer primären und sekundären Nachhaltigkeit sprechen? Das Erlebnis war einmal gar nicht nachhaltig, aber unter ganz bestimmten Umständen kann es nachhaltig werden. Dazu mußte es vorerst in der Form des Gedächtnisses nachhaltig sein. Sonst könnte man ja nicht darauf zurückgreifen. Wir stoßen also überall auf die Äquivokationen, von denen einleitend die Rede war und die den Begriff der Nachhaltigkeit so sehr verunklären.

Man hat nun oft versucht, Ansprechbarkeit und Nachhaltigkeit in eine bestimmte Beziehung zu bringen. Sehr beliebt ist der Typus: leichte Ansprechbarkeit und geringe Nachhaltigkeit, sowie schwere Ansprechbarkeit und starke Nachhaltigkeit. Ohne Zweifel bestehen diese Beziehungen, aber ich vermag nicht einzusehen, warum sie sich gegenüber anderen einer besonderen Unterstreichungen erfreuen. Denn: leichte Ansprechbarkeit kann sich doch mit starker Nachhaltigkeit paaren und wieder um-

gekehrt. Alle nur erdenklichen Verschiebungen sind hier möglich. Gewiß, wer von allem sehr schnell angesprochen wird, dem fehlt es gleichsam schon an Zeit, die einzelnen Erlebnisse nachhaltig zu entwickeln. Eines schiebt sich immer vor das andere. Und in diesem Getümmel, in das ununterbrochen neue Trümmer geworfen werden, gibt es viele Tote, ja, das Einzelne lebt eben nicht lange. Aber dagegen muß man doch einwenden, daß erstens — wie wir wissen — dies nur ein Grenzfall der leichten Ansprechbarkeit ist, und daß zweitens trotzdem gewisse Erlebnisse nachhalten können. Alle anderen wechseln, aber sie bleiben auf dem Schauplatz, z. B. das peinigende Bewußtsein, in dieser chaotischen Fülle rettungslos zu ertrinken. Und wer nur sehr schwer ansprechbar ist, der hat wohl genug Muße, das einzelne Erlebnis festzuhalten. Allein diese Muße genügt nicht. Sondern das schwer mobilisierte Erlebnis kann sich auch gleich wieder drücken, und es bleibt nur eine dumpfe, gähnende Leere. Auch hier hängt alles von dem Gesamtcharakter ab und man darf den Vorgang „Ansprechbarkeit-Nachhaltigkeit“ nicht isolieren, weil er eben nicht isoliert ist. Man muß sich hüten, charakterologische Leitlinien einfach zu hypostasieren, denn damit verlieren sie ihren charakterogenen Gehalt. Wenn ich richtig verstehe, so verführt zu jenen Isolierungen der Vergleich mit den Reflexen. Das Studium der Reflexe ist so lange keine Charakterologie, als nicht ihrer Bedeutung für den Charakter nachgegangen wird. Dann aber steht der Reflex nicht mehr für sich allein. Und so genügt auch die Durchleitung eines Erlebnisses von der Ansprechbarkeit bis zu seinem Ausdruck keineswegs, wenn man nicht berücksichtigt, wie es eben durch die Persönlichkeit hindurchgeht und von ihr gesteuert wird. Und nehmen wir an, wir fänden gar keine Verfärbung durch die Persönlichkeit und gar keine Steuerung, so wäre dies ein sehr wichtiger charakterologischer Grenzfall, nicht aber das methodische Ideal, nachdem sich unsere charakterologischen Untersuchungen zu richten hätten. Doch diese nicht individuell gemeinte Abwehr nur nebenbei! An der Bedeutung des Momentes der Nachhaltigkeit in allen seinen Formen ist nicht zu zweifeln. Denken wir nur einmal an die Gegensätze! Der eine, der seine Erlebnisse schnell vergißt, sie sind wie ausradiert, und der andere, bei dem sie anhalten, dessen Erfahrungen sie bereichern und festigen. Der erste muß zu einem Augenblicksmenschen werden in gutem und schlechtem Sinne, den anderen bestimmt wenigstens mit das Gewicht des schon Vorhandenen. Es ist auch etwas anderes, schuldige Dankbarkeit aus dem Gedächtnis zu verlieren (nach den sehr interessanten Gründen fragen wir jetzt nicht) oder sie sehr klar zu merken aber nicht danach zu handeln, sie also subjektiv zu verletzen. Die „Lieblosigkeit“ des Vergessens ist

eine andere als die bei deutlicher Nachhaltigkeit. Das kleine Kind ist häufig objektiv „lieblos“, weil die Erlebnisse nicht festgehalten werden; die treusorgende Mutter ist verreist und es vermißt gar nicht die Mutter, wenn nur andere für sein Behagen sorgen. Ist dieses gestört, weint es, nicht etwa weil die Mutter fehlt. Wir wollen hier abbrechen im Glauben, daß auch das Thema der Nachhaltigkeit trotz aller ihm gewidmeten Arbeit noch lange nicht erschöpft ist.

§ 16.

Eine heute weit verbreitete Lehre führt den Weg von Ansprechbarkeit und Nachhaltigkeit weiter über die intrapsychische Aktivität bis zur Ableitung des Erlebens. Wir haben schon gegen eine derartige Isolierung des Erlebens Bedenken geäußert, obgleich besonders in der intrapsychischen Aktivität und der Ableitung die ganze Persönlichkeit eingreift. Gewiß können wir auch fragen, was die Persönlichkeit für das einzelne Erleben bedeutet, statt: was bedeutet das einzelne Erleben im Gefüge des Charakters oder der Persönlichkeit und für dieses Gefüge. Nur das letztere Problem ist das eigentlich charakterologische, denn ersteres führt nur zu einer „indirekten“ Charakterologie. Man wird sich häufig ihrer bedienen müssen, aber sie reicht nicht aus. Das sieht man am besten bei dem Begriff der intrapsychischen Aktivität, der eigentlichen Verarbeitung des Erlebens. Denn hier spielen so viele Faktoren mit (einige lernten wir bereits kennen, und andere werden uns noch beschäftigen), daß der Name ihre Vielheit nur übertüncht, nicht aber verständlich macht. Vom Standpunkt des Erlebens mag es gleich sein, wie die Persönlichkeit jene Verarbeitung zustandebringt, auf ihren Grad und ihre Beschaffenheit kommt es an; die Charakterologie will jedoch „verstehen“, aus welchen Bedingungen heraus es zu solcher Verarbeitung gelangen muß oder gelangen kann, warum sie einmal eintritt, das andermal fehlt usw. Sie wird — um nur schon Genanntes zu erwähnen, das freilich noch nicht genügt — auf den Spannungsgrad hinweisen, auf den Widerstandsgrad, auf die Gelöstheit, die Rhythmik usw. Und so vergessen wir die intrapsychische Aktivität nicht, wenn wir sie jetzt auch nicht eigens behandeln. Ihre Problematik wird uns im Gegenteil auch noch weiterhin beschäftigen.

Wir fragen weiter nach der Erlebniserledigung. Ich ziehe diesen — sicherlich nicht sehr schönen — Ausdruck den Bezeichnungen Leitungs- oder Ableitungsfähigkeit vor, weil in ihnen auch schon Rhythmus, Tempo usw. beschlossen sind und das eine ganz unklare Leitlinie abgäbe. Es ist wohl besser, hier nur den einen Punkt ins Auge zu fassen: wie werde ich mit einem Erlebnis fertig, wie erledige ich es. Das ist eine

vollkommen deutliche Frage, und zugleich ist der Zusammenhang mit allen anderen Momenten deutlich: das nicht nachhaltige Erlebnis erledigt sich schon häufig dadurch, daß es einfach vergessen wird, andere Erlebnisse schieben sich vor, und jenes taucht unter. Auch das nachhaltige Erlebnis klingt oft langsam ab, weil andere Interessen sich anmelden, und so verblaßt allmählich das Erlebnis. Die Trauer um einen Verstorbenen mildert sich zur sanften Wehmut, und endlich bleibt eine verklärende Erinnerung, die schmerzlich-süß anspricht, wenn dieser Komplex berührt wird. Es ist etwas anderes, Erlebnisse zu vergessen und sie durch Aufnahme in den Erfahrungsbesitz zu erledigen. Nun muß ich aber jene Trauer nie ganz überwinden, sie hinterläßt eine gewisse erweichte Sentimentalität, oder ich habe einmal die Vergänglichkeit alles Irdischen ganz erfahren, und die Bewußtheit um sie durchtränkt auch meine Heiterkeit usw. Ich bin nicht etwa traurig, aber in meinen lauten Frohsinn mischt sich jene Todesstimmung, sie klingt vielleicht sehr leise, aber doch vernehmlich an. Und meine stärksten Sorgen dämpft jene Melancholie, weil ja auch die Sorgen etwas Vergängliches sind, wie mein ganzes Sein. Nicht in dieser logischen Sphäre spielt sich dies ab, sondern stimmungshaft, sogar mehr oder minder unbewußt. Und das ist etwas anderes als bloße Aufnahme in den Erfahrungsschatz, denn diese Aufnahme wandelt mich selbst bis zu einem gewissen Grade: ich habe nicht nur diese Erfahrung, nein, ich bin auch anders durch diese Erfahrung. Gilt dies aber nicht von jeder Erfahrung? Werde ich nicht durch jede Erfahrung mindestens unmerklich anders? Das ist schließlich ein Streit um Worte: gewiß hinterläßt theoretisch jede Erfahrung eine wenn auch noch so geringe Spur. Aber muß sie charakterologisch bedeutsam sein? Nur das steht in Frage. Da muß man sicherlich zugeben, daß wir auf sehr beträchtliche Unterschiede stoßen. Einschneidend wichtig ist dabei die Tendenz, Erlebnisse zu vergessen, Erlebnisse zu Erfahrungen zu verarbeiten und diese Erfahrungen gleichsam unmittelbar in den Charakter einzubeziehen. Der eine macht den Krieg mit und hat ihn im Grunde schon nach kurzer Zeit vergessen. Er sieht ihn von seiner jetzigen Lage aus, ahnt gar nicht, wie ihm damals zumute war. Auch wo er vom Krieg spricht, handelt es sich letztlich nicht um das erledigte Kriegserlebnis, sondern um ganz aktuelle Erlebnisse, die er im Medium des Krieges spiegelt. Der zweite aber hat sich den Krieg gemerkt, eine Unsumme von Erinnerungen tauchen auf, wenn er zu erzählen beginnt. Aber „er“ ist ganz genau so wie vorher, reicher an Erfahrungen, jedoch charakterologisch derselbe. Und nun der dritte: den hat der Krieg herber, strenger gemacht, aufopferungs-

fähiger, vielleicht verbittert usw. Früher vorhandene Anlagen sind schärfer ausgeprägt, früher verkümmerte entwickelt, Reaktionsbildungen sind eingetreten usw. Hier überall stoßen wir also auf andere Erledigungsformen des Erlebens. Und man kann weiter untersuchen: gelten sie für den Betreffenden schlechthin allgemein? vergißt er vielleicht bald alle seine Erlebnisse, oder werden alle zu Erfahrungen, oder werden alle Erfahrungen charakterogen bedeutsam, bzw. macht er nur Erfahrungen, die für ihn charakterogen bedeutsam werden können, während das andere abprallt? Nun aber sehen wir auch, daß der eine manches vergißt, manches als Erfahrung aufnimmt, manches zu jenen charakterogenen Eigenschaften steigert. Aber was und warum? Wovon hängt die spezifische Erledigungsfähigkeit ab? Wir greifen auf das Beispiel der Trauer zurück: er hatte immer einen Hang zur Sentimentalität, und die Trauer löst nun diesen Hang aus. Jetzt wird er wirklich sentimental. Er verliebt sich möglicherweise in seine Sentimentalität. Das Erlebnis der Trauer ist eigentlich erledigt, es hat eine Anlage zur Eigenschaft verdichten helfen. Und diese geht nun innerhalb der charakterologischen Struktur ihren Weg weiter. Die Trauer ist dann bloß noch der Vorwand für diese weinerliche und eitle Sentimentalität. Wenn man gegen sie ankämpft, verschanzte sie sich äußerlich und innerlich hinter der Trauer. Sie muß als Rechtsgrund erhalten, obgleich sie an sich längst erledigt ist. Und darauf wird gemeinhin zu wenig geachtet: auf bewußt oder unbewußt vorgetäuschte Unerledigung. Eine betrogene Ehefrau kann sich in der brennenden Schmach demütigender Erniedrigung dem ersten Besten an den Hals werfen, um sich zu „rächen“. Diese Rache ist dann die Erledigung ihres Schmerzes. Aber sie kann auch die „Schmach“ zum willkommenen Anlaß nehmen, untreu zu werden, wovor sie bisher verschiedene Hemmungen bewahrt haben. Nun glaubt sie aber ein Recht auf Untreue gefunden zu haben. Sie beruft sich darauf, sie wäre gestorben, wenn sie nicht diese Rache genommen hätte. Damit spielt sie sich oder anderen Komödie vor. Ihr Zorn wäre wohl bald erledigt gewesen, aber sie schürt ihn, um einen anderen Trieb zu erledigen. Damit treffen wir auf verschiedene Verflechtungen und zugleich auf neue Erledigungsformen.

Es sind andere Formen, ob einer eine ihn bewegende Nachricht innerlich durchkämpft, ob er sie klatschend abreagiert, ob er sogleich zu entsprechenden Handlungen greift, ob er sie künstlerisch gestaltet usw. Der Klatschende z. B. kann sein Wissen nicht in sich einschließen, er leidet darunter vielleicht unmögliche Qualen. Für ihn ist die Hauptsache, nicht eine Gesellschaft mitzumachen, sondern über diese Gesellschaft nun haar-

klein zu berichten. Nichts ist erledigt, solange es nicht genügend beklatscht wurde. Der Klatsch ist für ihn die einzig angemessene Form der Erlebniserledigung. Er wird unglücklich, wenn er an dieser Form behindert wird. Der zweite muß die Möglichkeit des Handelns haben, und er verzehrt sich durch aufgezwungene Tatenlosigkeit. Solche Menschen haben also an sich die Möglichkeit einer für sie angemessenen Erlebniserledigung, sie kranken erst an unerledigten Erlebnissen, wenn diese aus irgendwelchen Gründen eine derartige Erledigung nicht zulassen (da kann man gar nicht handeln! und weil man nicht handeln kann, wird der Betreffende mit dem Erleben nicht fertig, oder das Erleben zerstört ihn vielleicht) oder falls durch äußere Umstände jene Erledigung unmöglich wird. Nun gibt es aber Formen, wo an sich eine Unfähigkeit zur Erlebenserledigung obwaltet. Es wird weder gehandelt noch geklatscht, es wird nicht künstlerisch gestaltet oder eine religiöse Befreiung gewonnen usw., nein, der Arme ist allein mit seinem Erleben, hilflos es als Erfahrung einzugliedern oder in seinen Charakter einzubeziehen, er würgt vielmehr ununterbrochen an diesem Bissen, und dieser Bissen vergiftet ihn. Ich gebe ein einfaches Beispiel: einer hört, daß die Frau seines besten Freundes diesen mit einem jungen Laffen betrügt. Der wenig Feine beruhigt sich nach ausgiebigem, entrüstetem Klatsch. Ein anderer greift energisch handelnd ein. Der dritte erlöst sich von seinem furchtbaren Wissen in künstlerischer, wissenschaftlicher Gestaltung. Nicht als ob er gerade dieses Wissen gestalten müßte, aber er balanciert seinen Seelenfrieden aus, indem er sich „seiner“ Welt zuwendet, die anders ist als jene verletzende, gemeine und rohe. Er flüchtet vor ihr. Der vierte hat Angst durch tätiges Eingreifen eine Katastrophe zu beschwören, und er schweigt. Er drängt sein Wissen zurück, und es glückt ihm. Oder es gelingt ihm, sich einzureden, das alles sei nicht wahr, und es habe sich „eigentlich“ nichts geändert. Aber einem fünften oder sechsten gelingt dies nicht: er hat dem Freundespaar gegenüber seine Unbefangenheit eingebüßt, und das untergräbt die Freundschaft. Die beiden bleiben selig zusammen, und er — der ganz Unschuldige — ist ausgeschlossen. So schlecht ist es auf der Welt. Und nun sieht er überall die Schlechtigkeit der Welt; die ganze Welt ist so, wie eine Frau, die hinterlistig ihren Mann betrügt. Überall feiger Betrug. Darum zerfällt er immer mehr mit der Welt. Er ist der einzig Anständige oder der Dumme, der da nicht mitzutanzten weiß. Oder er ist der Verworfenen, der durch seine Schüchternheit eine reinliche Lösung vereitelt hat. Er ist der Schuldbeladene durch sein Schweigen. Er ist der Verräter an dem Freunde. Er darf keinem mehr in die Augen schauen. Alle sehen ihm das schlechte Gewissen an. Das Erlebnis wird

also nicht erledigt, ja, dieser Kampf mit dem Erlebnis fixiert es nur um so fester. An diesem Kampf ist selbstverständlich die ganze Persönlichkeit beteiligt, er kann sich nur auf ihrem Boden abspielen. Ja, wir sehen, wie Menschen dieser Art von Erlebnissen angezogen werden, die schwer erledigbar sind. Wenn eine Mutter um ihr Kind in der Ferne bangt, genügen auch keine Briefe oder Telegramme. Denn in der Zwischenzeit kann dem Kind ein Unheil zugestoßen sein. Und ist das Kind im mütterlichen Heim, ist jeder Spaziergang Quelle der Sorge, jede Mahlzeit, an der man sich überessen kann usw. usw. Es ist ferner ein Unterschied, ob ein Mensch mit einem ganz bestimmten Erlebnis, das ihm widerfährt, niemals fertig werden kann, oder ob er so gleichsam auf der unheilvollen Jagd nach nicht erledigbaren Erlebnissen ist. Der mächtige Kanzler eines Reiches kann gestürzt werden; und diesen Fall aus steilster Höhe kann er niemals verwinden. Sein ganzes Denken und Fühlen umkreist unaufhörlich diesen Punkt. Sein ganzes ferneres Leben ist — auch innerlich — durch diesen Schicksalsschlag bestimmt. Er ist bis ins Mark getroffen, und diese Wunde vernarbt nicht. Tag für Tag reißt er sie auf. Aber ohne diese gefährliche Verwundung wäre er niemals zu nicht-erledigtem Erleben gekommen. Ganz anders, wenn ein bestimmter Charakter wesensgemäß dahin treibt. Seine Anlagen können sich nur auswirken, wenn ein für ihn unerledigbares Erleben endlich gefunden ist. Und so furchtbar dies auch sein mag, der Charakter fordert es und schafft es sich. Er kann — so paradox es klingt — sein Unglück fordern als sein Recht. Wir sehen etwa, wie Künstler Motive einfach fallen lassen und auf sie zurückkommen bei günstiger Gelegenheit, oder es bleiben eben Torsi. Aber sie kleben nicht an ihnen. Sie sind erledigt. Und der Künstler ist frei für anderes. Wir sehen andererseits, wie gewisse Künstler von bestimmten Motiven nicht loskommen, ununterbrochen ringen sie verzweifelt mit ihnen. Es sind unerledigte Erlebnisse. Und je mehr sie ihr ganzes fieberhaftes Wollen anstrengen, je mehr widerstreben diese Motive. Durch die gehetzten Spannungen vereiteln sie ruhiges Reifen, ja, jede gelassene Besonnenheit. Wir brauchen diese Beispiele gar nicht weiter zu analysieren. Wir sind wohl alle davon überzeugt, daß wir mit dem Moment der „Erledigung“ eine wichtige charakterologische Besonderung meinen. Mögen im einzelnen die Ansichten weit auseinandergehen, im Grundsätzlichen dürfte doch Übereinstimmung herrschen.

§ 17.

Wir befassen uns nunmehr mit der Spontaneität, einem jener Momente, die sich unter der „intrapsychischen Aktivität“ bergen. Wir sprechen

einem Menschen Spontaneität zu, wenn er aus eigenem Antrieb — „von selbst“ — handelt. Er hat etwa einen Kollegen beleidigt, und nach einer Weile kommt er — „ganz spontan“ — Abbitte leisten. Keiner hat ihn dazu überredet, geschweige denn gezwungen. Ein Zweiter wählt sich seine wissenschaftlichen Arbeiten allein, er braucht keine Aufgaben, die ihm zugewiesen werden. Einen anderen muß man immer vor bestimmte Aufgaben setzen, sonst ist er völlig ratlos. Nun ist wieder klar, daß die Spontaneität eine ganz allgemeine Eigenschaft sein kann, aber ebenso nur in gewissen Richtungen sich zu bewegen vermag. Der Forscher ist vielleicht als Forscher von einer bewundernswerten Spontaneität, aber in allen praktischen Lebenslagen fällt seiner Frau die Last der Entscheidung zu. Da kann er sich zu keinem Entschluß, zu keiner Handlung durchringen, es ist nötig, daß man ihm sagt, was er zu tun oder zu meiden hat. Es ist gewiß nicht charakterologisch gleichgültig, in welchen Sphären sich Spontaneität zeigt und wo sie mangelt. Der eine handelt etwa spontan, wo sich die Verhältnisse verstandesgemäß überschauen lassen, der andere, wo ein starkes Gefühl den Ausschlag gibt, der dritte, wo persönliche Gefahr droht, der vierte, wo es anderen zu helfen gilt usw. Also: welche Situationen begünstigen für den Betreffenden die Spontaneität? Und was fällt davon der Erziehung, der individuellen Erfahrung zur Last? Es ist allgemein bekannt, daß es eine Erziehung zur Spontaneität gibt, und eine, die gerade die Spontaneität nach Möglichkeit unterdrückt. Oder der Betreffende hat im Leben mit spontanem Eingreifen öfter Pech gehabt, nun wird er scheu, zurückhaltend, ängstlich. Er geht gegen seine eigene Spontaneität an, und sie verkümmert allmählich. Oder er ist eigentlich wenig spontan, aber sein Beruf erheischt Spontaneität und holt sie aus ihm in den Grenzen des überhaupt Möglichen heraus. Er bewegt sich eben dann an den äußersten Grenzen seiner Spontaneität, einer vielleicht ihm mühselig abgequälten. Ja er wird unter Umständen weit spontaner, als er von Natur ist. Er weiß, daß er spontan sein muß, und nun betätigt er Spontaneität, künstlich, gewaltsam. Nicht als Maske, um andere oder sich zu täuschen — obgleich dies natürlich auch vorkommt — sondern um den beruflichen Anforderungen gerecht zu werden. Er stürzt sich in die Spontaneität, wie ein ängstliches Kind ins Schwimmbassin springt: mit geschlossenen Augen. Komme, was wolle! Diese Spontaneität (oder auch ihr künstlicher Mangel) ist selbstverständlich eine andere als die „natürliche“, die „angemessene“. Nicht jedes Kind überwindet sich, ins Schwimmbassin zu springen. Es bringt die Überwindung nicht auf. Und der Schwimmlehrer hält es dann manchmal für geboten, dem Kinde den Entschluß abzunehmen und es ins Wasser zu werfen. So überwinden auch viele den

Mangel an Spontaneität nicht — mag er zirkumskript oder allgemein sein. Die anderen oder das „Leben“ müssen ihnen den Entschluß abnehmen. Es sind also wieder andere Charaktere, die trotz aller Hemmungen Spontaneität erzielen und jene, die dazu nicht imstande sind. Aber bedarf es denn immer eines Willensentschlusses? Ist nicht schon der Wille letztlich ein Zeichen, daß es nicht „von selbst“ geht, daß erst ein Ruck, eine Anspannung notwendig werden? Ist nicht die Spontaneität des Willens bereits verschieden von der Spontaneität des Getrieben-werdens, die jenseits aller bewußten, selbst eindeutigen Entschlüsse steht? Man sieht ein Kind ins Wasser fallen, stürzt nach, rettet das Kind. Man hat nicht überlegt, man hat nicht gewollt, man mußte einfach. Oder: da zuckt der Blitz des künstlerischen Erlebnisses und nun geht das Schaffen an. Man konnte gar nicht wählen, wie im Fieber vollziehen sich die ersten Gestaltungsakte. Gewiß müssen wir anerkennen, daß hier eine andere Spontaneität vorliegt als die Willensspontaneität. Aber man hüte sich, die Gleichsetzung zwischen spontanen Menschen und Triebmenschen auch nur zu versuchen. Triebe können es sein, die gerade jede Spontaneität abschnüren, und Triebe können andererseits Reaktionen auf ganz bestimmte Reize sein. Sie werden nicht „spontan“ mobilisiert. Ja, denken wir an das Beispiel des ins Wasser gefallenen Kindes und seiner Rettung. Die Rettung vollzog sich objektiv ganz spontan, aber subjektiv spürte der Retter nur einen automatischen Zwang. Von einer Spontaneität im Sinne der Freiheit war keine Spur. Vielleicht sagt er: niemals habe er so wenig spontan gehandelt wie in diesem Fall. Denn „es“ handelte in ihm „ganz von selbst“, nicht „er“ handelte „ganz von selbst“. Die höchste Form der Spontaneität scheint eben diese zu sein, wo das subjektive Bewußtsein erlischt. Wie vielleicht die höchste Form der mangelnden Spontaneität jene ist, wo der Betreffende gar nicht mehr sie ahnt. Er weiß nichts von ihr. Schon die Tendenz zur Spontaneität ist verloren; er begreift überhaupt nicht, was sie ist.

§ 18. *Die Intuition*

Bereits die kurzen Erwägungen und Beispiele zeigen, daß man Spontaneität nicht mit dem Moment der Aktivität und Passivität verwechseln darf: die „Intuition“ kommt spontan, sie gehorcht keinem Befehl, sie kann nicht errungen werden; das „Passive“ der Intuition wurde immer mit größtem Nachdruck betont; man „erleidet“ die Intuition, wenn auch vielleicht beglückt, beseligt. Man wird von ihrem „Blitzstrahle“ getroffen, „man“ ist nicht selbst der aktive Blitz. So kann der in diesem Sinne spontane Mensch weit passiver sein als der, dem nichts „von selbst“ zufliegt, der nun in geschäftiger Betriebsamkeit um alles sich

müht, und der vielleicht durch diese Geschäftigkeit das Intuitive unmöglich macht. Er unterliegt anderen Gefahren als der erste, der möglicherweise „faul“ der Intuitionen harrt, und der im Vertrauen darauf, daß alles spontan sich einstellen muß, einem gewissen untätigen Fatalismus fröhnt, der letztlich auch das Intuitive abtötet. Denn aus heiterem Himmel zuckt kein Blitz. (Über das Intuitive vgl. meine Ausführungen im zweiten Band meiner „Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft“, 1920.) Uns genügt an dieser Stelle die Einsicht, daß wir Spontaneität mit Aktivität und mangelnde Spontaneität mit Passivität nicht einfach gleichsetzen dürfen, sondern daß da die mannigfaltigsten Wechselbeziehungen obwalten. Der aktive Mensch muß nicht spontan sein, der passive nicht an mangelnder Spontaneität leiden. Allerdings gilt dies nur in angemessenen Grenzen. Eine sehr gesteigerte Passivität läßt keine Spontaneität mehr zu; sie vernichtet sie, wo sie aufkeimt. Hingegen ist sehr gesteigerte Aktivität noch kein Zeichen besonderer Spontaneität. Häufig das gerade Gegenteil: der Versuch, die fehlende Spontaneität durch diese Aktivität auszugleichen oder zu erringen, oder um ihren Mangel zu verstecken.

Aber wir haben ja noch gar nicht gesagt, was wir unter Aktivität und Passivität verstehen? Wir sagen einmal kurz: den Tätigkeitsgrad. Aktiv ist der tätige Mensch, passiv der untätige. Das genügt offenbar nicht: wenn jemand angegriffen wird und sich energisch zur Wehr setzt, so handelt er aktiv. Wenn er aber sich durchprügeln und bestehlen läßt, dann jedoch lange Zeit an diesem entsetzlichen Eindrucke laboriert, ist er eben passiv. Das ist nun auf einmal eine ganz andere Bedeutung: denn die seelische Tätigkeit kann bei dem zweiten viel stärker sein, viel nachhaltiger, viel gespannter usw. Er ist seelisch vielleicht ungemein aktiv, aber er „handelt“ nicht. Man nennt ja auch häufig Künstler „passive“ Menschen, gewiß nicht wegen eines Mangels an seelischer Tätigkeit, sondern weil sie nicht Männer und Frauen der „Tat“ sind, wobei wieder der Begriff Tat einen ganz bestimmt umgrenzten Sinn hat. Oder man meint: der Künstler sei aktiv, aber nicht der bloße Träumer. Denn der erste sei ein Bewirkender, der zweite nur ein Erleidender. Der Sturm ist aktiv, der Baum wird passiv geschüttelt. Wenden wir dies ins Charakterologische, so spielen die verschiedensten Faktoren mit: z. B. die Erledigungsfähigkeit des Erlebens, sein Gewicht, die Richtungsbestimmtheit usw. usw. Bei gleicher Aktivität könnten dann die Art des Erlebens und sein Ausgang wesentlich voneinander abweichen. Die Aktivität eines künstlerischen Menschen ist eine andere als die eines bloß auf Wachträume Angelegten. Und ebenso ist die Passivität eines künstlerischen Menschen eine andere. Das heißt: wir müssen hier die Momente „aktiv“ und „passiv“

im Gefüge bestimmter Charaktere sehen, sonst büßen sie jede faßbare Bedeutung ein, und man kann mit ihnen alles und nichts beweisen. Gewiß gibt es Menschen, die schlechthin aktiv und passiv sind, weil es eben zu ihrem Charakter gehört, auf alles mit reger psychischer Tätigkeit zu reagieren oder mit einer nur sehr herabgestimmten. Will man aber den Handlungsmenschen als aktiven Menschen bezeichnen, habe ich auch nichts dagegen einzuwenden, nur soll man dann an diesem Terminus festhalten. Noch eine weitere Äquivokation schiebt sich ein, die ich durch ein Beispiel zu verdeutlichen trachte: jemandem „verändert“ sich ein Erleben im „Durchgang durchs Bewußtsein“, bei einem anderen bleibt es annähernd dasselbe. Man schreibt ihm deshalb ein starkes aktives Eingreifen in den Erlebensverlauf zu, während man es ihm im zweiten Falle abspricht. Aber man bedenke — ich erinnere nur an experimentelle Gerüchtversuche, an Aussageversuche usw. — daß der Betreffende von diesem Eingreifen gar nichts wissen muß; es erfolgt völlig „spontan“. Das wäre eine Aktivität ohne bewußte Aktivität. Ja noch weiter: ein Erleben ist sehr gewichtig. Stärkste seelische Aktivität stürzt sich darauf, aber sie ändert an dem Erleben nichts. Es ist zu schwer, es rührt sich nicht vom Platz. Der seelischen Aktivität ist kein Erfolg beschieden, aber ist es darum keine seelische Aktivität? Es ist doch charakterologisch etwas ganz anderes, wenn man ein solches gewichtiges Erleben passiv hinnimmt, ohne diese aktive Beschäftigung mit ihm. Die „große Trauer“ als dumpf lastender, brütender Schmerz wäre danach passiv, die „große Trauer“, die aber von der ganzen psychischen Tätigkeit aufgegriffen wird und die nun das Trauermotiv in unzähligen Varianten abwandelt, wäre aktiv. Damit machen wir Passivität und Aktivität nicht vom Erfolg abhängig: denn jene passive Trauer kann abklingen, und jene aktive eigentlich unverändert immer schärfer eingekerbt werden. Nehmen wir jenes „Veränderungsmaß“ als Bezugssystem, müßten wir die Ausdrücke gerade umgekehrt verwenden. Auch dagegen würde ich nicht protestieren, denn es fällt mir nicht ein, bestimmte terminologische Prägungen zum Siege zu führen, aber unbedingt gilt es, die durchscheinend verschwimmenden Vieldeutigkeiten zu überwinden. Wenn sich im allgemeinen die Charakterologie geradezu in einem ungewissen „Ungefähr“ gefällt, so deswegen, weil man damit leicht irgend etwas trifft, und irgend etwas, das eben vielsagend ist. Sie steht dann doch auf der Stufe mit einer Psychologie, die sich damit bescheidet, auszusagen, ein Mensch habe ein gutes Gedächtnis, im Vertrauen darauf, daß damit wirklich etwas Wichtiges ausgesagt ist. Und daran ist ja auch nicht zu zweifeln. Die moderne Psychologie hat sich mit Recht nicht damit begnügt, und der

Erfolg war die ganze Psychologie des Gedächtnisses, eine der Hauptleistungen dieser Wissenschaft. Dank ihr kann man heute weit exaktere Angaben machen als jene ganz allgemeine, die, weil sie zuviel besagt, schließlich viel zu wenig besagt. Gleiches gilt in besonders hohem Maße von dem Momente der Aktivität und Passivität. Was ein „aktiver“ Mensch ist, weiß jeder und im Grunde — niemand. Man geht ja bisweilen sogar so weit, aktiv mit fleißig zu verwechseln. Gewiß ist der seelisch Tätige und Rege häufig fleißig. Aber oft soll gerade die rege Tätigkeit Fleiß vortäuschen oder ihn irgendwie ersetzen. Und wer hier und da energisch eingreift, muß nicht seelisch sehr tätig sein. Er will sich eben jede Unruhe im Innern schnell vom Halse schaffen, damit er ungestört weiter dahindämmern kann. Er wird bloß energisch, wenn man ihn in diesem Dämmern stört. Aber er rafft sich doch zur Aktivität auf? Gewiß, um einer anderen Aktivität zu entfliehen, die ihm sehr unbehaglich ist. Ich würde sagen: er handelt spontan, in Wahrung seiner seelischen Passivität. Ein seelisch Aktiver hat aber gerade diesen Grund zur Spontaneität nicht, und bei ihm erfolgt die Spontaneität aus ganz anderen Motiven. Ja, die sehr rege geistige oder seelische Aktivität, die gedankenmäßig oder gefühlsmäßig alle Möglichkeiten durchläuft, kann die Spontaneität lähmen und gehorcht endlich einem Zwange, ist vielleicht froh, dem Zwange sich fügen zu können, der die Qual der Entscheidung ihr aus den Händen reißt. Und ebenso müssen nicht etwa nachhaltige Erlebnisse die Aktivität mobilisieren, sie ruhen passiv oder gleiten langsam dahin, ohne daß stärkere seelische Tätigkeit sich ihrer bemächtigt. Sehr interessante Korrelationen spinnen sich — um dies noch anzudeuten — zu den rhythmischen und Tempoverhältnissen. Bestimmte Rhythmen und Tempi erscheinen geradezu als Ausfluß der Aktivität, oder sind geeignet, sie zu mobilisieren. Andere schläfern sie ein, oder sie drückt auf den Rhythmus usw., oder man frage sich, wie der Aktive und Passive zu Spannungen, zu Widerständen sich verhalten? Aber wir können nur fragen, wenn wir mit sauber gereinigten Begriffen arbeiten. Sonst ernten wir immer nur Antworten, die lediglich die Verwirrung mehren. Und man rede sich auch nicht damit aus, daß es eben allein auf die „Schau“ ankomme. Mit einer verwaschenen, trägen Schau ist nicht gedient, die dies oder jenes herausklaubt. Eine bloße Sammlung des Geschauten kann ferner so langweilig sein wie jede andere Stoffhäufung, die nicht gesichtet wird, die nicht von bestimmten Problemen gesteuert wird. Gewiß müssen wir uns in die „Sachen“ vertiefen, aber gerade diese Vertiefung und Versenkung klärt uns über wesenhafte Differenzierungen auf und straft jene „Schau“ Lügen, die sich mit einfachem Hinsehen begnügt. Und finden

wir jene Differenzen, haben wir sie auf ihre Bedeutung zu prüfen. Diese Prüfung ist mit der bloßen Schau durchaus nicht immer erledigt, oder wir müssen erst ein Material schaffen, an dem nun die wirklich entscheidende Schau sich betätigen kann. Doch wir wollen nicht abschweifen.

§ 19.

So wenden wir uns einem weiteren Moment zu: dem Bewußtseinsgrad. Wir haben seiner bereits wiederholt gedacht, bei allen unseren Leitlinien. Denn stets haben wir uns den Gegensatz des Erlebensmäßigen und „Unbewußten“ verdeutlicht, und wo wir dies im einzelnen unterließen, bestimmte uns hierzu die Rücksicht, durch allzu häufige Wiederholungen zu ermüden. Es scheint aber, daß wir unter dem Bewußtseinsgrad ein Zweifaches verstehen können: der Bewußtseinsgrad eines starken Erlebens scheint größer als der eines schwachen. Damit würden wir aber an Unterschiede der Intensität und des Gewichtes rühren. Und es ist eben die Frage, ob das intensivere und gewichtigere Erleben auch immer das bewußtere sein müsse. So kommen wir schon zu der zweiten Bedeutung: ich bin mir meines Erlebens bewußt, mehr oder minder, und vielleicht vollzieht sich manches Psychische ganz unbewußt. In einer wichtigen Unterredung kann ich mir jedes Wortes, jeder Geste sehr hell bewußt sein; gerade weil die Unterredung so wichtig ist, gerate ich möglicherweise in heftige Aufregung, und nun bin ich mir gar nicht mehr deutlich dessen bewußt, was ich sage und tue. Die Antworten und Gesten „fliegen mir nur so zu“, ich reguliere sie nicht, ich verstärke sie nicht und ich schwäche sie nicht ab; wie in einem Rausche oder wie in einem Halbschlaf flutet das alles vorüber, und ich erwache erst nach beendeter Unterredung. Vielleicht habe ich mich ausgezeichnet benommen, vielleicht unmöglich gemacht; ich sage: mein Bewußtsein war „getrübt“. Was heißt hier aber „Trübung“? Ich kann treffsicher gehandelt haben, ich beeinflusste bewußt jedoch nicht mein Handeln. Es gehorchte dunkeln Antrieben, die mich ausschalteten. Gerade darum war ich so sicher, weil ich nicht zu überlegen brauchte, weil ich mir nicht ein jedes erst zum Bewußtsein führen mußte. Ich verweise wieder auf das alte Beispiel von dem zu spät ins Theater kommenden Besucher, der sich nun anstrengt, besonders leise zu sein. Und darum knarren die Schuhe, der Theaterzettel knistert, das Opernglas fällt, der Klappsitz kracht usw. Er hemmt durch gespannte Beachtung den sonst tadellosen Fluß dieser einfachen Funktionen. Auch das Gegenteil ist unter Umständen möglich: die Aufregung raubt mir den Atem. Es wird in der Unterredung mir „schwarz“ vor den Augen. Alles was ich sagen wollte, ist vergessen. Ich

sage: mein Bewußtsein war so gestört, daß ich kaum ein Wort herausbringen konnte. Ich benahm mich ganz läppisch und kindisch. In beiden Fällen — dem glücklichen und unglücklichen — meine ich vor allem mein klares, geordnetes, berechnendes Denken und Wollen, diese geflissentlichen Steuerungen im Reiche des Psychischen. Dieses Bewußtsein hat also gelitten. Aber nun wird der Eine ganz hilflos, der Andere handelt „instinktiv“ zielsicher und zweckmäßig. Gewiß, es muß nicht immer der Eine oder der Andere sein, sondern dem Einen wird es in verschiedenen Lagen einmal so und einmal so ergehen. Eine kleine Verschiebung der äußeren oder inneren Lage besiegelt Erfolg oder Mißerfolg: der unfreundliche oder heitere Raum, in dem die Unterredung stattfindet, ein harter Zug in der Miene des Partners — auch wenn Täuschung dabei mitspielt —, ein einladendes Lächeln usw. können die Situation von Grund aus wandeln, ihr eine andere Atmosphäre geben. Der harte Zug vermag zu schrecken, aber ebenso taucht vielleicht der wortlose Gedanke auf: „jetzt ist schon alles gleich“ und nun flutet alles aus jenen Antrieben. Und für die innere Lage bedeutet es etwas, ob der Betreffende in langer Erwartung zermürbt ist oder plötzlich vor die Unterredung sich gestellt sieht, unvorbereitet in sie hineingeworfen wird. Es gibt z. B. wunderbare Redner des Freisprechens, die stecken bleiben, wenn sie sich den Vortrag aufgesetzt haben. Denn jetzt suchen sie nach der fixierten Formulierung, finden sie nicht, haben Angst, sie nicht finden zu können, verwirren sich usw. Im freien Sprechen passiert ihnen das nicht: da strömen ihnen die Worte zu. Sie vertrauen darauf, daß ihnen zur rechten Zeit auch das rechte Wort einfällt. Auch da stoßen wir auf Unterschiede des Bewußtseinsgrades: der Eine denkt ganz klar, während er spricht. Klug berechnend steigert er seinen Vortrag; da mengt er eine interessante Pointe ein, dort gibt er eine tiefere Erwägung und läßt dann die Zuhörer sich ein wenig ausspannen, um sie gleich wieder fester zu packen. Er verläßt sich auf sein waches Bewußtsein, das ihn erfahrungsgemäß sicher leitet. Der Zweite hat nicht diese Kühle, er brennt vielleicht in „Lampenfieber“, aber vor dem Vortragstisch da ist auf einmal alles da; und nun rauscht die Rede dahin wie ein Wasserfall. Er geht dabei sogar auf das Publikum ein: Hüsteln oder Gähnen in den Reihen veranlassen ihn zu stärkerer, werbender Wärme usw. Doch diese Veranlassung nimmt nicht den Weg über Denken und Wille, nein, der bloße Anblick löst „ganz von selbst“ — wir begegnen wieder gewissen Unterschieden von Spontaneität und Aktivität — diese Reaktionen aus. Er kann über seine Vortragstechnik nur sagen, daß sie wie in einem Dämmerzustande funktioniert. Wird er aus ihm herausgerissen, ist es um ihn geschehen. Und nur mühselig und notdürftig

kommt er zu Rande. Der erste jedoch wird unsicher, wenn er seine gedankliche Ruhe verliert. Hat man nun öfter diese Anlagen mit Erfolg ausprobt — ein Mißerfolg am Anfang kann für alle weitere Ausgestaltung kritisch werden — wird man gegen Störungsreize weniger empfindlich, man fühlt sich ganz gewappnet, und dieses Gefühl — soweit es keine Hybris ist — verstärkt wieder die Anlagen. Jener anfängliche Mißerfolg, den ich andeutete, kann auf lange Zeit hin oder für immer den Betreffenden von seinem naturgemäßen Typus abhalten; er ist für eine bestimmte Art der Rede wie prädestiniert, aber er ist zu ängstlich. Er kommt von dem mühseligen Ablesen der Manuskripte nicht los. Und dieses Ablesen ist so mühselig, weil es seiner Art widerspricht, die zur freien Formulierung drängt und sie doch nicht vor größerem Kreise wagt.

Was folgt nun aus diesen Beispielen für die Charakterologie? Zuerst einmal, daß sich Unterschiede im Bewußtseinsgrad zeigen. Gewiß muß nicht ein Mensch auf einen Bewußtseinsgrad festgelegt sein, im Gegenteil: in den allermeisten Fällen findet ein Wechsel statt, nicht nur ein Wechsel im Laufe des Lebens (Kindheit, Pubertät usw., vielleicht lassen sich auch Unterschiede zwischen den Geschlechtern, den Rassen aufdecken), sondern in der gleichen Lebensperiode bei verschiedenen Anlässen, innerhalb verschiedener Sphären. Der Redner hat z. B. einen anderen Bewußtseinsgrad, wenn er öffentlich vorträgt und in privater Unterhaltung. Jetzt ist es wichtig, diese Anlässe und diese Sphären kennen zu lernen. Es ist bedeutsam, die Verschiedenheiten der Menschen festzustellen, die bei herabgesetztem Bewußtseinsgrad versagen und ferner, die dann erst vorzüglich handeln. Und es ist schließlich wichtig, einzusehen, wie diese Anlagen reifen, sich entfalten und ausbreiten oder verkümmern, und warum sie sich in dieser Weise entwickeln. Verschiedene Möglichkeiten habe ich ja bereits durch Beispiele belegt. Ich gebe nur noch eines (sehr schematisch): der Eine sieht trostloses Elend. Sofort findet er die geeigneten Worte und nicht nur Worte, er handelt „richtig“. Er ist vor dem Anblick des Elends so gepackt, daß sein Verhalten „ganz von selbst“ erfolgt. Er weiß gar nicht wie. Der Andere ist sehr wohlthätig, weil er um das allgemeine Elend weiß und nun den Wunsch hat, ja den festen Willen, in den Grenzen seiner Mittel zu helfen. Aber da stößt er auf Elend: der Anblick macht ihn verlegen, verwirrt. Er hat nur den einzigen Wunsch und Willen wegzukommen, weil er sich dieser Situation nicht gewachsen fühlt. Später lernt er das: er weiß, was er zu sagen und zu tun hat. Bei ihm muß alles den Weg über Denken und Wille nehmen, sonst verstrickt er sich weglos. Der Erste handelt aus Antrieben heraus. Das bedeutet nicht, daß er dümmer oder willensschwächer ist, nein, er vermag eine sehr hohe In-

telligenz und einen sehr kräftigen Willen in den Dienst jener Antriebe zu stellen, aber sie leiten ihn letztlich. Er fühlt sich verloren, wenn dieser Wegweiser ihm nicht klar die Richtung aufzwingt und damit jeder bewußten Wahl enthebt. Und andererseits muß der Zweite nicht absolut triebärmer sein, er leuchtet nur die Antriebe im Bewußtsein auf, der dumpfe Antrieb allein ist ihm etwas Unheimliches, Gespenstisches, Verwirrendes; nicht etwas, was ihn beflügelt, sondern lähmt. Diese Lähmung weicht erst, wenn alles klar und hell ist. Die ihn etwa anspringende Sexualität bedeutet ihm nur entsetzten Schrecken, nicht weil er die Sexualität verabscheut, sondern das Überwältigtwerden durch irgendwelche Triebe. Er kann sehr sexuell sein, aber er muß die Sexualität „wollen“ oder wenigstens im besonderen Falle zu ihr bewußt „Ja“ sagen. Gleiches können wir in Kunst, Religion, ja auch Wissenschaft verfolgen. Wir treffen damit auf bestimmte Grenzen, Vorzüge und Nachteile gewisser Charaktere, auf Lebensformen, die eben die ihnen gemäße Art des Bewußtseinsgrades aufsuchen und vor jeder anderen zurückweichen, die entarten, wenn ihnen eine andere aufgepreßt werden soll. Während der Eine denkend und zielend aufbaut, zerstört der Andere, wenn er dahin flüchtet: er gleicht dann chronisch dem zu spät gekommenen Theaterbesucher. Er wird unsicher, zerrissen, verwirrt, wenn er seinen Antrieben mißtraut. Redet sich aber der Andere ein, blindlings den Antrieben folgen zu müssen, gibt es nur Unheil. Er ist kein Mensch, der sich in diese Gefahr begeben darf.

Ich möchte nur nachdrücklich die sich unwillkürlich aufdrängende Wertung bekämpfen, als sei der herabgesetzte Bewußtseinsgrad der an sich bessere. Ganz abgesehen davon, daß uns hier derartige Wertungen nicht kümmern, vergesse man doch nicht, daß es ebenso der Weg zum Verbrecher wie zum Genie ist. Aber eben nicht der Weg zum grausam berechnenden Verbrecher, nur der zum grausamen Verbrecher, sagen wir zum Tier, aber nicht zum Menschen, der sich wissentlich zum Raubtier erniedrigt. Andererseits erheischt die große geniale Leistung auch besonnene helle Bewußtheit. Man sieht den Künstler falsch, wenn man dieses Moment ganz unterdrückt. Und schließlich verwechsle man nicht den ästhetischen Eindruck einer Bestie mit dem sittlichen Charakter der Bestialität. Wie dem auch immer sei, die Charakterologie muß von geheimen Wertungen frei bleiben, weil sie sonst immer der Versuchung anheimfällt, wo sie die höhere Leistung verstehen will auch die für sie „höheren Vermögen“ einzuschmuggeln. Und dann hat sie natürlich das, was sie zu beweisen hatte. Aber nur dadurch, daß sie nach dem anderen gar nicht sucht und darum ihr Lieblingsmoment überbetont. Gewiß

sind solche Lehren leichter zu erteilen, als in der Praxis zu bewähren. Viel ist jedoch schon durch das klare Bewußtsein — den Bewußtseinsgrad — der möglichen Fehlerquellen gewonnen. Ja, hier finden wir sogar wieder einen charakterologischen Unterschied des Bewußtseinsgrades: der herabgesetzte wird vielleicht die Fehler vermeiden, aber er ist sich nicht im Schaffen, im Handeln der Fehlerquellen bewußt. Er wird also unter besonderen Umständen erstaunliche Fehler begehen. Gewiß ist der andere vor Fehlern auch nicht gefeit, doch liegen sie in anderer Richtung: er überdenkt nicht alles, hat wenig „Instinkt“, „Takt“ usw., zerfasert kritisch ein jedes usw. usw.

Noch eine Bedeutung des Bewußtseinsgrades haben wir bisher gar nicht erörtert: den Gegensatz des Bewußten zum faktisch Unbewußten. Der eine kann wegen heftiger Kopfschmerzen die Schule nicht besuchen. Er ahnt nicht, daß er die Kopfschmerzen hat, weil er sich vor der Prüfung fürchtet. Er versichert subjektiv ehrlich, wie peinlich es ihm sei, daß durch die Kopfschmerzen die Prüfung verzögert werde, die er so gern schon hinter sich hätte. Oder er liebt ein Mädchen. Aber ein schreckliches Pech peinigt ihn: er kommt zum Rendezvous zu spät, er erkrankt vor einem Ball usw. Er ahnt sicher nicht, daß diese Verhinderungen nur Symbole seiner Angst vor dem Mädchen sind. Die Psychoanalyse hat unzählige Beispiele dieser Art gesammelt, und wenn auch sehr viele nicht stimmen, viele treffen zu. Hier ist also ein Handeln ganz aus unbewußten Antrieben heraus. Der Bewußtseinsgrad der überhaupt dem Bewußtsein zugänglichen Erlebnisse kann ein sehr heller und starker sein — nicht jenes von uns geschilderte Traum-, Dämmer- oder Rauschhafte, nicht also ein herabgestimmter Bewußtseinsgrad — aber weit unter ihm in geheimen Kellern da regiert etwas anderes. Und es wäre falsch, nur jenen wachen Bewußtseinsgrad zu beachten und nicht diese Überlagerungen, die ungemein charakterogen sein können, ja virtuosistisch zugespitzt. Gerade weil dieses Gebiet seitens der Psychopathologie genau durchforscht wird, erspare ich mir weitere Betrachtung. Nur noch mit einem einzigen Hinweis möchte ich schließen: ich kann sehr hell ein sehr im Bewußtseinsgrad herabgesetztes Erleben beachten, und umgekehrt kann mein Erleben eines sehr hellen, wachen Erlebens fast ganz dämmerhaft sein. Das führt zu mancher Selbsteinsicht, zu mancher Selbsttäuschung. Ja, das sind Haltungen, die für bestimmte Leistungen geboten erscheinen usw. Sie werden uns bei den verschiedenen Icheinstellungen wieder beschäftigen.

§ 20.

Bevor wir von ihnen sprechen, müssen wir eines Momentes gedenken, das implizit uns schon oft begegnet ist. Wir können es als das der charakterologischen Notwendigkeit, bzw. Kontingenz bezeichnen, oder auch das charakterologisch Primäre, Sekundäre, Tertiäre usw., sofern wir es nicht zeitlich meinen. Ich greife zur Verdeutlichung auf uns schon geläufige Beispiele zurück: man redet gern von der Klatschsucht alter Jungfern. Sie haben niemanden, den sie betreuen, nichts, das sie beschäftigt. Und so schaffen sich diese Zaungäste des Lebens „Leben“, indem sie neugierig in fremde Leben gucken und sie beklatschen. Es bleibt ihnen fast nichts anderes übrig; es ist ihre einzige Teilnahme an den Geschehnissen des Lebens. Ihr armes Dasein wird reicher, wenn sie sich über andere entrüsten, wenn sie andere bedauern, wenn sie von ihren Schmerzen wissen und von ihren Geheimnissen. Sie wären „anders“, falls sie zur rechten Zeit geheiratet hätten, oder falls sie in einem ernsten Berufe darinnen ständen. Aber sie haben nicht den Passenden gefunden, oder der Passende hat nicht gewollt, und Vorurteile hinderten vielleicht eine Berufswahl. So wurde es immer einsamer um sie. Die Verwandten empfinden die Sorge um die verkümmerten, ein wenig „komischen“ Tanten als lästige Pflicht; und die Tanten schwanken darum zwischen beleidigendem Mißtrauen — zu dem sie häufig allen Grund besitzen — und einer allzu aufdringlichen oder scheuen Liebe, die häufig nicht erwidert wird. Und der Klatsch ist nicht nur süße Rache für all die Verständnislosigkeiten und Demütigungen, sondern auch ein Nacherleben des von anderen Vorgelebten, ein interessiertes und kritisches Auskosten. Diese Tante erlebt möglicherweise zitternd den ersten Liebesroman ihrer jungen Großnichte. Und wenn sie stundenlang mit ihr jede Kleinigkeit der an sich belanglosen Geschichte beklatschen darf, ist sie selig; sie wird nur böse, wenn sie von diesen Heimlichkeiten ausgeschlossen wird. Denn da fällt für sie die Tür des Lebens ins Schloß. Der zärtliche Klatsch verwandelt sich möglicherweise in einen böß vergifteten, in einen sentimentalisch wehmütigen. Sie kann sich nicht mehr wichtig vorkommen, weil sie etwas vom Leben weiß, was die anderen nicht ahnen, daß sie also die Alte, Unnütze, ins Leben tiefer eingeweiht ist als die stolz im Leben Schwimmenden. Es kommt nicht auf Details an; man sieht wohl deutlich, wie jene Züge sich durch das „Leben“ — und zwar durch ein ganz bestimmtes Leben — bilden können; wie sie also sekundär sind, charakterologisch kontingent. Das heißt nun freilich nicht: also sind sie charakterologisch wenig bedeutsam. Einmal herausgeschliffen sind sie vielleicht

entscheidend für den Charakter, aber das individuelle Gesetz dieses Charakters ist ganz anders als etwa bei einem pseudologischen Phantasten, den gar kein reales Leben befriedigt und zu befriedigen vermag. Immer flüchtet er aus dieser ihn bedrückenden und einzwängenden Enge in die freien Sphären seines Klatsches und seiner Lügengespinste. Denn nur hier kann sich sein wahres Wesen entfalten, alles andere ist notdürftiger Ersatz, der schnell abgeschüttelt wird, soweit es nur irgend geht. Ja auch dort, wo es nicht geht; und so drohen immerfort Kollisionen und Katastrophen. Selbst die Einsicht in sie steuert nicht diesem unbezähmbaren Triebe, er frißt immer weiter. Hier ist das Leben nicht anzuklagen, es trägt keine Schuld: es hätte wie auch immer sein dürfen, die charakterologische Notwendigkeit hätte doch ihr Recht gefordert.

So ist auch — um wieder frühere Beispiele heranzuziehen — die Lüge aus Ängstlichkeit etwas anderes als die primäre Lügensucht. Das verschüchterte, furchtsame Kind wird sekundär verlogen, weil ihm der Mut zur Wahrheit fehlt. Unter Umständen wäre es nicht verlogen geworden, wenn man ihm den Mut erleichtert hätte, wenn es nicht erst in die Verschüchterung und Furchtsamkeit hineingetrieben worden wäre. Vielleicht hätte das auch nichts genützt gegenüber der hoffnungslosen Schüchternheit und Furchtsamkeit, die primär wieder bestimmte sexuelle Anlagen umlagern kann usw. Oder man denke an die Charakterologie des Weibes: ihr schreibt man eine im Verhältnis zum männlichen Geschlecht erhöhte Neigung zum Klatsch zu. Aber wie weit liegt dies an der Berufslosigkeit des Weibes, an ihrer Unerfülltheit durch die eintönigen Aufgaben des Haushaltes? Und berufsarme Männer, die ihre reichlich zubemessenen freien Stunden im Café oder am Stammtisch verhocken, pflegen nicht weniger dem Klatsch zu huldigen. Wie weit ist aber dabei die erhöhte Emotionalität des Weibes beteiligt, ihre Schwäche, die zum Klatsch greift, wo der Mann handelnd sich betätigt? Ich will diese Fragen nicht beantworten, aber sie spiegeln klar das Problem charakterologischer Notwendigkeit und Kontingenz, jene von uns schon einleitend besprochenen Schichtenstrukturen und Überlagerungen.

Dabei will ich noch einmal die ausschließliche Lehre vom „Grundcharakter“ abweisen, als ob alles abgezogen werden müßte, um nun jenen Unterbau bloßzulegen. Gewiß, man versteht nur die Architektur, das Gesetz des Baues, wenn man bis auf den Unterbau zurückgeht, aber der Unterbau allein ist so wenig der Bau, wie die Kellergewölbe das ganze Haus. Macht man nämlich mit der Lehre vom Grundcharakter völlig ernst, bleiben einige Anlagen mit weitem Spielraum übrig. Zum Charakter jener alten Jungfern gehört die

Klatschsucht; und man kann bedauern, daß sich ihr Charakter in dieser Weise entwickelt hat, durch die vielleicht höchst wertvolle Anlagen verkümmerten und andere aufwucherten, aber man kann doch nicht solche Entwicklungen einfach durchstreichen und annullieren. Man kann hinweisen auf die tiefe Güte und schweifende Zärtlichkeit, die „hinter“ allen komischen Schrullen stehen, und sagen: das sei doch wichtiger als die Schauseite. Aber auch diese Schauseite ist vom Charakter nicht zu trennen, von dem durch bestimmte Schicksale so geprägten Charakter. Wenn einer durch viele Zurücksetzungen mißtrauisch, verbittert geworden ist — der alte Privatdozent z. B. — ist es ein geringer Trost auf seinen heiteren Grundcharakter hinzuweisen und damit das andere zu bagatellisieren. Nein, es hat eben sehr viel dazu gehört, um diese Heiterkeit zu verdrängen und jene an sich geringen Anlagen so stark zu züchten. Und vielleicht ist sogar eine Korrektur nicht mehr möglich: vielleicht werden jetzt alle Ehrungen mit besonders schmerzlicher Erbitterung als „zu spät“ wehmütig begraben. Ein anderer läßt sich nicht beugen: sein Selbstbewußtsein saugt Kraft aus Niederlagen. Erfolge würden ihn einlullen, Mißerfolge stählen ihn. Er wird hart, stolz, unnahbar, aber in seiner Leistung nicht beeinträchtigt. Gewiß ist sein „Grundcharakter“ ein anderer, aber das kann doch nur bedeuten: was ist hier charakterologisch primär und sekundär, was notwendig und kontingent. Ich glaube, daß sich mit dieser Lösung auch die besonnenen Anwälte des „Grundcharakters“ zufriedengeben können. Denn schließlich wollen sie uns doch nicht ein starres Gerippe als Charakter anbieten und behaupten: der lebende Mensch mit Fleisch und Blut sei nur eine Verunstaltung dieses Gerippes, und um so charakteristischer, je deutlicher dieses Gerippe im Körperbau sich abzeichnet. Wir halten es im Gegenteil für charakterologisch bedeutsam, ob das Notwendige vorherrscht, ob leicht oder schwer Kontingentes auftritt usw. Bei manchem ist fast alles notwendig, bei anderen fast alles zufällig. Die ersten können gar nicht anders sein, bei den zweiten ist es ein purer Zufall, daß sie gerade so sind. Den einen kann man sich nur als Arzt denken, der zweite vermag — und vielleicht nicht schlecht — alle möglichen Berufe auszufüllen. Der Eine ist verloren, wenn man ihn aus seiner Heimat entwurzelt, der andere ist allenthalben zu Hause. Was ist hier nun kontingent, was notwendig? Und man vergesse auch nicht, daß das Primäre durch das Sekundäre Veränderungen erfährt. Der stolze Mensch ist anders auf der Höhe seines Ruhmes und nach jähem Sturz. Nicht nur dort heiter, wohlwollend und hier gehässig, finster; nein, dort ist sein Stolz wie selbstverständlich, nun aber betont wach, aggressiv. Sicherlich: es gibt in fast jedem Drama Neben-

rollen; aber — soweit es sich um gute Kunstwerke handelt — ist keine Nebenrolle unnötig; sie erfüllt mit den Sinn des Dramas, die Gesetzmäßigkeit seiner Form. Und ihre Unnötigkeit, das Angeflickte ist eben charakteristisch für schlechte Kunst. So erfüllt sich auch der Sinn, die Gesetzmäßigkeit eines Charakters im Sekundären und Tertiären. Doch hätte er sich nicht reiner erfüllt, wenn er nicht zu Kompensationsbildungen hätte die Zuflucht nehmen müssen: z.B. die alte Jungfer als glücklich sorgende Mutter blühender Kinder? Man kann das Schicksal anklagen oder durch eine Theodizee zu rechtfertigen versuchen, jedoch mit Charakterologie haben jene Schmähungen nichts zu tun. Macht sich aber damit nicht die Charakterologie von der blinden Empirie abhängig? Wir sahen doch eben den pseudologischen Phantasten, den nichts aus seiner Bahn wirft, wir sehen den Märtyrer, der für seinen Glauben stirbt, den Dichter, den furchtbarste Not nicht zu einem Verrat an seiner Kunst verlockt, oder auch die alte einsame Jungfer, die nicht klatscht, sondern mit rührender Heiterkeit auf das Leben blickt, mit unsäglichlicher Weisheit eines Verzichtes, mit unendlicher Dankbarkeit, weil die Linden duften und die Rosen blühen. Die „blinde Empirie“ trifft nur eine bestimmte Art von Charakteren, aber dann ist sie auch charakterogen bedeutsam. Und es gibt keine Möglichkeit, sie zu verwischen. Endlich: wer wollte wirklich das empirische Leben vom Charakter subtrahieren? Flugversuche gibt es nicht im luftleeren Raum. Und an den luftleeren Raum erinnert immer der radikale Grundcharakter, denn diese Radikalität verflüchtigt den Charakter von Grund aus. So mußten wir unserer einleitenden Ablehnung diese noch begründetere folgen lassen, denn jetzt können wir im tieferen Sinne das Richtige vom Unrichtigen scheiden, gerade durch das Moment der Notwendigkeit und Kontingenz. In seinem Zeichen sollten sich auch die widerstreitenden Parteien versöhnen können.

Wir belegen weiter noch unser Moment durch ein Beispiel: der Dichterling und der echte Dichter. Wir kennen alle die Poësie der Pubertät, der Bräutigamszeit, wir wissen, wie häufig im Leben enttäuschte Frauen zur Kunst flüchten, pensionierte Beamte und Offiziere. Und wir wissen, wie schnell die Poësie der Pubertät abklingt: der sehnsüchtige Jüngling stürmt ins Leben, dann braucht er die Verse nicht mehr. Die Bräutigamspoësie versickert in den Flitterwochen. Die unverstandene Frau verläßt die Kunst, wenn sie auf Verständnis stößt, und der pensionierte Beamte, wenn er eine ihn erfüllende Beschäftigung findet. Aber für den echten Dichter hat die Dichtung nicht diesen sekundären Ersatzcharakter. Er ist nicht steckengeblieben auf der Stufe der Pubertät oder ein ewiger Bräutigam, ein vom Leben ausgeschiffter Beamter. Er kann mitten im

Leben stehen, aber wesensmäßig genügt ihm dieses Leben nicht: er muß formen und gestalten, weil in diesen Prozessen die Art seines Lebens sich erfüllt. Nicht vielleicht alles Leben. Es gibt so Besessene, sie sind selten gute Künstler, denn sie büßen dann den Zusammenhang mit dem „gewöhnlichen Leben“ ein und entarten ins Virtuositische oder Formalistische. Das Formen, Gestalten an sich ist für sie die tiefste, echtste Lebensform, die schließlich alle andere aufzehrt. Wie mancher Fabrikant nur organisiert und dabei sein eigentliches Geschäft vergißt. Es fehlt bei jenen Künstlern an dem Erleben, das sich die Form erzwingt, das nur in bestimmter Form sich entfalten und reifen kann. Dieses Erleben ist dann kein Ersatz für ein anderes, nicht sekundäres, hinter dem etwas primäres stünde, nein, etwas schlechthin notwendiges, wie für den Religiösen die Form seiner Religiosität. Also kein religiöser Formalismus, aber das religiöse Erleben kann nur ausströmen in Gebet oder Beichte oder anderem ihm angemessenen und von ihm erzeugten Zeremoniell. Es ist falsch, wenn man immer vom Bezugssystem des „gewöhnlichen Lebens“ aus sieht und das naiv als das Primäre wertet, dem gegenüber alles abgeleiteten Charakter haben muß. Als ob der Mönch sich sehnen müßte nach den Wonnen bürgerlichen Glücks, aber aus der Unfähigkeit zu ihnen in die Klostermauern flüchtete, um nun geschützt zu sein vor Anfechtungen; nein, im Bürgerlichen allein könnte er das Gesetz seines Seins niemals erfüllen, und jene Anfechtungen würden nur dieses Sein verunreinigen. Es gibt gewiß sekundäre Mönche, aber man versteht nicht die primären, wenn man bloß vom Familientisch bedauernd und hochmütig sie mustert. Gerade solche beengende Vorurteile — zumal in einem Zeitalter des weihrauchstreuenden Kultus des „Lebens“ — verfälschen am meisten das charakterologische Moment, das wir hier meinen, und dessen Wucht wir deutlich zu machen versuchten. Es ist charakterologisch interessant — es liegt besonders auch eine Infektion seitens der Psychopathologie vor — daß wir besonders auf die sekundären Momente achten, als ob alles Große nur eine Rückbildung wäre, um primäre Mängel zu decken. Gewiß ist das Thema des Verzichtes groß. Aber es gibt nicht nur die berüchtigten „sauernden Trauben“, sondern selbst sehr süße, die nicht gepflückt werden, weil der eilige Wanderer Zielen zustrebt, die ihm auch die geringste Ablenkung verächtlich machen. Was ist alle Kunst, wenn mein Kind krank ist, sagt die Mutter; und was ist die ganze Welt, wenn ich um meine Dichtung ringe, sagt vielleicht der Dichter. Das kann nun ganz primär sein, nicht abgeleitet aus enttäuschenden Erfahrungen, die Minderwertigkeit überkompensieren sollen.

§ 21.

Wie stehe nun aber „Ich“ zu meinem Erleben, zu „mir“? Wir meinen hier nicht die alte Streitfrage, ob jedem seelischen Akt eine Ichaffiziertheit eignet, ob es eine Einheit des Bewußtseins gibt usw. Auch bei Ausschaltung alles nur erkenntnistheoretisch oder psychologisch Einschlägigen, bleibt für die Charakterologie sehr viel und sehr bedeutsames übrig. Es ist bekannt, daß man zum Ich ganz verschiedene Sphären einzubeziehen vermag. Der eine identifiziert sich nur mit seinem Wollen, er erlebt sich selbst bloß als Wollenden; alles andere ist nicht mehr sein „eigentliches Ich“. Wollend bekräftigt, unterstreicht er sein Ich. Oder er strebt von seinem Wollen los, um von seinem Ich freizukommen, um von ihm erlöst zu werden. Der zweite empfindet aber schon im Wollen, im Zwang zum Wollen eine Vergewaltigung seines Ich; er haßt darum das Wollen-müssen, er fühlt sich als ganz Ich, wenn er seinen Antrieben folgt. Und wieder kann er vor diesem rätselhaften, gefährlichen Ich fliehen, oder er unterscheidet ein „besseres“ und ein „schlechteres“ Ich, und die liegen im Kampfe miteinander, in ewig wechselnder Spannung. Oder das eine duckt das andere, aber dieses lehnt sich auf und revoltiert. Ja, vielleicht machen sich beide selbständig und führen ein Doppelleben nebeneinander. Und der Betreffende muß gar nichts von dem Doppelleben ahnen, weil er immer ganz in dem einen jeweiligen Ich darinnensteht. Oder er bezieht seinen Körper in das Ich ein und ist besonders stolz auf dieses Ich, das er mit hingebendster Sorgfalt pflegt. Jede Runzel auf diesem „Ich“ ist ihm ein Quell der Betrübniß. Keineswegs muß dies gewöhnliche Eitelkeit sein, wie wir denn auch seelische Eitelkeit kennen, die das Körperliche sträflich vernachlässigt, ja, sich sogar etwas darauf einbildet. Jener leibliche Ich-Kult kann eben darin wurzeln, daß der Betreffende nicht annimmt: ich „habe“ einen Leib, vielmehr „ich bin mein Leib“. Und jede Veränderung dieses „schönen Leibes“ ist eine Veränderung seines Ichs; sie stört seinen Ichgenuß, sein geliebtes Ich-ideal. Man mag dies mit einem psychoanalytischen Terminus als Narzißmus bezeichnen, ohne damit allen Ausgestaltungen dieser Theorie beizustimmen. Die Hauptsache für uns ist, daß wir jetzt nicht primär etwa von Eitelkeit sprechen, sondern von dieser Zentrierung im Leib-Ich. Sein Träger muß gar nicht um den Beifall von anderen buhlen, er empfindet möglicherweise jede Zur-Schau-Stellung seines Leib-Ichs als rohe Schamlosigkeit, er versteckt sich eher scheu, als daß er sich preisgibt, er lebt mit seinem Leib-Ich allein, und er trauert mit ihm allein, wenn es verfällt. Eine weitere Ausdehnung ist es, falls Kleidung, Haus, Heim usw.

eingeschlossen werden. Das „Ich“ hängt irgendwie an und in der Kleidung; ich fühle mich nicht nur anders nackt oder angezogen, im abgeschabten Gewand oder im neuen, prächtigen; nein, ich bin erst ich, wenn ich ein bestimmtes Kleid an habe. Die Uniform ist gleichsam mein Ich. Wird diese abgestreift, falle ich in nichts zusammen. Die Modedame nährt ihren Stolz aus den Künsten ihrer Schneiderin, dem Perlengehänge usw. Und in diesem Stolz erlebt sie ihr königliches Ich. Sie braucht den Luxus, weil sie ohne ihn jedes Selbstgefühl einbüßt. Wie ein Geschäftsmann von sich sagt: „ich bin nichts, mein wahres Ich ist meine Fabrik“, so kann sie sagen: mein wahres Ich sind meine Brillanten usw. Raubt man mir die, zerstört man mich. Gewiß sind das extreme Fälle, aber es kommt darauf an — was gar nicht neu ist — worauf sich das Selbstbewußtsein aufbaut, wo es sich verankert. Wie dies vom Charakter abhängt, wird wieder dieser bloß verständlich durch Einsicht in jene Ichstellung. Sonst bleibt uns das meiste Tun und Unterlassen ein Rätsel. Vergessen wir nicht, daß viele ihre Ichstellung erst durch andere erhalten oder durch anderes: durch den Adel der Geburt. „Ich bin kraft meiner Abstammung Aristokrat.“ Dieses Aristokrat-sein wird nun das „Ich“, sehr verletzlich bei jedem Angriff, sehr hart in seiner Abwehr. Die größten Opfer werden geduldig getragen, um dieses Ich reinzuhalten, um nichts zu unternehmen, was seinem Stand widerstreitet. Im Aristokratischen gründet dieses Selbstbewußtsein und mit aller Kraft pflegt es das Aristokratische, im Beruf, in der Ehe, in der Geselligkeit usw. Der Betreffende fragt nicht, was er lieber möchte, wozu seine Neigungen drängen, heroisch unterdrückt er sie, um sein „tieferes Selbst“ nicht zu verraten. Ganz anders, wenn etwa äußerer Erfolg erst die Ichstellung garantieren soll. Der Betreffende ist unsicher gegenüber sich selbst, er hat gar kein „festes“ Ich, aber die Erfolge schwellen es an. „Ich bin der Erfolgreiche.“ Und Mißerfolge köpfen dieses Ich. Oder man denke an die Form der „Beliebtheit“, bei der ihr Träger sich nicht nur zu jedem so einstellt, um bei ihm beliebt zu werden, sondern auch mit diesen Einstellungen sein Selbstbewußtsein verliert, oder eigentlich nicht: denn er ist immer der Beliebte.

Es hätte wenig Sinn diese unerschöpfliche Reihe weiter zu verfolgen. Um so mehr da andere Reihen sich zum Worte melden: so die der schwachen und starken Ichbetonung. Bei manchen Charakteren führt das Ich ein Aschenbröddasein: sie erledigen ihre Arbeit, gehen ihrem Vergnügen nach. Aber sie beachten ihr Ich nicht weiter. Sie fühlen sich weder stolz noch demütig, weder eitel noch sonst etwas anderes. Sie sind das vielleicht alles, aber ohne jemals zu ihrem Ich Stellung zu nehmen. Man kann

ein ganzes Leben lang treu und ehrlich in seinem Beruf gewirkt haben, aber man hat eben dem Beruf, nicht sich gedient. Man ist auch für das eigene „Ich“ nicht empfindlich, man macht nicht viel Wesens damit. Der Beruf war nicht etwa ein Mittel des Selbstbewußtseins, nein, das Ziel. Oder man hat auch nicht in der Hingabe an den Beruf sein „Ich“ beseligend erfaßt: nein, man war glücklich und traurig je nach den Umständen, wie man durstig oder hungrig war. Objektiv kann sich da aber ein sehr starkes, einheitliches „Ich“ entfaltet haben. Und das andere Mal ist das Ich besonders kräftig betont. Bei allem Tun erlebe ich nicht nur das Tun, sondern, wie „ich“ es tue, „mich“ als Täter. Erst diese Akzentuierung beglückt mich. Das ist etwas ganz anderes als die Ichzentriertheit, die alles auf sich bezieht; auch wo ich mich etwa ganz einem Kunstwerk überlasse, erlebe ich mich vielleicht als einen völlig im Kunstwerk Aufgehenden. Es ist ja auch etwas anderes, in Gott unterzutauchen, und zu erfahren, wie „ich“ in Gott untertauche. Und nun treten die Tendenzen auf — die konflikthaltigen — zur Ichverstärkung oder zur Ichdämpfung. Oder es beginnt die Zerfaserung des „Ich“. Um mich meines Ichs zu vergewissern, um es genau kennen zu lernen, wird es geprüft, gemustert, unter die Lupe genommen. Man kann darüber streiten, ob diese Selbstzergliederung Ursache vieler Persönlichkeitsrisse ist, oder ob sich diese in jener nur widerspiegeln und allerdings durch sie verschärft werden. Jedenfalls sind derartige Spaltungen anders charakterologisch zu bewerten als die eben aufgewiesenen; wieder von subjektiven Täuschungen vorläufig abgesehen. Zwei weitere Reihen wollen wir in den folgenden Abschnitten kennen lernen, ehe wir der Ich-masken gedenken, auf deren Fälschungen und Verzerrungen wir schon oft gestoßen sind.

§ 22.

Wir sprechen zuerst von der Ich-zentrierung. Alles wird mehr oder minder auf das „Ich“ bezogen. In sehr ausgeprägten Fällen glaubt der Betreffende, daß jeder ihn ansieht, jeder von ihm redet. Das kann ihn mit unheimlichem Stolz erfüllen — sein Ich ist der Mittelpunkt der Welt! — aber ebenso mit unsagbarer Qual: alle verfolgen ihn, alle sind seine Feinde, die ganze Welt ist eine einzige Verschwörung gegen ihn. Lassen wir diese Extreme auf sich beruhen. In jener Ichzentriertheit wird alles schlechthin getan um des lieben oder verhaßten Ichs wegen. Das ist nicht die einfache Selbstbehauptung oder Selbstentfaltung. Gewiß muß ich z. B. Geld verdienen, um zu leben. Aber ich kann Geld verdienen, weil ich in diesem Verdienen meine Tüchtigkeit erprobe, meine Überlegenheit über andere, die weniger schlau, weniger gerissen sind.

Das alles mag geschehen, ohne daß ich es mir zum Bewußtsein bringe oder doch nur gelegentlich. Ich verdiene eben Geld für meinen Haushalt, um mir Bücher zu kaufen, um mir Reisen zu ermöglichen usw. Doch im ersten Fall ist gar nicht so sehr das Geldverdienen die Hauptsache, auch nicht jene anderen oben erwähnten Zwecke, sondern der unmittelbare Bezug auf mein Ich: das Erlebnis meiner Tüchtigkeit, Schlaueit, Gerissenheit, und ein andermal das meiner Dummheit, Unfähigkeit, Tölpelerei. Und ob ich dann Wissenschaft oder Kunst treibe, immer ziele ich letzten Endes auf mich ab, auf mich den Gelehrten, auf mich den Künstler oder Kunstgenießenden. Wissenschaft und Kunst sind für mich da, ich habe mich nicht ihnen hinzugeben, sondern sie haben sich schließlich meinem Willen anzupassen. Sie interessieren mich auch nur insoweit, als ich ihnen diesen meinen Stempel aufdrücken kann. Wie „ich“ es sehe, das ist das Lösungswort, nicht wie ich „es“ sehe. Man hat den sehr bezeichnenden Terminus Autismus geprägt, an den ich hier erinnere, ohne in die Theorien des Autismus einzutreten oder zu glauben, daß das hier in Frage stehende Moment den Autismus erschöpft.

Gewiß wäre es irrig anzunehmen, daß die Ichzentrierung immer zu Kollisionen mit der Wirklichkeit führen muß: höchste Genialität ist ihr nicht fremd. Aber die Gefahr jener Kollisionen ist natürlich nicht zu leugnen. Der Ich-zentrierte kann ein hervorragender Fabrikant sein, er geht ganz auf die sachlichen Anforderungen des Betriebes ein, aber das Entscheidende für ihn ist, daß dieser Betrieb „sein“ Betrieb ist, daß er von ihm aufgezogen und gelenkt wird, daß alles irgendwie Bezug auf ihn hat. Er leidet, wenn er sich — wie er klagt — „entpersönlichen“ muß, also handeln, wo ihm die Logik vorgeschrieben wird, wo er sie nicht vorschreibt. Erst wenn er jene ichfremde Logik gar nicht mehr versteht oder selbstherrlich verletzt, da wird die Gefahr der Kollision akut. Oder denken wir an den Fall der Liebe: er genießt in ihr seine Eitelkeit, seinen Stolz, sich als Verführer der Frauen, sich als Gnadenbringer und Freudestifter, sich als den Edlen, Großmütigen, oder sich als den demütig Zerknirschten, der vor der Reinen betet. Das muß in keiner Weise eine Pose sein, nur ist es letzthin keine Hingabe im Gebet an die fleckenlose Unberührtheit, sondern das ichzentrierte Erlebnis dieser Hingabe. Und man verwechselte nicht diese Ichzentriertheit etwa mit Egoismus. Gewiß wird der Egoist im allgemeinen ichzentriert sein, obgleich es da seltsame Verflechtungen gibt: der krasse Egoist, der vor seinem egoistischen Ich wegfieht. Das mildert nicht seinen Egoismus, aber das verändert seine Ichstellung. An sich kann der Ichzentrierte von einem fast grenzenlosen Altruismus sein; er ist altruistisch, ohne sich jedoch dieser Neigung schlicht hinzu-

geben, er schwelgt im Erleben des Altruismus, darin, daß er selbst altruistisch ist. Er bezieht den Altruismus auf sich. Und darum wird auch sein Altruismus leicht falsch. Weil es ihm nicht tiefsten Sinnes auf die Hilfe ankommt, prüft er gar nicht kritisch die Bedingungen, unter denen besondere Hilfe angebracht ist. Er ist im Gegenteil häufig froh, wenn er Gelegenheit zu diesem Erlebnis — das, noch einmal bemerkt, keine Pose sein muß — erhält. Er kann der tapferste Soldat sein, aber der ganze Krieg ist ihm wieder nur eine Gelegenheit für sein „Ich“. Dieses Ich ist beleidigt, wenn ihm keine passende Gelegenheit bereitet wird. Will man dies unter Egoismus verstehen, dann ist freilich der Ich-zentrierte egoistisch. Aber ich möchte diese Identifizierung vermeiden, weil dann das Paradoxon heraus käme, daß der Ichzentrierte zu den objektiv altruistischsten Taten fähig ist, die dem Begriff des „echten“ Egoismus Hohn sprechen. Sieht der krasse Egoist ein Kind im Wasser mit dem Tode ringen, springt er gewiß nicht nach, denn er denkt zuerst an sein Leben und an seine Gesundheit. Gegenüber diesen Werten verblassen ihm alle anderen, so gut er auch begrifflich die Werte zu rangieren vermag. Aber was der Ichzentrierte tut, können wir aus der Ichzentriertheit allein nicht ablesen: das ins Wasser gefallene Kind kann ja auch ein Wink Gottes an ihn sein, die große Rettungstat zu begehen; Gott ruft seinen willigen Streiter! Er bezieht das Ereignis unmittelbar auf sich. Oder er springt nach, weil „er“ es sein muß, der ein solches Werk vollbringt usw. In der Ichzentriertheit liegt lediglich diese Bewegung auf das eigene Ich hin, in die mehr oder minder alles hineingerissen wird, aber keineswegs eine materiale Bestimmung. Man könnte sagen: der Egoist tut nichts für andere. Der Ichzentrierte, soweit er nicht Egoist ist, tut sehr viel für andere, aber er tut es letztlich nicht wegen der anderen. Man soll auch nicht sagen, dieser Ichzentrierte das sei der eigentlich im „Ich“ Verwurzelte. Wurzelt denn an sich jener weniger, der sich mit voller Kraft einem religiösen Erlebnis schrankenlos hingibt? Unter jener Verwurzelung kann doch in diesem Zusammenhange nur gemeint sein: ein fester Grund im eigenen Wesen. Danach wäre jener, der in der Uniform sein „eigentliches Ich“ findet, auch verwurzelt, denn das und nichts anderes entspricht seinem Wesen. Und nur jener wäre entwurzelt, der eben lose schwankt und leicht aus dem Erdreich gerissen wird. Der Ichzentrierte bezieht zwar alles auf sich als dieses Zentrum, aber dieses Zentrum selbst kann wanken. Gerade der Psychopathologe steht vor einem sehr weiten und dankbaren Feld, wenn er diesen Entwurzelungen des Ichzentrierten nachspürt. Die Gefahr des Ichzentrierten ist nicht nur der abgekapselte Autismus,² der alles verfälscht, sondern ebenso, daß jenes Zentrum ihm

dunkel wird, oder daß es sich immerfort verschiebt. Gott ruft ihn überall an; aber wer ist er noch selbst? er, der Zerrissene, Zerspaltene, wie ein Blatt im Winde Bewegte. Und doch zielen alle Pfeile auf ihn. Alle Menschen sehen ihm diese innere Verworfenheit an, verachten ihn, weil er sein „Ich“ so verloren hat. Man muß es ihm an den Augen ablesen, wie zerwühlt und unsicher sein Inneres ist. Hier haben wir also das gerade Gegenteil einer ich-zentrierten Verwurzelung. Will man sich daher dieses Wortes als eines festen Terminus bedienen, dann muß man seine jeweilige Geltung fest umgrenzen; sonst abenteuer es nur verwirrend innerhalb der Charakterologie.

§ 23.

Den Gegensatz zur Ich-zentriertheit bildet die Ich-Fugalität. Wir meinen damit nicht die Flucht vor dem eigenen Ich oder jenes Verlangen nach „Ferien vom Ich“, das genau so gut bei der Ich-zentriertheit sich zeigen kann, ja gerade weit schärfer. Und wir meinen auch nicht — jedenfalls nicht primär — das bekannte Streben zu einem Ichideal, das als richtungsgebender Zielpunkt wirkt. Der Sohn will werden wie sein Vater, der Jünger wie sein Meister, der Dichterling wie GOETHE usw. Uns schwebt die Zentrierung im „Sachlichen“ vor: der Betreffende gibt sich ganz dem Genuß an einem Kunstwerk oder auch an einem Festmahl hin, dem Fußballspiel oder dem Tanze. Er geht auf in seinem Berufe usw. Oder er widmet sich der Kirche und strömt aus im Gebet und anderen kultischen Handlungen. Vielleicht kennt jeder die wunderbaren Hausfrauen, die gar nicht „an sich“ denken, sondern mit ganzer Kraft dem Gatten, den Kindern, der Wirtschaft „dienen“. Und es ist kein zwangsweise auferlegter Dienst, sondern naturgemäße Entfaltung in der Hingabe an echte Werte oder Scheinwerte. Ein Forscher muß sich nicht „selbst verleugnen“, um völlig nur seiner Arbeit zu leben; das ist sein Glück, und er verlangt kein anderes. Es ist ihm peinlich, wenn die Verhältnisse ihn zur Ich-zentrierung zwingen. Er grollt den Mitmenschen, wenn sie ihn mit derartigem Rat belästigen. Und nun verwechselte man wieder nicht die Ich-Fugalität mit einfachem Altruismus. Objektiv kann einmal der Ich-fugale von abstoßendstem Egoismus sein, wenn er nur sein Werk kennt, mag alles andere zugrunde gehen. Es ist gleichsam der Egoismus des Werkes — nicht „sein“ Egoismus — der diese Absperrung von ihm gebieterisch verlangt. Er kann aber auch subjektiv egoistisch sein: die Tendenz zur Ich-Fugalität muß ja keine allgemeine sein. Er gibt sich etwa schrankenlos hin seiner Sammlertätigkeit, für die er Unsummen Geldes verschwendet, aber sonst ist er geizig. Er ist also weder wohlthätig

noch hilfsbereit oder opferfreudig. Mit Entrüstung weist er derartige Zumutungen ab oder mit verlegenen Entschuldigungen. Vielleicht knausert er auch mit seinen eigenen Kräften, fürchtet für seine Gesundheit — weit entfernt, sie für andere zu riskieren — bangt vor dem Tod, denn er muß seine „Aufgabe“ vollenden, sein Werk gebietet es. Das braucht keine Ausrede zu sein, um jenen Geiz oder jene Ängstlichkeit zu bemänteln: nein, das ist nicht nur ehrlich gedacht, es ist auch in solchen Fällen tatsächlich ehrlich. Denn für seine Aufgabe opfert er sogar die Gesundheit, und auch vor dem Tode braucht er nicht zurückzuschrecken. Will man unter Altruismus jene Charaktere zusammenfassen, die nicht in ihrem eigenen Ich den Höchstwert erblicken und auch danach handeln, dann — aber nur dann — ist der Ich-Fugale wesensmäßig altruistisch. Denn sein Bezugssystem ist nicht der eigene Wert, sondern es sind Fremdwerte, an die er sich vorbehaltlos hingibt. Er lebt in dieser Hingabe, nicht im widerspiegelnden Erleben dieser Hingabe. Das schließt nicht aus, daß er nach dem eigenen Wert sich sehnt, sich auch dessen bewußt wird, aber die eigentliche Form seines Lebens ist die eben gekennzeichnete. Man kann selbstverständlich theoretischer Individualist sein und doch nur in der Hingabe an die Gemeinschaft leben, und umgekehrt theoretischer Kollektivist und praktisch extrem ich-zentriert.

Die Gefahren dieser Haltung sind auch ganz andere als bei der Ich-zentriertheit: zwar ist das Bedenken gewiß nicht durchschlagend, der Ich-Fugale sei im Begriffe, sein „Ich“ zu verlieren. Dann denkt man an das Ich der Ich-zentriertheit. Daß dieses dabei oft verloren geht, oft aber gar nicht verloren gehen kann — weil es nicht vorhanden ist — darüber vermag gar kein Zweifel zu herrschen. Aber der Ich-Fugale vermag doch alle seine Fähigkeiten in gerader Linie ungebrochen zur höchsten Entfaltung und Leistung zu führen, sogar ohne Spannungen oder Widerstreit. Also die Ich-Fugalität bedroht an sich weder die Einheit, noch verhindert sie Reifung oder zwingt zu irgendwelchen Verkümmierungen und Krüppelbildungen. Sie kann es aber unter bestimmten Umständen. Wenn z. B. die Fugalität den Betreffenden in widerstreitende Richtungen drängt, wird die Möglichkeit der Zerrissenheit aktuell. Miteinander unverträgliche Aufgaben fordern ihn, und er „zerreißt“ sich, um ihnen zu genügen. Ja, die Fugalität wird gehemmt — sicherlich nicht immer zugunsten einer Ich-zentriertheit — weil die eine Hingabe wie ein Verrat an der anderen dünkt. Er ist ich-fugal, und er kann doch diese Ich-Fugalität nicht ausströmen, weil zu vieles von ihm verlangt wird, sei es äußerlich oder innerlich. Viele werden an sich in bescheidenen Grenzen solche Erfahrungen sammeln können: sie sind völlig einer Arbeit hin-

gegeben, und nun melden sich noch andere Arbeiten, unaufschiebbare Arbeiten. Es wird dann nicht das, was getan wird, so wie früher erledigt, sondern alles gehetzt, flüchtig, oder vielleicht auch gar nichts, weil eine Hingabe die andere hemmt. Und vor zu viel Arbeit kommt der Beklagenswerte nicht zur Arbeit. Wenn er dann miserabel arbeitet — weit unter seinem möglichen Niveau — tragen diese Verhältnisse die Schuld. Natürlich kann er sich auch selbst — vielleicht unbewußt — solche lähmende Verhältnisse schaffen. Er ist schlechterdings nicht fähig zu einer geschlossenen, gesammelten, ruhigen Hingabe, sondern nur zu einer flackernden, hin- und herschießenden. Und er versteckt sein Unvermögen hinter Anforderungen, die es — sozusagen — vor ihm und anderen legitimieren. Er wird bedauert und nicht getadelt. Er bedauert sich selbst, statt sich irgendwie „Schuld“ beizumessen. Und wieder eine andere Form ist das „Sich-verlieren“; er findet aus der Hingabe den Weg nicht mehr zurück, er gibt sich nicht schrankenlos hin, vielmehr die Hingabe hat ihn schrankenlos. Das kann ebenso in Höchstleistungen einmünden, wie in tolle Entgleisungen. Und der objektive „Autismus“, der sich hier mitunter kraus zeigt, ist jedenfalls subjektiv etwas ganz anderes als der im vorhergehenden Abschnitt besprochene. Wer sich ganz der Rettung Gefallener hingibt und nur auf die Rettung bedacht ist mit einem stürmischen Fanatismus, der schlägt aller „Wirklichkeit“ oft schneidend ins Gesicht. Er verfälscht die Wirklichkeit, er denkt und fühlt autistisch, weil er von diesem „Rettungskomplex“ „besessen“ ist. Er wird vielleicht bestohlen, belogen usw. Der Rettungskomplex dominiert, nicht die Ichzentrierung, daß er selbst der Retter ist, er der dazu Berufene, Auserwählte, Erkorene, wobei auf dieser Ich-Verankerung der Akzent ruht. Nein, die „Rettung“ bedeutet ihm alles, sein „Ich“ schaltet er dabei aus als ganz unwesentlich. Wenn nun vom pathologischen Autismus gehandelt wird, so wäre es vielleicht charakterologisch und auch sonst wichtig, den ich-zentrierten und den ich-fugalen Autismus zu scheiden. Sie gehorchen wesentlich verschiedenen „Mechanismen“, und sie sind eben Grenzfälle wesentlich verschiedener Charaktere, mag es sich auch möglicherweise um die gleichen „Erkrankungen“ handeln. Da könnte man versucht sein — nur so vorsichtig möchte ich es formulieren — zu fragen, ob bestimmte Krankheiten gerade zum ich-zentrierten oder zum ich-fugalen Autismus disponieren? Mehr als andeuten will ich diese schwierige Frage nicht.

§ 24.

Nun ist es aber wohl Zeit der Ich-masken zu gedenken, deren toller Mummenschanz uns immer wieder beschäftigen mußte. Eine Charakterologie kann sich gewiß vornehmen, immer zum Echten vorzustoßen, und — wenn sie Glück hat — mag ihr das auch gelingen. Aber sie irrt sicherlich, wenn sie wähnt, nun allein mit diesem Echten auszukommen. Gibt es doch — um es paradox auszudrücken — echte Anlagen auf jene Masken hin. Verstellung etwa muß nicht notgedrungen sein, weil es der persönliche Vorteil zu fordern scheint, sondern der Betreffende „muß“ simulieren. Er fühlt sich nur wohl in dem effektvollen Feuerwerk seiner phantastischen Lügengespinnste, und wie abgebrannt, wenn man das Feuerwerk auslöscht. Gleich zündet er ein neues an. Dieser Charakter ist „echt“ in seiner Verstellung, unecht, wenn er sich einmal mühsam an die Wahrheit klammert. Und dann müssen wir unterscheiden: deckende und offenbarende Masken; Masken als Tarnkappen und Masken als Enthüllung. (Vgl. meine „Psychologie der Simulation“, 1918.) Der besorgte Arzt will vor dem schwer Kranken hinter einer lächelnden, heiteren Miene seine wahre Meinung verstecken. Der Weltmann verbirgt hinter seinen korrekten, undurchsichtigen, ganz beherrschten Zügen seine wilde Leidenschaft, seine gärende Aufregung, seine aufschießende Empörung. Das sind also deckende Masken. Dazu gehört meist Disziplin, Erziehung, Selbstzucht usw. Wenn sich ein feiner, junger Mann auf einem Kostümfest als Lump verkleidet, so ist ihm vielleicht auch wichtig, daß er für diesen Abend sein sonstiges Dasein versteckt, aber viel wichtiger ist ihm möglicherweise, daß er sich nun in der Lumpenhülle in einer Weise ausleben kann, die der gewöhnliche Alltag versperrt. Er wird deswegen nicht zu einem „wirklichen Lump“, davor bewahrt ihn sein Charakter, aber gerade dieser heischt auch eine Entladung, welche die gehaltenen, gezügelter Formen des konventionellen Verkehrs nicht gestatten. Es sind echte Wesensseiten, die sich hier auswirken, austoben und befrieden. Und wenn eine vornehme Dame der Gesellschaft als große Kokotte auftritt, so sind dies auch sonst verschwiegene Seiten, die sich nun unter der Maske hervorwagen und vielleicht ein „tieferes“ Sein enthüllen, als das üblich zur Schau getragene. Hier haben die Masken klar eine enthüllende, lösende, offenbarende Funktion. Oder denken wir an ein Stubenmädchen, das sich am Sonntag als elegante Dame ausstaffiert. Sicherlich soll niemand merken, daß sie eigentlich nur ein Stubenmädchen ist, denn ein solcher Verrat würde ja nur bestätigen, daß ihr zu einer eleganten Dame noch manches fehlt. Aber sie glaubt doch, daß ihr nichts fehlt, daß sie

„wie“ eine elegante Dame sei. Ja, im Grunde ist ihr armseliges Stubenmädchen-dasein nur eine täuschende Maske, und sie „ist“ die elegante Dame in der Verkleidung des Stubenmädchens und sie wartet nur auf den „Prinzen“, der sie erlöst. Meistens „verführt“ und auf den Weg zur Dirne schleudert.

Damit wären wir schon bei den „inneren“ Masken, bei den Selbsttäuschungen. Hier wäre im einzelnen besonders auf den Bewußtseinsgrad zu achten. Man kann sich selbst Masken vorhalten, ohne doch im „Grunde“ an sie zu glauben. Aber es ist ein so schönes, betörendes Spiel. Man hält sich für „anständig“, aber man weiß genau, was man auf dem Kerbholz hat, wo man sich nicht sehr anständig benommen hat. Trotzdem umgaukelt man sich mit solchen Bildern. Oder man merkt genau die Schwächen eigener Arbeit, aber man stellt sich nun vor; wie wäre es, wenn diese Arbeit eine geniale, Epoche-machende wäre. Man erachte derartige „Phantasien“ nicht für ganz harmlos. Erstens können sie sich auf geeignetem Boden sehr auswachsen, und zweitens können sie auch als „bloße“ Phantasien auf mein Tun und Handeln abfärben. Schon die Gewöhnung an sie vermag unter Umständen die sehr bedeutsame Folge zu haben, daß meine Selbstkritik und Selbstprüfung eben spielerisch aufgeweicht werden. Die Befriedigung an dem Bilde der Anständigkeit ersetzt das ruhige Gewissen an „wirklicher“ Anständigkeit. Und ich schlürfe die Wonnen des großen Erfolges auch ohne ihn. Die geschickte Kostümierung enthebt mich mancher Mühe und Anstrengung. Gewiß kann sie auch gerade beißender Ansporn sein, nun in Wirklichkeit zu erreichen, was man in der Maske bloß erträumt. Nun gehen wir aber einen Schritt weiter: ich kann mich selbst in etwas hineinsteigern, daß ich schließlich daran glaube. Oder ich will etwas nicht sehen, und endlich glückt es mir, es zu übersehen. Vielleicht bin ich bald gar nicht mehr in der Lage, es zu sehen, auch wenn ich will. Da habe ich ja dann vermeintlich die beste Bestätigung, daß ich mich früher geirrt habe. Auf diesem Gebiete wimmelt es nun von Beispielen, angefangen von den bewußten Lügner, die von ihren eigenen Lügen überzeugt werden, bis zu den Virtuosen, die sich all das zuerkennen, was in der Richtung ihrer Wünsche liegt, und all das aberkennen, was diesen Wünschen widerstreitet. Sie müssen sich mitunter zu solchen Virtuosen ausbilden, weil sie sich sonst anspeien müßten, weil dies die einzige Art ist, sich mit dem Leben halbwegs befriedigend auseinanderzusetzen. Es ist das große Kapitel der „zu saueren Trauben“, des Verkanntseins von den anderen, usw. usw. Das Abstoßende und Widerliche dieser meist so feigen inneren Vergiftung verhindert viele, auch das Positive zu sehen, das hier nicht selten durch-

bricht; nicht nur das tragische Thema der notwendigen „Lebenslüge“, nein, auch die Tapferkeit etwa folgender Art: der verkannte Künstler, dem kein Mensch ein Bild abkauft, dem alle Freunde raten, doch Konzessionen zu machen oder einen nährenden Beruf zu ergreifen. Die Freunde lieben ihn, aber auch sie zweifeln an seiner Begabung, die die ganze Kritik leugnet. Und nun beschleichen Zweifel den armen Künstler selbst. Hat er ein Recht, sich so gegen alle zu stemmen? Ist das nicht Vermessenheit, Hochmut? Aber er spricht sich frei — nehmen wir an: mit Recht — und er beharrt auf seinem Wege. Und nun muß dieser viel Geschmähte, Verachtete, Gedemütigte sein Selbstbewußtsein schüren, er steigert sich hinein, er krampft sich in ihm zusammen, denn wenn er dieses verliert, dann war sein opferreicher Kampf auch innerlich vergeblich, dann gähnt hinter ihm ein leeres Leben. Dann zerbricht er, und es bleibt nur der Tod, oder das Untertauchen und Auslöschen in farbloser Nüchternheit. Nun redet er sich zu mit glühenden Worten, er glaubt und mißtraut und muß dieses Mißtrauen übertönen. Er opfert weiter jeden Komfort, die Liebe, die Achtung; aber es muß ein Wert sein, der dieses Opfer lohnt: die Echtheit und Größe des Werkes. Oder der Kranke redet sich „Gesundheit“ ein, um die Kraft zur Arbeit zu finden, um von seinem Leiden nicht überwältigt zu werden. Er kämpft mit der Maske der Gesundheit gegen sein Siechtum an: denn er darf nicht sterben, noch harret seiner reiche Arbeit. Gewiß verwischen sich diese Masken leicht: Eitelkeit stiehlt sich in die eine, und Todesangst in die andere. Das sind nur weitere Probleme der Ehrlichkeit gegen die eigene Maske. Ich halte mir die Maske der Verworfenheit vor, um mich vor mir selbst zu erniedrigen, in Wahrheit aber, um mich nun verworfen benehmen zu können. Ich erinnere bloß an manche bereits gegebene Beispiele, um auf dieses unendliche Feld der „falschen Spiegelungen“ hinzuweisen, deren Falschheitsgrad alle Stufen zu durchlaufen vermag. Ja, wir kennen sogar einen rücksichtslosen Wahrheitsfanatismus, der doch nicht auf festen Überzeugungen gründet, sondern auf irgendeiner dem Betreffenden passenden Verlogenheit. Der Wahrheitseifer soll sie vergessen machen. Alle strenge anständige Korrektheit kann eine phantastische unanständige Inkorrektheit überlagern, und ihr Träger geht leicht über sie hinweg, weil jene ständigen kleinen Korrektheiten ihn von seiner Anständigkeit genügend überzeugen. Er hat tausend Beweise zur Hand für sein korrektes Verhalten. Und er bescheidet sich wohlweislich mit dieser statistischen Prüfung, die ihm die positiven Fälle zeigt. Oder wie gern opfern viele die Sittlichkeit der Konvention, wenn ihnen diese paßt. Ihre Verbeugung vor der vermeintlichen Autorität — die sie sonst spöttisch in Frage ziehen — erscheint ihnen als

Verdienst und ist doch nur Abschüttelung lästiger Forderungen ungeschriebener Sittlichkeit. Wie verstehen es viele, ihr „Gewissen“ zu entlasten, und wie meisterlich bringen es viele fertig, ihre „Gewissensbisse“ auszuwerten in der von ihnen gewünschten Richtung! Doch genug davon!

Masken braucht nicht der unbedingt Ehrliche. Aber was heißt hier ehrlich? In diesem Sinne ist auch der abgefeimteste Dieb oder der grausamste Mörder unter Umständen ehrlich. Sie geben sich vor sich und anderen, wie sie sind. Oder sie täuschen nur die anderen, nicht aber sich selbst. Man kann auch subjektiv ehrlich sein, ohne es objektiv zu vermögen: man beurteilt sich irrig, mißverstehet seine eigene Begabung, seine eigenen Motive. Man hält sich für einen gerissenen Geschäftsmann und ist doch nur ein harmloser, guter Junge. Das ist gerade das Unheimliche, daß es vielen so wunderbar leicht fällt, subjektiv ehrlich zu sein, weil sie objektiven Täuschungen erliegen. Der eine glaubt etwa, immer seiner eigenen Überzeugung zu folgen, aber immer deckt sich die Überzeugung mit der jeweils regierenden Partei. Der andere hat die glückliche Gabe, alles ihm Peinliche zu vergessen, so ist er stets unbeschwert und unschuldig. Die moderne Aussagepsychologie lehrt übereinstimmend, daß zur richtigen Aussage nicht nur der subjektive Glaube gehört, sondern Urteilsvorsicht, Kritik, Schärfe der Beobachtung usw.; sie ist also eine von verschiedenen Faktoren abhängige Leistung. Und das bloße Vertrauen auf die subjektive Ehrlichkeit leitet oft irre. Damit ist nicht gesagt, daß eine allzu scharfe Kritik weiter führt: der Betreffende scheut dann vor jeder sicheren Aussage zurück, schränkt sie ein usw. Aus Angst vor Selbsttäuschungen kann er in eine ratlose Selbstunsicherheit geraten. Er will sich selbst erkennen, und alles zerrinnt ihm unter der überkritischen Lupe. Bisweilen ist diese überkritische Lupe wieder nur ein geschicktes Arrangement, das eben alles zerrinnen macht. Und wen trifft die Schuld? Überkritischer kann man nicht sein; diese Entschuldigung muß doch scheinbar gelten. Ist ferner die Ehrlichkeit, die jede Triebregung liebevoll ins Licht des Bewußtseins hebt, unter allen Umständen besser, als die eiserne Zucht, die Triebregungen im dämmernden Zwielicht beläßt? Das ist eine ethische Frage, welche die Charakterologie nicht zu beantworten hat. Jedenfalls darf sie nicht die unbedingte innere Ehrlichkeit als selbstverständlichen Maßstab behandeln. Wir sagten vorhin, daß der „Ehrliche“ Masken vor sich nicht benötigt und benützt, aber es gibt noch eine „Ehrlichkeit“, welche die Masken von selbst geliefert bekommt. Auch hierfür gaben wir schon Beispiele: der Schuljunge wird krank vor der Prüfung. Er muß den Lehrer nicht wegen seiner mangelnden Vorbereitung anlügen, er muß nicht simulieren, er ist „wirklich

krank“. Er kann jetzt sogar sein Kranksein ehrlich bedauern. Und doch ist jene Krankheit — wie zumal die Psychopathologie tausendfach gezeigt hat — eine Flucht vor der Zumutung der Prüfung, und der Kranke zehrt von seinem Krankheitsgewinn. Wenn sich die versorgte Hausfrau übermüdet für ein paar Tage ins Bett legt, um sich endlich auszuruhen, wird die Unentbehrliche jetzt von allen umsorgt, verwöhnt. Sie ist die Hauptperson, der alles dient. Die ganze Lage hat sich geändert. Sie will nun bald gesund werden, um wieder für ihre Lieben mit ganzer Kraft zu sorgen, aber sie bleibt kränklich, muß dauernd geschont und verwöhnt werden. Auch ein solcher Verlauf kann sich — die Betonung liegt auf dem „kann“ — in der Linie jener Flucht und jenes Gewinnes entwickeln. Dieser Verlauf ist also abhängig vom Charakter, aber jedenfalls nicht von dem „bewußten“ Charakter, obgleich bisweilen ein Vertrauen auf eben diese Anlage gezüchtet wird. Wie der Künstler auf seine Intuition vertraut, so verlassen sich nun diese Personen darauf, daß zur rechten Zeit der rettende Kopfschmerz oder etwas Ähnliches sich einstellt. Da wir nun die Charakterologie nicht etwa auf das bewußte Streben einschränken, sondern den Bewußtseinsgrad ganz offen lassen und nur von dem Streben in seinem Sinn und seiner Bedeutung für die Persönlichkeit sprachen, so ist es klar, daß jene unbewußten Strebungen — sofern es solche gibt — ins Gebiet der Charakterologie auch dann hereinfallen, wenn ihnen bewußte widersprechen. Die Masken des Unbewußten sind dann nur die Grenzfälle der bewußten oder halbbewußten Masken. Und diese Täuschungen in ihren mannigfachsten Graden können sich mit all den Momenten verbünden, die wir bisher in langer Reihe an uns vorbeiziehen ließen: mit der Richtungsbestimmtheit, der Dynamik, den Spannungen und Widerständen, dem Gewicht, der Intensität usw. Alles kann von ihnen angegriffen werden. Um es noch einmal — zum Schlusse — zu wiederholen: die Aufsuchung des Unechten, der Selbsttäuschungen, der Ichmasken usw. bezweckt nicht etwa, all dies vom Charakter abzulösen, um dann den reinen Charakter zu haben. Gewiß, bisweilen ist dies für den Charakter so unwesentlich und wenig bezeichnend wie eine gelegentliche Lüge oder eine schnell vorüberhuschende Eitelkeitsregung. Aber sehr häufig gehört es zu der Gesetzlichkeit des betreffenden Charakters. Man mache doch nur einmal den Versuch, den Charakter des echten „Komödianten“ zu entwickeln — das Problem des Schauspielers liegt anders — ohne unser Thema anzuschlagen. Gewiß ist der Einwand möglich: man soll sich auf die Struktur der Anlagen beschränken, also auf das zweifellos „Echte“. Aber diese „Struktur“ bedingt notwendig und nicht nur zufällig Ich-masken, Selbsttäuschungen, Unechtes usw., und all diese

Erlebnisse profilieren erst diese Struktur, sind also wieder für sie nicht gleichgültig. Will man z. B. die fortschreitende charakterologische „Aus-höhlung“ eines solchen Komödianten verstehen — der Typus des „alten Komödianten“ — so weiß ich wieder nicht, wie man das anstellen sollte, ohne unser Moment in sehr weitem Umfange hier zu verwenden. Es erscheint im Gegenteil so einschneidend wichtig und bedeutsam, daß ich die Flüchtigkeit bedauere, mit der ich es hier nur streifen durfte. Allerdings scheint mir auch ein Streit über diese Bedeutsamkeit kaum möglich. Jeder muß vor allem zugeben, daß eine Charakterologie gar nicht existieren könnte, ohne den Unterschied des Echten vom Maskenhaften, von der Selbsttäuschung, der Verstellung, Heuchelei usw. Mindestens als heuristisches Hilfsmittel ist diese Leitlinie daher schlechthin unentbehrlich. Aber man kann bezweifeln: ob denn nicht alles „Unechte“ erst Folge des „Schicksals“ ist. Selbst wenn dem so wäre, ist es sicherlich kein Zufall, daß bestimmte Charaktere auf bestimmte Schicksale mit unechten Bildungen reagieren, und schon dadurch wird die charakterologische Wichtigkeit deutlich. Wir dürfen aber noch weiter gehen: das wesensgemäße Schicksal mancher Charaktere ist es, daß sie nur in unechten Bildungen sich entfalten und auswirken können.

§ 25.

Hiermit haben wir nun die Reihe der formalen Leitlinien beendet. Die Reihe ist nicht vollständig; und sie ist dabei gewiß länger, als die Titelbezeichnungen im Inhaltsverzeichnis vermuten lassen, da wir ja innerhalb der einzelnen Abschnitte bisweilen verschiedene Momente abgehandelt haben. Wir sind davon überzeugt, daß im Fortschritt dieses methodischen Vorgehens die Reihe einerseits noch erheblich verbreitet werden muß und andererseits auch Vereinfachungen erfahren wird. Denn wir schmeicheln uns gewiß nicht, alle formalen Momente bemerkt zu haben, noch auch schon eine hinreichende systematische Vereinheitlichung gewonnen zu haben. Ist diese errungen, dann hat selbst eine viel weiter gehende Differenzierung nichts Erschreckendes, da sie ja nicht zu einem immer schwerer zusammenfaßbaren Bündel auswächst, sondern zu einer „Konstruktion“, in der jeder „Punkt“ alle anderen fordert, und in der jeder „Punkt“ notwendig ist. Während heute manche „Punkte“ noch nicht den endgültigen Stellenwert gefunden haben, und andere wieder vorläufig ganze „Flächen“ bestreichen.

Der gleiche Charakter der Vorläufigkeit trifft nun auch die materialen Linien, denen wir uns jetzt zuwenden, also die materiale Charakterologie. Daß die formale nicht hinreicht, davon haben wir uns schon praktisch

überzeugt, indem wir in unsere Beispiele immer materiale Momente hineinnehmen mußten: ob wir von gewichtigen oder intensiven Erlebnissen sprechen, immer sind sie material-bestimmt, ob wir vom Rhythmus oder Tempo handeln, stets sind es Rhythmus oder Tempo eines materialen Erlebens usw. Wenn wir bisher dieses Materiale nicht explizit betrachteten, geschah es aus methodischen Gründen. Nun aber kommt es gerade darauf an, wie sich dieses Materiale charakterologisch verhält; also auf seine charakterologische Bedeutung. Es ist klar, daß wir hier eine rein materiale Gliederung treffen müssen: also z. B. Triebe, Wille, Gefühl, Intelligenz, Phantasie usw. Und sofort bricht eine ganze Fülle von Fragen hervor: was bedeutet die einzelne Materialsphäre im Gefüge eines bestimmten Charakters? Diese Bedeutung hängt nicht etwa allein oder in erster Linie von der Stärke oder dem Volumen der einzelnen Materialsphäre ab, sondern eben von dem Charakter, dem sie angehört. ALEXANDER PFAENDER hat z. B. mit Recht darauf hingewiesen, daß der sehr Musikalische und der Musiker als Charaktere grundlegend voneinander unterschieden sein können. Der Musiker ist vielleicht weniger musikalisch als jener Musikalische. Aber dieser treibt nur seine Musik als gesellschaftlichen Sport, ohne daß sie irgendeine größere Rolle in seinem Leben spielt, für den anderen ist sie unter Umständen das „eigentliche“ Leben. Möglicherweise ein verpfushtes Leben, ein Leben in Selbsttäuschung, aber eben doch ein Leben. Darum bedingt auch nicht das Vorhandensein eines starken Willens schon den „Willensmenschen“, sondern allein die Bedeutung des Willens in der Struktur eines bestimmten Charakters. Und ein an sich viel schwächerer Wille kann vielleicht dem Willensmenschen eignen. Über den „Willensmenschen“, das heißt über das, was ein Willensmensch ist, entscheidet eben nicht der Wille allein, sondern lediglich in Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft mit allem anderen. Das verhindert schon jede Atomistik. Nicht als ob es verwehrt wäre, nach den Elementen zu fragen, aber erstens nach charakterologisch wertigen Elementen, und damit schon zweitens nach der Bedeutung von Elementen im Charakter. Sogleich schließen weitere Probleme an: nach den Korrelationen bestimmter materialer Momente zu bestimmten formalen. Da wir gerade vom Willen sprachen: er ist immer ich-zentriert. Bestimmte Formen der Ich-Fugalität sind also beim Willensmenschen ausgeschlossen. Und noch ein Problemkreis zeigt sich: von der teleologischen Charakterologie her. Sind Ziele da, was gehört zur Erreichung dieser Ziele? Was hat hierfür der Charakter zur Verfügung, was kann er überhaupt mobilisieren? Der Machtmensch als starke Intelligenz ist doch anders als der dumme. Hat er diese eindimensionale

Richtungsbestimmtheit, so kommt es ganz darauf an, was er alles in sie hineinzuwurfen hat, formal und material. Trotzdem werden wir die materiale Charakterologie weit kürzer behandeln als die formalen Momente, aber nicht weil wir sie weniger achten oder leichter nehmen. Erstens erscheint sie uns — wenn auch nicht gerade in spezifisch charakterologischer Wendung — doch erheblich psychologisch durchforschter als jene, und zweitens sind die grundsätzlichen Schwierigkeiten hier viel geringer, so schwierig auch der einzelne Fall liegen mag. Darum streben wir auch ganz bewußt keine Vollständigkeit an: gewiß könnte man — und sehr interessant — von der möglichen charakterologischen Bedeutung der einzelnen Sinne handeln; die eidetischen Untersuchungen von JAENSCH und seiner Schule haben uns überraschend lehrreiche Aufschlüsse gebracht. Aber damit würden wir viel zu weit in das Detail geraten; wir müßten fast jede psychologische und phänomenologische Differenzierung auf ihre mögliche charakterologische Bedeutung prüfen. (Vgl. z. B. die wertvollen Forschungen von G. J. von ALLESCH über die ästhetische Erscheinungsweise der Farben; 1925.) So befruchtend solche Arbeit für die charakterologische Einzelforschung zweifellos ist — und ich bedauere lebhaft, wie wenig solche Arbeit bisher gefördert wurde — für die Prinzipienfragen der Charakterologie wird unmittelbar nichts durch sie gewonnen. Nun dürfen wir aber gleich beginnen!

§ 26.

Wir stellen hier die früher so sehr verachteten „Triebe“ an den Anfang. Denn heute wird niemand ihre ungeheure charakterologische Bedeutung bezweifeln, viel eher besteht die Gefahr, die ganze Charakterologie in eine Lehre von den Trieben und ihrer Mechanik zu verwandeln. Auch gegen solche weitgehende Ansprüche ist eine materiale Charakterologie die beste Hilfe, weil sie den anderen Materialsphären zu ihrem Rechte verhilft und nicht alles mit der Brille der Triebe betrachtet. Diese materiale Charakterologie verlangt auch, daß wir uns nicht mit der bloßen Konstatierung des Materials begnügen, sondern eben auf seine charakterologische Wertigkeit achten. Den „Sauginstinkt“ z. B. besitzt jeder Mensch. Aber für die meisten Charaktere spielt der Sauginstinkt keine Rolle. Ob wir nun den Psychoanalytikern Glauben schenken oder nicht, wir können es uns jedenfalls vorstellen, daß eine Fixierung an den Sauginstinkt stattfindet und der Charakter sich nun mit nach ihr orientiert. Gewiß hängt das nicht so sehr von der Stärke jenes Triebes ab, als von dem Charakter, innerhalb dessen er diesen Wert erhält. Auch eine sehr starke Sexualität kann für den Charakter relativ gleichgültig bleiben, während eine trieb-

schwache oft den Charakter entscheidend beeinflusst. Die überhaupt vieldeutige Frage nach dem Prävalieren gewisser Funktionen ist charakterologisch gewiß nicht einfach die Frage nach der Stärke ihrer Gegebenheit. Es ist im Gegenteil häufig ein Problem, warum ein Charakter sich einer sehr gut entwickelten Funktion nicht oder nur nebenbei bedient. Der Intelligente muß nicht von seiner Intelligenz viel Gebrauch machen. Er ist intelligent, aber die wesentlichen Entscheidungen fällt vielleicht das Triebleben. Und er ist so sehr mit seinen Gefühlen, Stimmungen usw. beschäftigt, daß er von seiner Intelligenz nur geringen Nutzen zieht.

Wenn wir hier von Trieben sprechen, wäre es ganz einseitig, sie lediglich dort zu betrachten, wo sie sich unmittelbar zeigen. Gerade die Tatsache, daß sie bis in unsere höchsten Lebensbetätigungen einzugehen vermögen, hat ja so viele verführt, diese als irgendwie umgesetzte Triebe anzusehen. Der Wille als solcher ist z. B. sicherlich kein Trieb, aber daß ich wollen muß, kann triebhaft getragen sein. Ich werde triebhaft zu Willensentschlüssen gedrängt. Ebenso wenig ist das wissenschaftliche Denken ein Trieb. Die fast zwangmäßige Hingabe an dieses Denken, die Intensität, die sich in ihm ausdrückt usw., sie zehren von triebhaften Unterlagen, werden von ihnen aufgepeitscht usw. Und das Denken wird vielleicht schwach und saftlos, wenn diese Antriebe erlahmen. Oder: daß ich einem Ertrinkenden nachspringe, kann ganz triebhaft erfolgen. Es können aber auch mein sittlicher Wille, mein Pflichtbewußtsein von den Trieben her Unterstützung erfahren. Mir wird die Tat nicht „schwer“, weil meine Neigungen ohnehin von selbst zu ihr hintendieren, mein Wille muß nur „ja“ zu ihnen sagen, mein Pflichtbewußtsein muß sie bloß legitimieren. Aber in bestimmten Fällen verweigert es diese Legitimation, und der Wille droht mit einem schroffen „Nein“. Und jetzt sollen die Triebneigungen überwunden werden. Jetzt bewährt sich erst, wie weit der Betreffende sich in der Hand hat, und wie weit er der Gewalt der Triebe ausgeliefert ist. Diese Auseinandersetzung kann — abgesehen von Niederlage oder Sieg — die verschiedensten Formen annehmen. Ja, die bisweilen fast „zufällige“ Niederlage oder der ihr ähnliche Sieg untergraben das Vertrauen oder kräftigen und stiften daher für die Wiederholung ungünstige, bzw. günstige Dispositionen; das verzagte „ich komme doch dagegen nicht an“ und das mutige „es muß gehen“; und Verzagtheit und Mut saugen wieder Triebkräfte zu ihrer Verstärkung auf. Die Niederlage kann im Grunde willkommen sein, der Sieg unwillkommen. Und die Triebe können sich in die mannigfachsten Masken verkleiden. Ich habe mir z. B. jede Lüsternheit verboten, aber die Lüsternheit schleicht sich in meine ganze Kunstliebe ein. Und was ich für reinen Kunstgenuß halte, ist im Wesen

die in dieser Form geduldet, ja kultivierte Lüsternheit. Sie hat mich überlistet, und ich war schwach genug, mich überlisten zu lassen, schwach genug, keine schärfere Selbstprüfung vorzunehmen. Damit meinen wir gewiß nicht, reiner Kunstgenuß habe irgendetwas mit Lüsternheit zu schaffen, sondern es gibt einen lüsternen Kunstgenuß, der sich als echter Kunstgenuß drapiert.

Sprechen wir aber einmal ganz allgemein: das höhere Sexualleben kann gleichsam in der Fortsetzung der Triebe liegen, es folgt diesen Antrieben. Es kann sich natürlich auch ihnen widersetzen. Es zielt etwa auf ihre Ausrottung, unterjocht sie, knetet sie. Die krampfhaft Spannung ist immer da, oder das herrische Selbstgefühl des Siegers. Aber vielleicht weichen nur die Triebe aus, verstecken sich und nehmen aus diesem Versteck heraus Rache. Der Betreffende wähnt seine Sexualität abgewürgt zu haben, er duldet sie nicht, aber nun wird er vielleicht zu Frauen roh, grausam, er entwertet sie vor sich und anderen, er wird ein Frauenfeind und wühlt in dieser Frauenfeindschaft. Während er sich in seiner geistigen Überlegenheit sonnt, entschädigen sich die mißhandelten Triebe in jener Frauenfeindschaft. Es ist eben ein grundlegender Unterschied, ob die Triebe Befehlen „von oben“ gehorchen oder nicht. Es müssen nicht gerade Befehle sein, sondern vielleicht eine sehr vorsichtige, liebevolle Steuerung, die sich gar nicht feindlich gegen den Trieb kehrt, sondern ihn nur ins Harmlosere zu lenken trachtet. Und diese Milde erreicht oft viel mehr als brutale Strenge. Das Nicht-Gehorchen muß nicht nur eine Einflußlosigkeit des höheren Seelenlebens besiegeln, vielmehr erfolgt es bisweilen in der Form eines bissigen Negativismus oder eben in jenem Ausweichen und Verstecken, in einem scheinbaren Gehorsam. Bisweilen fallen die beiden Sphären fast ganz auseinander: auf der einen Seite das höhere Seelenleben, das ohnmächtig dem Spiel der Triebe zusieht, und auf der anderen eben die Triebe, die wieder jenes Seelenleben nicht regulieren. Der Jüngling verkehrt triebhaft geschlechtlich mit Dirnen, er versteht „sich“ nicht, er verachtet sich; aber Intelligenz, Wille, ästhetisches Bedürfnis bewahren ihn nicht vor jenem Verkehr. Er verfälscht ihn jedoch auch nicht durch gefällige Masken, daß er die Dirnen „retten“ will, daß er ein wenig „Menschlichkeit“ in ihr verachtetes Dasein tragen will usw. Im Gegensatz hierzu finden wir die Möglichkeit, wo die Triebe leicht das „höhere Seelenleben“ in ihrem Sinne wandeln; im Extrem, als ob es nichts anderes wäre als der Verteidiger der Triebe oder ihr unbedingt gehorsamer Beauftragter; und andererseits den Fall, wo das höhere Seelenleben die Triebe leicht anspricht, als ob sie ihm untertan wären. Wir haben gewiß nicht alle Fälle besprochen — nicht einmal den, wo die

Triebe das höhere Seelenleben ganz eindrücken — aber es kann gar kein Zweifel darüber herrschen, daß alle diese Fälle charakterologisch wichtige Ausprägungen darstellen, daß diese materialen Kämpfe und Verflechtungen erst das Bild mit Inhalt erfüllen, dessen formale Momente wir früher betrachtet haben. Denn sie alle spielen doch herein: Ich-zentriertheit, Ich-fugalität, Erlebensgewicht, Intensität, Spannungsgrad, Widerstand, Gelöstheit, Tempo, Rhythmus usw. Das sind ja eben die Formen, die jene Kämpfe erst ermöglichen, wie die Formen andererseits durch diese Kampftruppen bestimmt werden. Aber man darf nicht isolieren: denn es ist der Charakter, der sich da auswirkt im Tun und Erleiden. Und die eindeutige Notwendigkeit der einzelnen Kampfhandlungen wird nur von ihm aus ersichtlich. Wir „zerlegen“ ihn also auch nicht, betrachten ihn vielmehr unter verschiedensten Gesichtspunkten, weil wir nur so seine Vieleinheit zu fassen vermögen, seine Gesetzlichkeit. Und zugleich erproben wir immer wieder diese in jener Vieleinheit und durch sie.

§ 27.

So ist auch das Kapitel „der Wille als charakterologisches Moment“ nicht eine Willens-psychologie, so sehr wir ihrer für unsere Zwecke bedürfen. Aber eine Lehre vom Wesen des Willens ist nicht schon eine Lehre von der charakterologischen Bedeutung dieses Willens. Und wir sehen, wie häufig der Wille mit dem Charakter identifiziert wurde, oder ein ganz besonderer Wille: der feste, unbeugsame Wille. Wir sind wohl bereits vor solcher Identifizierung geschützt; wir fragen vielmehr: hängt die Festigkeit und Unbeugsamkeit des Willens allein vom Willen ab? Oder wird sie überhaupt nur möglich im Rahmen einer ganz bestimmten Persönlichkeit? Es ist wohl kein Beweis erforderlich, daß wir uns für die zweite Fassung entscheiden müssen. Dann aber lautet das Problem: wie muß die Persönlichkeit beschaffen sein, damit ein „fester“ und „unbeugsamer“ Wille Ereignis wird. Das ist etwas ganz anderes als die Behauptung, der feste und unbeugsame Wille sei der Charakter. Auch wo jener der hervorstechendste Zug an ihm ist, so eben doch nur ein Zug; und dieser Zug würde sich verschieben, wenn das Ensemble sich irgendwie wandelte. Unser „Willensmensch“ deckt sich daher gar nicht mit dem Willensmenschen jener älteren Charakterologie, die sich damit begnügte, den Willen zur Dominanz anschwellen zu lassen. Auch hiervon abgesehen, bleiben Unklarheiten: Willensmensch kann bedeuten, daß der Betreffende nur wollend seine höchste Befriedigung findet. Indem er sich wollend auslebt, lebt er ganz. Das Wollen als Ziel schafft einen formalen Willensmenschen. Er muß restlos wollen, aber die Hauptsache ist ihm

letztthin nicht das, was er will, sondern daß er will. Er empfindet vielleicht diese Anlage als ein Verhängnis, aber als eines, dem er nicht ausweichen kann. Nur das Wollen des Selbstmordes, des Todes wäre das letzte Wollen in dieser gespannten Kette. Willensmensch kann aber auch heißen, daß der Wille eben das Mittel ist zur Erreichung bestimmter Zwecke. Der junge Mann „will“ zur Kunst, er überwindet alle Hindernisse, aber als Ideal schwebt vor der relativ willensfreie hingebende Kunstgenuß. Er will reich werden, um auf großen Reisen Kunst genießen zu können, um sich mit Kunstwerken zu umgeben. Gewiß ist er ein zäher Willensmensch in der Art, wie er das alles erreicht, wie er sein Leben in seinem Sinne einrichtet, aber der Wille spielt hier im Charakter eine ganz andere Rolle als in der obigen Möglichkeit. Der eine Forscher will die Wahrheit, um sich ihrer zu freuen, um von ihrem Lichte getroffen die ganze Welt zu überschauen, still ruht er in der ihm geoffenbarten Wahrheit, zu der sein angestrengter Wille die Bahn brechen half. Der zweite aber will das unaufhörliche Streben nach Wahrheit, die gefundene Wahrheit ist bloß Anstoß zur noch nicht gefundenen, jede weist weiter ins Unendliche. Der Weg selbst ist das Ziel: das wollende Streben ewiger Denkbewegtheit. Und doch ist dieser Willensmensch nicht Willensmensch auf allen Gebieten, sondern nur in der Region des Denkens. Aber das Denken überläßt er nicht seinem eigenen Fluß, sondern wollend peitscht er es immer an, drängt es weiter, duldet keine erholsamen Ruhepunkte. Das Denken kann sich in diesem Falle der Umklammerung von dem Wollen nicht entziehen. Ja, das Wollen verdirbt vielleicht das Denken; es muß doch nicht auf Befehl exerzieren. Sehr deutlich sehen wir dies oft beim künstlerischen Schaffen. Das Wollen wartet nicht natürliches Reifen ab, es verkrampft, übersteigert sich, es ersetzt Wachstum durch Mache. Und diesem Allzuviel des Wollens auf der einen Seite kann ein allzuwenig auf der anderen Seite korrespondieren.

Damit stoßen wir auf eine neue Bedeutung des Willensmenschen: nämlich jenes, der auf allen Gebieten ein Wollender ist. Seine Einstellung ist immer eine Willenseinstellung; er verfügt über keine andere, sei es, daß jede andere verkümmert ist oder durch den Willen immer mehr an die Wand gepreßt wird. Alles glaubt er, durch den Willen zwingen zu können. Er kränkt sich, wenn ihm dies nicht gelingt; er „will“ seinen „Willen“ noch mehr anspannen, er wird zu einem Fanatiker des Willens. Wieder ganz anders die Empörung darüber, daß sich etwas seinem Willen zu entziehen vermag. Das soll schon seinen Willen zu spüren bekommen. (Der Typus mancher Machtmenschen.) Jener Willensfanatiker ist doch von Grund aus verschieden von dem Willensmenschen, der keinen fremden

Willen neben sich duldet, weil er darin eine Einschränkung seines Willensbereiches erblickt. Der Willensfanatiker will seinen Willen steigern (am liebsten möchte er alle darin unterweisen, wie sie „energisch“ werden), dieser aber will fremde Willen knicken. Nur „er“ darf wollen; der Wille der anderen ist freche Anmaßung. Und bei beiden kann unter Umständen ein banges Gefühl um die Stärke des eigenen Willens im Hintergrunde lauern; darum will ihn der eine immerfort kräftigen, abhärten, und darum will der andere, daß kein fremder Wille ihm gefährlich wird. Er wittert die „Gefahr“, und gegen diese Gefahr wendet er sich empört und im Tiefsten beunruhigt. Ich brauche bloß an das Kapitel der Selbsttäuschungen und Ichmasken zu erinnern und darf mir wohl weitere Variationen ersparen. Nur eine deute ich noch an: der ruhige, selbstvertrauende Wille wäre vielleicht gar nicht so, wenn der Betreffende sich nicht über die Schwierigkeit und Langwierigkeit der Aufgabe getäuscht hätte, und er wäre nicht so, wenn sein Träger über seinen eigenen Willen besser Bescheid wüßte. Aber er ist so, weil leichte Erfolge ihn in Sicherheit gewiegt haben. Und nun erwäge man den Einfluß von Optimismus und Pessimismus. Sicherlich, ein vollendeter Pessimismus lähmt, aber ein allzu sorgloser Optimismus unterschätzt die Widerstände und ist vielleicht darin unbelehrbar. Doch mit Optimismus und Pessimismus begeben wir uns schon auf das Gebiet der Gefühle und Stimmungen, obgleich diese allein Optimismus oder Pessimismus nicht erschöpfen. Der Heitere erwartet wohl, daß alles heiter ausgeht und wehrt das ab, was in seine Stimmung nicht paßt, was sie stören würde, aber es gibt auch eine verinnerlichte Heiterkeit (keinen Galgenhumor): weil alles schlecht ausgeht, weil alles so unsagbar gemein, roh ist. Darum kann es nichts Endgültiges sein, nur etwas Vorübergehendes, empirisch Provisorisches. Je schriller die Dissonanz, desto notwendiger ihre Auflösung in eine unbekannte Harmonie. Und daß es eine solche Harmonie geben müsse, das tiefe Vertrauen auf sie begründet die „metaphysische“ Heiterkeit, die mit dem üblichen Optimismus nichts zu schaffen hat.

§ 28.

Wer allerdings das ganze Reich der Gefühle auf Lust und Unlust verengt, wird charakterologisch aus der Betrachtung des emotionalen Lebens nur einen sehr beschränkten Gewinn erzielen. In diesen Zusammenhang gehören die so oft wiederholten Behauptungen, daß bei dem einen Lust-Tendenzen überwiegen, bei dem anderen Unlust-Tendenzen, wieder bei anderen „gemischte Gefühle“. Und man achtet weiter darauf, welche Folgen sich für Rhythmik, Tempo usw. ergeben. Es ist gewiß eine wich-

tige Anlage, alles lustvoll abzubiegen oder in allem etwas Trauriges, Verstimmendes zu entdecken, unstet zwischen Lust und Unlust zu schwanken usw. Aber selbst wenn wir nachspüren, wie die lustvolle Einstellung auf Denken, Phantasie, Wille usw. abfärbt, und die unlustvolle ein jegliches bestimmt, werden wir doch dieser Seite der materialen Charakterologie nicht gerecht. Wem ist es schon gelungen, wirklich alle Gefühle und Stimmungen in Lust-Unlust aufzulösen? Wenn dieses meiner festen Überzeugung nach unmögliche Beginnen sogar Ereignis würde, wäre damit noch lange nicht bewiesen, daß die Charakterologie allein diese „Elemente“ zu berücksichtigen hätte. Die Tatsache, daß alle Melodien aus Tönen bestehen, hindert doch die Musikwissenschaft nicht, von Melodie zu handeln und keineswegs bloß von Tönen. So werden auch Mitleid, Sehnsucht, Schadenfreude, Zorn, Haß, Liebe, Angst usw. charakterologisch bedeutsam. Oder denken wir an eine reiche und füllige „Einfühlungsfähigkeit“. Wer sie nicht hat, versteht fremdes Leben nicht, oder es bleibt ihm blaß, kalt und fern. Seine „Sittlichkeit“ wird eine andere; ganze Berufskreise sind ihm verschlossen; er gerät „unschuldig“ in viele Konflikte usw. Und auch Nächstenliebe ohne Einfühlungsfähigkeit in den Nächsten ist wesentlich verschieden von einer Nächstenliebe im Vollzug der Einfühlung. Aber selbstverständlich gibt es auch Einfühlung ohne betonte Nächstenliebe. Man versteht den anderen etwa, doch liebt ihn nicht. Einfühlung ist ja an sich noch gar kein Garant „wirklichen“ Verstehens. Daß ich mich so in eine historische Gestalt einfühle, sagt primär nur etwas über mich aus, nicht über die historische Gestalt. Wer selbst zu verstandesmäßigen Entscheidungen neigt, wird auch bei anderen „wohlverstandene Interessen“ als Motive unterschoben und ein unrichtiges Handeln durch mangelnde Intelligenz erklären. Oder er wird gerade die anderen mit dem ausstatten, was ihm fehlt, mit sehr starken Trieben. Also: die Einfühlung zeigt sich abhängig vom ganzen Charakter. Ebenso die Liebe oder der Haß, das Mitleid oder die Schadenfreude. Sie gehören nicht bloß zum Charakter, sondern sie sind in ihrer spezifischen Ausprägung vom Charakter bestimmt. Gewiß darf man nicht ohne weiteres sagen: die Liebe des gescheiten Menschen ist schon darum anders als die des dummen, die Liebe des Stolzen anders als die des Bescheidenen. Denn die Gescheitheit muß auf die Liebe gar keinen Einfluß haben, und der Stolz kapituliert vielleicht vor der Liebe. Und wenn die Liebe vom ganzen Menschen Besitz ergreift, wenn er nur noch ein Liebender ist, hängt dies nicht allein von der Liebe ab, vielmehr ebenso von dem Charakter, der diesen Monarchismus der Liebe gestattet.

Nun wollen wir aber nicht von einzelnen emotionalen Phänomenen

sprechen, auch nicht von den allgemeinen Tendenzen zu aktiven oder passiven Gefühlen, von Stimmungen und Affekten usw., von der Gefühlsarmut und Gefühlslebendigkeit und von derartigen Verschiebungen; ich richte die Aufmerksamkeit auf einen nicht genügend gewürdigten Unterschied, der charakterologisch stark ins Gewicht fällt: nämlich den Unterschied der Sach-Zustands-Teilnahmegefühle von den Funktionsgefühlen. (Vgl. meine 1911 erschienene Arbeit über Funktionsfreuden im ästhetischen Verhalten.) Einmal fühle ich mit dem Helden, ich bewundere ihn, ich bin empört über seine Widersacher, dann aber umfasse ich fühlend auch mein eigenes Erleben, diesen kräftigen, machtvoll dahindrauschenden Erlebensstrom. Sickert er nur mühsam und karg dahin, gähnt Erlebensleere, Funktionsunlust meldet sich an und drängt nach Erleben. Wir nennen danach Funktionsgefühle die dem psychischen Funktionieren als solchem zugewandten Gefühle. Ein jeder kennt sie aus eigener Erfahrung. Nun ergeben sich aber die verschiedensten Möglichkeiten: der eine genießt hauptsächlich durch die Funktionsgefühle, also die Erlebensstürme. Er drängt zu „sensationellen“ Darbietungen, zu Boxkämpfen, zu Hinrichtungen usw., weil er seine Spannung, Aufregung genießen will. Die Sucht nach Abenteuern ist für viele nur Sucht nach Funktionsgenuß. Nicht das Abenteuer als solches lockt sie, sondern der Kitzel der Erregung; gleichsam nicht die Güte des Weins, sondern die Berauschtigkeit. Sie genießen nicht das Kunstwerk, vielmehr ihren Kunstgenuß. Sie schwelgen in ihren Gefühlen. Sie sind auf der Jagd nach Erleben, das solches Schwelgen ermöglicht. Auch der Machtmensch muß nicht seine Macht genießen, vielleicht begeistert ihn der Genuß am Gefühl der Macht. Das ist aber etwas ganz anderes; und wir mißverstehen solche Charaktere, wenn wir diesen entscheidenden Punkt aus dem Auge verlieren. Nun kann aber bereits ein relativ schwaches Funktionieren unlustbetont sein; und damit wehrt der Betreffende Erleben ab. Erlebenmüssen ist ihm schon Qual. Er weicht jedem stärkeren Erleben aus. Das Erleben „strengt“ ihn an. Der andere sucht diese „Anstrengung“ als Quelle des Funktionsgenusses. Und Störungen der Funktionsgefühle können das Bild des Charakters wesentlich verändern. Wenn sie ausbleiben, erscheint vielleicht das Erleben schal, gewichtslos; es bedarf immer schärferen Erlebens. Doch keines genügt, denn der Betreffende genießt nur in den Funktionsgefühlen. Der Mann der Tat wird im allgemeinen an keinem Übermaß von Funktionsgefühlen kränken, denn sie entwerten ja gerade die Tat. Und bei dem Künstler spielt es eine große Rolle, ob das Kunstwerk im Vordergrund steht oder der Genuß am Kunstschaffen. ¶ Ja selbst das genußvolle Schaffen ist noch etwas anderes als der Genuß am

Kunstschaffen. Die psychologistische Subjektivität vieler Charaktere wird nur begreiflich durch Einsicht in die Funktionsgefühle. Mit allem Raffinement schaffen sie sich diese Lust. Solche Leute müssen etwa nicht primär grausam sein, aber sie genießen die grausige Erregung über die Grausamkeit. Der Grausame freut sich, weil dem anderen ein Leid geschieht, diese Leute sind vielmals ergriffen ob dieses Leides, aber sie genießen den Lebenssturm ihrer Ergriffenheit. Die Richtungsbestimmtheit auf diesen Geunß hin steuert ihr Verhalten. Sein tödlichster Feind ist die „Langweile“ des seelischen Funktionierens. Ihr abzuhelpen, wird das Denken erfinderisch.

§ 29.

Die Intelligenz, die man früher bereitwillig überschätzte, wird heute gemeinhin aus dem Charakter ausgeschieden. Der Dumme und der Weise können „denselben“ Charakter haben. Uns fällt ja auch nicht ein, die Intelligenz unmittelbar dem Charakter zuzurechnen, aber wir konnten uns im Verfolg unserer Arbeit schon öfter davon überzeugen, wie das Streben von Intelligenz beeinflusst wird, wie ihr Vorhandensein oder ihr Mangel charakterogen also nicht gleichgültig ist. Der Intelligente kompensiert manche Triebunsicherheit, die dem Törichten verhängnisvoll wird. Der Intelligente — zumal in der Form intelligenter Verschlagenheit — wird vor manchem allzu Deutlichen und Groben zurückschrecken und zu angeblich „feineren“ Mitteln greifen. Er ist sich vielleicht seiner Intelligenz bewußt und vertraut ihr. Sie wird nun möglicherweise zu dem bevorzugten Mittel seiner Zielerreichung. Und sie züchtet unter Umständen den „Intelligenz-hochmut“, dem nichts unlösbar erscheint. Man vergesse jedoch nicht, daß gerade die besonnensten Pädagogen immer wieder zeigen, wie Intelligenz eine Vorbedingung höherer Sittlichkeit bildet, wie Dummheit sie schädigt. Man denke ferner daran, daß der unintelligente Feige sich ganz anders benimmt als der Intelligente. Nicht nur weil dieser seine Feigheit besser versteckt, nein, er ist auch viel leichter in der Lage, sein Leben so einzurichten, daß der mangelnde Mut ihm nicht zur Gefahr wird. Er sieht sich nicht plötzlich etwa vor ein Pistolenduell gestellt, um dann zu kneifen; sondern er wird durch Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit, durch rechtzeitiges Erkennen sich versteifender Situationen, nur schwerlich derartigen Lagen sich aussetzen, die seine Feigheit manifestieren müßten. Oder er wird die Intelligenz benutzen, um seine Schwächen zu Tugenden auszugestalten: zu dem Ideal der Friedfertigkeit usw. Aber die Friedfertigkeit des Starken, Tapferen ist natürlich etwas anderes als die der blassen Furcht. Man kann gewiß nicht sagen, daß der Intelligente sich immer in der Hand hat, auch ihm

können Gefühle oder Triebe „durchgehen“; aber die kräftig entwickelte Intelligenz ist ein Steuer im Flusse des Strebens. Und wir kennen den Typ, der alles denkend entscheidet, der erst nach dieser Entscheidung sich Gefühle oder Triebe gestattet, diese berechnenden „kalten“ Menschen, die ein jegliches klar erwägen und nicht durch starke Erregungen „abgelenkt“ werden. Wir kennen aber auch den Typ, der vor lauter Denken zu keiner Entscheidung kommt und der sich nicht traut, seinem „Gefühl“ die Entscheidung zu überlassen. Er gelangt über tatenloses Grübeln nicht hinaus. Er sieht immer tausend Möglichkeiten, jede hat das Risiko einer bestimmten Wahrscheinlichkeit. Und diese Wahrscheinlichkeitsrechnung geht nicht glatt auf. Hierzu gesellen sich noch Ängstlichkeiten und Kühnheiten des Denkens. Der Tapfere kann ängstlich denken, der Feige kühn. Wir erinnern an die formale Korrektheit eines sich selbst genügenden Denkens und an das strenge Sachdenken, um weitere Unterschiede anzudeuten. Geschliffenste Intelligenz kann völlig unfruchtbar bleiben, weil ihr das Denken Selbstzweck ist, nicht Denken im Dienste an Problemen. Der spitzfindige, nur auf Pointen ausgehende Mensch ist wesentlich anders als der nüchterne Sachdenker, der das Mittel des Denkens anwendet ohne Schwerpunktsverschiebung. Und endlich der Mensch, dem alles in einen Witz, in eine Geistreichelei zerflattert. Wissenschaft, Kunst, Liebe, Politik, alles letzthin nur willkommene Gelegenheit für diese Akrobatik, mit der sich meist noch Eitelkeit verbündet. Das Denken als Sport, als vielleicht leidenschaftlich geliebter Sport darf nicht verwechselt werden mit dem Denken des Forschers; so wenig der Landbriefträger ein Sportsmann ist. Die Wissenschaft kann zu einem Sport herabsinken, aber deswegen soll der Forscher als Wissenschaftler kein Sportsmann sein. Ihm ist Denken das Mittel zur begrifflichen Klarheit. Er leidet unter unappetitlicher Begriffsverschwommenheit, in der andere sich wohl fühlen und tummeln. Darum ist er auch im Grunde ein Feind der Mystik, denn ihre Erleuchtungen decken sich nicht mit seiner gesicherten, gleichmäßigen Klarheit. Er will beweisbare und begründete Zusammenhänge. Die mystischen Einsichten sind ihm Material, nicht Ziel. Der Forscher braucht also auch gar nicht „intelligent“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu sein. Er ist ja — wie alle Witzblätter schildern — oft im praktischen Leben rührend unbeholfen und kindlich, denn hier fehlt ihm die Klarheit der begrifflichen Zusammenhänge, die allein seine Sicherheit verbürgt. Der Intelligente geht auf ganz praktische Lösungen aus: es ist intelligent, sich blitzartig den Forderungen des Tages anzupassen und so immer oben zu schwimmen. Der Forscher müht sich vielleicht ab, diese Forderungen sich zu deutlicher, zweifelsfreier Einsicht zu bringen, in-

dessen ist es aber für die Anpassung zu spät. Die Intelligenz richtet sich überhaupt auf das „Leben“, die denkende Forschung auf die Wissenschaft. Der intelligente Forscher paßt sich also den jeweiligen Ansprüchen der Wissenschaft an, erkennt klar, was Erfolg verheißt, richtet sich danach usw.; der reine Forscher kümmert sich nicht darum. So ist Intelligenz im Rahmen der Forschung nicht immer ein Ehrentitel, oft eine Gefahr. Genau so wie in der Kunst oder in der Religion. Die intelligente Steuerung der Frömmigkeit will jeweiligen Bedürfnissen der Kirche dienen, sie muß keineswegs immer dem Wesen der Religion entsprechen. Gewiß kann man eine andere Bedeutung dem Wort „Intelligenz“ schenken, dann ändern sich bloß die Termini, die aufgewiesenen Differenzen werden hierdurch nicht berührt. Ja bisweilen erscheint es als höchste Gabe der Intelligenz, sich zurückzuziehen und dem „Gefühl“ oder dem „Instinkt“ die Bahn freizulassen, also die Bewußtheit um ihre Grenzen zu haben. Wieder ist es klar, wie all dies den Charakter als solchen zur Voraussetzung hat und mindestens stillschweigend immer die Beziehung zu ihm gewahrt werden muß. Das gleiche gilt, wenn wir am Schlusse dieser Reihe uns der Phantasie zuwenden!

§ 30.

Die moderne Kinderpsychologie hat gezeigt, daß zahlreiche Falsch-aussagen des Kindes auf Phantasie zurückgehen. Nicht als ob überhaupt Phantasie das Urteil verfälschen müßte, aber es gehören Urteilsvorsicht und Urteilskritik dazu, um der Verführung der Phantasie nicht zu erliegen. Der phantasiearme Mensch ist vor „dieser“ Verfälschung seiner Aussagen geschützt; ihre Abwegigkeit muß aus anderen Motiven verstanden werden. Schon hierdurch erweist die Phantasie ihre charakterologische Wertigkeit. Früher war man ja sogar geneigt, den ganzen künstlerischen Charakter in der Fähigkeit zu „Phantasie“ wurzeln zu lassen; heute sieht man wohl mehr und mehr ein, daß Phantasie nicht nur dem Künstler eignet. Der Wachträumer hat sie, der schöpferische Gelehrte oder Techniker können sie nicht entbehren, und es gibt auch phantasiearme Künstler. Wir haben uns angewöhnt, von einer technischen Phantasie zu sprechen, von der strategischen Phantasie oder der kaufmännischen Phantasie. Also Phantasie allein nützt nichts dem Künstler, er muß eine „künstlerische“ Phantasie besitzen. Sobald wir aber von einer strategischen, technischen, kaufmännischen, künstlerischen Phantasie reden, meinen wir eine im Rahmen einer bestimmten Begabung, ja eines bestimmten Charakters. Denn die Ängstlichkeit eines Strategen kann verhängnisvoll seine Phantasie beeinflussen, wie diese wieder mit

ihren Ausmalungen die Ängstlichkeit steigert. Wir setzen demnach schon die Begabung oder den Charakter voraus und untersuchen dann, was sie für die Phantasie bedeuten, bzw. umgekehrt, was die Phantasie für sie bedeutet. Da treffen wir erst auf die Differenzen des phantasieschwachen und phantasiestarken Künstlers und können die verschiedenen Arten der Phantasie im Gefüge dieser Begabungen und Charaktere mustern. Aber man gebe Acht, ob die verschiedenen Arten der Phantasie wirklich nur Arten der Phantasie sind, oder schon bedingt durch andere Funktionen, bzw. durch eine bestimmte Konstellation anderer Funktionen. Die freischweifende und die sachgebundene Phantasie z. B. scheinen nur möglich, wenn die Persönlichkeit sie zuläßt. Vielleicht würgt kritischer Verstand jeden Ansatz frei schweifender Phantasie ab. Wie dem nun auch immer sei, jedenfalls verwechsle man nicht den phantasiestarken Menschen einfach mit dem Phantasten. Dem Phantasten fehlt der Sinn für das „Reale“, es ist der Don Quichote, der Windmühlen für ein feindliches Heer hält. Der Phantast entwirft Pläne, die wie Seifenblasen vor der Wirklichkeit zerplatzen. Er ist verstrickt in Unternehmungen, die fehlschlagen müssen, weil sie den gegebenen Verhältnissen in keiner Weise gerecht werden. Daraus sieht man deutlich, daß hier die Phantasie allein gewiß nicht die Schuld trifft. Die künstlerische Phantasie rechnet — auch unbewußt — mit den Bedingungen des Kunstwerks und gerade darum ist sie so fruchtbar, die Phantastik des Künstlers setzt sich über diese Bedingungen hinweg. Phantasie braucht der Stratege, aber der Stratege als Phantast ist eine Katastrophe. Der Künstler kann in seiner Kunst Phantasie haben, aber dem „Leben“ gegenüber ein scheiternder Phantast sein. Das absprechende Wort Phantasterei gegenüber dem Wort Phantasie deutet diesen Unterschied an. Es ist nicht nur ein Unterschied innerhalb der Phantasie, sondern auch in der Stellung zur Phantasie. Man vermag mit wählerischem Geschmack, kritisch seinen Phantasien gegenüberzustehen, oder sich auch blindlings ihnen anzuvertrauen. Jene Kritik muß in nichts anderem als einer hellen Bewußtheit bestehen, die „ganz von selbst“ schon jede Entgleisung verhütet. Mischt sich aber z. B. Eitelkeit ein, erwacht die Tendenz zur Überschätzung der Phantasiegebilde. Und gewiß kann man sich auch in seine Phantasie verlieben, man genießt nur phantasierend: nicht z. B. das „wirkliche“ Gespräch mit der Angebeteten, sondern die phantastische Ausschmückung des Gespräches. Alle Themen müssen erst die Formen solcher Variationen empfangen, um wirklich „erlebt“ zu werden. Daß diese Phantasie nur auf dem Boden bestimmter Charaktere möglich ist, entzieht sich jedem Zweifel. Diese Phantasie ist nicht nur Folgeerscheinung bestimmter

Charaktere, sondern schleift sie erst heraus, entwickelt die ihr konformen Möglichkeiten. Wieder anders sind jene Doppelleben, wo neben der Realität ein Phantasiespiel parallel läuft, das nicht etwa die Realität kreuzt, aber ihren Druck erträglich macht. Der Betreffende lebt sein eigentliches Leben in der Phantasie, und in ihr abenteuernd seine geheimsten Wünsche und Sehnsüchte. Er ist sich der Komik dieses Verhaltens bewußt, das er scheu vor jedem ängstlich hütet, aber er könnte ohne diese phantastischen Spiele gar nicht leben. Vielleicht denkt er im tiefsten, sein ganzes Dasein sei nur etwas Provisorisches, und jenes andere das werde einmal kommen. Und wenn es auch nicht kommt, wenn es viel zu spät dafür ist, er erlebt doch die Süßigkeit dieses Lebens, die ihn erst den bitteren Kaffee des Alltags schlucken läßt. Oder all diese Phantasien umranken weit zurückliegende Erlebnisse — sagen wir erotischer Art — und die werden nun in tausend Ausgestaltungen wieder und wieder durchlebt. Neben der vorwärts weisenden Phantasie gibt es diese nach rückwärts weisende, wie auch eine einfach das Leben begleitende. Bezeichnend ist z. B. die rückwärts weisende Phantasie des Greises, der nicht mehr „lebt“, aber nun in verklärenden Phantasien Partien seines verflossenen Lebens durchlebt, in ihm blättern wie in einem Buch, das klarer und schöner wird, je mehr man in ihm liest. Vielfach liest man die Klarheit und Schönheit in das Buch hinein. Ganz zu schweigen von der bewußt retuschierenden Phantasie. Gerade das Problem der Bewußtseinsgrade der Phantasie ist so interessant, weil es ganz verschiedene Seiten zeigt: ich bin mir bewußt zu phantasieren oder halte das Phantasierte für Wirklichkeit. Hier sind unendliche Abstufungen möglich. Das Phantasierte selbst kann scheinbar seinem eigenen Gesetz gehorchen und wie ein Bilderbogen an mir vorüberfließen, das anderemal jedoch greife ich mit meinem Bewußtsein ein. Und nun ergeben sich vielleicht mannigfache Täuschungen: ich glaube einzugreifen, aber tatsächlich bin ich ohnmächtig dazu. Ich glaube nur Zuschauer zu sein, und meine Wünsche, Triebe sind die eifrigsten Mitspieler. Weitere Analysen will ich hier nicht geben; diese und die vorigen Beispiele beweisen wohl zur Genüge, daß einer materialen Charakterologie noch reichlich Arbeit bleibt, besonders wenn sie die Leistungen der modernen Psychologie zu verwerten trachtet, also im Bündnis mit ihr. Aber die „Psychologie“ allein reicht nicht aus, falls eben nicht die charakterologische Fragestellung an sie herangetragen wird. Und auch das psychologisch Wichtige ist noch nicht ohne weiteres das charakterologisch Wichtige. Eben diese einseitig psychologische Fixierung gefährdet die Charakterologie durch für ihre Ausgestaltung unglückliche Problemformulierungen.

§ 31.

Bevor wir von der materialen Charakterologie uns verabschieden, ist es noch erforderlich der Bedeutung von Materialverlusten zu gedenken. Der Taube z. B. erleidet einen Materialverlust. Und heute wird wohl niemand sagen, die charakterologische Wertigkeit erschöpfe sich eben in jenem Verluste auf akustischem Gebiete. Schon der Volksmund spricht von dem kennzeichnenden „Mißtrauen“ der Tauben, von der ständigen Gespanntheit der Schwerhörigen, zumal wenn sie lebhaft und nicht träge sind. Also dieser Verlust entwickelt charakterologische Anlagen, die sonst vielleicht ganz im Schatten ständen. Gewiß muß nicht jeder Taube mißtrauisch sein oder werden, aber dann sind wir zu der Frage berechtigt: wie muß sein Charakter beschaffen sein, um dieser Gefahr zu begegnen? Und ist es vielleicht anders bei angeborener Taubheit als bei erworbener? Jedenfalls erfassen wir damit das Problem der charakterologischen Wertigkeit von Materialverlusten.

Oder denken wir an die Blinden, denen der Volksmund „Güte“ zuschreibt, obgleich man Pessimismus oder Verbitterung erwarten würde. Und ist es wirkliche Güte, die aus der Einkehr in das eigene Innere sich nährt und aus der Abwendung von der sichtbaren Welt, oder bisweilen ein Gütig-sein-müssen, weil dies allein auf die Hilfsbereitschaft der anderen rechnen kann, auf die der arme Blinde angewiesen ist. Er darf sich den Luxus des Nicht-Gütig-seins nicht gestatten, ohne sich zu zerstören, weil er eben so abhängig ist. Ein weiteres Beispiel liefert der Eunuch: welche charakterologischen Folgen hat der Verlust der Sexualität? und dieses Thema können wir bis weit ins Tierreich hinein verfolgen. Auf dem Gebiet des höchsten Seelenlebens ist ja die Konstatierung eines effektiven Materialverlustes viel schwieriger. Und nicht jeder Verlust muß sich schwerwiegend charakterologisch auswirken. Auch weite Gedächtniseinbußen können den Charakter fast unangetastet lassen, während sie die soziale Behauptungsfähigkeit ihres Trägers unmöglich machen. Und seine Sicherung in einer Anstalt vermag nun vielleicht bestimmte Charakteranlagen zu steigern, andere zu hemmen usw. Doch das sind keine unmittelbaren Folgen des Materialverlustes. Wenn es aber Menschen gibt, denen die sozialen Gefühle fehlen, überdecken sie vielleicht durch Intelligenz den Mangel: sie wissen, daß man Arme unterstützen soll usw. Und dieses Wissen lenkt ihr Handeln. Wo dieses Wissen sie im Stich läßt, gibt ihnen kein sicheres Gefühl das Stichwort: denn sie haben kein Mitleid, keine Mitfreude usw. Das Schicksal der anderen ist ihnen gleichgültig. Sie rechnen mit ihnen wie mit Puppen, wie mit Spielsteinen in

einer Schachpartie. Kommt ein starkes Triebleben hinzu, so mangelt jede Bremsung durch soziale Regungen und jede Steuerung durch sie.

Sicherlich ist der Materialverlust nicht ein Moment an jedem Charakter. Reden wir von den Kategorien des Charakters, wäre es Unsinn, den Materialverlust zu ihnen zu schlagen. Aber zur Konstruktion bestimmter Charaktere ist es unerlässlich, den Tatbestand des Materialverlustes heranzuziehen. Wie sollte man sonst z. B. den Charakter des Eunuchen verstehen? Und in gewisser Weise ist es auch ein Materialverlust, wenn eine Frau altert, häßlich wird. Sie kämpft heroisch gegen diesen Verlust an und dabei will sie sich ihn nicht eingestehen. In diesem Kampf wandelt sich ihr Charakter. Sie wird gehässig gegen die Jüngeren, Schöneren; und wenn sie immer noch zu gefallen strebt, wird sie schamlos, wo sie früher stolz war. Sie demütigt sich um die mageren Brosamen fadenscheiniger Schmeicheleien. Sie schämt sich ihrer heranwachsenden Tochter, die ein Beweis ihrer Jahre ist, sie ist nicht mehr Mutter, nur noch eine den endgültigen Verlust der Jugend Herauszüglernde durch Schminke und Farbe. Für eine andere bedeutet dieser Verlust nichts: sie wächst so in Mutterschaft und Großmutterschaft hinein, daß ihr organisches Reifen ist, was der ersten Kampf auf Leben und Tod. Denn sie hat nicht den Sinn ihres Lebens auf diesen verlierbaren Wert eingestellt. Oder man denke an den berühmten Tenor, der plötzlich seine Stimme verliert. Allgemeine Teilnahme; eine Weile ist er der gehätschelte Liebling, den jeder bedauert. Er kommt sich vielleicht in seinem entsetzlichen Unglück noch interessant vor. Aber andere Namen glänzen auf, sein Name verblaßt. Die Geldquellen versiegen. Armut meldet sich. Freunde helfen aus. Ihre Schar lichtet sich. Die Gaben fließen spärlicher, tropfenweise sickern sie nur noch. Demütigungen werden geschluckt. Und am Ende steht der Souffleurkasten; der Theatergarderobier, der mit großartigen Erinnerungen prunkt, die andere gelangweilt oder erheitert sich von dem wunderlichen Kauz zuweilen erzählen lassen, oder mit prickelndem Grauen vor den Launen des Schicksals. Und diesen ganzen Leidensweg entlang läuft ein Abstrangulieren bestimmter charakterologischer Anlagen, ein Auftauchen, Reifen, Emporwuchern anderer. Der strahlende Tenor ohne Stimme ist ein „ganz anderer“ Mensch als der Stimmbegnadete. Hier stört nicht die mangelnde Intelligenz die triebhafte Gelöstheit des Vortrages, das starke Selbstbewußtsein züchtet die Gesten, der Ehrgeiz spannt alle Kräfte an. Nun verlieren jenes Selbstbewußtsein und dieser Ehrgeiz ihren Sinn, und die mangelnde Intelligenz zeigt sich in voller Schärfe. Es scheint alles zu depravieren; Mißgunst, Haß, Neid sind geweckt usw. Gewiß ist er objektiv „derselbe“

Charakter, aber er gerät aus den Fugen, er ist zerbrochen, weil das Zentrum erloschen ist. Und nehmen wir an, im Gesang da habe er sich voll ausgelebt, wie soll er es jetzt, wo ihn Entsetzen vor seiner Stimme packt, und der Gesang doch das einzige Mittel ist, sein wahrhaft tiefes Erleben zu lösen? Es ist wie verschüttet und verwest in dieser Verschüttung. Seine stinkenden Ausdünstungen fressen den ganzen Menschen an. Doch damit haben wir schon unser eigentliches Thema verlassen; wie so oft traten die Richtungsziele hervor. Von der formalen und materialen Charakterologie gehen wir nun über zu der finalen, teleologischen. Wir brauchen wohl keine Besorgnisse mehr zu hegen, daß wir damit die Charakterologie in drei „Teile“ zerreißen. Dieser dritte „Teil“ kommt jetzt in Frage. Sie ist uns keine Überraschung mehr.

§ 32.

Erinnern wir uns einmal der eindimensionalen Richtungsbestimmtheit des Machterstrebenden. Wir können sie auf die formale Seite hin betrachten, auf die materiale und auf die finale. Ja, wir müssen dies auch. Denn die formalen Momente allein sagen eindeutig noch nichts aus über die materialen, und schließlich vermag ein Ziel auf die verschiedenste Weise erreicht zu werden. Vom Ziel her frage ich nach den formalen und materialen Besonderheiten. Gewiß kann ich auch versuchen, sie teleologisch zu konstruieren: wie ist am zweckmäßigsten der religiöse Mensch oder der Machtmensch beschaffen? Vieles schaltet sofort aus, weil es gerade dieser Zielgewinnung widerstreitet. Aber es bleiben vielleicht gleichberechtigte Möglichkeiten übrig. Diese Möglichkeiten können bei gleicher Zielsetzung nur durch Verschiedenheit der formalen und materialen Momente verstanden werden. Also immer weist die finale Charakterologie auf die formale und materiale, wie diese wieder ihre Sinnerfüllung durch jene empfangen. Eine finale Charakterologie ohne genaue Kenntnis der beiden anderen ist willkürliche Dichtung. Es ist ja auch ein billiges Vergnügen von einer Lokomotive zu phantasieren, die tausend Kilometer in der Stunde zurücklegt, ohne eine Ahnung von der Konstruktion einer solchen Maschine. In einer ähnlichen Situation befinden sich die reinen Teleologen, die da glauben, mit der Aufweisung der Ziele schon alles getan zu haben. Aber ein Charakter ist nicht nur durch seine Ziele determiniert — so wenig eine derartige teleologische Forschung ausscheiden darf — sondern ebenso durch die Art, wie er diese Ziele verwirklicht oder an der Verwirklichung scheitert, und schließlich, wie er zu dieser Zielsetzung kommt. Damit kompliziert sich zugleich die gesamte teleologische Problematik, wird aber in diesem Maße erst eminent charak-

terologisch. Wenn einer nach Macht strebt, um seine innere Unsicherheit zu überdecken, ist gewiß die Macht ein Strebungsziel, aber primär leitet ihn ein anderes Ziel: die Überwindung der eigenen Unsicherheit, der Schutz, den die Macht liefern soll. Daß er diesen Schutz durch Macht sucht (nicht etwa durch scheues Verstecken, durch Demut, durch listige Verschlagenheit usw.), ist bedingt in den formalen und materialen Momenten seines Charakters. Nur durch sie ist es für ihn „zweckmäßig“, diesen Weg einzuschlagen. Es wäre jedoch eine übertriebene Teleologie annehmen zu wollen, der eingeschlagene Weg müsse immer auch der zweckmäßige sein. Die Psychopathologen zeigen überzeugend, wie unzweckmäßig in tieferem Betracht meistens die Flucht in die Neurose ist, und wie ein relativ bescheidener Krankheitsgewinn überzahlt wird. Wir müssen aber gar nicht die Psychopathologie bemühen, um Beispiele für „unzweckmäßige“ Richtungsbestimmtheiten zu sammeln. Jeder „unbegabte“ Künstler, der elend stümpert, scheint ja ein offenkundiger Beleg zu sein. Er erntet nur Niederlagen, er hungert und quält sich und bringt es zu nichts. In einem praktischen Berufe hätte er ein weit besseres Los gezogen. Eine derartige „objektive“ Argumentation ist falsch, wenigstens vom Standpunkt der Charakterologie. Denn hier entscheidet die Gesetzlichkeit des betreffenden Menschen; und die ist vielleicht zwingend auf Künstlertum angelegt. Ein praktischer Beruf mit seinen materiellen Segnungen wäre für diesen Menschen kein „besseres Los“, sondern eine Hölle. Da ist es von ihm aus zweckmäßig, Künstler zu sein mit all den Niederlagen, die nun seine kärgliche Laufbahn zeitigt. Ferner ist es für sein Glück zweckmäßig, sich nicht die eigene Unfähigkeit einzugestehen, sondern der verständnislosen Welt die Schuld zu geben. Verachtung dieser Welt, Hochmut, Stolz, das sind die Regungen, mit denen er sich bezahlt macht, und die Hoffnung auf eine Zukunft, die ihm den Lorbeer reicht. Nun aber macht er sich nichts vor; er durchschaut die engen Grenzen seiner Begabung. Trotzdem „muß“ er Künstler sein. Diese Ehrlichkeit ist für ihn ungemein unzweckmäßig, denn sie rettet ihn nicht vor der unglücklichen Liebe, die Liebe wird vielmehr durch sie unglücklich. Es ist ebenso unzweckmäßig, wenn einer sich einredet, ein Mädchen liebe ihn, und dann die Abweisung als Vernichtung erlebt, wie das Gegenteil, das ihm jede Eheschließung verwehrt. Und er leidet unter dieser subjektiven Unzweckmäßigkeit. Möglicherweise fundiert sie eine objektive, uneingestandene Zweckmäßigkeit: die Angst vor der Ehe aus innerer Insuffizienz. Er kommt um diese beschämende Niederlage herum, weil ihn angeblich niemand mag. Daß jemand triebhaft sich von allem schüchtern zurückzieht, empfindet er unter Umständen als ungeheuer unzweck-

mäßig; er beraubt sich aller Genüsse des Lebens. Aber es wären für ihn keine Genüsse, denn er ist diesem Leben gar nicht gewachsen. Dagegen ist es sicherlich objektiv unzweckmäßig, falls jemand immer wieder wegen eines Witzes Wichtiges verscherzt, und er empfindet vielleicht auch das Unzweckmäßige seines Verhaltens. Er möchte sich lieber — wie er versichert — die „Zunge abbeißen“, aber schon ist das Unglück des Witzes geschehen.

Wie wir hier ein objektiv und subjektiv Zweckmäßiges unterscheiden, so ist es auch gut, subjektive und objektive Zielbestimmtheit zu trennen. Das junge Mädchen glaubt mit reiner Inbrunst der Kunst zu dienen, und doch „will“ sie damit nur bei ihrem Lehrer Eindruck machen. Sie weist entrüstet die Unterstellung ab, als ob ihr künstlerischer Eifer nur Mittel zu anderem Zwecke sei, und doch besteht objektiv dieser Zweck. Der Lehrer verläßt die Schule, das brennende Kunstinteresse ebbt ab, und das Mädchen entdeckt vielleicht, daß Naturliebe ihrem Wesen am meisten entspricht, denn alle Kunst habe etwas Gekünsteltes. Und nun beginnen Wandern, Naturschwärmerei usw., und letztthin meint sie einen Naturburschen, den sie kennen gelernt hat. Sie ahnt dabei nicht, daß sie diesen ihren Gesinnungsgenossen meint. Wir verfolgen also häufig nicht die Zwecke, denen wir nachzujagen wähnen, sondern mißverstehen den Sinn dieser Jagd. Und ebenso häufig verunmöglichen wir uns die Ziele durch allzu klare Bewußtheit um sie. Den Künstler lähmt z. B. sein wacher überkritischer Verstand und sein angespannter Wille. Er bringt es nicht fertig, diesen Verstand einzuschläfern und den Willen zu entspannen. Die vorstehenden Bemerkungen richten sich keineswegs gegen die Teleologie — wir haben in dieser Arbeit schon genügend Zeugnis für sie abgelegt — wohl aber gegen den frivolen Optimismus, der alles immer für teleologisch erklärt. Die großen Teleologen haben niemals an die Theodizee vergessen, die kleinen sehen nicht ihr furchtbares Problem, denn für sie ist ein jegliches in bester Ordnung.

§ 33.

Wir haben schon auf den Vorteil hingewiesen, formale und materiale Ziele voneinander zu trennen. Ich kann Macht erstreben durch Wissenschaft, Religion, Kunst, Geschäft, Erotik; ist aber Wissenschaft das höchste Ziel, kann ich sie nicht durch Religion, Kunst, Geschäft, Erotik erstreben. In dem gleichen Augenblick verfälsche ich sie. Wir sprechen zuerst von den formalen Zielen und nennen in bunter Reihenfolge: Macht, Wohlergehen, Sexualität, Lebenssicherheit, Abenteuer, Märtyrertum, Ruhm, Funktionsgenuß usw. Wem es letztthin z. B. um Lebenssicherheit

zu tun ist, paßt alles andere diesem Streben an: er stürzt sich in keine aufregenden Liebesaffären, weil sie die Sicherheit bedrohen; er weicht der Politik aus, welche diese Sicherheit zerstört und gibt seine Stimme der Partei, die am meisten seine Sicherheit schützt. Er treibt auch sein Geschäft so, daß seine Sicherheit möglichst wenig aufs Spiel gesetzt wird, und er ist überhaupt nur geschäftlich tätig, um sich durch ein geregeltes Einkommen zu schützen. Was er auch immer unternimmt, geschieht im Hinblick auf diese Sicherung. Verliert er sie einmal aus den Augen, bedauert er gleich, daß er sich in solche Sachen eingelassen hat. Diesen Typus kann der Beamte zeigen, der Rentner, der Geschäftsmann, auch z. B. der Gelehrte oder der Religiöse. Der Gelehrte zuckt dann dort zurück, wo die Forschung ihm den Schlaf der Nächte zu rauben beginnt, wo sie ihn zu quälen anfängt. Das erlaubt er ihr nicht; er will ja sichere Ruhe. Und bald stellt er das Steuer wieder in dieses Geleise. Der Religiöse dieser Art schließt gleichsam einen Versicherungsvertrag mit dem Himmel; diese Form nimmt seine Religiosität an. Ganz anders etwa der Abenteurer, der selbst in Wissenschaft oder Kunst oder Religion auf wilde, gefährliche, erregende Abenteuer des Geistes aus ist, der diese Gebiete nur schätzt und pflegt, soweit sie ihm Stoff für seine Abenteuer liefern. Er will ja auch nicht die Liebe, sondern das Abenteuer der Liebe. Es ist dann falsch zu sagen, wie groß muß seine Liebe sein, daß er um ihretwillen in solche Abenteuer sich hineinwagt. Er liebt ja gerade diese Abenteuer und „die Liebe“ bloß als Mittel zu ihnen. Ist das Abenteuer geglückt, weiß er mit der Liebe nicht viel anzufangen und hastet neuen Abenteuern entgegen. So gibt es auch ein Streben nach Märtyrertum. Aber — wohlgemerkt — der „echte“ Märtyrer hat es nicht. Der leidet um seinen Glauben, um seine Überzeugung. Die verleugnet er nicht und koste es sein Leben. Der andere will das Märtyrertum, die Überzeugung, für die er leiden kann, den Glauben, um dessentwillen er verfolgt wird. Denn diese Leiden und Verfolgungen stacheln sein Selbstgefühl an, und dieses Selbstgefühl ist ihm das Höchste, nicht das Bewußtsein um den Wert des Glaubens oder seiner Überzeugung. Gewiß kann man sich dazu drängen, in Nachfolge Christi für seinen Glauben zu sterben, aber doch nur, um damit die Echtheit des Glaubens zu besiegeln, und sofern es dieser Glaube verlangt. Solange es sich um formale Ziele handelt, steht irgendwie das eigene Ich im Vordergrund, und diese Einstellung wird den „Sachen“ nicht gerecht. Das Streben nach Ruhm kann zu höchsten Leistungen anspornen, aber überwiegt dieses Streben, kommt es nicht auf die Leistung als Leistung an, sie wird zu einem Mittel des Ruhmes, zu seiner Standarte, und sie nimmt seine Farben an. Sie wird zu

einem Reklameplakat des Ruhmes, und das Gesetz der Plakatkunst ist ein anderes als das des freien Gemäldes. Ja, selbst wo es nur auf Hingabe ankommt, auf Hingabe an Menschen, an Beruf, an Natur, dann ist eben die Hingabe das Entscheidende, nicht das, dem der Betreffende sich hingibt. Diese scheinbar sachliche Einstellung offenbart ihre raffinierte Unsachlichkeit. Wenn ich mich einem Menschen hingebe aus tiefster Bewunderung, Verehrung und Liebe ist das doch etwas ganz anderes als die Hingabe, der die Hingabe als solche Seligkeit ist. Jede andere Hingabe wäre genau so selig. Darum kommt es auf die spezielle Hingabe auch gar nicht an. Es sind die Menschen, die sich bald Gott hingeben und bald einer Dirne. Nicht weil sie in titanischem Kampf zwischen Göttlichem und Tierischem ringen, nein, weil die Hingabe die Bestimmtheit ihres Lebens ist und sie von dieser Bestimmtheit bei jeder Gelegenheit Gebrauch machen. Damit soll nicht gesagt sein, daß der in formalen Zielen Wurzelnde nicht etwa „sachlich“ denken oder handeln könnte. Der Macht-hungrige muß dies im hohen Maße, er rechnet ununterbrochen mit sehr realen Faktoren, und seine genaue Berechnung stimmt vielleicht fast immer. Und das gleiche gilt vom Ruhmsüchtigen usw. Aber alle diese Faktoren bedeuten ihnen bloß Mittel; und wirkliche Bedeutung hat für sie nur die eine Sache: die eigene Macht, der eigene Ruhm. Darum können sie auch nicht „gerecht“ sein, denn sie sehen ein jegliches bloß darauf an, wie es ihrem Ruhme oder ihrer Macht untertänig werden soll. Der Macht-hungrige gründet doch nicht umfassende Konzerne, um die Volkswirtschaft zu heben, um Tausende zu beschäftigen, sondern um Macht über die Volkswirtschaft und über diese Tausende zu gewinnen. Und der Ruhmsüchtige will doch nicht Ruhm, um etwa mit größerem Erfolg wohl-tätig zu sein, nein, die Wohltätigkeit ist nur eine Form seines Ruhmes, eine neue Posaune, die seinen Namen herausschmettert. Und schließlich wollen wir noch jenes Formalismus gedenken, der sich überall mit der Geste begnügt. Er verachtet häufig die wirklich sachlich Tätigen, die eben nicht die starken Gesten zur Verfügung haben, in denen er sich sonnt. Die vornehme Gebärde genügt ihm als Vornehmheit, das wuchtige Wort als Politik, die großartig aufgezo-gene Rede als Wissenschaft, das Augen-Verdrehen und das Händefalten als Religion. Ich meine hier nicht die Heuchler, die durch solch leere Formen etwas vortäuschen wollen; nein, die innerlich Überzeugten, die tatsächlich glauben, daß mit Gesten dieser Art alles erledigt sei. Sie hegen diesen Glauben, weil sie selbst für sich alles durch Gesten erledigen, durch Gebärden und Worte, weil sie so formalistisch sich ausleben. Das Ziel für sie besteht darin, daß sie eben diese ihre Formen entfalten können. Hindert man sie daran, halten

sie es für einen Eingriff in Religion oder Vornehmheit. An diesem Punkte sind wir bei der traurigen Herrschaft der Phrase angelangt, die eine furchtbare Tyrannis auszuüben vermag. Es ist fast unvermeidlich, daß unsere Darstellung hier den Charakter der Wertung annahm. Diese Dinge aussprechen, heißt schon, sie verurteilen. Viel schwieriger ist es allerdings, sich auch wirklich von diesen Dingen ganz freizumachen und ihrer bequemen Verlockung nicht da und dort nachzugeben. Wir können jetzt dieses Gebiet verlassen und uns den materialen, den inhaltlichen Zielen zuwenden, also von der formalen zur materialen Teleologie übergehen.

§ 34.

Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit, Religion sind Beispiele materialer Zielsetzung. Man kann dagegen den Einwand erheben, daß möglicherweise alle materialen Ziele nicht primär sind, daß man letzten Endes eben doch nicht Wissen anstrebe, sondern die beglückende Klarheit durch das Wissen. Ich teile diesen Einwand nicht. Der echte Forscher darf mit Recht von sich aussagen, daß es ihm gewiß nicht hauptsächlich auf Beglückung und Erregung ankomme, sondern auf den Sachgehalt seiner Wissenschaft. Daß sein Leben ausgefüllt werde durch die Beschäftigung mit diesen Werten sei sicher, und er könne für sich kein anderes Leben wünschen, aber nicht sein Leben ist ihm eigentliches Ziel, vielmehr das „Leben der Wissenschaft“. Ihm dient er mit allen Kräften. Er ist gern bereit, Gesundheit, Ruhe und andere Glücksgüter zu opfern, wenn es sich um das „Gut“ der Wissenschaft handelt. Gewiß haben wir die Täuschungen zu berücksichtigen, wo einer vorgibt, nur der Wissenschaft sich zu weihen, aber im Grunde nur sein wissenschaftliches Streben genießt, seine Gedankenschärfe, die Eleganz seiner Methoden usw. Nicht als ob der echte Forscher nicht gepackt werden könnte von der Eleganz der Methoden oder von der Gedankenschärfe, aber er treibt sicherlich nicht einen sportlichen Kult der eleganten Methode, sondern die Methode muß der Sache frommen, sie verselbständigt sich nicht artistisch, und die Gedankenschärfe ist nicht Selbstzweck, lediglich Mittel zum Schneiden.

Nur derjenige, der es nicht erfahren hat, von objektiven, sachlichen Werten gelenkt und bestimmt zu werden, versucht sie womöglich in ein Kräftespiel von „Lust und Unlust“ umzuwandeln. Wer dem Vaterlande dient, muß es nicht als höchste Lust betrachten, Jahre im Schützengraben zu verbringen, aber er erfüllt diese schwere Pflicht und bringt dieses Opfer aus dem Bewußtsein des in Frage stehenden Wertes. Also ist ihm doch dieses Bewußtsein die vorzüglichere Lust? Wertend folgt er Vorzugsgesetzen ohne Rücksicht auf den Lustertrag; spricht man aber

von einer vorzüglicheren oder höheren Lust, dann hat man bereits den Lustbegriff umgewandelt und den Wertgesichtspunkt in ihn aufgenommen. Doch das sind Fragen, die vor allem die neuere Ethik mit großer Entschiedenheit behandelt, nachdem die Antike sie bereits erkannt hat. Vom Standpunkt der Charakterologie ist gewiß die Möglichkeit nicht zu leugnen: eines wissenschaftlichen Strebens um der Wissenschaft willen, eines religiösen um der Religion willen usw. Diese Möglichkeit wäre selbst dann gegeben, wenn Zweifel an ihrer empirischen Verwirklichung am Platze wären, oder wenn jene Werte sich in Scheinwerte auflösten. Ich hege diese Bedenken sicherlich nicht, aber auch sie dürfen den Blick nicht trüben für die Möglichkeit der formalen Ausprägungen, die den „Sachen“ gelten und nicht der Freude an den Sachen. Vielleicht gibt es so sachliche Menschen, und vielleicht lohnen die Sachen gar nicht derartige Sachlichkeit, aber das sind doch ganz deutlich andere Fragen, die niemals das Problem verdunkeln können: der charakterologischen sachlichen Zielbestimmtheit. Ein solcher Mensch als Fabrikant will höchste Qualitätsware erzeugen; sein ganzes Sinnen und Trachten geht dahin, er verschmäht schnellen Verdienst auf Kosten der Qualität. Vielleicht wird dadurch überhaupt seine Ware zu teuer und darum wenig absatzfähig. Die höchste Qualität übersteigt die Kaufkraft der Menge; nur wenige sind in der Lage, den Preis zu erschwingen. Die anderen müssen sich mit niedriger Qualität bescheiden. So wird jene „Sachlichkeit“ zu einer „Ideologie“, die das Geschäft ruiniert. Sie wurde nicht allen Sachansprüchen gerecht, nur dem einen der Qualität. Es fehlte unter Umständen die Einsicht in die Notwendigkeit einer umfassenden Werbetätigkeit, die Rücksicht auf die Aufnahmefähigkeit des Marktes usw. Also jene Sacheinstellung kann eine partielle sein, und zwar partiell in verschiedener Hinsicht: einmal erstreckt sie sich nur auf eine Teilfunktion des Berufes, das andere Mal bloß auf den Beruf, aber auf den Beruf in seiner Gesamtheit. Das drittemal ist sie universal: der Mensch ist immer völlig sachlich eingestellt; er denkt nicht an sein eigenes Vergnügen, an seine Sicherheit, an seine Macht, an seinen Ruhm und er handelt nicht in deren Interesse, sondern stets im Hinblick auf anderes, auf andere. Im Theater ist er nicht an seine Hingabe hingegeben, nein, an den Wert des Kunstwerkes; er genießt nicht sein Mitleid, er ist mitleidig und hilft. Er schwelgt nicht in den Gefühlen seiner Liebe, er liebt die Anmut eines Mädchens, ihren heiteren Geist, die Grazie ihrer Bewegungen, die Schalkhaftigkeit ihres Wesens.

Ich möchte nicht, daß unversehens diese Darstellung zu einem Hymnus auf diesen charakterologischen Typus wird; darum bemerke ich: er kann sich doch auch ganz sachlich einstellen auf Verderbtheit, Zynismus und

Lasterhaftigkeit. Sie erscheinen ihm als die einzigen Werte dieser Welt, und diesen „Werten“ gibt er sich hin. Er ist dann nicht ein seinen Zynismus oder seine Lasterhaftigkeit Auskostender, er ist einfach zynisch oder lasterhaft, streng sachlich in seinem Zynismus oder in seiner Lasterhaftigkeit. Sicherlich paart sich diese partielle Sachlichkeit mit einer Sachblindheit für „echte Werte“. Und nur noch ein Mißverständnis sei abgewehrt: das materiale Ziel kann auch eine „Form“ sein. Inhalt alles Strebens für manche Künstler bildet die „Form“: sie basteln und feilen, schleifen und verbessern. Aber sie müssen deswegen nicht Virtuosen oder Komödianten sein. Weder liegt der Schwerpunkt im Prunken mit der Überwindung von Schwierigkeiten, in diesem Siegerbewußtsein, noch in der Pose der Eitelkeit usw. Nein, mit gediegenem Ernst dienen sie der Form, mit handwerklicher Gewissenhaftigkeit und Selbstverleugnung; sie wollen gar nichts für sich, ihr Werk soll tadellos sein. Es ist ihnen schlechterdings unmöglich, ein nicht in ihrem Sinne tadelloses Werk aus der Hand zu geben, weil das als Versündigung erscheint. Sie wollen auch gar keine „Schwierigkeiten überwinden“, um damit ihre Technik erstrahlen zu lassen, vielmehr: die Sache ist schwierig und verlangt eine sehr geschulte Technik. Und wer diese solide Technik nicht hat, mißhandelt die Sache, wird ihr nicht gerecht. Sie sind vom äußersten Pflichtbewußtsein gegen diese Sache erfüllt, und sie treten anonym hinter sie zurück. Mancher Offizier oder Beamte besten Schlages zeigt auch klar, was so ein Aufgehen in der Sache, im Dienste bedeutet, dessen Inhalt als solcher ganz formal sein kann. Ich brauche bloß abschließend an Früheres zu erinnern, um den Gedanken zu verscheuchen, daß eine solche Hingabe an die Sachen enticht. Im Gegenteil: gerade diese Teilhabe an den Werten kann das Ich und den Charakter größtmöglicher Entfaltung zuführen. Darüber ist jetzt wohl kein Streit mehr erforderlich. Ebenso zeigt sich bisweilen gleichsam ein Zusammenschrumpfen: der Jüngling stürzt sich in die Wissenschaft, und der Mann beackert treu sein winziges Feldchen der Wissenschaft. Dieses winzige Stückchen ist ihm die ganze Welt. Das empfinden wir als Schrumpfung im Widerstreit zur Ausweitung oder zur Stabilität eines bestimmten sich gleich bleibenden Volumens.

§ 35.

Eine gewisse Verlegenheit bereitet mir nun das letzte Moment, das ich zur Erörterung stellen will. Denn diese Leitlinie folgt nicht unserer Gliederung in formale, materiale und teleologische Charakterologie, aber sie widerlegt sie auch nicht, sondern setzt sie voraus. Ich meine das, was die

modernen Literarhistoriker als „Lebensprobleme“ bezeichnen; wir haben ja ihrer auch bereits gedacht. Also etwa die Stellung zum Tode, zum Schicksal, zur Liebe usw. Das heißt gewiß nicht ohne weiteres: dieser Charakter strebt nach dem Tode; noch weniger ist der Tod ein formales oder materiales Moment am Charakter. Natürlich wären wir ganz andere Wesen, wenn wir nicht sterben müßten, und so gehört die Sterblichkeit zu unserem Wesen. Aber das hat mit der Frage nichts zu schaffen, wie sich in der Stellung zum Tode unser Charakter ausprägt, bzw. wie diese Stellungnahme an unserem Charakter formt. Den einen umschattet eine milde Todessehnsucht, den anderen peitscht peinigende Todesangst. Der dritte hört überhaupt nicht gern vom Tode reden, Gedanken an Testament usw. sind ihm fürchterlich, er tut so, als ob es für ihn gar kein Sterben gäbe. Der vierte glaubt tatsächlich im tiefsten, daß ihm allein von allen Menschen Unsterblichkeit verliehen sei; ihm ist die Vorstellung unfaßbar, daß einmal die Welt ohne ihn sein werde. Und für den fünften existiert der Tod nicht, er lebt eben, und er blickt nicht in die Zukunft hinaus, die schöne Gegenwart genügt ihm. Wieder ein anderer handelt immer so, daß er einmal „ruhig sterben kann“, er belädt sich mit keiner Gewissensschuld im Hinblick auf dieses ruhige Sterben. Manche wähnen wieder, durch Machtanhäufung, Reichtum irgendwie Schutzwände gegen den Tod zu errichten, die er nicht so leicht durchbrechen kann, oder ihn durch die Unsterblichkeit der Leistung zu überwinden, denn was dann stirbt, ist nicht das „Eigentliche“. Es hätte wenig Wert, das Thema weiter zu variieren. Sicher ist, daß die Leitlinie des Todesproblems wichtige charakterologische Seiten erhellen kann. Vorurteil wäre es allerdings zu glauben, daß wir von dieser Leitlinie her den Charakter in seiner Gesamtheit aufrollen können. Auch wo etwa die Sehnsucht nach dem Tode oder die Furcht vor ihm Richtungs- und Zielbestimmtheit des Charakters wird, entfällt damit selbstverständlich nicht die Unerläßlichkeit formaler und materialer Forschung. Dicke Bücher über Todesverachtung müssen ja nichts anderes sein als untaugliche Versuche, schlotternde Todesangst zu besiegen. Die Verachtung maskiert nur die Furcht. Der wissenschaftliche Mensch beweist vielleicht mit unerhörtem Aufgebot von Scharfsinn die Lächerlichkeit seiner Todesfurcht, aber als Mensch folgt er nicht den Beweisen seiner Wissenschaft. Es tut ihm eben wohl und beunruhigt ihn zugleich, diesen Fragen immerfort nachzuspüren. Er hofft möglicherweise doch noch den Beweis zu finden, der nicht nur logisch befriedigt, sondern auch wirklich seine Furcht entwapfnet. Sie ist es aber selbst, die ihn zu diesen Beweisen anstachelt. Wie der Ängstliche immer neue patentierte Sicherheitsschlösser und Signalvorrichtungen an der

Haustür anbringt, aber doch nie zur Ruhe kommt, weil Diebstahl und Einbruch als Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden können. Für viele jedoch ist das Todesproblem charakterologisch wenig bedeutsam; sie nehmen weder bewußt zu ihm Stellung, noch beeinflußt es sie unbewußt. Sie hören von Geburten, Taufen, Hochzeiten und Todesfällen, sie besuchen Begräbnisse, doch das alles macht keinen größeren Eindruck: es zählt eben zur bürgerlichen Ordnung des Lebens. Und nur wo die Tochter vor der Mutter etwa stirbt, da finden sie es besonders traurig oder empörend, weil dadurch die gerechte Ordnung gestört wird. Man kann also fragen: wie muß der Charakter beschaffen sein, damit das Todesproblem in ihm eine große Rolle spielt? und unter welchen Bedingungen verkleinert sich diese Rolle? auch die große Rolle vermag — wie wir sahen — noch ganz Verschiedenes zu bedeuten, und diese Bedeutung hängt wieder vom Charakter ab. Es bedarf wohl keines Hinweises, daß es hier nicht so sehr auf die formulierten Stellungen zu den Lebensproblemen ankommt, als auf die „wirklichen“. Ich kann sehr erhaben über den Tod sprechen (das beweist vielleicht nur meine Eitelkeit, meinen Scharfsinn usw.) und dem Tode gegenüber sehr feige sein. Diese feige Stellung zum Tode schließt wieder nicht aus, daß der Betreffende gefaßt und würdig stirbt. Der „Todeskampf“ war eben ganz anders, wie er sich ihn in seiner Angst vorher ausgemalt hat, und er war als leidend Sterbender auch anders denn als gesund Lebender. Seine damalige Feigheit war gewiß keine Heuchelei; ebensowenig wie das Lampenfieber eine Heuchelei deswegen ist, weil der Betreffende auf dem Vortragspodium oder auf der Bühne sehr sicher auftritt. Auch diesen Variationen wollen wir nicht weiter nachspüren. Wir werden auf die Leitlinien, die aus den „Lebensproblemen“ sich ablesen lassen, nicht verzichten, aber sie auch nicht überschätzen. Sie sind für die Literaturwissenschaft grundlegender als für die Charakterologie, der sie nur ein heuristisches Hilfsmittel bedeuten.

§ 36.

Im ersten und zweiten Teile haben wir der Wichtigkeit der Umwelt, der Erziehung usw. gedacht, und es ist vielleicht gut, jetzt am Schlusse dieses dritten Teiles auch wieder der äußeren Umstände zu gedenken, die für die Ausprägung des Charakters bedeutsam werden können. Man hat mit Recht von der Situation des einzigen Kindes gesprochen, oder von der des Kindes nach langer Ehe, von der des Erstgeborenen. Das einzige Kind wird gemeinhin „verwöhnt“, es ist eine ständige Sorge um seine Gesundheit, es ist vorwiegend mit Erwachsenen beisammen und nur weniger mit Altersgenossen. Dadurch ergeben sich Konstellationen, die

für die Entfaltung bestimmter Anlagen sehr günstig, für die anderen Anlagen sehr ungünstig sind. Wenn wir trotzdem keine Entwicklung im Sinne dieser konstellierenden Bedingungen sehen, so gewiß, weil der Charakter des Kindes ihnen widerspricht. Es wird so „trotz“ seiner Umgebung, „trotzdem“ es das einzige Kind ist mit aller Verwöhnung, Umsorgung und Erwachsenen-Umgebung. Dieses „Trotz“ kann etwas doppeltes bedeuten: Einflußlosigkeit jener Faktoren und Kampf gegen sie. Und dieser Kampf legt eine negativistische Stellung nahe. Der Sohn des Pastors wird Atheist; der Sohn des sparsamen Geschäftsmannes ein Verschwender. Es dauert vielleicht lange, bis sich dieses Verhältnis ausbalanciert. Wenn man von dem Typus des Professorensohnes spricht, von der Offizierstochter, dem Bauernjungen oder dem Fräulein aus Berlin W., meint man damit gewisse charakterologische Bestimmtheiten, die durch die Milieu-Einwirkungen zu verstehen sind. Selbstverständlich heißt das nicht, ein Professorensohn müsse so und nicht anders sein; erstens ist das professorale Milieu nicht immer das gleiche, und zweitens ist der Einfluß des Milieus als Umwelt nicht immer der gleiche. Man halte es nur nicht stets für ein Verdienst, wenn ein Individuum von der Umwelt wenig verfärbt wird, wenn also z. B. ein Professorensohn nicht „Professorensohn“ wird. Er kann auch zu dumm hierfür sein, zu gefühlstumpf usw.

So sehr wir — schon nach dem früher Gesagten — Charaktere zu unterscheiden haben, die durch äußere Umstände stark biegsam sind, und andere, die ihnen gegenüber Starrheit beweisen, ferner Charaktere, die nur auf gewisse äußere Einwirkungen reagieren, auf andere gar nicht oder konträr usw.; man kann gegen die ganze Lehre von der charakterologischen Bedeutung äußerer Umstände den Einwand erheben, daß sie nur verschiedene Möglichkeiten eines Charakters zu entwickeln oder verkümmern vermögen, nicht aber den Charakter konstituieren. Aus einem Tannensamen wächst stets eine Tanne, wenn auch durch Beschaffenheit des Erdbodens, Sonne, Sturm, Regen, Frost usw. das Wachstum gehindert oder gefördert wird, wenn seine Form auch manche Abwandlungen erfährt. Es ist wohl selbstverständlich, daß alle äußeren Zustände nur vorhandene Möglichkeiten des Charakters beeinflussen können. Aber der Charakter hat eben — unter Umständen — sehr viele Möglichkeiten mit sehr weitem Spielraum. Welche von ihnen sich erfüllen, und welchen von ihnen die Erfüllung versagt wird, das hängt vielfach von den Schicksalen ab. Und der fertige Charakter, der ausgeprägte Charakter ist nicht zu verwechseln mit den charakterologischen Anlagen. Gewiß können wir häufig sagen, aus dem Menschen hätte etwas ganz anderes werden sollen

und wir bedauern es, daß seine charakterologische Entwicklung gerade diese Bahn einschlug, aber das heißt nun nicht, daß wir alle Schicksale in Abzug bringen müssen, um zum „echten“ Charakter vorzudringen, zu dem durch das Leben „unverdorbenen“, noch nicht geknickten oder aus seinem Wege geworfenen. Nein, das bedeutet nur, wir hätten ihm Schicksale gewünscht, die andere Anlagen stärker mobilisiert hätten, die einen anderen Strukturzusammenhang geschaffen hätten. Wir behaupten vielleicht: dieses Schicksal war für den betreffenden Charakter „zu schwer“; oder auch das Schicksal meinte es zu gut mit ihm, und so hat er sich nie angestrengt und damit seine Fähigkeiten völlig ausgewertet. Wir glauben damit, daß jeder Charakter ein ganz bestimmtes Schicksal „verdient“, das gleichsam das Höchstmaß seiner Entfaltungsmöglichkeit bedinge. Wie unter allen „possiblen“ Welten nur eine „compossibel“ ist. Findet ein Charakter nicht dieses Schicksal, so bleibt er irgendwie verkrüppelt, und nur eine Konstruktion vermag aus dieser Verunstaltung seine reinen Linien herauszulösen. Wollen wir einmal von allem Metaphysischen absehen — das sich hier sehr leicht einschleicht — folgt wohl aus dieser Erwägung, daß nicht die „äußeren Umstände“ überhaupt ausgeschlossen werden, sondern nur die den Charakter „verfälschenden“. Was haben wir da aber unter einer Verfälschung zu verstehen? Einem gutartigen Kind stirbt früh die Mutter. Es gerät in eine strenge, gehässige, bösertige Umgebung. Das Kind wird verschüchtert, ängstlich, lügenhaft, und nur hier und da blitzt rührend jene Güte durch. Gewiß werden wir konstatieren, daß diese Güte einer tieferen Schicht angehört, und daß jene anderen Eigenschaften oberflächlich sind. Eine Verfälschung träte erst ein, wenn wir uns über diesen Schichtenaufbau täuschen würden. Aber das Oberflächliche kann an Gewicht gewinnen und verdrängt immer mehr die ursprüngliche Güte. Sie ist schließlich ganz zusammengeschrumpft. Jetzt verfälschen wir nicht, wenn wir von der Rachsucht, der Verlogenheit dieses Charakters sprechen. Aber wir müssen weiter zeigen, wie sie geworden sind, das dramatische Geschehen dieses Charakters aufrollen. Nur damit werden wir ihm gerecht. Es wäre eine Spielerei, zu sagen, der Charakter sei „eigentlich“ gut und nur „scheinbar böse“. Nein, heute ist er wirklich böse, aber er hatte gute Anlagen, die ganz verkümmert sind. Vielleicht besteht noch eine Möglichkeit, sie aufzufrischen. Bei einem anderen Charakter wären diese Anlagen nicht gebrochen worden, oder er hätte sonst ganz anders auf diese traurigen Schicksale reagiert. Wie vorsichtig man mit dem Operieren mit charakterologischen Verfälschungen in diesem Sinne sein muß, beweist doch am besten die Erwägung, daß man ja auch unter anderen Umständen sagen

könnte, der Charakter sei verfälscht, weil seine „bösen“ Anlagen verkümmert wären, vor allem aber die Einsicht, daß aus einem dispositionellen Charakter noch ganz verschiedenes werden kann. Darum bleibt die Forschung am besten auf dem relativ sicheren und doch schon so schwierigen Boden zu prüfen, wie denn die äußeren Umstände einwirken. Ihr Stellenwert ist eben bei verschiedenen Charakteren ein ganz anderer. Sicherlich gibt es auch solche, die wegen äußerer Einflüsse gar nicht „zu sich“ kommen, die fühlen, wie sie innerlich „verfälscht“ werden durch den Zwang des Milieus. Das kann auf einer Selbsttäuschung beruhen, aber es kann auch besagen: ich bin durch die Umwelt so in Anspruch genommen, daß ich meinen „tieferen“ Neigungen nicht nachzugehen vermag. Aber schließlich hängt es doch wieder — wenigstens zum Teil — vom Charakter ab, ob diese Neigungen sich durchsetzen oder nicht. Wie ja auch das Schicksal zum Teil eine Tat des Charakters ist, weit mehr, als diejenigen vermuten, die nur über das Schicksal jammern und ihm fluchen. Wenn eine materialistische Zeit alles Gewicht in die äußeren Umstände verlegte, so dürfen wir sie nicht im Gegensatz dazu bagatellisieren, jedenfalls nicht methodologisch. Wie weit wir sie im Einzelfall heranzuziehen haben, hängt ganz von ihm ab. Vielleicht erinnert sich noch der Leser unseres Beispiels von dem tüchtigen Offizier, der im Felde beide Beine eingebüßt hat, ein langes Krankenlager mitmacht und endlich einen wissenschaftlichen Beruf ergreift, in dem er wieder Vorzügliches leistet. Seine Pflichttreue, seine Gewissenhaftigkeit sind die gleichen geblieben, aber jenes Unglück hat seiner intellektuellen und charakterologischen Entwicklung eine neue Wendung — mittelbar — gegeben, die ohne Betrachtung der durch das Unglück gesetzten Verhältnisse völlig schleierhaft bliebe. Und doch war sein Charakter weder als Offizier, noch als Forscher irgendwie „verfälscht“.

§ 37.

Wir stehen am Ende dieses Teiles! Ich bin gegenüber der erklärten Vorliebe für einzelne polare Gegensätze auf den entrüsteten Einwand gefaßt: wie unpraktisch und unhandlich ist diese Fülle von Leitlinien! Dabei noch eine unausgeschöpfte Fülle, die weitere Differenzierungen vorbereitet. Sie belastet die Arbeit mit Zentnergewichten und erleichtert sie nicht. Darauf möchte ich nur bescheiden erwidern: das entspricht ja meiner Absicht. Ich lehne doch gerade die von einer umfassenden Problematik unangekränkelte Leichtigkeit einer fliegenden Charakterologie ab und glaube, daß eine wissenschaftliche Charakterologie durchdrungen sein muß von der ganzen Schwierigkeit ihrer Aufgabe, die

nur schrittweise erledigt werden kann. Der Pfuscher, der lediglich mit Aspirin und Abführmitteln hantiert, hat es gewiß leichter als der Arzt, der alle Möglichkeiten sorgsam berücksichtigt. Aber schließlich ist doch nur das Medizin und jenes eben Kurpfuscherei, deren „Erfolg“ in vielen Fällen nicht bestritten werden soll. Wir können davon nicht abgehen, daß der Charakter verstanden werden muß aus seinem Telos, seiner Finalität, und aus seinen formalen und materialen Momenten unter Berücksichtigung der „äußeren Umstände“. Mit dieser Formel ist schon die ganze Fülle der von uns entwickelten Leitlinien aufgegeben. Aber ich muß auch bekennen, daß diese Fülle nichts Erschreckendes und wahrlich nichts Überraschendes hat. Glaubt man denn mit einer farbenarmen Palette das Gemälde des Lebens zwingen zu dürfen? Und geht denn nicht bei einer Umsetzung in Schwarz-Weiß-Technik schon vieles verloren? Muß aber nicht jede Wissenschaft vieles „verlieren“, um gerade als Wissenschaft zu gewinnen? Ist nicht vielmehr der Versuch alles festzuhalten das tauglichste Mittel, jede Wissenschaft aufzulösen und einzubüßen? den Wald vor Bäumen nicht zu sehen? Sicherlich, man darf aber auch in der Reduktion nicht so weit gehen, daß an Stelle eines Waldes nur ein grüner Klecks bleibt. Ein grüner Klecks ist noch lange kein Wald. Und wie ungeheuer scharfer Beobachtung bedarf es, um einen grünen Klecks so zu formen, daß er zwingend einen Wald darstellt. Das Grüne ist kinderleicht zu bemerken, aber das Gesetz jener Formung ist schon sehr erheblich komplizierter. Im übrigen ist darüber nicht zu streiten, und ich will nicht meine Leitlinien nachträglich anpreisen. Man prüfe, welche von ihnen unnötig sind. Diese Prüfung darf nicht auf die Weise erfolgen, daß man triumphierend findet: zum Verständnis eines bestimmten Charakters brauche ich gar nicht die Leitlinie so-und-so, ich brauche nur sehr wenige. Der Rollenwert einzelner Leitlinien im Gefüge bestimmter Charaktere wechselt selbstverständlich, und Nebenrollen kann ich vernachlässigen! Aber bei einem anderen Charakter wird die Nebenrolle zur Hauptrolle. Es sind jedoch wesentliche Momente an jedem Charakter, nicht Modi, die nur einigen zukommen, bei anderen entfallen. Ein Gewicht des Erlebens etwa, das den Betreffenden nicht bedrückt, das er aber auch nicht als zu leicht empfindet, und das möglicherweise auch absolut ein Durchschnittsmaß nach oben oder unten nicht überschreitet, wird nicht besonders bemerkt; es geht in die Prägung des Charakters ein, ohne daß diese von ihm einen hervorstechenden Zug empfinde. Das würde sich aber im Augenblick ändern, wo dieses Gewicht gewaltig zu- oder abnähme. Es ist also da, und es ist so durch die spezifische Charakterbeschaffenheit, die es wieder ermöglicht. Es ist demnach

keineswegs gleichgültig. Ebenso wenig wie die Galle oder die Schilddrüse, von der gemeinhin der Gesunde nichts merkt. Deswegen werden doch ihre Funktionen für den Haushalt des Lebens nicht belanglos. Nur solche Proben entscheiden: man entziehe dem Charakter das betreffende Moment oder ändere es ab, und dann achte man darauf, ob wirklich die Struktur des Charakters unangetastet bleibt. Die Melodie ist zweifellos nicht eine Summe von Tönen, aber man reiße einen Ton hinaus oder ersetze ihn durch einen anderen, und man zerstört die Melodie oder wandelt sie ab. Gewiß kann man derartige buchstäbliche Experimente mit charakterologischen Momenten meistens nicht machen, aber in der Form des Gedankenexperiments sind sie möglich; wir können sie weithin verfolgen bei manchen Erziehungsmaßnahmen, bei Schicksalsschlägen und vor allem in großem Maßstabe in der Psychopathologie und Psychiatrie. Jedoch nicht alle von uns fixierten Leitlinien gestatten jene Erprobung: manche haben wir ja nachdrücklich als Modi — in dem obengenannten Sinne — bezeichnet; sie sind dann nicht Momente an jedem Charakter, vielmehr besonders gestaltete Momente an bestimmten charakterologischen Möglichkeiten. Die Ichstellung z. B. erschien uns als unerläßliches Moment, während die Ich-zentrierung oder Ich-fugalität nur besondere Ausgestaltungen dieses Moments bilden. Und wieder andere Leitlinien faßten wir nur als Hilfsmittel, um durch sie bestimmte Momente am Charakter zu erkennen: wie z. B. „die Lebensprobleme“. Bei Berücksichtigung dieser Faktoren klärt sich die Sachlage, und es wird jedenfalls der Eindruck einer regellosen Fülle vermieden.

War es aber darum klug, Leitlinien so verschiedener Ordnung einander folgen zu lassen und nicht die — sagen wir — kategorialen von den bloß modalen und schließlich den bloß heuristischen schärfer zu trennen? Diese Frage wird der Leser besser als ich beantworten können. Für mich war — außer den am Anfang dieses Teiles bereits angeführten Schwierigkeiten, die ich aber wahrlich nicht leicht nehme — der Gedanke entscheidend, die Möglichkeit zu haben, Linien bis zu ihrem systematischen Ursprung nachzuspüren und bis in ihre Verästelungen. Beide Seiten waren mir gleich wichtig: die dem Programmatischen zugewandte und die der lebendigen Arbeit. Auch schienen mir Wiederholungen mit ewigen Rückverweisungen wenig erträglich. Ich mußte ohnehin öfter von ihnen Gebrauch machen und werde auch im letzten Teil nicht darauf verzichten können. Aber über das Mindestmaß möchte ich doch ohne dringendste Not nicht hinausgehen. Wenn ich nunmehr, von diesem Aufgabenkreise scheidend, einer Hoffnung Ausdruck leihen darf, zielt sie dahin, daß man die Dankbarkeit, Fruchtbarkeit und Ertragsfähigkeit dieser Arbeit

an charakterologischen Momenten und Leitlinien deutlicher als bisher erkennt, nicht etwa jene Vorzüge als Ergebnisse meiner eigenen Arbeit, aber als sicheren Gewinn einer diesem Gebiete gewidmeten richtigen methodischen Bemühung. Deswegen verwechsle man auch nicht meine individuellen Fehler mit der Methode selbst und ihrer sachlichen Leistungsfähigkeit und Leistungsmöglichkeit.

Vierter Teil
Charaktere

§ 1.

Es ist etwas anderes, eine Lüge zu konstatieren, und die charakterologische Bedeutung der Lüge in einem bestimmten Charakter oder für einen bestimmten Charakter zu erkennen. Daher ist auch die Lüge als mögliches charakterologisches Symptom zu unterscheiden von der Lüge als charakterologisches Moment. Obgleich also jedes charakterologische Moment gekennzeichnet ist durch seine Beziehung zum Charakter und im Charakter und lediglich dank ihr ein charakterologisches Moment bildet, spiegelt sich doch der Charakter nur von verschiedenen Seiten her, solange wir mit einzelnen Leitlinien arbeiten. Wir fassen gleichsam nicht die „Farbe“, sondern die Farbe unter dem Gesichtspunkte der Qualität, der Sättigung, der Helligkeit usw. Die klassische Metaphysik kennt schon dieses Problem, wenn sie die eigentliche Erkenntnis Gottes trennt von der indirekten, die Gott als „erste Ursache“, als „unbewegten Beweger“, als „Prinzip des Guten“ usw. betrachtet, und sie leugnet häufig jene eigentliche Einsicht und anerkennt bloß diese indirekte. Die „Mystik“ aber lehrt eine unmittelbare Schau Gottes, ja noch mehr: eine Verschmelzung in die Gottheit. Ist jedoch auf jenem indirekten Wege eine „vollständige“ Erkenntnis überhaupt zu erzielen? Die Annahme Gottes soll mir das Weltgeschehen „vollständig“ verständlich machen, und ich darf daher auch Gott nicht mit mehr Eigenschaften ausstatten, als zur Deutung des in der Welt im weitesten Sinne Vorfindlichen erforderlich ist. Sicherlich gewährleistet diese Konstruktion des Gottesbegriffes — so vollständig sie auch in Ansehung der Wissenschaft ist — keine vollständige Erkenntnis Gottes. Das haben schon alle großen Metaphysiker klar empfunden und mit darum auch die Plumpheit des ontologischen Argumentes bekämpft.

In einer ähnlichen Lage befänden wir uns in der Charakterologie, wenn lediglich einzelne charakterologische Bestimmtheiten uns die Konstruktion eines Charakters aufnötigen würden. Die Konstruktion könnte vollständig sein in Hinsicht auf diese Bestimmtheiten, aber jene Vollständigkeit böte gar keine Sicherheit für die Vollständigkeit des Charakters selbst. Er wäre immer noch nur unter einem oder einigen Gesichtspunkten gesehen, und es wäre damit nur so viel an ihm gesehen, als eben unter diesen Gesichtspunkten schaubar wird. Habe ich aber z. B. zwei Seiten und den von ihnen eingeschlossenen Winkel, kann ich mit unbedingter Sicherheit das Dreieck konstruieren. Ich brauche also gar nicht alle Momente, sondern lediglich die für diese Konstruktion hinreichenden Momente; die anderen sind dann ohne weiteres mitgegeben. Was nun für die Konstruktion des Dreiecks hinreichend ist, folgt aus dem Wesen,

der Idee des Dreiecks. Sobald diese nicht klar stehen, verliert die Konstruktion ihr Ziel. Gewiß haben wir gesehen, wie einzelne Momente andere fordern oder wenigstens die Spannweite der anderen verengen, aber darum können wir doch nicht auf das Wesen, auf die Idee des Charakters verzichten. Wenn nun Charakter die Persönlichkeit in der Richtung ihres Strebens bedeutet, wäre es vielleicht theoretisch möglich, dieses Persönlichkeitsstreben eindeutig zu bestimmen durch die gegenseitige Verzahnung, die wechselseitige Gesetzlichkeit der einzelnen Momente. Wir müßten nur so viele haben, als zur Konstruktion nottut. Dagegen bedenke man jedoch, daß das einzelne charakterologische Moment zum charakterologischen Moment nur wird durch die charakterologische Struktur, wie eine Seite oder ein Winkel zur Dreiecksseite oder zum Dreieckswinkel nur werden durch die Gesetzlichkeit des Dreiecks. Und wie etwa der Marmor oder die Bronze nur zu Bedingungen der künstlerischen Gegenständlichkeit werden durch ihre Eignung zur künstlerischen Gestaltung. Sicherlich ist die Kunst nicht in der Lage, ihnen diese Eignung vorzuschreiben oder zu befehlen, aber was künstlerische Eignung bedeutet, kann doch nur von der Kunst her erkannt werden. Handelt es sich um das einzelne Kunstwerk, vermag man gewiß seine Bedeutung als Marmor- oder Bronzekunstwerk zu erfassen, aber da ist schon das Kunstwerk miterfaßt, sonst bin ich auch nicht fähig, über diese spezifische Bedeutung des Marmors oder der Bronze etwas auszusagen. Das ist etwas anderes als die Bedeutung des Marmors oder der Bronze für meinen individuellen, empirischen Kunstgenuß. Diese Bedeutung — daß ich den körnigen, weichen, durchscheinenden Marmor besonders liebe — muß sich keineswegs decken mit dem Sinne des Marmors in der objektiven Formung des Kunstwerks. Kehren wir aber zum Charakter zurück! Wir sehen eine Tat wohlthätiger Hilfe und erklären sie durch den Charakter des Betreffenden. Das zur Erklärung dieser Tat Wichtige muß noch keinesfalls ein Wichtiges für den Charakter sein: seine Struktur wird verzerrt, wenn man sie um jene Tat als Zentrum gruppiert. Achten wir behufs ausgleichender Korrektur auf möglichst viele Taten, sind wir erstens immer noch nicht davor geschützt, um lauter falsche Zentren zu gruppieren, lauter perspektivische Verkürzungen zu gewinnen, und zweitens haben wir noch nicht ohne weiteres das Verknüpfungsgesetz, das alle jene „Zentren“ nun vereinheitlicht und alle jene perspektivischen Verkürzungen richtig stellt. Man hat darum immer wieder betont, der Charakter müsse als Ganzes „erlebt“ werden, „geschaut“ werden, oder wie man sich sonst auch auszudrücken pflegte. Hier ist der Punkt, wo die hilflose Wissenschaft in das „Erlebnis“ flüchtet.

Ich möchte diesen Sachverhalt ganz anders umschreiben, denn ich glaube gewiß nicht, daß hier die Wissenschaft vor irgendeiner „Mystik“ kapituliert oder kapitulieren muß. Sie bedient sich des Erlebnisses und nimmt es keineswegs ungeprüft hin. Sie hat ja zu erweisen, ob sich die durch das Erlebnis geschaffene Auffassung auch wirklich reibungslos und zwanglos durchführen läßt, oder woran wissenschaftlich das Erlebnis scheitert. So unumgänglich notwendig also dieses „Erlebnis“ ist, der Begründungszusammenhang, die Sinnknüpfung der Wissenschaft berufen sich nicht auf die Unantastbarkeit dieses Erlebnisses, sondern zeigen, warum nur diese und keine andere Auffassung zutrifft. Und außerdem wird das „Erlebnis“ selbst schon beeinflusst durch die Fülle charakterologischer Symptome und Momente und durch sie gesteuert. Es setzt also einerseits wissenschaftliche Arbeit voraus, und andererseits wird es Bedingung für wissenschaftliche Arbeit. Der „Erlebens“-einbruch büßt daher auch das Gefährliche ein und seine geheimnisvolle Mystik. Jedenfalls überzeugen uns schon diese Erwägungen — soweit etwa noch diese Überzeugung einer Bekräftigung bedurfte — daß wir mit den „Leitlinien“ nicht auskommen. Wir haben ja auch immer schroff abgewehrt, sie zu verselbständigen, und wir haben sie stets als charakterologische Leitlinien betrachtet in ihrem Sinn für den Charakter. Nun heißt es also, in unserem Fall die berühmte kopernikanische Wendung zu vollziehen: nicht von den einzelnen Bestimmtheiten her auf den Charakter zu blicken, sondern vom Charakter auf sie. Ja noch mehr: wir sprechen jetzt nicht von Momenten an und im Charakter, vielmehr vom Charakter selbst, der alle diese Momente gesetzmäßig einschließt, entwickelt usw.

Die Lehre von den Bedingungen künstlerischer Gegenständlichkeit ist doch auch zu trennen von der Lehre der Gesetzlichkeit der einzelnen Kunstwerke. Kenne ich selbst alle Bedingungen künstlerischer Gegenständlichkeit, so kenne ich damit noch nicht das Gesetz aller möglichen Kunstwerke. Gewiß klingt das in der Theorie schärfer, unnachsichtiger und starrer als in der Praxis. Wir sind doch immer und immer wieder von Momenten, Einzelbestimmtheiten zu den Charakteren selbst vorgedrungen; und wir glauben nicht uns deswegen entschuldigen zu müssen. Man kann nicht immer Schlußpunkte setzen und auf den folgenden Teil vertrösten. Die Sorge um die saubere Etikettierung der Arbeit würde diese selbst lähmen. Anders ist nun die logische, kontrollierende Reflexion auf die Arbeit und vor allem das Problem, der Systematik der kategorialen, modalen und heuristischen Leitlinien eine Systematik der „Charaktere“ sachlich anzureihen. Die sachliche Notwendigkeit dieses Vorgehens erhellt wohl ohne weiteres aus dem bisherigen Gange unserer

Untersuchung. Aber über dieses Vorgehen selbst ist noch nichts im einzelnen ausgesagt. Was haben wir überhaupt unter diesen „Charakteren“ zu verstehen? Sollen wir vielleicht jetzt — beispielsweise — die Charaktere bestimmter Persönlichkeiten entwickeln? Das gäbe ohne weitere Einschränkung nur eine ganz empirisch zufällige Kasuistik, eben die Charaktere von a, b, c, d . . . usw. Man könnte nun sagen: ob die Kunstgeschichte gezwungen ist, das Formgesetz dieses oder jenes einzelnen Kunstwerkes zu analysieren, das ist ihre Angelegenheit, und zwar Spezialangelegenheit der jeweiligen Aufgabe. Aber sie muß wissen, wie Formanalysen betrieben werden, und das kann sie vielleicht an typischen, bedeutsamen Beispielen lernen. Diese Beispiele wären dann nicht mehr ein beliebiger Ausschnitt aus der Kasuistik, vielmehr Beispiele für die Kasuistik. Sie müßten so gewählt sein, daß sie die methodischen Schwierigkeiten der Kasuistik erleichtern. Wenn demnach typische, bedeutsame Beispiele verlangt werden, so heißt dies nicht ohne weiteres, daß diese Beispiele mit typischen oder bedeutenden Kunstwerken operieren sollen, sondern daß sie typisch und bedeutsam sind für die in Frage stehende Aufgabe. Solche „Charaktere“ erheischt vielleicht auch die Charakterologie: nicht als Kasuistik, nein, als mustergültige, ideale Vorbilder für eine Kasuistik. Das ist natürlich schon etwas ganz anderes als jene erste Möglichkeit, die sich eventuell damit bescheidet, ein paar Bravourleistungen charakterologischer Darstellung an berühmten Persönlichkeiten anzuflicken. Jetzt schauen wir nicht nach solchen Paradestücken aus — die mit Vorliebe serviert werden — sondern nach Beispielen, die das methodische Unternehmen tunlichst klar ersichtlich machen und an keiner methodisch grundsätzlichen Schwierigkeit vorübergehen. Damit würde schon ein systematischer Gedanke die Ordnung der Beispiele regeln, und sie bliebe nicht dem Takt, dem Geschmack oder der Willkür überlassen. Und dieser Systematik geschähe auch dadurch kein Abbruch, wenn es sich herausstellte, daß sie schon eine sehr reiche kasuistische, probeweise Erfahrung voraussetzt. Wie soll denn aber eine derartige Systematik verfahren? Der Weg durch Beispiele allein ist nicht gangbar, denn offenbar bedarf es doch zunächst einer Verständigung darüber, unter welchen Gesichtspunkten diese Beispiele gewonnen werden müssen, und was an ihnen eigentlich ersichtlich werden soll. Sonst bekommen wir schließlich ein Kuriositätenkabinett zusammen. Denken wir wieder an die Kunst, wenn sie etwa Stilkunde treibt. Stilanalysen erheischen einen bestimmten, scharf zugeschliffenen Begriffsapparat, und dann vermag ich durch Beispiele ihn zu erhellen, zu illustrieren. Um einen solchen Begriffsapparat handelt es sich auch hier, nicht um charaktero-

logische Einzel-leit-linien, vielmehr um charakterologische Begriffe anderer Art, viel komplexerer Art. Wenn ich von einem Kunstwerk sage, es sei gotisch oder romanisch, meine ich nicht ein bestimmtes Material, eine bestimmte Darstellungsweise oder einen bestimmten Darstellungswert usw., sondern eine Formgesetzlichkeit, die sich ausprägt im Material, in der Darstellungsweise, im Darstellungswert usw., und für die vielleicht das eine oder andere Moment besonders kennzeichnend ist, aber nur im Zusammenhange mit den anderen. Gewiß ist das Kunstwerk durch seine Zugehörigkeit zur Gotik nicht erschöpft, unzählige Kunstwerke haben teil an ihrer Gesetzlichkeit. Aber es ist doch über den Charakter des Kunstwerkes unter Umständen etwas sehr Wichtiges behauptet, falls es der Gotik zugesprochen wird. Andererseits ist evidentermaßen kein einziges Kunstwerk schlechthin „die“ Gotik. Wir ziehen wieder die Anwendung auf die Charakterologie: die „Charaktere“, die wir hier meinen, sind nicht die Charaktere bestimmter Einzelpersonen, also keine Individual-charaktere. Aber ihr Sinn für die Individual-charakterologie, ihr möglicher Sinn muß verstanden werden, wie etwa die Bedeutung des Gotisch-seins für das einzelne Kunstwerk. Darum schweben auch unsere „Charaktere“ nicht im blauen, blassen Äther. Keiner von ihnen schöpft den individuellen Charakter aus, aber jeder besagt mittelbar prinzipiell etwas über den individuellen Charakter und nicht nur über ein einzelnes Moment an ihm. Es ist für den individuellen Charakter bezeichnend, was hierdurch über ihn ausgesagt wird. Damit ist wohl in weitem Umriß — den die folgenden Betrachtungen ausfüllen sollen — die Aufgabe, das Problem dieser „Charaktere“ aufgewiesen, aber es ist noch gar nichts darüber entschieden, wie wir denn zu ihnen gelangen und welche Einteilung wir ihnen zugrundelegen können und dürfen. Diese einschneidenden Gesichtspunkte gilt es jetzt zu erobern! Nur sie vermögen dann auch letzthin die oben verlangten „Beispiele“ zu legitimieren. Ohne diese Legitimierung stünden alle Beispiele auf der trostlosen Stufe planlosen Experimentierens, das von der vagen Hoffnung genährt wird, es müsse in seinem Verfolg doch etwas herauskommen.

§ 2.

Das Problem lautet also: welche Einteilung ist die am meisten sachgemäße und zweckdienliche? Vielleicht ist diese Frage schon schief; denn das zweckdienliche muß mit dem sachgemäßen sich nicht decken. Ich erkenne unter Umständen Kunstwerke an irgendeinem Detail, womit keineswegs gesagt ist, daß jenes Detail für das Wesen des betreffenden Kunstwerkes ausschlaggebende Bedeutung besitzt. In der „praktischen“

Charakterologie — vergleichbar mit der praktischen Kennerschaft mancher Kunsthändler — wird man sich häufig an solche leicht faßbare Symptome halten, deren wahrscheinliche Geltung durch reiche Erfahrung erprobt ist. Die wissenschaftliche Charakterologie muß aber unter dem Zweckdienlichen ein für die sachliche Erschließung Zweckdienliches verstehen: nicht bloß ein Zeichen, an dem ich einen Charakter erkenne, sondern durch das ich ihn deute. Es ist doch etwas anderes, etwa Faulheit zu erkennen und deren charakterologischen Sinn und seine Notwendigkeit zu verstehen.

Nun hat auch die wissenschaftliche Charakterologie scheinbar die Wahl zwischen verschiedenen Einteilungen, und ein Blick auf ihre Geschichte enthüllt einen geradezu verwirrenden Reichtum von Gliederungen. Wenn wir nach den Gründen dieses Reichtums forschen, sind es offenbar die jeweiligen Forschungsziele, die immer wieder andere Gesichtspunkte zeitigen. Wer Berufscharaktere studiert, muß zu einer wesentlich anderen Einteilung gelangen als jener, der sich um eine Tafel der psychopathischen Charaktere bemüht. Dann kann man gewiß untersuchen, wie sich die psychopathischen Charaktere zu den Berufscharakteren verhalten. Damit haben wir vielleicht schon den systematischen Ursprung gewonnen: die Gliederung nach den prinzipiellen Forschungszielen. Aber wir müssen uns erst die Bedeutung einer derartigen Gliederung und ihre mögliche Leistungsfähigkeit klar machen. Vor allem bedenke man, daß die hier gemeinten Charaktere „Ideal-bildungen“ sind, oder wie man sonst immer diesem Tatbestand Rechnung tragen will. Der reine Berufscharakter oder der reine psychopathische Charakter sind nicht Wirklichkeiten, sondern die Wirklichkeit nähert sich ihnen unter gewissen Umständen an. Man darf sie darum auch nicht ohne weiteres der Wirklichkeit unterschieben und glauben, damit habe nun die Charakterologie ihr letztes Wort gesprochen. Irgendein Dom ist nicht nur deutsche Gotik, auch nicht nur deutsche Backstein-Gotik usw. Aber jene wissenschaftlichen Ziele müssen gar nicht auf die Individualcharakterologie eingestellt sein. Es scheint sich hier ein ähnliches Wechselverhältnis zu ergeben wie zwischen Psychologie und den psychologischen Teildisziplinen; Kinderpsychologie, Berufspsychologie, pathologische Psychologie, Kriminalpsychologie, Tierpsychologie usw. Gewiß setzen alle diese Disziplinen schon die allgemeine Psychologie in bestimmtem Umfange voraus, aber andererseits bereichern, vertiefen sie zugleich diese Psychologie. Jene Wissenszweige haben also gleichsam zwei Fronten: sie können ihre spezifischen Aufgaben verfolgen, die von der allgemeinen Psychologie wegführen, aber ebenso die Wendung zur allgemeinen Psychologie voll-

ziehen durch das Problem, was eben diese aus jenen lernt, was sie für diese bedeuten. Ich kann also etwa Kinderpsychologie in sich betreiben oder in Rücksicht auf Pädagogik, Jugendkunde, aber ebenso im Hinblick auf die allgemeine Psychologie, in ihren Diensten. Wir wollen diese Analogie nicht zu sehr pressen, jedenfalls weist sie uns auf eine mögliche Doppelstellung der fraglichen „Charaktere“: ihre Stellung zu den einzelnen Forschungszielen und dem Forschungsziel der individuellen Charakterologie. Es hat — ich muß hier, wie auch öfter im folgenden an bereits Gesagtes erinnern — einen guten Zweck, zu untersuchen, welche „weltanschaulichen Charaktere“ die verschiedenen Hauptformen der Weltanschauung fundieren. Das Ziel ist die Deutung von Weltanschauungen aus der Struktur bestimmter „Charaktere“. Wie sich aber diese Charaktere zur Gesamtstruktur „wirklicher“ Charaktere verhalten und verhalten können, wird durch jene Untersuchungen nicht entschieden. Im Gegenteil: dieses Problem taucht gar nicht auf. Man sieht nur die eine Front, nicht aber die andere. Es hätte nun wenig Wert, hier von Haupt- oder Nebenfront sprechen zu wollen, denn der verschiedene Gesichtspunkt stempelt ja die Fronten zu Haupt- und Neben-Kriegsschauplätzen. Grundlegend wichtig ist jedoch die Einsicht in die prinzipielle Verschiedenheit der Gesichtspunkte. Einmal trachte ich die künstlerische Leistung z. B. aus dem „künstlerischen Charakter“ zu begreifen, das anderemal aber die Rolle des künstlerischen Charakters im Rahmen des Gesamtcharakters, im Gefüge der Persönlichkeit zu erfassen. Der künstlerische Charakter, das, was ich von dem Charakter brauche, um das künstlerische Werk zu verstehen, ist nicht einfach der individuelle Gesamtcharakter; muß es jedenfalls nicht sein, um jeden Streit abzuschneiden. Diese Doppelstellung der „Charaktere“ erleichtert natürlich nicht die Arbeit. Deshalb ist man versucht, „Charaktere“ zu wünschen, die nicht jenen Januskopf zeigen.

Man beachte etwa folgendes Beispiel: der soldatische, militärische Charakter einer Persönlichkeit. Dieser „Charakter“ ist nur aus den Anforderungen des Kriegsdienstes zu erkennen. Dieser Dienst erheischt körperliche Gesundheit, Mut, Disziplin usw. Vielleicht besitzt ein Mensch diese Eigenschaften — er ist also an sich durchaus „tauglich“ — aber er haßt den Krieg und alles Militärische, oder er lebt nur seiner Familie und der Gedanke einer Trennung ist ihm unerträglich, oder er brennt darauf, sich als Soldat auszuzeichnen. Im Wesen des soldatischen Charakters liegen diese Verflechtungen nicht, er ist ein idealer Typus. Aber lebendige Menschen sollen und müssen nun diesen Typus verwirklichen und ihre Persönlichkeiten stiften jene Verflechtungen. Der Charakter

„des“ Soldaten ist selbstverständlich nicht der Charakter des einzelnen Soldaten. Aber wie wir aus dem Wesen des Krieges Kriegstüchtigkeit und Kriegsuntüchtigkeit der einzelnen Charaktere erkennen können, ist es vielleicht möglich, die prinzipiellen charakterologischen Stellungnahmen zum Kriege, zum Kriegerischen, Soldatischen einzusehen. Auch das ist natürlich charakterologische Arbeit. Beide Aufgaben bewegen sich innerhalb des Gebietes der Charakterologie, und sie hat kein Recht, eine zu Gunsten der anderen zu negieren, und ebenso wenig ein Recht, beide miteinander zu verwechseln; zu wähnen, daß die eine die andere zu ersetzen berufen ist. Von hier aus erscheint nun die Doppelstellung jener „Charaktere“ nicht als ein zufälliges Mißgeschick, das die Forschung zu beseitigen hätte, vielmehr als sachlich unumgänglich geboten. Und diese „Sache“ darf nicht verfälscht oder verschleiert werden. Wir sind daher gezwungen, beide Aufgaben im Auge zu behalten. Die meisten Fehler der modernen Charakterologie fußen auf der methodischen Unsauberkeit, eine dieser Aufgaben durch die andere erledigen zu wollen, wobei lediglich beide in schiefes Licht geraten. Machen wir etwa allein mit dem „künstlerischen Charakter“ Ernst, erscheint der „bürgerliche Charakter“ wie ein Anhängsel, um das sich die Forschung nicht viel zu kümmern braucht. Gehen wir aber bloß von dem „Menschlichen“ aus, dann verstehen wir wieder gar nicht, wieso denn jene künstlerischen Leistungen möglich werden. Aber wenn wir den „ganzen“ Charakter haben, so haben wir doch das „Künstlerische“ mit. Es wäre naiv ausgedrückt, wenn man meinte, das Künstlerische liege in dem Charakter wie ein Block, dessen Vorhandensein einfach zu konstatieren ist. Der Zugang zu dem künstlerischen Charakter führt nur durch das Kunstwerk. Der Kunstliebhaber, der Kunstträumer usw.; sie sind noch keine Künstler. Doch das Kunstwerk muß nicht der Zugang zum „ganzen Charakter“ sein, und da müssen weitere Zugänge geschaffen werden. Nur eine wirklich allseitige Betrachtung schützt uns vor den grotesken Entgleisungen der Einseitigkeit. Und die Einheitsknüpfung auf ihren schmalen, engen Grundlagen scheitert vor der Allseitigkeit. Daß sie gemeinhin die Einheitsknüpfung nicht erleichtert, darf nicht als ein ernstlicher Einwand gebucht werden.

Damit ist immer noch nichts über die Einteilung entschieden. Doch glaube ich, daß jetzt die sachentsprechende Einteilung nahegelegt ist. Sagen wir es so schlicht wie möglich: die verschiedenen wissenschaftlichen Ziele „brauchen“ bestimmte „Charaktere“, und die Charakterologie braucht weiterhin grundsätzliche Aufklärung darüber, was jene „Charaktere“ im Gesamtgefüge der Charaktere bedeuten und bedeuten

können. Wenn ich die künstlerischen Werke aus dem künstlerischen Charakter verstehe, verstehe ich damit noch nicht diesen künstlerischen Charakter. Ihn verstehe ich aus der Gesamtpersönlichkeit. Wenn ich die soldatischen Leistungen aus charakterologischen Bestimmtheiten verstehe, so verstehe ich nun wieder diese aus dem Charakter. Es ist zweifellos ausgeschlossen, eine vollständige Liste jener wissenschaftlichen Ziele zu unterbreiten. Ja, jede „vollständige“ Liste könnte sogleich Lügen gestraft werden durch neu auftauchende wissenschaftliche Ziele. Die Frage nach dem idealen Charakter des Automobilisten oder des Flugzeugführers ist sicherlich nicht möglich vor der Erfindung des Automobils oder des Flugzeugs. Und mit den Wandlungen dieser Verkehrsmittel werden auch die Forderungen an den idealen Charakter sich wandeln. Doch das sind Kleinigkeiten: wenn wir die große Klasse der Berufscharaktere haben, so bleiben natürlich die Möglichkeiten für neue Berufe offen, und es ist keine in ihren Arten abgeschlossene Klasse. Es käme also nur auf eine Vollständigkeit der Klassen an. Sie ist eher möglich. Aber auch sie kann nicht mit absoluter Sicherheit garantiert werden, ganz abgesehen von dem Streit darüber, was im Einzelfall eine solche Klasse ist. Ich gebe ein Beispiel: man kann gewiß versuchen, von den ökonomischen Verhältnissen aus die Charaktere aufzubauen, Idealtypen solcher Charaktere zu konstruieren, und dann darauf achten, welchen Sinn sie für die Individualcharakterologie haben. Aber ist es nicht ganz von der Wissenschaftslage abhängig, ob dieser Gesichtspunkt in der Versenkung verschwindet? Damit machen wir uns doch scheinbar zum Fürsprecher jener Relativität, und sie widerstreitet unseren bisher vgetragenen Anschauungen. Wir sagten, daß die Wissenschaft bestimmte „Charaktere“ braucht. Und dieser Bedarf der Wissenschaft ist nicht zu berechnen. Daß ich den Bedarf der Wissenschaft aber nicht im voraus mit Sicherheit zu berechnen vermag, beweist nichts gegen die Objektivität der Erkenntnis. Ich muß doch schließlich wissen, welche „Charaktere“ ich für die Charakterologie selbst brauche. Sie erfordert ganz klare Bestimmungsstücke. Es ist Aufgabe der Wissenschaft, sie namhaft zu machen, aber keineswegs kann sie — ohne zu fehlen — ihre Zahl vergrößern oder abbauen. Doch unsere „Charaktere“ haben den „Doppelkopf“; sie sind nur mit ihrer einen Seite der Charakterologie zugekehrt. Sie erwachsen ja gerade aus den Bedürfnissen, die andere Wissenschaftsziele an die Charakterologie herantragen. Und wie soll die Charakterologie von sich aus über diese Bedürfnisse anderer Wissenschaftsziele eine vorgängige bündige Entscheidung fällen. Was etwa die Geschichte von der Psychologie braucht, das vermag ihr unmöglich die Psychologie vorzuschreiben, son-

dern das folgt aus dem Wesen der Geschichte. Sie tritt dann mit ganz bestimmten Wünschen an die Psychologie heran.

Eine andere Frage wird nun brennend: muß denn die Individualcharakterologie den Weg über die „Charaktere“ nehmen, und sind jene Doppelcharaktere der geeignete Weg? Wäre es denn nicht einfacher, wenn sie die Idealtypen — um es kurz so zu bezeichnen — aus sich heraus bildete, statt sie sich von Fremden aufpressen zu lassen? Doch die Charakterologie kann nicht allein darüber befinden, was ein Künstler ist, oder was ein Religiöser ist. Geht sie diesen Aufgaben nach, vermag sie dies nur im Bunde mit der Kunst- oder Religionswissenschaft. Sonst gibt sie alles Mögliche, nur nicht gerade eine Charakterologie des künstlerischen oder des religiösen Menschen. Hierfür wimmelt es an unglücklichen Beispielen. Da ist der Weg über jene „Charaktere“ gewiß kein Umweg und kein Irrweg. Methodisch gibt es gar keinen anderen. Aber fraglos müssen wir auch „Charaktere“ heranziehen, die von der Charakterologie selbst gebildet sind. Wie wollen wir dies beginnen? Ich meine durch Besinnung auf unsere Leitlinien. Wir verfolgen dann nicht die einzelne Leitlinie, sondern sehen zu, was für eine charakterologische Ausprägung sich ergibt, wenn die betreffende Leitlinie zur Leitlinie des Charakters wird. Sicherlich muß dies keine einzelne Leitlinie sein. Auch da würde ich den hoffnungslosen Versuch nicht anempfehlen, gleichsam auf Vorrat ein unendliches Schachtelsystem zu schaffen, wobei man dann nach Bedarf die betreffende Nummer herausziehen könnte, weil eben dieser Bedarf unübersehbar ist. Sicherlich reicht es nicht hin, im Programmatischen stecken zu bleiben, aber wenn das Programm klar ist, dann muß man seine Ausfüllung auch der wissenschaftlichen Entwicklung überlassen und nicht diese Entwicklung hemmen. Denn es ist eine Hemmung, wenn man sich erdreistet, alle Fälle vorwegzunehmen und sie dann bloß als vermeintliche Bestätigungen zu registrieren. Nein, die Fälle werden immer neue Verflechtungen zeigen, so wie ich auf einem Klavier immer neue Weisen spielen kann. Aber wie grundsätzlich Klaviermusik zu verstehen und zu erklären ist, das muß ich allerdings wissen. Den „Bedarf“ im einzelnen muß man sich schon von der Erfahrung vorschreiben lassen und sich nicht im vorhinein „eindecken“. Das lähmt nur jede Elastizität und mechanisiert dort, wo wir ganz Einzigartigem nachtasten sollen. Aber auch diese „Charaktere“ werden ihr Doppelantlitz bewahren: denken wir etwa an den „Willensmenschen“. Hier ist eben die eine Front der „Wille“, die andere „der Mensch“. Und der „reine“ Willensmensch ist eben nicht der lebendige Willensmensch. Ebenso ist der reine Verstandesmensch nicht der lebendige Verstandesmensch. Und ich kann einmal untersuchen, wie der reine

Verstandesmensch beschaffen sein muß, das anderemal die Sinnhaftigkeit des Verstandesmäßigen im Charakter des Menschen. Nach all diesen Erwägungen — und unter Würdigung der von uns selbst hervorgehobenen Unvollständigkeit — schlage ich nun folgende Einteilung vor: 1. Berufscharaktere, 2. weltanschauliche Charaktere, 3. ethische Charaktere, 4. Verbrechercharaktere usw. Diese ganze Reihe ist gleichsam von außer-charakterologischen Momenten bestimmt. Nun schließt eine zweite Reihe an, die von Leitlinien her ihr Gepräge empfängt, also 1. formale Charaktere, 2. materiale Charaktere, 3. Zielcharaktere, 4. komplexe Charaktere. Noch eine dritte Reihe muß gleich angegliedert werden: der Mensch lebt in einem Volk, in einer Kultur, in einer Zeit, und so ergeben sich die 1. Zeitcharaktere, 2. Völkercharaktere, 3. Kulturcharaktere. Auf die Wichtigkeit der äußeren Umstände wiesen wir bereits hin, und so können wir mit den 1. endogenen und 2. den Schicksalscharakteren enden. Unsere Einteilung ist unangenehm bunt; diesen Eindruck wird wohl jeder haben. Wir versuchten zu zeigen, warum diese Buntheit gefordert wird, und daß sie keineswegs die Individualcharakterologie aufhebt. Nun könnte man uns schon bei nur flüchtigem Mustern der Inhaltsübersicht vorwerfen, daß wir uns ja gar nicht an unsere eigene Einteilung halten. Wir ändern nicht bloß die Reihenfolge, sondern lassen auch Glieder aus, und andere nicht genannte tauchen auf. Da muß ich nur bitten, sich nicht mit einem vergleichenden Blick auf die Inhaltsübersicht zu begnügen, vielmehr den Inhalt selbst zur Kenntnis zu nehmen, ehe — vielleicht begründete — Kritik einhakt. Nur noch so viel: es ist selbstverständlich völlig gleichgültig, ob man die erste Reihe an die zweite oder dritte Stelle setzt und umgekehrt. Diese Anordnung ist gänzlich willkürlich und muß willkürlich sein. Denn zwischen der charakterologischen Betrachtung unter dem Gesichtspunkt des Beruflichen, Weltanschaulichen, Krankhaften, Verbrecherischen und der unter dem Gesichtspunkt einzelner oder komplexer „Leitlinien“ besteht kein Rangverhältnis; wohl aber im einzelnen sehr wichtige Korrelationen, ja, sehr weitgehende Wesensverwandtschaften. Man denke z. B. an den Berufscharakter des reinen Künstlers und an den Zielcharakter, der eben auf Kunst abzielt. Aber der „reine Künstler“ ist Künstler, der Idealtypus des nach Kunst Strebenden schließt an sich nicht die werthaltige künstlerische Leistungsfähigkeit ein. Gerade deshalb sind auch die Unterschiede charakterologisch bedeutsam.

§ 3.

Es soll sich also nicht darum handeln, ein Programm „abzuwickeln“. Schon darum nicht, weil es weit über meine Kräfte ginge, denn dieses

Programm bedeutet ja einen ewigen Aufgabenkreis der Charakterologie, der niemals völlig ausgefüllt werden kann. Auch beabsichtige ich keineswegs aus der vorhandenen Literatur — die ich im zweiten Teile besprochen habe — nun passende Beispiele für „Charaktere“ zu erbringen und so in Art eines Lehrbuches das Vorhandene sammelnd einzureihen. Obgleich ich diese Aufgabe für ebenso dankbar wie interessant halte. Wenn ich hier gänzlich auf sie verzichte, so geschieht es — nicht nur im Gedanken an den Umfang dieses Buches — weil ich gar nicht so weit eindringen will, da nur das Prinzipielle jetzt in Frage steht, und alles andere nur so weit, als das Prinzipielle an ihm seine Klärung erfährt. Und auch da bin ich noch zu einer Einschränkung gezwungen: nicht einmal alles Prinzipielle, sondern eigentlich nur, wie hier „prinzipiell“ gearbeitet werden muß, wie „prinzipiell“ überhaupt unsere Charaktere gemeint sind.

So beginne ich mit den Berufsscharakteren. Wir unterscheiden Beruf vom zufälligen Geschäft. Schon die Brautleute sind sich z. B. darüber einig, daß ihr Erstgeborener „Pfarrer“ werden soll, daß er zu „studieren“ hat, daß er einmal das väterliche Geschäft übernimmt usw. Sie setzen ihren Beschluß auch durch ohne Rücksichten auf Anlagen oder Neigungen des Sohnes. Sie trösten sich damit, daß er — wenn er auch widerstrebt — in seinen Beruf hineinwachsen wird. Der Beruf wird ihm schon den Kopf zurechtsetzen. Da hätten wir bereits die wichtigen Begriffe des „In den Beruf Hineinwachsen“ und der Rückwirkung des Berufes auf seinen Träger durch die Berufsausübung. Aber davon jetzt abgesehen, ein so vorgeschriebener Beruf kann für den Betreffenden ganz äußerlich bleiben. Weder ist der Beruf für ihn charakteristisch, noch er irgendwie für diesen Beruf. Aber sehr charakteristisch kann es für ihn sein, wie er sich mit dem Berufe abfindet, oder wie er nun den Beruf verändert, indem er ihn sich anpaßt. Man kennt die Fälle, wie man „zufällig“ in einen Beruf hineinheiratet. Es ist natürlich ein Unterschied, ob man den Beruf heiratet und die Frau dazunimmt oder umgekehrt. Oder man ergreift den Beruf, weil er gute Aussichten bietet. In allen diesen Fällen ist der Beruf ein aufgezwungenes oder freiwilliges Mittel, um zu leben, oder um so zu leben, wie man es wünscht. Man will z. B. keine Armut und darum quält man sich mit dem Geschäft. Und es gibt Menschen, die für keinen Beruf geschaffen sind, deren Beruf es wäre, berufslos zu sein: der „geborene“ Rentner. Ich denke hier nicht an Idioten, die intellektuell unfähig sind zur Bekleidung auch nur des geringsten Berufes, sondern z. B. an Leute, die sich für alles interessieren, Zeitungen, Bücher lesen, Theater besuchen, Geselligkeit treiben, Natur lieben, und für die jeder Beruf nur eine überaus peinliche Störung dieser ihrer er-

wünschten Betätigungen ist. Sie suchen daher auch krampfhaft nach einem Beruf, der gleichsam möglichst wenig Beruf ist, oder sie drücken ihren Beruf auf dieses Niveau herab. Nun ist es gewiß schon sehr wichtig, diese Stellungen zum Beruf zu prüfen, die ja ganz bestimmte charakterologische Strukturen zur Voraussetzung haben. Wir fragen: warum eignen sich bestimmte Persönlichkeiten für gar keinen Beruf, obgleich es nicht an der intellektuellen Begabung fehlt, warum bleibt anderen der Beruf ganz äußerlich usw.? Diese Frage ist sicherlich eine eminent charakterologische. Und ebenso die weitere: warum gewisse Persönlichkeiten in den verschiedensten Berufen sich auszeichnen? Sie hängen nicht an dem jeweiligen Beruf, stellen sich je nach Konjunktur schnell um, aber immer wollen sie das gleiche: nämlich Geld verdienen, oder sich eben „auszeichnen“. Sie sind also durchaus in der Lage, den Beruf anständig auszufüllen, aber sie betreiben ihn so im Hinblick auf möglichstes Geldverdienen und sie tauschen den Beruf, wenn ein anderer bessere Einnahmen verspricht; oder sie streben darnach, sich auszuzeichnen, und greifen darum zu Berufen, in denen man sich auszeichnen kann im Gegensatz zu solchen, wo dies nicht angeht. Der Beruf als solcher kann unter diesen Richtungsbestimmtheiten leiden, aber ebenso durch sie gefördert werden. Es ist bisweilen ein Raubbau am Beruf, wenn aus ihm möglichst schnell viel Geld herausgepreßt werden soll unter der Devise „nach mir die Sündflut“, oder die sachlichen Anforderungen des Berufes werden vernachlässigt, weil der Berufsträger nur darauf sinnt, sich durch einen besonderen Schlag auszuzeichnen. Aber selbstverständlich kann auch das Streben nach Mehrertrag zu einer besser durchorganisierten Betriebsordnung führen, und die Sucht nach Auszeichnung ergreift vielleicht denselben Weg. Es ist jedoch fraglos ein charakterologischer Unterschied, ob etwa ein Schuhmacher aus Gewissenhaftigkeit gegenüber seiner Arbeit um höchste Qualität sich bemüht, oder ob er weiß, daß höchste Qualität auf die Dauer die beste Reklame ist und nur darum auf sie drängt. Der erste würde nie schleuderhaft arbeiten, um sich nicht an seinem Beruf zu versündigen, er begnügt sich lieber mit einem geringen Einkommen, statt durch Schnelligkeit des Werkvorganges diesen in seiner Güte zu gefährden. Der zweite wäre jeden Augenblick gern bereit, schlechte Ware zu liefern, wenn er nicht Angst hätte, dadurch sein Geschäft zu ruinieren. Und man kann weiterhin gewisse Berufe betreiben, um etwa Abenteuer auszukosten, um den Genuß der Erregung zu haben usw. Das Abenteuer ist die Hauptsache, nicht der Beruf. Oder man führt das elterliche Geschäft aus Pietät, der alten Tradition gehorchend: man verteidigt und mehrt den angesehenen Ruf der Firma. Dieser Ruf der Firma — an die man

durch Pietät und Tradition gebunden ist, der man seinen sozialen Vorrang verdankt — ist das entscheidende. Man muß nicht das Geschäft eigentlich lieben, aber man liebt die Firma und das Geschäft um der Firma willen. Sie diktiert auch die Art der Geschäftsführung.

Lassen wir einmal alle diese Variationen, die sich leicht vermehren ließen, und achten wir auf die reinen Berufscharaktere; also den reinen Forscher, Künstler, Offizier, Verwaltungsbeamten, Bauer, Arbeiter, Ingenieur usw. usw. Wie sind diese Charaktere formal, material und teleologisch bestimmt, wie ist die notwendige Struktur dieser Charaktere? Gewiß sind der antike und der moderne Offizier andere Typen, der königlich preußische und der kaiserlich österreichische. Aber diese Unterschiede scheiden zuerst wenigstens aus: der Offizier ist der militärische Führer. Da ist wichtig, ob es sich um Unter- oder Oberführung handelt. Der Offizier darf nicht feige sein, er darf nicht ohne Grund das Leben seiner Mannschaft riskieren, er muß dieser Mannschaft als Vorbild dienen, selbst diszipliniert muß er auf Disziplin achten, er muß im Rahmen seines Dienstes Geistesgegenwart bewahren, er muß zu unbedingtem Gehorsam bereit sein und doch Selbstverantwortung übernehmen usw. Welche Anlagen ermöglichen diese Leistungen? Es ist klar, daß es sich hier in hohem Maße um charakterologische Anlagen handelt. Wie verhält sich nun dieser Berufscharakter zum bürgerlichen Charakter, zum Gesamtcharakter. Es ist wieder selbstverständlich, daß diese spezifischen Berufstugenden eine ganz bestimmte Menschlichkeit voraussetzen. Gewiß kann z. B. der Betreffende ein idealer Gatte und Vater sein, aber er darf nicht in der Familie aufgehen, er muß jeden Augenblick imstande sein, die Familie zu verlassen, ohne daß darunter die Berufsfreudigkeit leidet. Durch die vorbehaltlose Pflichterfüllung in seinem Berufe dient er am besten dem Namen seiner Familie und der Tradition der Offiziers-Familie. So wird es möglich, das ideale Sein des Offiziers zu konstruieren und zu erkennen, was diesem förderlich und hinderlich ist. Welche charakterologischen Momente vereiteln, verdecken es, welche sind ihm mittelbar oder unmittelbar günstig? Wir können z. B. fragen, welche Religiosität dem Offizier entspricht und welche nicht. Jedenfalls keine, die auf ein passives, unbedingt friedliches Ausharren und Dulden eingestellt ist, sondern eine, die Taten verlangt und diese Taten als sittlich rechtfertigt. Bleibt überhaupt eine privat-individuelle Sphäre, oder soll der ganze Mensch hier vom Beruf erfaßt werden: nichts anderes als Offizier sein, immer nur als Offizier denken, handeln, fühlen, wollen? Ich möchte diese Frage hier weder bejahen noch verneinen, aber jedenfalls liegt da ein Beruf vor, der wesensmäßig auf die Totalität des Charakters zielt.

Ganz anders ist dies etwa beim Beruf des mittleren Beamten; der läßt einen viel größeren Spielraum frei. Und darum ergibt sich auch ein sehr bedeutsamer Unterschied: die Identifizierung des Menschen mit dem Offiziersberuf schafft gewiß eine eindimensionale Richtungsbestimmtheit, aber keine charakterologische Aushöhlung. Der Nichts-als-Beamte ist charakterologisch abgebrannt, eingetrocknet. Weiterhin noch ein zweites: es gibt Berufe, die im Augenblick, wo sie den ganzen Menschen in sich einschließen, selbst darunter leiden. Der Nur-Beamte bleibt subaltern. Das Paragraphenhafte seiner Existenz formalisiert seinen Beruf. Fraglos unterliegt auch der Offizier der Gefahr, seinen Beruf subaltern zu verbeamten. Dann sind ihm Schreibereien und Drill das Wichtigste, Ziele gewordene Mittel. Doch damit verfälscht er schon seinen Beruf. Ich glaube, daß die ganze Problematik der „Berufscharaktere“ am deutlichsten beim Berufe des Künstlers wird. Darum wählen wir ihn auch als Beispiel, ungeachtet dessen, daß wir dadurch zu manchen Wiederholungen gezwungen sind. Vorher aber noch eine Bemerkung: „Berufscharaktere“ meinen grundsätzlich etwas anderes als jene Tests, welche die intellektuelle, technische oder manuelle usw. Fähigkeit prüfen. Zum Berufscharakter eines Portiers gehört z. B. Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit, ein Mindestmaß von Liebenswürdigkeit usw., daß er sich nicht intrigant in alle Angelegenheiten des Hauses einmengt, mit jedem Vorübergehenden lange schwätzt usw. Um diese „Charaktere“ handelt es sich also und nicht um die möglichst charakterfreie theoretische Leistungsmöglichkeit. Die beste Forscheranlage z. B. nützt nichts, wenn Eitelkeit sie pervertiert.

§ 4.

Wir rücken die Frage in den Vordergrund, wie sich der künstlerische Charakter zum bürgerlichen verhält. Die ganze Kunst kann ja in den Dienst irgendwelcher außerkünstlerischer Ziele treten. Der „Tenor“ will reich werden, dazu soll ihm seine Stimme verhelfen. Ein zweiter giert nach Ruhm, und sein Kunstschaffen ist bloß die Fanfare dieses Ruhmbedürfnisses. Sie sind künstlerisch tätig und vielleicht künstlerisch begabt, aber sie sind keine eigentlichen künstlerischen Charaktere. In ihnen wird die Kunst zum Selbstzweck. Aber ist nicht auch der „echte“ Künstler vom Beifall abhängig? Doch wohl nur nach zwei Richtungen hin: einmal, weil der Beifall sich in Aufträgen auszudrücken vermag, die künstlerisches Planen zur Wirklichkeit werden lassen (sehr deutlich beim Architekten oder Plastiker), das anderemal, weil der Beifall Ansporn zur künstlerischen Leistung wird (sehr deutlich beim Schauspieler). Der Beifall, den die Eitelkeit umbuhlt, ist charakterologisch anders zu bewerten als der, den

die „Sache“ benötigt und den man um der Sache willen anstrebt. Gewiß ist hier der Ansatzpunkt für unzählige Verschiebungen, Verflechtungen, Selbsttäuschungen. Ist nun die Kunst letztes Ziel, dann muß ihr offenbar — soweit dieses Ziel vorherrscht — das „andere“ dienen. Wir wissen jedoch schon, daß künstlerischer Fleiß nicht ohne weiteres Fleiß außerhalb der Kunst verbürgt, künstlerische Gewissenhaftigkeit nicht Liederlichkeit „im Leben“ ausschließt. So scheint sich der künstlerische Charakter als Berufscharakter abzukapseln gegen den Gesamtcharakter. Ich möchte nochmals nachdrücklich betonen, daß es sich nicht etwa in der Kunst um einen Scheinfleiß oder um eine Scheingewissenhaftigkeit handelt. Sicherlich gibt es Fleiß oder Gewissenhaftigkeit heuchelnde Künstler, aber an sich kann der künstlerische Fleiß z. B. so echt wie jeder andere sein. Es ist ja nicht gesagt, daß der Fleiß — um echt zu sein — allen Betätigungen anhaften muß. Der Geschäftsmann ist vielleicht auch nur rege, wenn irgendetwas die geschäftliche Sphäre berührt. Es müssen nicht einmal künstlerischer Fleiß und Fleiß „im Leben“ charakterologisch das gleiche bedeuten: der Künstler ist z. B. in seinem Schaffen „fleißig“, weil dieses Schaffen tiefste Befriedigung auslöst, weil er von strengstem Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Kunstwerk erfüllt ist, im Leben aber, weil er sich unsicher fühlt und diese Unsicherheit durch betonten Fleiß ausgleichen will. Die radikale Trennung von künstlerischem Schaffen und Leben — oder allgemeiner „Beruf und Leben“ — ist eine der verhängnisvollsten, die es gibt. Sie ist vor allem von denen aufgestellt, die im Beruf einen Gegensatz zum Leben erblicken, eine Störung des Lebens, von denen, die den Beruf betreiben, um zu leben. Für sie ist natürlich das Berufsleben nicht das „eigentliche“ Leben, sondern die Familie, der Stammtisch, der Spaziergang usw. Aber die Charakterologie des fürsorglichen Familienvaters ist nicht das Bezugssystem einer jeden möglichen Charakterologie (vgl. meinen Vortrag auf dem zweiten Kongreß für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft und mein Buch „Der Künstler“ 1925). Was „eigentliches Leben“ ist, kann immer nur vom Charakter des Betreffenden aus entschieden werden, wenn wir von einer Metaphysik absehen, die sich vielleicht erkühnt, absolute Grade festzulegen. Dem dichtenden Bräutigam ist die Dichtung nicht das „eigentliche“ Leben, sondern ein Ersatz für das Kommende, Ersehnte, Erhoffte; und in den Flitterwochen erlischt diese Poesie, weil der junge Ehemann jenen Ersatz nicht mehr braucht: das „eigentliche Leben“ ist Wirklichkeit geworden. Für den Klatschenden ist nicht das reale Geschehen das eigentliche Leben, das beginnt erst dort, wo das Geschehen Gegenstand

des Klatsches wird. Wir können also — damit wiederholen wir nur im Grunde bereits Gesagtes — in diesem Sinne verschiedene Lebensformen unterscheiden, die alle in gleicher Weise „eigentlich“ zu sein vermögen. Damit spitzt sich aber das Problem des künstlerischen Charakters zu.

Er stellt den Helden dar, glaubhaft, überzeugend, aber er ist selbst kein Held. Die Darstellung des Heldentums ist doch kein „eigentliches“ Heldentum. Aber fügen wir auch sofort hinzu: keine Heldenpose. Der Schwächling drapiert sich mit der Heldenpose. Der Dichter jedoch kann ebenso Helden wie Heldenposeure darstellen, und er kann heldisch darstellen und heldisches affektieren. Wie ist es mit dem „echt“ Heldischen? Man vergesse doch nicht, daß Heldentum und künstlerische Gestaltung des Heldentums zweierlei sind. Der Held gestaltet nicht künstlerisch sein Heldentum; er ist einfach ein Held, wie der andere ein Feigling ist und nicht etwa seine Feigheit künstlerisch gestaltet. Aber um Heldentum künstlerisch zu gestalten, muß man doch „wissen“, was Heldentum ist. Und wollen wir nicht ein bloßes blasses Angelesensein annehmen, so muß man Heldentum „erlebt“ haben. Jedoch das Erlebnis des „Heldentums“ setzt bloß Aufgeschlossenheit für Heldisches voraus; der Charakter muß so beschaffen sein, daß er dieses Erlebnis zuläßt, aber deswegen muß er noch nicht heldisch sein. Und die künstlerische Gestaltung ist eine adäquate Form eben des künstlerischen Heldenerlebens. Der Künstler erlebt das Heldische in voller Klarheit, indem er es gestaltet. Die künstlerische Formung ist die Möglichkeit, durch die für den Künstler dumpfe Ergriffenheiten zu machtvollen Erlebnissen anschwellen und durch die sie befriedigt werden. Was nützt aber das künstlerische Mitleid? Davon kauft sich noch keiner ein Stückchen Brot. Der sachliche und charakterologische Sinn des künstlerischen Mitleids wird vollständig verkannt, wenn man glaubt, es auf diese Sphäre projizieren zu dürfen. Ebenso wenig trocknet etwa die phänomenologische Erkenntnis des Mitleids Tränen. Aber selbstverständlich sind das künstlerisch gestaltete Mitleid oder das phänomenologisch geschaute nicht „wirkliches“ Mitleid, doch auch keineswegs Mitleidsposen, geheucheltes oder affektiertes Mitleid. Das wirft sofort ein weiteres Problem auf: was ist nun im künstlerischen Charakter im gewöhnlichen Betracht des Wortes wirklich? Gewiß einmal alles, was sich auf das Schaffen selbst richtet: die Verzweiflung des Nichtkönnens, die Beseeligung des Gelingens, die unverdrossene Zähigkeit des Bemühens, die strenge Gewissenhaftigkeit oder der frivole Leichtsin, die Demut der Arbeit. Sicherlich muß der Künstler „sonst“ nicht demütig sein, vielleicht spürt er sich als stolzer Priester seines Gottes gegenüber

der gottlosen Masse, aber vor seinem Gott ist er echt demütig. So sehen wir also schon — und ich glaube zwingend — wie den „artistischen“ Charakter im engeren Sinne erst diese charakterologischen Eigenschaften zur Erfüllung bringen, wie sie ihn fördern, hemmen, zersetzen. Eine Eitelkeit, die sich überall brutal vorschiebt oder die versteckt überall hervorlugt, vermag sein ganzes Schaffen zu zerstören. Aber wohlgemerkt: nicht weil er an sich eitel ist, sondern weil er im Schaffen eitel ist. Genügt nun dieses kurz skizzierte Bild? Es fehlt noch ein entscheidender Zug, den auch die flüchtigste Skizze nicht vergessen darf, ohne das Ganze karikaturistisch zu verzeichnen.

Alles, was wir bisher gesagt haben, gilt — wohlgemerkt — auch für den „leeren“ Komödianten. Er lebt gestaltend, formend, und diesen Prägungen leiht er seinen Fleiß usw.; aus ihnen nährt sich sein Stolz usw.; ich brauche bloß an bereits gegebene Beispiele zu erinnern und kann mir deswegen nähere Ausführungen sparen. Wo liegt da der entscheidende Unterschied! Populär könnte man es so formulieren: das Künstlerische ist formalistisch geworden. Die künstlerische Formung ermöglicht nicht mehr das Erlebnis des Heldischen usw., sondern das Erlebnis ist nur noch der Vorwand, an dem sich diese Formung selbstherrlich betätigt. Dem theoretisch Eingestellten wird dies leichter faßlich an dem Beispiel der Wissenschaft: einmal ringe ich mit allem Ernst um sachliche Probleme. Die Methode ist das Mittel, durch das quälende Fragen zu Problemen werden und ihrer Lösung entgegenreifen. Und diesen Weg geht das Erleben des Forschers. Nun aber kann sich die Methode zum Herren aufschwingen; gewiß feilt sie immer an Problemen, doch schließlich dienen diese bloß dazu, die Methode selbst zu offenbaren in ihrer Sauberkeit, Durchsichtigkeit usw. Der Stolz und die Befriedigung des Methodologen ist seine Methode. Wissenschaft wird ihm zur „Methode“. Ihn erfüllen keine Probleme mehr, nur noch die Methode. Jetzt kehren wir zum künstlerischen Formalisten zurück: er erlebt nur die Formung; der andere lebt durch die Formung. Trauer ist eben für den einen die tränenzitternde Stimme, die dunkeln Vokale, der getragene Rhythmus usw., für den anderen sind dies die durch die Trauer erzeugten Mittel, durch die sie sich entfaltet, durch die sie sich auslebt usw. Die Geste der Umarmung ist auch für den einen „die Liebe“, für den anderen die einzig angemessene Form, durch die, in der seine sonst verschlossene, dumpfe Liebe jauchzend ausströmt. Jene Geste wird wirksam arrangiert, diese Form aber ist notwendig von dem Erlebnis geprägt. Sie ist auch gar nicht von dem Erlebnis abzulösen, denn es ist nur in dieser Form und dank ihr. Ohne sie wäre es ein Leiden, sie schafft es erst ebenso, wie das Erlebnis

sie schafft; es ist nur als so geformtes Erlebnis möglich. Die Wissenschaft kristallisiert ihre Probleme zu wissenschaftlichen Problemen, aber letztthin gehen sie in langer Folge auf ganz außerwissenschaftliche Fragen zurück. Die Frage nach Gott ist nicht das wissenschaftliche Problem des Theismus, aber ohne jene bange Frage wäre eine wissenschaftliche Metaphysik schwerlich entstanden. So schöpft die Wissenschaft „aus dem Leben“. Und noch in anderer Hinsicht: aus dem „Erleben“ des Problems. Ganz anders, wenn nur die Methode regiert. Dann wird eigentlich die Welt problemlos. Die Methode schafft sich ihre Probleme und bereinigt sie, das ist ganz ihre Angelegenheit. Und die Welt, die sich dieser Methode nicht fügt, wird verachtet, entwertet. Ich wiederhole nochmals: es fällt mir nicht ein zu leugnen, daß die Wissenschaft nur Wissenschaft ist durch die wissenschaftliche Formprägung, also kraft ihrer Methode. Aber das heißt nicht, daß sie nur noch verselbständigte Methode ist. In erhöhtem Maße muß nun auch der Künstler „aus dem Leben schöpfen“, im Anprall mit dem Leben, denn hier empfängt er die Anregungen, die dann zu künstlerischen Problemen werden. Wenn er alles Leben gleich artistisch aufnimmt, lähmt er geradezu mittelbar die echte künstlerische Problematik. Denn an ihre Stelle schiebt sich der Formalismus. Nur aus den dumpfen Nöten des Lebens, die an sich ganz außerkünstlerisch sind und sein müssen im Interesse der Kunst, springt der Funke des künstlerischen Erlebnisses. Wer durch eine blühende Kirschenallee geht und nur geschmackvolle Farbenmotive erlebt, kann nicht das Erlebnis des Frühlings gestalten. Wer nur die Heldengeste sieht, wird immer nur Heldengesten geben, nicht aber mit dem Erlebnis des Heldischen gestaltend ringen. Dann muß man doch alles „erlebt“ haben, was künstlerisch fruchtbar werden soll, das Heldische und Schurkische, die Liebe und den Tod. Wenn man an unsere einleitenden Beispiele denkt, wird man nicht mehr das künstlerische Erlebnis des Todes mit dem „wirklichen“ Sterben verwechseln. Doch das künstlerische Erlebnis des Todes entzündet sich nur irgendwie am Eindruck des Todes, der an sich ganz außerkünstlerisch ist.

Wir wollen diese Betrachtungen nicht direkt festsetzen, sondern sie nach einer anderen Richtung hin verfolgen. Wir fragen nach den möglichen Stellungen zum Schaffen. Am leichtesten macht man sich dies am Beispiel des Mimen klar (vgl. wieder meinen oben genannten Vortrag). Ich unterscheide das Schaffen an der Rolle, in der Rolle und durch die Rolle, oder allgemeiner gesagt: am Kunstwerk, im Kunstwerk und durch das Kunstwerk. Im ersten Falle wird an der Rolle gearbeitet, sie wird vielleicht höchst effektiv ausstaffiert. Ungeheure Stimmbildung dient

dazu, jeden Rhythmus der Rede abzugewinnen, zartestes Pianissimo, das durch alle Schattierungen bis zum hallenden Forte sich steigert. Die Beweglichkeit des Körpers wird bis aufs Äußerste geschult, um jeden Muskel in der Gewalt zu haben, um jede Pose in wirksamster Weise auszugestalten. Ich wähle geflissentlich diese Beispiele, um einer Unterschätzung dieses Schaffens an der Rolle vorzubeugen. Ihm ist auch Genialität nicht fremd, vornehmlich technische Genialität. Schon ein jagendes Sprechen, wobei jede Silbe kristallklar bleibt, ist nicht bloß ein Erzeugnis fleißiger Technik, dazu gehört Begabung, die dann die Technik entwickeln kann. Aber die Rolle selbst bleibt fremd, fern; sie ist nur der Vorwand für diese Kunstfertigkeiten, für diese Virtuosität. Sie ist dankbar, wenn sie diese zuläßt, undankbar, wenn sie dies verwehrt. Der Sonnenuntergang ist dann für den Maler nur eine erwünschte Gelegenheit, seine bravuröse Technik zu zeigen, und er wählt Motive, wo er sich technisch ausleben kann. Er sucht Schwierigkeiten, um sie triumphierend zu bezwingen. Und ähnlich schafft der Dichter dieses Typus. Ganz anders beim Spiel in der Rolle. Hier ist ein innerer Zusammenhang zwischen dem Künstler und seiner Rolle. Diese Rolle ist ihm nun nicht fremd, fern, nein, er lebt sich in sie hinein und lebt so eine Möglichkeit seines Wesens aus. Er formt jetzt „von innen“. Er braucht vielleicht feinste Technik, weil sie allein dieses Ausleben ermöglicht, aber auf ihm allein ruht der Nachdruck, und die ganze Technik muß diesem Erleben angepaßt sein. So schafft der Maler, der sich in die Landschaft „einfühlt“, der Musiker, der sich in seinen Melodien gestaltend und formend ausweint und auslacht, der Dichter, dem seine Sehnsucht den Wortleib diktiert usw. Und wieder anders ist es beim Spiel „durch“ die Rolle. Hier ist die Rolle nur ein Mittel, aber nicht zur technischen Ausbeutung, sondern zur Selbstenthüllung, zur Selbstoffenbarung. Denken wir an eine Tänzerin: sie brilliert dann nicht mit einer atemversetzenden Technik, sie geht dann nicht gleichsam auf in der Schwärmerei der Hirtin oder der Orgie des Cancans, sondern sie tanzt ihre eigene Schönheit, Anmut und Grazie. Und sie kann sich nicht anders entfalten als tanzend. Hier erfährt nun das Menschliche seine schwerste Belastungsprobe innerhalb der Kunst. Denn nicht an der Rolle betätigt es sich, es versinkt nicht in die Rolle, durch sich selbst muß es sich behaupten. Der Maler fühlt sich nicht „in“ die Landschaft „ein“, er prägt ihr den Stempel seines Geistes auf. Zypressen züngeln gleich wilden Leidenschaften, und durch die Wolken fegt der Sturmwind lodender Raserei. Beim Schaffen „am“ Kunstwerk ist das „rein“ Menschliche noch am wenigsten gebunden, denn es zielt nur auf den Schaffensprozeß, sonst ist es aber frei. Aber schon „in“ der Rolle wird dies anders.

Man denke an die Rolle des „Schurken“. Wird sie „zu echt“ gemimt, verzeihen wir es dem Schauspieler nicht. Gewiß, der Zusammenklang mit der Rolle kann erfolgen in der Instinkungebrochenheit, dem Fluten des Affektes, wo aber die innere Harmonie gerade das Niedrige, Schmutzige betont, wird sie unappetitlich. Dieses Menschliche lehnen wir ab. Die Rolle des Schurken vermag als charakterologische Studie zu reizen, es ist aber weiterhin charakterologisch wichtig, von welcher Seite aus das Spiel „in“ der Rolle sich aufbaut. Das Menschliche verlangt hier eine gewisse feine Distanzierung. Vielleicht gilt Ähnliches sogar von der Rolle des „Heiligen“. Wo da die Distanz der Demut völlig verschwindet, der frommen Scheu, entsteht leicht der Eindruck der Vermessenheit, des Größenwahns, der aufdringlichen Intimität mit dem Genialen. Und wieder anders beim Spiel „durch“ die Rolle: da offenbart sich Schurkisches und Heiliges, wie eben vorhin die Schönheit der Tänzerin. Es hängt ganz von der betreffenden Art und dem Format des Charakters ab, ob er es wagen darf, durch die Rolle sich zu enthüllen. Denn die Enthüllung des Mittelmäßigen langweilt uns, die des Widerlichen weckt Ekel, die des Lüsternen ist unanständig. Immer handelt es sich also um eine andere Beteiligung des Gesamtcharakters, und der rein artistische Charakter reicht nicht hin. Von diesem Gesamtcharakter wird es bestimmt, ob die künstlerische Leistungsmöglichkeit des artistischen Charakters sich verwirklicht, und wie sie sich verwirklicht. Der „leere“ Komödiant besitzt zweifellos den artistischen Charakter, aber es ist die Schuld des Gesamtcharakters, die ihn zu jener Leerheit verurteilt, sei es, daß der Gesamtcharakter ursprünglich so angelegt war, sei es, daß er von dem artistischen gleichsam aufgesogen wurde.

Gewiß war es ein Unsinn einer Carmen etwa zu empfehlen, sie müsse durch abenteuerliche Leibesleidenschaften durchgegangen sein, um ihrer Rolle gerecht zu werden. Wie viele Dilettanten der Kunst schmücken sich so gern mit allen Erfahrungen der Erotik und bringen es doch — ganz abgesehen von allem Gesanglichen — zu keiner Carmen. Und die geniale Carmen muß gar nicht in „Wirklichkeit“ farbige Liebesabenteuer ausgekostet haben, sie ist vielleicht eine scheue, verschlossene, mißtrauische Person, aber ihr sprunghaftes Temperament, die Leibesleidenschaft, sie flammen auf in der Rolle oder durch sie. Und sie sind echt, nicht geheuchelt oder gemacht. Aber die Rolle ist notwendig, um sie diesem Erleben entgegenzuführen, und darum wird die Rolle so heiß begehrt. Dieser Mensch „hat“ Temperament, Leibesleidenschaft usw., doch sie brauchen adäquate Gelegenheit, um auszuströmen, um durchlebt zu werden. Und diese Gelegenheit kann die Formung der Kunst sein. Ja,

vielleicht ist dieser Mensch durchs Leben gestürmt, hat Temperament und Leidenschaft verschwendet und vergeudet und sieht jetzt erst ein, daß ihm allein die Kunst Befriedigung schafft, daß alles andere nur qualvollen Hunger schürt. Daß die lechzende Unersättlichkeit gegenüber dem „Leben“ in diesem Falle nichts anderes bedeutet, als daß nur die Kunst zu sättigen vermag. Gewiß kann der „temperamentvolle“ Künstler auch „im Leben“ temperamentvoll sein, aber ohne weiteres dürfen wir dies nicht annehmen.

Ich will jetzt nicht in eine Betrachtung darüber eintreten, wie sich der künstlerische Charakter zu unseren Leitlinien verhält. Es ist klar, daß die Frage des Willens, des Triebhaften, der Intelligenz, des Bewußtseitsgrades, des Erlebensgewichtes, der Gelöstheit oder des Widerstandes usw. Einsicht in verschiedene grundsätzliche Typen erschließt und unentbehrlich wird zur Individualcharakterologie des Künstlers. Wir haben hier ja nur kurz — beispielsweise — von ihm gesprochen und für das nähere muß ich nochmals auf meine eingehenden Arbeiten über das künstlerische Schaffen verweisen, um das Fragmentarische dieser Darstellung zu entschuldigen. Vor allem würde die Lehre von den Berufscharakteren wesentlich gewinnen, wenn die verschiedensten einzelnen Berufscharaktere eine Klärung fänden. Denn dann ergäbe sich erst Einsicht in Wesensverwandtschaften und Verschiedenheiten. Ich glaube z. B., daß die wichtige Scheidung in das Schaffen „am“, „im“ Werk und „durch“ das Werk auch für den Gelehrten zutrifft. Er kann „an“ einem Problem arbeiten, er versenkt sich dann nicht ganz „in“ das Problem, sondern das Problem ist nur das Mittel, das ihm die Betätigung seiner wissenschaftlichen Methodik gestattet. Im zweiten Falle aber wirft er sich in den Sachverhalt des Problems und im dritten gibt er sich selbst durch das Problem. Es ist nun interessant zu verfolgen, wie verschiedene Wissenschaften diese Grundtypen begünstigen bzw. hemmen. Nicht alle erlauben ein Schaffen „durch“ das Problem; weite Gebiete der Mathematik oder der theoretischen Physik lassen es gewiß nicht zu. Und es ist weiter interessant zu verfolgen, wie verschiedene Zeiten sich zu diesen Typen stellen. Ja, selbst beim Geschäftsmann finde ich diese drei Möglichkeiten vor: jenes formalistische Arbeiten „am“ Geschäft, das vielleicht nur auf eine sehr saubere Buchführung achtet, auf die reibungslose Abwicklung des Betriebes usw., dann das Sich-Ausleben in den sachlichen Anforderungen des Geschäftes, sowie das Durchsetzen der eigenen Persönlichkeit in der gesamten Geschäftsleitung. Auch da hängt es im letzten Falle in besonderem Grade von der Persönlichkeit ab, ob sie damit das Geschäft zur Blüte bringt oder ruiniert. Ebenso täusche

ich mich wohl nicht, wenn ich hinsichtlich der Weltanschauungen diese Typen anzutreffen meine: die bloß formalistische Weltanschauung; jenes pantheistische Einfühlen in die Welt oder auch Theismus, Atheismus, die aber sachlich verankert sind; und endlich die Deutung der Welt „durch“ die eigene Persönlichkeit. Auf die naheliegenden Beziehungen zu den DILTHEY-NOHL'schen Weltanschauungstypen gehe ich hier nicht ein, weil trotz aller offenkundigen Ähnlichkeit doch der Gesichtspunkt ein ganz anderer ist. Damit haben wir auch schon die Überleitung zum folgenden Abschnitt gewonnen. Aber eine abschließende Bemerkung sei nicht unterdrückt: selbst wenn wir die obige Dreiteilung durch alle Berufscharaktere durchführen könnten, ist damit nicht gesagt, daß ihre Bedeutung für alle Berufscharaktere die nämliche sein müsse. Ist z. B. der Wille ein charakterologisches Moment am Charakter, ist doch der charakterologische Sinn des Willens für verschiedene charakterologische Typen ein verschiedener. Gerade diese Analogie eröffnet den Ausblick zu sehr bedeutsamen Untersuchungen.

§ 5.

Ist von weltanschaulichen Charakteren die Rede, bedarf es vorerst einer Verständigung darüber, was unter Weltanschauung gemeint ist. Das philosophische System schließt eine Weltanschauung ein, das Kunstwerk kündigt sie, die Religion umspannt sie usw. So kann man von einer religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen, sittlichen Weltanschauung reden. Ich suchte z. B. (im zweiten Bande meiner „Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft“) zu zeigen, daß die Tragödie großen Stils eine ganz bestimmte Weltanschauung zur Voraussetzung hat. Das Traurige allein genügt nicht für das Tragische. Im Tragischen erfassen wir Werte durch Tod und Untergang, die gerade nicht durch Tod und Untergang vernichtet werden, sondern durch sie rein sich entfalten. SOKRATES kann fliehen und sein Leben retten, aber die Sittlichkeit gilt ihm mehr als das nackte Leben. Sein Sterben ist echtestes Zeugnis seiner Sittlichkeit, die nicht vor dem empirischen Untergang kapituliert. GOETHE's Egmont klingt in eine Siegessymphonie aus, die BEETHOVEN komponiert hat. Ein Hauch von jener Siegessymphonie verklärt den tragischen Abschluß großen Stils. Dies ist nur möglich aus der felsenfesten Überzeugung von einer unbedingten Werte-Welt. Das Tragische wird bloß sinnvoll, wenn ich diese Werte-Welt bejahe. Sonst wandelt es sich ins Traurige, Entsetzliche, Pessimistisch-Verzweifelte oder ins Verrückte. Denn die Leute sterben dann, weil sie sich an fixe Ideen klammern, nicht weil sie an ewigen Werten festhalten. Gerade die werden ja gelegnet. Darum kann

auch nicht jede Zeit eine Tragödie großen Stils gebären, weil nicht jede die weltanschaulichen Voraussetzungen mitbringt. Diese Voraussetzungen müssen nun keineswegs formuliert oder begrifflich erkannt sein; das Durchdrungensein von der Wucht der Werte erscheint als natürliche Selbstverständlichkeit, die gar nicht erörtert werden muß. Damit hätten wir schon einen — wenn auch kargen — Beitrag zum weltanschaulichen Charakter des Tragischen oder zum tragischen Charakter gewonnen. Es ist kein Zufall, daß diesen das empirische Unglück umwittert, daß er fast schicksalsnotwendig ihm verfällt, daß er wie ein Blitzableiter es anzieht. Wer in überzeitlichen Werten gründet, der wird nicht rechnerisch klug um zeitliche Nützlichkeiten feilschen, der ist überhaupt nicht „lebensklug“ im populären Betracht des Wortes, und er ist kein Kompromißler, der Schiefes leimt und zurechtflickt. Er unterwirft sich seinem Gesetz, aber er duckt sich nicht feige dort, wo jenes Gesetz und jene Werte verletzt werden. Sie sind ihm kein Handelsobjekt, für daß er Annehmlichkeiten oder Behaglichkeiten eintauscht. Und zugleich dräut hier die Hybris: des zu hoch Emporsteigens über das Gewöhnliche, das dafür seine Rache nimmt, das Verlieren des Bodens unter den Füßen. Der tragische Mensch muß keineswegs in Hybris verfallen, aber er zahlt ihr dann seinen Tribut, wenn er das allzu Menschliche nicht mehr versteht, allzu gering achtet, mit Blindheit dagegen geschlagen ist. Mag dies persönliche Schuld der Überhebung sein oder auch „metaphysische Schuld“. Und beim tragischen Menschen handelt es sich nicht bloß um geglaubte, verstandesmäßig anerkannte Werte, nein, sie sind Richtlinien seiner Taten. Er handelt nach ihnen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß die Charakterologie dieser „gelebten“ Weltanschauung eine andere ist als die der „bloß“ geglaubten, verstandesmäßig anerkannten oder konventionellen. Der schlimmste Skeptiker, der rabiante Leugner aller Sittlichkeit, der nur den Egoismus der Lust gelten läßt, kann „persönlich“ der anständigste, hilfreichste Mensch sein, in schroffem Widerstreit zu seinen theoretischen Ansichten. Vielleicht weil er zeigen will, daß er die Ansichten nicht hege, um sich einen Freibrief für Schurkerei zu erkaufen, vielleicht aber auch, weil er gar nicht daran denkt, jene intellektuelle Sphäre in sein „individuelles“ Leben zu übertragen. Andererseits kann der theoretische Sittlichkeitsapostel von schmutzigster Gesinnung sein. Vielleicht glaubt er schon genug für die Sittlichkeit mit ihrer theoretischen Proklamierung getan zu haben, sie reicht für seine „sittlichen“ Bedürfnisse aus. Oder er hat eine spitzfindige Technik, auch seine gemeinsten Handlungen irgendwie als sittlich gefordert hinzustellen. Oder auch er empfindet nicht den Wider-

spruch, weil er sich selbst nicht zum Gegenstand sittlicher Prüfung erwählt, da er übergenug mit dem Richteramt über andere zu schaffen hat. Man vergesse übrigens nicht, daß mit ganzer Kraft geglaubte Weltanschauungen gewisse Handlungen nahelegen, die unter Umständen sittlich bedenklich sind, z. B. den Fanatismus. Wer völlig von der unbestreitbaren Richtigkeit einer Lehre durchdrungen ist, vermag in ihren Gegnern nur Dummköpfe oder ethisch Minderwertige zu sehen. Wer selbst verschiedene Möglichkeiten anerkennt, wird viel leichter duldsam und tolerant sein können. Er wird geneigt sein, im Fanatismus ein Laster zu erblicken, das Laster der Beschränktheit, der Ungerechtigkeit usw., aber er versteht im allgemeinen nicht, daß die unbedingte Hingabe an eine Sache meist gar nicht möglich ist ohne die zweifelsfreie Überzeugung von ihrem unbedingten Wert. Dann aber ist das, was sich diesem Wert entgegenwirft, auch objektiv wertfeindlich. Und die Sache ruft zu diesem Kreuzzug auf, nicht individuelle Sympathien oder Antipathien. Aber Sittlichkeit oder Unsittlichkeit von Fanatismus oder Toleranz kümmern uns hier nicht, lediglich ihr charakterologischer Ursprung. Hier zeigt sich mitunter ein gewisser *circulus vitiosus*: der einführende, „gerecht“ alle Möglichkeiten erwägende usw. Mensch gelangt im allgemeinen nicht zu so Wurzel schlagenden Überzeugungen als der ganz unter der Gewalt einer bestimmten Lehre oder Anschauung Stehende. Also Fanatismus oder Toleranz müssen nicht nur Folge sein, sondern können auch schon Mitgrund bestimmter weltanschaulicher oder ähnlicher Prägungen sein. Ja, es verträgt sich sogar gütige, wohlwollende Milde mit dem Fanatismus. Der Betreffende ist so restlos überzeugt von der Richtigkeit seiner Auffassung, daß er nur mit tiefem Bedauern von entgegengesetzten Ansichten Kenntnis nimmt. Er vermag diese Bedauernswerten nicht zu hassen, echtes Mitleid strömt ihnen entgegen, unendliche Milde neigt sich den im dunkeln Tale Irrenden zu. Sind sie doch schwer genug durch ihr Irren bestraft. Der Sinn dieser — sagen wir — „standpunkthaften“ Milde oder Güte ist charakterologisch natürlich ein ganz anderer als der einer standpunkt-freien. Wir dürfen aber nicht von unserem Thema allzuweit abschweifen, obgleich diese „Abschweifungen“ immer neue Probleme aufrollen und damit immer tiefer in die Charakterologie hineinführen.

Sicherlich ist es nicht gestattet, den weltanschaulichen Charakter mit seiner Idealtypik zum Zentrum der Charakterologie zu stempeln. Dazu müßte erst erwiesen werden, daß allemal die Weltanschauung das charakterologisch Entscheidende ist. Wir sahen bei den Berufscharakteren, daß es Leute gibt, deren innerer Beruf es gleichsam ist, keinen Beruf zu haben. Gibt es in diesem Sinne auch weltanschauungslose Charaktere? Oder ist

wenigstens ein weltanschaulicher Ansatz überall vorfindbar? Die schroffe Ablehnung jeder Weltanschauung ist doch auch schon Weltanschauung. Ich bin an sich durchaus geneigt, die Frage der weltanschaulichen Charaktere zu bejahen. Dem tierischen oder kindlichen Charakter wird man allerdings keine Weltanschauung zuschreiben; und viele Erwachsene begnügen sich mit einem Weltanschauungsersatz: die Normen der Gesellschaft, das Geschäft, der Beruf vertreten ihnen weltanschauliche Leitlinien. Und man unterschiebe auch nicht die durch Besinnung auf das Leben eines krassen Egoisten gewonnene „Weltanschauung“ ihm selbst; er muß sich weder gefühls- noch verstandesgemäß um sie Skrupel gemacht haben. Er lebt einfach „egoistisch“, das ist ihm ganz selbstverständlich. Aber wie dem nun auch immer sei, jedenfalls treffen wir auf sehr einschneidende Unterschiede im Stellenwert des Weltanschaulichen im Gefüge verschiedener Charaktere. Wobei nicht nur die Art der Weltanschauung wesentlich ist, sondern ihre Bedeutung für den Charakter. Und für die Art der Weltanschauung ist es wichtig, ob sie konventionell übernommen, verstandesmäßig konstruiert, „erlebt“ ist. Man glaube z. B. nicht, das Konventionelle sei immer etwas Oberflächliches, das leicht abgebaut werden könne. Die Übereinstimmung mit der ehrenden Konvention ist für manche tiefstes Bedürfnis, und es ist nicht nur Furcht, die sie davor abhält, die Konvention zu verletzen oder preiszugeben. Nein, sie verehren mit ganzer Kraft das Konventionelle, und jeder Abfall von ihm dünkt sie Vermessenheit und Sünde. Obgleich sie irgendwelche logischen Gründe für das Konventionelle nicht anzuführen vermögen, obgleich es auch an sich gefühlsmäßig ihnen fremd steht. Aber es ist das durch Autoritäten Gestützte und Verbürgte, und jene Autoritäten sind das Maß aller Dinge. Im Gegensatz dazu kann gerade die „erlebte“ Weltanschauung heftigsten Schwankungen und schwersten Konflikten ausgesetzt sein, ambivalent zwischen Gottesleugnung und Gottesheiligung, Ketzerei und Priestertum. Sie schließt sich nicht zur Einheit, in ihr klaffen gefährliche Risse. Und gerade diese Risse sind häufig charakterogen.

Blicken wir auf die Arten der Weltanschauung, muß keineswegs der ungeheuren Differenz zwischen Theismus und Atheismus nun auch ein nur halbwegs angemessener charakterologischer Unterschied entsprechen. Der gleiche wissenschaftliche Typus gelangt aus bestimmten Denkschwierigkeiten zu dem Begriff einer ersten Ursache usw., wie er sie aus ähnlichen Denkschwierigkeiten wieder verwirft. Theismus und Atheismus sind ihm „Hypothesen“, wie andere auch. Und die betreffende Weltanschauung bedeutet nicht mehr als eine logisch wahrscheinliche Hypothese, die dem

Gelehrten noch sehr peinlich sein kann, weil sie nicht die saubere Stringenz anderer Hypothesen aufweist. Dieses ganze Gebiet ist ihm nicht recht geheuer, und er meidet es lieber. Oder er erdreistet sich frech, im stolzen Vertrauen auf die Vernunft, „alles“ zu „beweisen“. Daß er alles durch Beweise abtut, ist für ihn charakteristisch, vielleicht weit mehr als die besonderen Ergebnisse seiner Beweisketten. Aber steht es dann nicht so, daß er doch die Beweise nur bemüht, um das logisch zu rechtfertigen, was vor allem Beweis ihm dogmatisch als sicher gilt: die Kausalität oder das Sein Gottes. Er zweifelt keinen Augenblick an der Kausalität; er würde sich für einen Narren erachten, falls er dies täte, aber „beweisen“ will er die Kausalität. Er ist von Gottes Dasein unbedingt überzeugt; sein intellektueller Scharfsinn widerlegt das ontologische Argument, nun aber schwankt darum nicht der Glaube an die göttliche Existenz, sondern es heißt, tragfähigere Argumente auszurüsten. Da ist nun charakteristisch: erstens, was ihm gleichsam „gegeben“ ist, unter Umständen bloß konventionell. Zweitens, wie er sich zu diesem Gegebenen verhält. Und drittens, was das überhaupt für ihn bedeutet. Aber lassen wir diese rationalen Typen, so ist es klar, daß die Frömmigkeit z. B. einmal bedeutet den makellosen Wandel im Angesicht des Herrn, das anderemal aber eine Art Freibrief für Missetaten, die dann die Frömmigkeit ausgleicht. Sie kann ein materialistischer Versicherungsvertrag sein, aber auch reine Hingabe an höchste Werte, oder Schutzbedürfnis usw. Und wie hiermit ihre echten und falschen Arten wechseln, wandelt sich auch ihr charakterologischer Sinn. Aber man kann doch gewiß fragen: wie muß ein Charakter beschaffen sein, damit überhaupt echte Frömmigkeit — und nicht ihre verzerrte Fratze — möglich wird? Mit diesen Fragen stoßen wir erst auf die eigentlichen weltanschaulichen Charaktere. Zugleich ist wohl einleuchtend, daß damit nicht der Gesamtcharakter erschöpfend verstanden sein muß. Der echt fromme Künstler ist schon etwas anderes als der echt fromme Offizier. So verflechten sich gleich Berufscharaktere mit weltanschaulichen. Und es ist wieder ein ganz anderer Typus, wenn Frömmigkeit die Richtungsbestimmtheit der ganzen Persönlichkeit bildet, wenn all ihr Tun bloß im Dienste der Frömmigkeit statthat. Hier tauchen die weltanschaulichen Charaktere auf, wo die Eringung einer Weltanschauung oder der Kampf um sie das Ziel darstellen, also bestimmte Philosophen, Religiöse usw. Und hier muß man immer darauf achten, ob diese manifeste Weltanschauung mit der „erlebten“ sich deckt. Die Aufweisung von Widersprüchen besagt sicherlich nicht ohne weiteres, daß die manifeste Weltanschauung unecht, geheuchelt, affektiert ist, ebensowenig wie der Heldenschauspieler im Privatleben ein

Held sein muß. Gerade mit diesen Widersprüchen ist eine charakterologische Aufgabe von eminenter Bedeutung entrollt. Die klare, ruhige Weltanschauung kann letzte Zuflucht eines gehetzten, chaotischen Lebens sein, das in ihre weiten Hallen eintritt, wie der müde, arme Pilger in den gotischen Dom. Dabei muß jene Weltanschauung das „Leben“ durchaus nicht „klären“ oder „befrieden“, vielmehr das Leben wird erträglich, weil jenes Festliche aus der Ferne verheißungsvoll erglänzt. Die Wirrnis wird nicht gelichtet, aber die Wirrnis ist nicht das Letzte. Da scheint mir nun charakterologisch schwerwiegend der Unterschied von lebensimmanenten und lebenstranszendenten Weltanschauungen, also von solchen, die dieses unser Leben vergotten, und jenen, die es als etwas Provisorisches, Schattenhaftes oder Einleitendes nehmen. Beide können optimistisch oder pessimistisch sein, aber die einen verlegen allen Sinn oder Unsinn in unser empirisches Dasein, den anderen ist das empirische Dasein nur ein Gleichnis. Der eine wurzelt im „Leben“, weil dies schlechthin alles ist, und muß er es opfern, so opfert er schrankenlos alles. Dem anderen ist dies aber nicht alles: er wartet wie ein Kind vor der geschlossenen Tür, hinter der die Weihnachtskerzen angesteckt werden, und gleich öffnet sich die Tür, und das Wunder der Weihnacht ist da. Und schließlich kann auch unser Leben „teilhaben“ an dem „ewigen“ Leben, von ihm her empfängt es Adel und Würde. Diese weltanschaulichen Verankerungen ruhen tief im Wesen der Persönlichkeiten, andernfalls bleiben sie Schauseiten und Kulissen, die zu bestimmten Zwecken arrangiert werden.

§ 6.

Ein sehr großer Sprung scheint es von den Berufscharakteren oder den weltanschaulichen zu den psychopathischen, und doch ist grundsätzlich das Problem das gleiche. Ja — ich möchte sagen — es wird nur dadurch sinnvoll. Daß man vorläufig diesen Sinn nicht findet und im Dunkeln tappt, ist kein Einwand gegen ihn. Man muß sich darüber klar sein, was man eigentlich meint: soll der ganze Charakter psychopathisch sein, oder „etwas“ an dem Charakter? Dieses „etwas“ besagt keineswegs einen „Teil“, sondern die Änderung eines Teiles kann das Ganze erheblich, sogar entscheidend in Mitleidenschaft ziehen. Und doch bedeutet dies etwas anderes und viel Greifbareres als die vage Erklärung, der ganze Charakter sei „pathologisch“. Gewiß handelt es sich mittelbar um den ganzen Charakter, aber eben um die Bedeutung des Pathologischen für den Charakter. Es vermag ihn unter Umständen im wesentlichen unversehrt zu lassen, oder es bereitet ihm Schwierigkeiten bei seinem Zielstreben, oder — um jetzt alle Variationen auszuschalten — es frißt ihn völlig auf, und nur

noch hier und da tritt er hervor. Man lege sich z. B. nur einmal die Frage vor nach dem geisteskranken Dichter (vgl. meinen Aufsatz in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift; 1925, I). Sie kann doch nur lauten: was bedeutet die Erkrankung für sein künstlerisches Schaffen? Diese Bedeutung ist natürlich häufig sehr negativ, aber es handelt sich auch um die positiven Möglichkeiten, denen ich in der eben genannten Arbeit nachgegangen bin. Die Sachlage wird völlig verdunkelt, wenn man nicht vom künstlerischen Schaffen aus fragt, wie sich denn der Einbruch des Pathologischen zu ihm verhält. Wie wird dies aber, wenn jenes Schaffen erst durch das Pathologische entsteht? Auch dann gilt es zu untersuchen, wie etwa das Pathologische günstige Mobilisierungsbedingungen für die sonst verkümmerten Anlagen zeitigt, wie es vielleicht störende Hemmungen beseitigt und damit manche eindrucksvolle Kühnheiten gestattet, wie es möglicherweise mit seiner Tendenz zur Veranschaulichung fruchtbare Hilfen gibt usw. All diese Geschenke sind leider meist eine recht gefährliche Mitgift: die gewaltige Gefühlszerpflügung mit ihrem Ausdruckszwang verlangt eine angemessene künstlerische Disziplinierung, um nicht chaotisch auszuströmen; der Wegfall von Hemmungen spült häufig auch das kritische Bewußtsein weg und entlädt sich dann vielleicht in grotesken Entgleisungen, und die Tendenz zur Veranschaulichung kann sich in ganz unverständlichen Symbolen festrennen. Wenn wir nun von den Zufallstreffern absehen — die mir allerdings für die Würdigung pathologischen Schaffens besonders wichtig erscheinen — bleibt nur die Berufung auf den künstlerischen Charakter der Persönlichkeit. Weil er so beschaffen ist, so können die pathologischen Faktoren dies oder jenes durch ihn oder besser er durch sie zustande bringen. Sicherlich beeinflußt dabei das Pathologische den „ganzen“ Charakter, aber es ist nicht der ganze Charakter, und es ist ein Grenzfall, wenn es den ganzen Charakter erobert. Sei es, daß dies von der besonderen Form des Pathologischen abhängt, sei es von der besonderen Form des betreffenden Charakters.

Was heißt also ein „psychopathischer Charakter“? Die ideale Zeichnung wäre jene Konstruktion, die aus den psychopathischen Momenten heraus die Forderungen an den Charakter so entwickelt, wie z. B. aus einem Beruf oder einer Weltanschauung heraus. Aber der „hysterische Charakter“ ist doch nicht ein Beruf oder eine Weltanschauung, aus der auf bestimmte charakterologische Strukturen geschlossen werden könnte, vielmehr der Charakter selbst. Schließlich sind es bestimmte Verhaltensweisen, welche zur Prägung des hysterischen Charakters veranlassen, welche die Frage nach den „Mechanismen“ aufdrängen, die jene ermöglichen oder gar erheischen. Die Frage kann auch ganz anders

liegen: Zerstörungsherde sind festgestellt. Und nun darf es sich nicht darum handeln, das Verhalten durch ein abweichendes Funktionieren der gleichen materialen Besonderheiten zu verdeutlichen, sondern es muß — ich erinnere an Früheres — die Materialverkümmernug oder der Materialverlust in Betracht gezogen werden, bzw. die Materialveränderung. Das sind sicherlich Probleme, die nicht von der Charakterologie her entschieden werden können, hier müssen ihr von der Psychiatrie tunlichst klare Aufgaben gestellt werden. Sind diese aber erkannt, wird die Mitarbeit der Charakterologie unentbehrlich. Erfinden kann sie dieselben ebensowenig wie etwa die Weltanschauung oder die Berufe. Es ist seltsam, daß manche Psychiater der Gegenwart der Charakterologie mehr zutrauen, als sie mit ihren Mitteln zu leisten vermag. Aber ebenso sicher ist nun, daß die „psychopathischen Charaktere“ oder die „psychotischen Charaktere“ nicht die „ganzen“ Charaktere sein müssen. Jene würden verfälscht, wenn man das für sie nicht Bedeutsame in sie hineinnähme, diese durch ihre bloße Identifizierung mit dem Krankhaften. Wenn dem aber so ist — ich bin hier der Zustimmung der meisten Psychiater gewiß — erweist es sich als evident ausgeschlossen, von der Psychiatrie her die gesamte Charakterologie aufzubauen. Wir würden immer nur gleichsam Verlängerungen der psychotischen Charaktere begegnen, oder alles in ihrer Perspektive erblicken. Selbst wo wir die gleichen „Mechanismen“ anträfen, wäre damit noch keine Gewähr gegeben, daß sie charakterologisch auch das gleiche bedeuten. Damit scheint die Charakterologie gerade auf das zu verzichten, was manche Psychiater von ihr verlangen: nämlich auf eine Systematik des Psychopathologischen oder Psychischen von den Prinzipien der Charakterologie her. Ich stehe diesem Verlangen skeptisch gegenüber, denn nichts spricht dafür, daß alle Einteilungen der Charakterologie auch ohne weiteres für die Psychiatrie von der nämlichen Bedeutung sein müssen. Sie kann nur die Einteilungen wählen, die von ihren Interessen aus die durchschlagenden sind. Läuft das aber nicht auf eine Lehre von der doppelten Wahrheit hinaus? Gewiß nicht, denn die „Charaktere“ der Psychiatrie müssen charakterologisch legitimiert sein, sonst sind es keine Charaktere. Praktisch hat es ohnehin der Psychiater nicht mit psychiatrischen Charakteren zu tun, sondern mit „kranken“ Menschen. Und damit kompliziert sich das Problem unendlich, denn jetzt liegt nicht ein „idealer“ Charakter vor, sondern ein ganz bestimmter, der nach irgendeiner Richtung hin „erkrankt“ ist. Hier knüpft gleich eine weitere wichtige Frage an: nach der Art, wie bestimmte Charaktere sich zu „bestimmten“ Krankheiten verhalten, in ihnen, und welche Abwandlungen sie durch jene erfahren? Sind vielleicht bestimmte Erkrank-

ungen nur auf dem Boden bestimmter Charaktere möglich? Hier überall ist die Charakterologie nicht nur zur Arbeit zugelassen, sondern unentbehrlich für sie.

Das Gebiet der Psychiatrie umspannt ja nicht nur „kranke“ Menschen, so unbestimmt dieser Begriff an sich schon ist. Unzählige suchen den helfenden Rat des Arztes, weil sie irgendwie „leiden“, weil sie im Leben nicht recht zu Rande kommen. Das müssen in keiner Weise „Kranke“ sein, sondern sie haben — wie man zu sagen pflegt — einen „unglücklichen“ Charakter, oder sie sind in einer für diesen Charakter „unglücklichen“ Umgebung befangen. Hier wird das Amt des Arztes ein betont charakterologisches und pädagogisches. Es wird ja von ihm verlangt, daß er die „Umgebung“ oder sogar den „Charakter“ wandle. Was uns jedoch da beschäftigt, ist die Frage, ob vielleicht die Charakterologie die Anfertigung einer „Liste“ jener „unglücklichen“ Varietäten gestattet. Ich glaube, daß der Weg der umgekehrte sein muß: man versteht und deutet mit Hilfe der Charakterologie jene „unglücklichen“ Spielarten. Und so kristallisieren sich die verschiedenen Formen der „psychopathischen Charaktere“ als ideale Typen. Sicherlich könnte man auch den einzelnen Leitlinien und Kombinationen nachgehen und aufdecken, wie sie beschaffen sein müssen, um jene Unzulänglichkeiten zu zeitigen, aber da würde sich zeigen, daß nicht alle Unzulänglichkeiten hier in Betracht kommen, und daß ein vorgefaßtes Schema niemals gerade die Verflechtungen prägt, mit denen die „Wirklichkeit“ operiert. Darum bildet sie am zweckmäßigsten den Ausgangspunkt. Damit ist nicht eine endlose Kasuistik gemeint, vielmehr die Aufstellung der idealen Typen, aber eben unter diesem Aspekt. Wir fragen dann gleichsam nicht aus der Charakterologie hinaus, sondern in sie hinein. Darum brauchen wir auch gar keine Furcht zu haben, daß sich völlig bunte Reihen gruppieren, wo einmal ein soziologisches Moment entscheidet, das zweitemal ein ethisches, oder ein sexuelles usw. Es können doch immer nur Charaktere sein, und die Arbeit ist nicht abgeschlossen, ehe die Charaktere als solche erkannt und verstanden sind. Sie vollstrecken erst die Einheitsbildungen und sie enthüllen die typischen „Mechanismen“. Zugleich darf auch der Psychiater nicht klagen, daß die Charakterologie ihm ins Handwerk pfuscht. Gerade wir sind bestrebt, die Autonomie seiner Probleme in vollem Umfange zu wahren. Die Charakterologie ist weit davon entfernt, ihm die psychopathischen Charaktere zu „liefern“, er muß sie selbst entdecken: will er sie nun wahrhaft als Charaktere begreifen, dann bedarf er selbstverständlich der Charakterologie. Aber dann drängt sie sich auch nicht auf, sondern wird gerufen. Andererseits kann der Psychiater

nicht verlangen, daß „seine“ Charaktere das vollständige Konstruktionsgerüst für jede mögliche Charakterologie abgeben. Denn ob die für seine Zwecke erforderlichen Gliederungen alle charakterologisch bedeutsamen Differenzierungen umspannen, ist jedenfalls vorgängig ein ganz offenes Problem. Blicken wir zurück, so glaube ich mit aller Entschiedenheit sagen zu müssen, daß ein großer Teil der charakterologischen Problematik von der Psychiatrie gar nicht erledigt werden kann. Ja, schon die Frage nach dem Wesen des Charakters hat mit der Psychiatrie als solcher nicht das geringste zu schaffen. Je schärfer wir daher die spezielle Aufgabe der psychiatrischen Charakterologie erkennen, um so besser erscheint mir dies für beide Teile; sowohl für die Frage, was die allgemeine Charakterologie von ihr lernen kann, als auch für das umgekehrte Problem.

§ 7.

Methodologisch treffen wir den gleichen Tatbestand, wenn wir uns nunmehr den ethischen Charakteren zuwenden. Man kann einmal unter ihnen verstehen jene Charaktere, die bewußt um Ethisches ringen: um die Erfüllung von Pflicht, um das „Gut“-sein usw. Keineswegs müssen das besonders edle Persönlichkeiten sein, die diese inneren Kämpfe ausfechten. Sie leiden unter Versuchungen, die sie selbst als „sündhaft“ empfinden — vielleicht sogar mit Unrecht — oder sie erliegen auch diesen Versuchungen, aber nun bäumt sich ihr „Gewissen“ auf, und die Ethik wird ihnen Erlebensangelegenheit. All ihr Handeln und Tun erfährt einen ethischen Akzent, als gutes oder schlechtes Handeln, es orientiert sich nach einem Maßstab, auch wenn es diesen verletzt. Das Bewußtsein des Guten kann sie mit Stolz erfüllen, sie prunken mit ihrer Wohlanständigkeit, oder das Böse zerknirscht sie und sie winden sich in Scham. Sie leiden unsäglich unter dem Gefühl der Versündigung, sie blähen sich im Besitz der Tugend, die sie sich wie einen Orden anstecken. Und mit unachsichtlicher Schärfe üben sie vielleicht das Richteramt ihrer „Tugend“ und schleudern jedem das Verdammungsurteil entgegen, der nach ihrer Ansicht vom engen Pfade der Tugend abweicht. Wie dem nun auch immer sei, die Analogie zu diesen Charakteren wären — um auf den früheren Abschnitt zurückzugreifen — die möglichen Gruppierungen um echte oder täuschende Krankheitseinsicht, bzw. um den Mangel an Krankheitseinsicht. Die Art der Krankheitseinsicht und ihre Bedeutung für die Persönlichkeit kann für den psychopathischen Charakter bezeichnend sein, aber an sich besiegelt „Krankheitseinsicht“ noch nicht den psychopathischen Charakter. So sagen wir auch in unserem Fall: der Kampf um

ethische Probleme ist für bestimmte ethische Charaktere bezeichnend, aber damit ist keineswegs die Frage der ethischen Charaktere erledigt. Sie lautet vielmehr: wie muß ein Charakter beschaffen sein, um gewisse ethische Werte zu verwirklichen. Wie wir vom Kunstwerk aus nach den Bedingungen des Künstlertums fahnden, so jetzt vom ethischen Wert aus nach den Voraussetzungen seiner Verwirklichung. Welche charakterologischen Strukturen erfordern „echter“ Mut, Mitleid, Wahrhaftigkeit, Milde, Versöhnlichkeit? Gewiß ist die berechnende Friedfertigkeit des Ängstlichen eine andere als die des Tapferen. Und reden wir von ethischen Werten, so kann Friedfertigkeit nur dem Tapferen als Verdienst gebucht werden. Beim Ängstlichen ist sie häufig nur Symptom seiner Feigheit, die sich hinter einer „Tugend“ versteckt. Wenn wir aber von diesen ethischen Charakteren sprechen, ist es klar, daß die subjektive ethische Akzentuierung nicht stets für sie konstitutiv sein muß. Ich habe eben Mitleid, und nicht Mitleid als sittliche Verpflichtung, mit dieser Wertbetonung. Oder ich helfe dem anderen, aber nicht weil ein moralisches Gebot das anbefiehlt, sondern weil mich die Not des anderen erbarmt, weil ich mich elend und bedrückt fühle, solange ich ihm nicht nach Kräften beispringe. Und ich bin etwa wahrhaftig, weil mir Lüge verhaßt, widerlich und unsauber ist, nicht weil der kategorische Imperativ mich drohend ermahnt. Sicherlich kristallisieren sich gewisse ethische Charaktere durch jene Einsicht in sittliche Normen, wobei die Einsicht sich durch Wille usw. Gehorsam erzwingt. Aber diese Typologie reicht nicht aus als ethische Charakterologie. Fleiß als Pflichterfüllung — vielleicht heroisch eigener Bequemlichkeit abgetrotzt — unterscheidet sich wesentlich von dem Fleiß, den die Freude an der Arbeit nährt. Der Betreffende wäre unglücklich, falls man seinen Fleiß behinderte. Er ist doch aber nicht zu loben für eine gern geschehene Tätigkeit? Es ist vielmehr ein Glück, wenn ihm dies Bedürfnis ist, und der andere ist zu beklagen, dem nicht so fruchtbringende Bedürfnisse eignen. Über die ethischen Begriffe des Lobens- und Tadelnswerten wollen wir hier gewiß nicht streiten, wo wir lediglich die „Charaktere“ zeichnen. Wenn aber die Ethik den Begriff der „Überwindung“ prägt, der opfervollen Überwindung in Rücksicht auf das Gute, so ist damit nur eine neue Aufgabe der Charakterologie zugewiesen: die Festsetzung der charakterologischen Bedingungen, die eine solche Überwindung ermöglichen oder vereiteln. Das Höchstmaß dieser „Überwindung“ werden wir wohl dort antreffen, wo stärkste Hindernisse und Widerstände sich aufbäumen. Um so größer wird das Verdienst ihrer Besiegung, umso mächtigere Kräfte müssen ihr zur Verfügung stehen. Aber was macht die Überwindung zu einer „ethischen“? Genügt etwa die schlot-

ternde Angst vor phantastischen Höllenstrafen? Oder vom schauderhaftesten Hunger gequält wagt der Betreffende doch keinen Diebstahl, weil er den Skandal fürchtet, den Zusammenbruch seines Rufes, das Gefängnis? Und selbst wenn juristischer Freispruch wahrscheinlich wäre, die Rolle des Angeklagten ist ihm schlechthin unerträglich. So „überwindet“ er sich. Oder: der arme, sieche, stinkende Kranke ist ihm ekelhaft, ein Greuel. Nun aber spricht jener einfache Worte tiefen Leides; da packt es ihn, und ein heißer Strom des Mitgefühls schwemmt allen Ekel hinweg und er umarmt brüderlich den Leidenden. Der Strom „überwindet“ mit seinem reißenden Gefälle alle Hindernisse; „er selbst“ muß sie nicht zertrümmern. In einem anderen Falle aber würgt er seinen aufsteigenden Ekel nieder und zwingt sich zu dem Gebot der Nächstenliebe, so schwer es ihm auch wird. Die Ethik hat zu entscheiden, welche dieser Verhaltensweisen am besten vor ihr besteht, sie hat da abzustufen und zu rangieren. Was die „wahren“ ethischen Charaktere sind darüber kann nur die Ethik befinden; aber ob es wirklich Charaktere sind und nicht charakterologisch unmögliche Gebilde, das zu erkennen ist wieder Sache der Charakterologie. Sie ist auch berufen, die verschiedenen „Mechanismen“ der Überwindung z. B. begreiflich zu machen. Gerade da helfen die bereits entwickelten Leitlinien mit ihren mannigfachen Differenzierungen. Sie wird z. B. unterscheiden die Überwindung im Hinblick auf die Majestät objektiver Werte von der Überwindung, um sein eigenes „Ich“ schrankenlos bewundern zu können, sowie den Mangel der Überwindung, den nicht die Schwäche der Kräfte bedingt, sondern der uneingestandene Wunsch zu unterliegen, um die Wonnen der Zerknirschung und Selbstzerfleischung zu kosten, um sich zu verachten und aus dieser Verachtung das Recht abzuleiten für die jetzt legitimierten Schurkereien. Doch auch hiervon haben wir bereits in anderem Zusammenhange gesprochen. Vielleicht ist es wichtig, mit gesteigertem Nachdruck darauf hinzuweisen, wie sehr hier die Ethik der Charakterologie bedarf. Sie trennt etwa den „echten“ Mut von dem aus Verzweiflung, aus Leichtsinn, aus Unkenntnis der Gefahr, aus Eitelkeit, aus Rauflust usw. Die sittliche Musterung bleibt der Ethik vorbehalten, aber das zu Musternde bietet ihr allein die Charakterologie. Und die ethischen Idealcharaktere — verschiedene Ethiken werden natürlich verschiedene entwerfen müssen — sind gewiß nicht nur Leitziele, denen sich der einzelne anzunähern hat, wodurch sich vielleicht verschiedene Typen ergeben im Annäherungsgrad und in der besonderen Annäherungsart; nein, es handelt sich auch um die Stellung des ethischen Charakters im Gefüge der Gesamtpersönlichkeit, wie weit sie von ihm durchtränkt wird, was von ihm frei bleibt, ob sie sich ihm widersetzt, ihm

beugt, ihn gleichsam von innen als das ihr allein Naturgemäße verwirklicht usw. Das Ethische kann einmal ergriffen werden als wunderbare Entfaltungsmöglichkeit eigenen Seins, als die Sonne, die es erst zum Wachstum führt, das anderemal aber als etwas fast Feindliches, das unaufhörlich zur Preisgabe von Neigungen und Strebungen zwingt, das wesentliche Partien des eigenen Seins ausdorrt und austrocknet. Diese Persönlichkeit kann nur um den Preis ethisch sein, daß sie wichtige Persönlichkeitsseiten opfert, und sie zahlt — nehmen wir diesen Charakter an — diesen hohen Preis. Manchmal ist es eine mißverstandene oder zu rigorose Ethik, die eben nicht die Individualität in Betracht zieht, sondern sie lähmt. Ich glaube, daß man sich mit diesen charakterologischen ethischen Lähmungen zu wenig beschäftigt hat. Und noch ein anderes Beispiel: die ethische Milde hat sich durchgesetzt, aber der Mensch ißt gierig. Hier in der Gier des Essens, da tobt er sich noch aus, während er sonst seiner Gier sorgsamst die Zügel anlegt. Im Essen ist sie „harmlos“, da schadet sie nicht. Im Gegenteil — so argumentiert er — das bezähmte, manierliche Essen, das heißt viel zu viel Sorgfalt auf etwas Tierisch-Belangloses verschwenden. Nun muß aber diese Gier gar nicht so harmlos sein, denn das Essen wird jetzt — ohne daß sich der Betreffende dessen bewußt zu sein braucht — zu etwas sehr Wichtigem, zu dem ungezügelten, hemmungslosen Tummelplatz seiner Gelüste. Wenn diese vor dem Ethischen den Rückzug auf die Mahlzeiten antraten, so kann sich allmählich alles um die Mahlzeiten gruppieren usw. Doch die Entwicklungen und Rückentwicklungen würden uns auf ein zu weites Feld verlocken. So will ich nur noch mit einem letzten Beispiel schließen: Der Hypochonder kann die ganze Ethik als Schild für seine Hypochondrie sich vorhalten. Er hat so viele sittliche Aufgaben, so viele moralische Verpflichtungen, daß es heiligstes Gebot für ihn ist, sich peinlichst zu schonen und in sorgsamster Weise seine Gesundheit zu hüten. Aber er hat letzten Endes nur all jene Aufgaben und Verpflichtungen, um nun mit gutem Grund seinen Arzt und seine Pflegerin zu quälen. Denn jetzt quält er sie nicht wegen seiner Person — „was liegt denn an ihr?“ — wohl aber um der Sache willen, und diese Sache soll so wie ihn auch die anderen zu Höchstleistungen anspornen. Diese Höchstleistungen sollen in diesem Falle dem Schutze seiner Gesundheit gelten. Er „ist“ also ein in jeder Beziehung „anständiger“ Mensch, ja er überbietet sich in Wohlständigkeit — das gepriesene Muster eines ethischen Charakters, den alle Nachrufe beredt und ergriffen bestätigen — aber er war doch dies alles, weil seine Anständigkeit nicht nur die Hypochondrie bestätigte, sondern noch den Gewinn erhöhten Gesundheitsschutzes garantierte.

§ 8.

Den Gegenpol zu den ethischen Charakteren bilden offenbar die Verbrechercharaktere. Aber man darf sie nicht einfach als die entgegengesetzten Endpunkte der Linien betrachten, die von der Ethik aus gezogen werden. Denn der unethische Mensch muß noch nicht zum Verbrecher im strengen Sinne des Wortes werden, und der Verbrecher braucht nicht jede Ethik einzubüßen. Gewiß hängt alles davon ab, was man unter einem „Verbrecher“ versteht. Der Kriminalist wird da vielleicht andere Ansichten haben als der Ethiker, und das geltende Strafrecht kann den Umkreis der Verbrechen enger oder weiter ziehen als ein Strafrecht der Vergangenheit oder Zukunft. Jedenfalls ist wieder die Charakterologie nicht in der Lage, zu bestimmen, was ein Verbrecher ist, sie vermag nur Verbrechercharaktere verständlich zu machen, manchmal bloß im Bunde mit der Psychiatrie. Sicherlich kann der Fall eintreten, daß die Charakterologie an sich ganz verschiedene Verbrechen oder Verbrecher durch den gleichen Charaktertypus deutet, und umgekehrt an sich sehr ähnliche Verbrechen oder Verbrecher durch wesentlich abweichende Typen. Den Besonderungen der Strafjustiz z. B. müssen nicht entsprechende charakterologische parallel laufen. Wie dem auch immer sei: der Tatbestand des Verbrechens oder des Verbrechers wird eben der Charakterologie von anderen Wissenschaften aufgegeben, und ihre Sache ist es, die charakterologischen Strukturen aufzudecken, die jene verbrecherischen Handlungen oder Gesinnungen ermöglichen, bzw. vernetwendigen. Da wir ja auch schon der „äußeren Umstände“ — Erziehung, Milieu usw. — gedachten, begegnet ihre Berücksichtigung keinen prinzipiellen Schwierigkeiten; ebenso wenig die Frage nach körperlichen Anzeichen. Auch scheint es klar, daß die Verbrechercharaktere nicht schlechthin die Gesamtpersönlichkeiten sind, sondern stilisierte Vereinfachungen, wodurch wieder das Problem akut wird, wie sich das Verbrecherische zum Gefüge des ganzen Charakters verhält, was das Verbrecherische für diesen Charakter bedeutet.

Der Betreffende ist vielleicht geschäftlich ein geriebener Schwindler, der immer mit einem Fuß im Gefängnis steht. Möglicherweise hat er das „Pech“, auch wirklich ins Gefängnis zu geraten. Von ihm aus gesehen, ist es nur ein „Pech“, nicht etwa Schuld. Höchstens der Dummheit klagt er sich an, die ihn nicht vorsichtiger die Spuren verwischen hieß. Denn er glaubt sich zum Schwindel berechtigt, und die anderen sollen so klug sein, sich nicht betrügen zu lassen. Sind sie aber so töricht, kann er sie nicht bemitleiden, oder vielleicht sogar bemitleiden, jedoch

ihnen nicht helfen. Daheim aber ist er ein zärtlicher, sparsamer Familienvater, gutmütig und bescheiden, auch wohlthätig und bisweilen nicht unvornehm in seiner Gesinnung. Er meint eben, daß zum Geschäft ein gewisser Schwindel gehöre, und diese Überzeugung schöpft er aus Erfahrungen des Milieus, in dem er lebt. Gewiß hat er die Schlaueit und Gerissenheit des abgefeimten Betrügers, seine Geldgier usw.; aber charakterologisch ist er nicht „nur“ ein Schwindler. Er unterscheidet sich auch von dem, der mit „bösem Gewissen“ betrügt, nicht nur aus Furcht vor dem Strafgericht, nein, auch weil er selbst es für schändlich und entwürdigend ansieht, jedoch nicht davon loskommt. Immer wieder verfällt er dieser Verlockung, obgleich er seine Kinder zur strengsten Ehrlichkeit und Solidität ermahnt. Und der dritte hat es mit Ehrlichkeit auf keinen grünen Zweig gebracht; nun bietet sich die verführerische Möglichkeit zu einem großen Schlag, der die Gewinnung eines ganzen Vermögens heißt und damit einen ganz anderen Lebenszuschnitt. Aber diese geschäftliche Transaktion ist nicht anständig. Er erwägt und kämpft mit sich, er redet sich vielleicht ein, er schulde es seinen Angehörigen, sie vom Darben zu erlösen, und endlich wagt er den Schlag. Er gelingt, und der Reichtum macht ihn allmählich zu einem angesehenen Mann, der seinen guten Ruf zu befestigen versteht. Aber der Erfolg kann ihn auch nicht ruhen lassen, und zum zweiten Male hat er gar nicht so viele Widerstände niederzuringen; zu seiner Entschuldigung und Entlastung redet er sich ein, daß die anderen es auch nicht besser treiben, daß er ein Narr wäre in einer Welt der Gemeinheit den zart Besaiteten zu spielen. Er sieht jetzt nur noch „Gemeinheit“, denn das tut ihm wohl. Gegenbeispiele beachtet er nicht. Oder denken wir an den Mörder: den Mörder aus wilder Leidenschaft, der in rasender Eifersucht seinen — wirklichen oder vermeintlichen — Gegner tötet. Einmal kann die Eifersucht das Primäre sein, und sie malt nun die quälenden Bilder, bis er endlich durch furchtbare Tat die Bilder zerreißt. Und vielleicht waren es nur Bilder des Wahns. Das anderemal aber ist das Primäre die schauerhafte Entdeckung, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel niedersaust, die sein blindes Vertrauen jäh zerstört. Und nun schwillt besinnungslose Wut, die dem anderen ans Leben geht. Oder er fühlt sich durch die flagrante Untreue entehrt: ein richtiger Mann muß mit Blut diese Schmach abwaschen, sonst verfällt er allgemeiner Verachtung. Er ist zum Töten verpflichtet, was auch immer kommen möge. Er erfüllt diese schwere Pflicht. Und selbstverständlich sind toto genere charakterologisch verschieden die Raubmorde, die Lustmorde, die politischen Morde usw. Aber sogar der Lustmörder muß nicht nur Verbrecher sein. Gewiß, sein

ganzes Denken und Fühlen kann die Gelegenheit für sein abscheuliches Tun lauernd suchen und dann die Spuren dieses Tuns zu verwischen trachten. Dieser Komplex beherrscht ihn völlig, und keine inneren Widerstände stellen sich ihm in den Weg. Aber er vermag auch gegen diese „teuflische“ Versuchung anzukämpfen, die er als teuflisch empfindet. Der „Teufel“ ist stärker als er. Und dieses Stärker-sein des Teufels ist ihm Entschuldigung, eine Art Entsöhnung. Doch lassen wir dieses grauenhafte Thema! Der Weg ist klar: die Einsicht in die gefährlichen Anlagen, die zu verbrecherischen Taten leiten können oder müssen. Bisweilen bedarf es außerordentlich unglücklicher Umstände, damit bestimmte Anlagen den Weg ins Verbrecherische finden, bisweilen aber schaffen sich die Anlagen mit Notwendigkeit diese Umstände. Ihr Stellenwert ist wieder von dem Charakter bedingt. Und doch finden wir auch hier typische Regelmäßigkeiten: etwa die charakterologische Beeinflussung in Verbrecherkolonien, durch lange Freiheitsstrafen, durch die angeblich „abschreckende“ Wirkung von Hinrichtungen usw. Die Charakterologie des Strafvollzugs und der Strafen als pädagogische Mittel für andere meldet sich da an. Sicherlich dürfen wir hier keineswegs in idealen Typen stecken bleiben: wir können zwar fragen, wie ein Charakter beschaffen sein müßte, um durch das Leben in Strafkolonien entscheidend gebessert zu werden. Aber damit haben wir noch gar keine Gewähr, daß gerade solche Charaktere gemeinhin in Strafkolonien verschickt werden. Dabei müssen wir uns an die „wirklichen“ Bewohner dieser Kolonien halten und zu verstehen trachten, warum in der überwiegenden Mehrzahl von Fällen bestimmte charakterologische Einflüsse sich geltend machen. Wir haben weit mehr als in den vorhergehenden Abschnitten die Bedeutung der „äußeren Umstände“ herangezogen, gewiß nicht, weil wir meinen, sie schufen allein Verbrechertum — das ist schon nach der ganzen Anlage unserer Charakterologie ausgeschlossen — wohl aber, weil sie einfach erst die Gelegenheit bieten, durch die sich bestimmte Anlagen entwickeln oder durch sie verkümmern können. Der gleichsam charakterologisch „notwendige“ Verbrecher ist nur eine Möglichkeit gegenüber den charakterologisch unter gewissen Bedingungen wahrscheinlich oder sogar unwahrscheinlichen Verbrechern. Und wir können mit Recht die Verhältnisse als schädlich bekämpfen, die selbst verbrecherische Unwahrscheinlichkeiten zur Erfüllung bringen, die also Verbrecherisches züchten. Gerade hinsichtlich dieser Fragen ist ja bereits vorzügliche Arbeit in reichem Maße geleistet.

§ 9.

Nun wenden wir uns einer ganz anderen Reihe von Charakteren zu, nämlich jenen, die wir aus den charakterologischen Leitlinien zu konstruieren vermögen. Da können wir uns im Hinblick auf unsere früheren Ausführungen sehr kurz fassen. Aus der formalen Charakterologie will ich daher als einziges Beispiel die dimensionale Richtungsbestimmtheit hervorheben. Wir fragen aber jetzt nicht nach diesem Moment am Charakter, vielmehr handelt es sich um ein ganz anderes Problem: welchen Charakter oder welche Charaktere verlangt die eindimensionale Richtungsbestimmtheit, die mehrdimensionale usw.? Und es ist wieder selbstverständlich, daß diese Charaktere nicht vollkommen erfüllt werden, denn wir beziehen uns ja nur auf das eine Moment. Die eindimensionale Richtungsbestimmtheit verträgt sich mit dem Künstlertum, dem Gelehrtentum, dem Religiösen usw., ebenso mit dem Ethischen wie mit dem Verbrecherischen; all das kann sie nicht vorschreiben, sondern läßt es offen. Aber sie duldet kein Schwanken zwischen Künstlertum und Gelehrtentum, keine verschiedenen Strebungsziele, die sich nicht in einem vereinen. Diese Charaktere scheiden hier also aus. All die jetzt in Betracht kommenden Charaktere haben das Gemeinsame, daß sie ganz von einem Streben erfüllt sind, sei es, weil andere Strebungen fehlen oder verkümmert sind, sei es, daß sie durch dieses Streben unterjocht wurden. Oder sie haben sich eben ihm angeschlossen und machen sich in seinem Rahmen bezahlt. Schon dies erschließt den Ausblick auf ganz verschiedene Charaktere, die sich hinter jener Einheit bergen; und noch weiter, wenn wir den Spannungs- und Widerstandsgrad, die Dynamik usw. heranziehen. Nun soll das durchaus keine Anweisung bedeuten, gleichsam alle Möglichkeiten aufzuarbeiten. Wie weit dies erforderlich ist, müssen wieder die jeweiligen Forschungszwecke entscheiden. Aber wir gelangen viel weiter, wenn wir etwa einen bestimmten weltanschaulichen Charakter als einen bestimmten eindimensionalen erkennen. Die innere Auffüllung dieses Charakters ist damit noch lange nicht erschöpft, aber doch methodisch gefördert. Vor allem ist über die Stellung des Weltanschaulichen im Gefüge dieses Charakters etwas Entscheidendes ausgesagt, wenn es zum Range der eindimensionalen Zielbestimmtheit sich erhebt. Und verfolgen wir nun die anderen formalen Momente durch, wird das Bild immer voller und reicher. Wieder sage ich nicht, diese Ausmalung müsse immer eintreten, sondern es ist Sache des Wissenschaftszweckes, ob er einmal mit einer Skizzierung sich begnügen kann, während er das anderemal genaueste

Detaillierung erheischt, wie ja auch etwa eine Universalgeschichte anders aufgebaut werden muß als eine lokale.

Nun liegt aber ein Einwand sehr nahe: gerade dieses Verfahren scheint doch nicht formale, materiale oder Zielcharaktere zu erfordern, sondern nur ein Achthaben auf die einzelnen Momente. Gewiß stimmt dies bis zu einem gewissen Grade, wenn wir etwa von einem Berufscharakter herkommen und ihm nun weiter nachspüren. Aber wir können doch ebenso von dem eindimensionalen „Charakter“ ausgehen, und da zeigt sich vielleicht, daß ihm alles Berufliche nur ein Mittel ist, um sein Ziel (Macht etwa) zu erreichen. Er ist gern bereit, die Mittel zu tauschen im Interesse des Zieles. Hier würden wir also mit dem Berufscharakter bald stecken bleiben. Und wir brauchen „Charaktere“ ganz anderer Ordnung, um uns dem Verständnis dieses Charakters zu nähern. Ja, denken wir einmal an den Fall — den wir auch schon streiften — ein Mensch sei immer mit aller Kraft bei einer Sache, aber die Sachen wechseln. Sie werden ihm bald langweilig, und nun taucht etwas Neues auf. Dem stürzt er mit allen seinen Fähigkeiten schrankenlos entgegen. Diesen Charakter begreifen wir sicherlich nicht von den „Sachen“ her, und seine Gesetzmäßigkeit wird uns auf diesem Wege niemals kund. Es ist eben ein Vorurteil zu wännen, die gesamte Charakterologie müsse den Gliederungen nach Beruf, Weltanschauung, Ethik usw. gehorchen. Die „Charaktere“ der jetzt von uns in Angriff genommenen Reihe sind grundsätzlich nicht unwichtiger als jene. Wenn sie gemeinhin weniger beachtet wurden, so doch nur aus dem Grunde, weil die Interessen der Philosophie, der Ethik, der Pädagogik, Psychiatrie, Kriminalistik überwogen und damit die ihnen gemäßen Gesichtspunkte. Lassen wir aber einmal die Interessen der Charakterologie selbst sprechen, ändert sich gleich das Bild; und gerade unsere Reihe gewinnt an Ansehen, weil sie am Charakter selbst orientiert ist. Ich glaube, daß der Rückblick auf unsere Leitlinien dies bestätigt. Gewiß soll nicht damit gesagt sein, daß die „fraglichen“ Charaktere sich nur um die einzelnen Leitlinien zu gruppieren haben. Dieses Mißverständnis lehnten wir bereits ab. Wir gewinnen vielleicht die bedeutsamsten Typen durch bestimmte Kombinationen: etwa die eindimensionale Zielrichtung mit einer gewissen Dynamik, einem gewissen Widerstandsgrad bei materialer Dominanz der Triebe und schwach entwickelter Intelligenz. Bedeutsam kann hier heißen, daß ein derartiger Typus häufig vorkommt oder daß er in der „Wirklichkeit“ eine große Rolle spielt. Aus diesen Gründen erwächst die Aufgabe, sich besonders mit ihm zu beschäftigen. Oder man meint unter Bedeutsamkeit die „natürliche“ Korrelation jener Momente, unabhängig von der Häufig-

keit des Vorkommens und der Wirklichkeitsrolle. So wäre man versucht, eine empirische und eine systematische Bedeutsamkeit zu unterscheiden. Was letztere anlangt, darf man sich die unberechenbar große Anzahl jener Korrelationen nicht verhehlen. Wir bedürfen ihrer, um an der Hand des Wirklichen die reinen Typen zu entwickeln und zu verstehen, während im ersteren Falle die Gefahr eines spielerischen Konstruktivismus sich einschleiche.

§ 10.

Diese Bemerkungen müssen wir auch im Auge behalten, wenn wir jetzt von den materialen Charakteren reden und im nächsten Abschnitte von den Ziel-Charakteren. Das was man gemeinhin unter dem Willensmenschen, dem Verstandesmenschen, dem Triebmenschen usw. zu erfassen trachtet, findet hier seinen methodisch gesicherten Platz. Denn jetzt fragen wir nicht nach dem Willen etwa als charakterologischem Moment, sondern darnach, wie der Charakter beschaffen sein muß, in dem gleichsam der Wille zu dominieren vermag, also nach seiner charakterologischen Struktur. Es ist nach dem Früheren ohne weiteres klar, daß verschiedene Strukturen diesem Sachverhalt entsprechen können, je nach dem Widerstandsgrade z. B. Ja, weiter spannt sich die Frage nach erzieherischen Maßregeln, die gerade der Reifung dieser Mechanismen günstig sind, oder nach Kulturen, die sie in hervorragendem Maße züchten und schätzen. Man wird auch an die positiven und negativen Möglichkeiten dieser Typen nicht vergessen dürfen. Manches läßt sich schlechterdings nicht mit dem Willen zwingen; und die gewollte Freundlichkeit ist noch keine echte Freundlichkeit, die gewollte Religiosität kein echtes Frommsein. Noch schärfer begegnet uns dieses Problem in der Form, wie weit die verschiedenen Funktionen dem mobilisierenden Antrieb des Willens gehorchen oder nicht. Die negative Möglichkeit scheint mir gerade dadurch gekennzeichnet, daß dem Willen die Gefolgschaft versagt bleibt, daß aber immer wieder der Versuch unternommen wird, durch den Willen jenen Gehorsam zu erpressen. Man will nachsinnen, aber es bleibt bei angestrengtem Wollen, das nur zu einem quälenden Grübeln führt. Man will traurig sein, aber die Trauer stellt sich nicht ein. Das Heilmittel wäre, solche Menschen zu „entspannen“, die durch den Willen sich lähmen. Doch die Psychologie redet nur dort vom Willen, wo das Bewußtsein des durch das Streben Erreichbaren gegeben ist. Es liegt mir fern, die Berechtigung dieser Bestimmung anzuzweifeln; aber jedenfalls ist eine Täuschung dieses Bewußtseins möglich: der Betreffende glaubt fest, daß er nur kraft seines Willens die Ziele zu erreichen vermag. Er hält

dies zwar nicht für sicher, aber auch nicht für aussichtslos. Eine sehr verbreitete Psychologie fragt: kannst du im Winter wollen, daß jetzt Frühling wird? kannst du an die Zimmerdecke springen wollen? Und sie verneint diese Fragen, weil ein Erfolg eines solchen Strebens ganz ausgeschlossen ist. Denken wir aber an einen „Narren“, der sich die Macht zuschreibt, mit seinem Willen den Jahreszeiten zu gebieten, oder der sich im Besitz der Körperkräfte wähnt, die zu jenem Sprunge erforderlich sind. Es mag dann ein „nährisches“ Wollen sein, aber es ist ein Wollen; ein Wollen im Rahmen falscher Einsichten. Und weiterhin: zur richtigen Einsicht in das Wesen des Wollens gehört auch die Erkenntnis, wann man das Wollen verabschieden oder gar nicht versuchen soll. Ist aber die Überzeugung eingewurzelt, das Wollen sei der Universalschlüssel, dann wird man stets nach diesem Schlüssel greifen. Allerdings kann sich diese Überzeugung nur auf dem Boden bestimmter Charaktere bilden. Versagt nun auch jener Schlüssel, fressen Zweifel das Wollen an, machen es „nervös“, mutlos. Und es kann zu der Form des Willensmenschen mit dem „gebrochenen“ Willen kommen. Er hat nur diesen einen Pfeil zu versenden, aber er mißtraut, ob auch der Pfeil trifft. Er zielt zu lange, oder zu unruhig usw. Man erinnere sich ferner jenes Typus, dem der Wille selbst das Ziel bedeutet: er fühlt sich nur selig in der Spannkraft des Wollens. Wegen dieses Gefühls ist er auf der Jagd nach Willenszielen, die ihm die Betätigung seines Willens gestatten. Doch schließlich sind ihm die Ziele gleichgültig, denn letzten Endes „will“ er sie gar nicht, sondern sein Erlebnis des Wollens. Vielleicht täuscht er sich noch über dieses Erlebnis und ist gar kein Wollender!

Ganz ähnliche Variationen zeigt z. B. das Thema des Verstandesmenschen. Das verständige Durchdenken aller Dinge ist ihm höchste Süßigkeit und Befriedigung. Aber was er für „Denken“ hält, ist nur ein stumpfsinniges Registrieren, das ihm jene Wonnen schenkt. Nun kann er auch noch eitel darauf sein. Der „Verstandesmensch“ muß eben objektiv gar nicht „verständlich“ sein. Wir dürfen nicht ohne weiteres die charakterologischen Typen durch Wertgesichtspunkte verengen. Anders nun jene, denen der Verstand das Mittel ist, sich mit allen Anforderungen des Lebens auseinanderzusetzen. Die wirklich „Klugen“ unter ihnen werden sich beruflich und auch sonst das Leben so einzurichten trachten, daß es auch tatsächlich verstandesmäßig gesteuert werden kann. Während die anderen — nur auf diese Steuerung angewiesen — sich auf Meere hinauswagen, denen ihre Steuerung nicht gewachsen ist. Sie schimpfen dann meist über die „Unverständigkeit“ des Lebens. Dürfen wir es kurz und ein wenig paradox ausdrücken: der Verstandesmensch braucht, um

etwas in größerem Maßstab zu leisten — Einsicht in die Grenzen seines Verstandes und darum kritische Bescheidenheit. Und ein an sich viel höherer und schärferer Verstand scheitert, weil er keine Grenzen anerkennt und sich Allmacht zuschreibt. Weiter erhebt sich die Frage, wie weit denn der Verstand Willen und Triebkräfte zu beeinflussen vermag. Auch der ausgebildetste Verstand schafft noch keinen Verstandesmenschen, wenn etwa die Triebe wild abenteuernd, ohne sich um die Weisungen des Verstandes zu kümmern und ihm vielleicht nur das Amt überlassen, ihr Treiben hinterher zu verteidigen. So zu tun, als ob dies alles verstandesgemäß geplant und einwandfrei wäre, und als ob das der Verstand in tiefer Weisheit diktiert hätte und in vollem Einklang mit der Ethik. Man kann sich da oft fragen, ob solche Individuen bei geringerem Verstand den Mut zu all ihrer inneren Niedrigkeit und Verworfenheit aufbringen würden, während so der spitzfindige gefügte Verstand alles für das Gewissen des Betreffenden glättet und säubert und nach außen hin mit tadelloser Logik ausstaffiert. Man hüte sich darum, einfach die Typen des Verstandesmenschen mit dem Wahrheitsfanatiker zu verwechseln. Der Verstand kann eine ganz andere Rolle spielen als die der unbedingten Wahrheitsfindung. Doch das dürfte heute wohl bereits selbstverständlich sein.

§ 11.

Auch bei den Zielcharakteren brauchen wir nicht lange zu verweilen, da alles grundsätzlich Wichtige schon gesagt ist. Ob es sich nun um materiale oder formale Ziele handelt, die Frage lautet immer: wie muß der Charakter beschaffen sein, um diese Ziele zu verwirklichen. Wir haben dabei — ich will wieder bloß an bereits Ausgeführtes erinnern — zu unterscheiden zwischen der Leistungsmöglichkeit und der tatsächlichen Leistungserfüllung. Der Musikalische läßt vielleicht seine Anlagen verkümmern, weil sein Hauptinteresse ganz anderen Zielen gilt. Ein zweiter besitzt alle Fähigkeiten, die ihn zu einem vorzüglichen Geschäftsmann stempeln würden, aber eine frohe Geselligkeit ist ihm lieber oder politische Betätigung. Denn keineswegs verbürgt das Vorhandensein von Anlagen schon ihre angemessene Auswertung. Es kommt auf ihre Stellung im Gefüge des Charakters an und auf die Schicksale, die dieser Charakter erfährt. Es ist gerade für ihn bezeichnend, wie er mit seinen Anlagen wirtschaftet, wie er mit seinem Pfunde wuchert. Das Problem der Zielcharaktere besagt demnach nicht, welche Ziele eine Persönlichkeit dank ihrer Anlagen erreichen könnte, sondern: welche wirklichen Zielsetzungen die Persönlichkeiten steuern, und wie sie in Rücksicht auf diese Zielsetzungen charakterologisch gestaltet sein müssen. Daß hier die Frage

der Selbsttäuschungen, des Bewußtheitsgrades in entscheidendem Maße sich einmengt, wissen wir schon. Alle materialen und formalen Momente müssen da — je nach Notwendigkeit — herangezogen werden. Und doch ist der Zielcharakter (von gewissen Grenzfällen abgesehen) nicht der ganze Mensch. Der Forscher legt auch Wert auf sein Familienleben, nicht nur als behaglichen Rahmen, der ihm die Ruhe für seine Arbeit schafft, nein, er liebt Frau und Kinder. Über die Konflikte durch verschiedene Ziele wollen wir jetzt nicht sprechen. Der Betreffende kann das Höchste in seinem Berufe leisten, und doch ist der stille Winkel am Herd seinem Herzen das nächste. Den Forscher mit seiner unbestechlichen Sachlichkeit, gediegenen Gründlichkeit, kühnen Phantasie und sauberen Gedankenschärfe lernt man aus seinen Werken kennen, aber diese Werke schuf ein um das Wohlergehen seiner Angehörigen zart besorgter, gütiger, rührend-bescheidener Mensch. Dieser Charakter ist aus jenem Zielcharakter nicht abzulesen, aber er verträgt sich mit ihm.

Wir haben schon öfter der verheerenden Wirkung der Eitelkeit gedacht, und ich glaube, daß die bisherige Charakterologie ihr lange nicht gerecht geworden ist. Die Eitelkeit kann primäres Ziel sein, auch wo der Eitle sich dies nicht eingesteht und im Gegenteil auf seine Sachlichkeit sehr stolz ist. Aber seine „Sachlichkeit“ ist lediglich eine Maske der Eitelkeit, und die Maske wird sogleich abgelegt, wo sie die Eitelkeit stört. Der Eitle versteht es meisterlich, auch die unglaublichste Unsachlichkeit sich als besonderen Vorzug anzukreiden, wenn er es nicht vorzieht, seine Zerknirschung eitel zu genießen. Gewiß, er war unsachlich, aber er ist ein so anständiger Mensch, daß er wie kein zweiter die Unsachlichkeit betrauert. In dieser Trauer spreizt sich die Eitelkeit auf seine „Tugend“. Die Eitelkeit kann sich in alle Betätigungen einschleichen, ins künstlerische und wissenschaftliche Schaffen, in Religion und Sittlichkeit, in Liebe und Geselligkeit usw. Nicht als ob sie stets Endziel sein müßte, aber sie sorgt schon dafür, daß sie mit auf ihre Kosten kommt. Sie wird zum Ansporn, der Betreffende strengt sich mehr an. Aber dieser Ansporn will meist den Erfolg und nicht die Leistung, oder er sonnt sich in der Leistung. Oder auch er vergißt ganz auf das eigene Format. Er verhütet Selbstkorrekturen; er unterstreicht jeden guten Einfall und arrangiert ihn zu lärmend. Kurz — ohne weitere Variationen auszudeuten — in dem Maße, in dem Eitelkeit eindringt, biegt sie das ihr fremde Ziel ihrem Dienste zu. Aber es gibt auch offenbar eine „sachliche“ Eitelkeit. Die schöne Frau ist eitel auf ihre Schönheit. Doch mag die Eitelkeit da sachlich berechtigter sein als bei einem Scheusal, das sich für bestrickend hält, gerade die Schönheit leidet unter der eitlen Inszenierung und wird zu

einem Mittel der Selbstverherrlichung. Oder sie sinkt auf die Stufe des Plakats. Bei allen Zielcharakteren schafft die Eitelkeit eine ganz eigenartige Komplexion, eben den Typus des „eitlen“ Künstlers, des „eitlen“ Gelehrten, des „eitlen“ Priesters, des „eitlen“ Machtmenschen usw. Und sie ist eine naheliegende Gefahr, weil die Zielerreichung durch Selbstbewußtsein, Selbstgefühl, Selbstvertrauen gefördert wird, andererseits aber die Umkipfung in Eitelkeit die Zielerreichung wieder verfälscht. Vorausgesetzt, daß der Betreffende es nicht versteht, seine Eitelkeit vom „Berufe“ fernzuhalten.

Eine andere Anlage, die für alle Zielcharaktere negativ in Betracht kommt, ist die Überkritik. Der Betreffende lähmt sich durch alle möglichen Erwägungen und Skrupel. Er überarbeitet auch sein Werk so lange — um es gegen alle Einwendungen zu schützen — bis er es verdirbt oder ganz ungenießbar macht. Der Geschäftsmann ist von dieser Überkritik nicht minder bedroht als z. B. der Forscher: bevor er sich nach Durchdenken aller Sicherungen zu einem Geschäft entschließt, ist es vielleicht zu spät. Und er beginnt ein jegliches so umständlich, um ja nichts zu vergessen, daß dieser ganze Apparat zu schwerfällig wird oder jeden abschreckt. Es ist hier ähnlich wie mit der Eitelkeit, in die das Selbstgefühl umschlagen kann, obgleich natürlich von Anfang an die Eitelkeit aufzutreten vermag, und nicht etwa immer auf dem Umwege über das Selbstgefühl. Ja, dieses ist oft bei Eiteln sehr schwankend und brüchig, und das ganze Gebäude der Eitelkeit frommt dazu, jene Brüchigkeit nach innen und außen zu überdecken. Ebenso ist der „Leichtsinn“ eine Gefahr, der die Überkritik zu begegnen sucht. Zuweilen ist sie nur ein Oberbau über dem Leichtsinne. Aber gewiß nicht immer. Der Überkritische hat dann leider keine Spur von „Leichtsinn“. Obzwar auch da noch die Überkritik ein Arrangement sein kann, um sich vor Enttäuschungen zu sichern. Es ist immerhin angenehmer, in einer Überkritik stecken zu bleiben, als seine „wirkliche“ Unfähigkeit sich eingestehen zu müssen. Es ist gleichsam eine ehrenvolle Niederlage, die noch mit dem Vorzug besonderer Gewissenhaftigkeit verbrämt ist. Jedoch, das sind Variationen über das Grundthema, und sie bringen die Gefahr, dieses zu verdunkeln. Nur noch eine Frage sei kurz gestreift. Es ist selbstverständlich etwas ganz anderes, ob ein bestimmter Zielcharakter etwa Melancholie notwendig erfordert, oder ob er sich bloß mit ihr verträgt. Möglicherweise sind bestimmte Leistungen großer Komik und großen Humors ohne melancholischen Untergrund ausgeschlossen, während zahlreiche gelehrte Berufe durch einen gewissen melancholischen Grad nicht leiden. Wie muß aber die Melancholie beschaffen sein, die jenen Humor ermöglicht,

oder die einem gelehrten Beruf nicht schadet? So gewinnt auch die Frage des „Fleißes“ vom Zielcharakter her erst ihren Sinn. Es gibt einen geradezu verhängnisvollen Fleiß, der ganz fehl am Platze ist, und einen der Zielerreichung auf das feinste angepaßten. Für den ersten Fall brauchen wir nur an die Geschäftsleute zu denken, die vor lauter subalterner, bürokratischer Gewissenhaftigkeit überhaupt nicht zum eigentlichen Denken und Planen kommen. Keineswegs stets aus Unfähigkeit dazu, sondern sie lähmen jeden Gedanken durch ihren Überfleiß. Wie ja auch manche Gelehrte ihre besten Ergebnisse ersticken in einem Wust von Anmerkungen und polemischen Sicherungen. Mag dabei Ängstlichkeit die Ursache sein oder mangelnde Klarheit, die sich auf diese Weise durchkämpfen will, oder auch die Unfähigkeit, Wesentliches vom Unwesentlichen zu scheiden.

§ 12.

Wir brechen an dieser Stelle ab, um eine ganz andere Reihe von Charakteren zu entwickeln, die sich mit den bisherigen Reihen in mannigfacher Weise kreuzt. Wir beginnen mit den Völkercharakteren. Man kann gegen sie all die Bedenken ins Treffen, die man seinerzeit der „Volksseele“ entgegengeschleudert hat, aber ich glaube, daß diese Bedenken nicht zutreffen, solange kein Versuch falscher Hypostasierungen unternommen wird. Oder anders ausgedrückt: über die Berechtigung derartiger Hypostasierungen müßte die Metaphysik entscheiden. Die Charakterologie braucht sich da kein Urteil anzumaßen. Sie steht lediglich vor folgendem Sachverhalt: wie weit ist erstens der Charakter eines Einzelnen Individualcharakter und wie weit völkisch bestimmt. Wenn wir nur einen einzigen Neger kennen würden und auch sonst nichts von Negern wüßten, wäre es schlechterdings ausgeschlossen, zu jener Scheidung zu gelangen. Sicherlich besagt sie nicht eine Aufteilung der charakterogenen Züge auf diese zwei Lager: der Mensch hat nicht einen Volkscharakter und dazu noch einen Individualcharakter, vielmehr der Individualcharakter verwirklicht sich im Volkscharakter und durch ihn, und wieder umgekehrt. Zweitens kann man fragen, ob die ganzen kulturellen, wirtschaftlichen, politischen Leistungen eines Volkes bestimmte durchgehende charakterologische Züge erheischen. Da scheint es nicht unwichtig, gleich auf zwei Momente hinzuweisen: wie der Individualcharakter widerspruchsvoll sein kann, so in betontem Maße der Volkscharakter. Es ist ein methodologischer Aberglaube, ihn so zu glätten, daß eine konfliktlose Einheit sich erschließt. Ja nicht einmal das ist erforderlich, daß diese charakterologischen Strukturen in einem Menschen Platz haben,

denn sie können sich vielleicht nur in verschiedenen Menschen erfüllen. Der typische Deutsche muß nicht alle typisch deutschen Anlagen verkörpern, aber er zeigt gewisse entscheidende in besonders reiner Ausprägung. Der deutsche Volkscharakter umspannt also die Möglichkeit verschiedener Typen. Gewiß gibt es Volkscharaktere, die nur eine relativ geringe Typenabwandlung gestatten, und andere, die einen fast unübersehbaren Reichtum geradezu erfordern, und das hängt vom Wesen dieser Charaktere ab, wie sie durch Vererbung und Schicksale herausgeschliffen wurden. Jener Reichtum an Typen zeitigt leicht die Gefahr einer völkischen Zersplitterung, aber ebenso kann er der Nährboden mannigfachster und vielgestaltiger Begabungen sein. Das Gegenteil erzeugt zwar eher das Gefühl festen Zusammenschlusses, jedoch auch eine Einförmigkeit und Unbeweglichkeit, die sich schwieriger Situationsveränderungen anpassen. Die charakterologische Verwandtschaft drängt auf eine gewisse Stabilität und Tradition, während die Vielzahl der Typen immer wieder die Verhältnisse in ihre Richtung umzubiegen trachtet, wodurch erst die verschiedenen Typen zu ihrer Entfaltung gelangen. Wo noch vielleicht schroffe Gegensätze in den Typen klaffen und allgemein die Tendenz zur Radikalität und nicht zum Abschleifen oder Verwischen obwaltet, da sind katastrophale Konflikte fast unvermeidlich, und doch können sie — im tiefsten Sinne — der Ausprägung des betreffenden Volkscharakters dienen.

Aber wie kommen wir denn überhaupt zum Volkscharakter? Wenn wir etwa vom Berufscharakter handeln, ist immerhin das Bezugssystem klar oder wenigstens klärbar. Was ist jedoch ein Volk? Hier werden die einseitigen Rassentheoretiker eine ganz andere Antwort geben als jene, die zwar an das Vererbte nicht vergessen, aber die historischen Schicksale eines Volkes in weitem Ausmaße berücksichtigen. Selbst wenn eine Einigung über diesen Punkt erzielt würde, bliebe das Problem offen, woher wir denn einen Volkscharakter gewinnen wollen. Der nächstliegende Bescheid besagt wohl: durch Studium der Volksgenossen. Indem sich das gleiche verstärkt, treten allmählich die wichtigen Züge hervor. Wenn ich z. B. tausend Berliner kenne, bin ich schon in der Lage, das Berlinische vom Individualen zu trennen, wobei ich hier ganz davon absehe, wie weit das Berlinische ein national Mitgegebenes ist oder ein kulturell Gezüchtetes, ja typisch Großstädtisches. Aber welche Berliner sind eigentlich für Berlin bezeichnend? Die Zugezogenen oder die alten Berliner Familien? Bei den Zugezogenen müßte man besonders darauf achten, wie und nach welcher Richtung hin sie der „Geist“ Berlins verändert. Denn aus dieser Richtung könnte man vielleicht Rückschlüsse

auf diesen Geist wagen. Dies wäre — ohne scharfe Kritik — ein sehr gefährliches Wagnis. Ich gebe ein ganz grobes Beispiel: wenn primitive Völker mit den Segnungen abendländischer Kultur bekannt werden, zeigt sich dies häufig in einem exzessiven Alkoholismus, in Prostitution und anderen Lastern, die zweifellos für unsere Kultur bezeichnend sind, aber es wäre grotesk, sie nun aus dieser Richtung allein verstehen zu wollen. So kann auch vielleicht der Zugezogene in erster Linie Äußerlichkeiten aufnehmen oder gar Pervertierungen, und die Richtung dieser Beeinflussungen muß durchaus nichts Entscheidendes oder gar Erschöpfendes über den Charakter der betreffenden Stadt aussagen. Während andererseits die „alten“ Familien in ihrer eigenen Stadt sich möglicherweise fremd fühlen und sich wie auf eine ruhige Insel geflüchtet haben, die das wogende Meer umbrandet. Von dieser Insel haben wir zwar den bangen Ausblick auf das Meer, aber das Gesetz seiner Bewegtheit erfassen wir damit nicht. So scheint die Auswahl der Studienobjekte schon ein Ausleseprinzip vorauszusetzen, denn sonst werden wir immer wieder ganz anderen — nicht minder schwierigen — Problemen zugeworfen: der typischen charakterogenen Beeinflussung des Fremden durch die Weltstadt, der Situation der „alten“ Familie in der Weltstadt usw. Die Bedeutung der „alten“ Familie im gehetzten Tempo der Weltstadt und in ihrem riesenhaften Wachstum droht zusammenzuschrumpfen. Die Familie ist dadurch gezwungen, ihre ehrwürdige Tradition in gewissem Umfange zu opfern oder in eine feindselige Haltung zu dem „Ungeheuer“ zu geraten, das ihren Charakter auffrißt. Wie dem auch immer sei, jener nächstliegende Weg führt zumindest allein nicht zum Ziel. Er muß erst gebahnt und gesichert werden durch eine schärfere Problemfixierung, die jenes Ausleseprinzip an die Hand gibt. Dann vermag er allerdings — aber auch nur dann — seine volle Fruchtbarkeit zu bewähren. Ich meine als Ausgangspunkt: die Leistungen der Volksgemeinschaft auf allen Gebieten. Welche Anlagen sind notwendig, um diese Leistungen in Frieden und Krieg, Kultur und Wirtschaft, Geselligkeit und Politik zu ermöglichen. Die religiösen, sittlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen, geselligen usw. Leistungen eines Volkes im langen Laufe der Zeit, sie sind unbestreitbare Dokumente seines Charakters.

Aber — und dieser Einwand liegt sehr nahe — haben wir ein Recht, aus Spitzenleistungen den Volkscharakter zu entwickeln, etwa aus den wenigen gepflegten ernsten Bühnen, während allenthalben grelle Revuen, obszöne Tingl-Tangls von der Masse gestürmt werden? aus wenigen göttlich Erleuchteten, während die Menge in frechem Materialismus vertiert

oder in widerlicher Scheinheiligkeit sich besudelt? aus wenigen wissenschaftlichen Genies, während die kompakte Mehrzahl in trostloser Nüchternheit und geblähter Eitelkeit gelehrten Wissenskram mit Wissenschaft verwechselt? oder geistreichelnden Journalismus als letzte Weltweisheit auftischt? Gewiß würden wir das Bild verfälschen, wollten wir uns auf die Spitzenleistungen beschränken, nein: wir müssen alles heranziehen, was wichtig ist, was eine Rolle im Volksleben spielt. Aber die Spitzenleistung muß ja gar keine Rolle spielen, sie wird vielleicht verhöhnt, verspottet, oder man kümmert sich nicht um sie. Damit ist in den Begriff des „Wichtigen“ schon eine Vieldeutigkeit hineingetragen, aber — meiner Meinung nach — eine unvermeidliche. Es handelt sich tatsächlich sowohl um das in sich Bedeutsame als um das eine bedeutsame Rolle Spielende. Es ist sehr charakteristisch, ob beides sich deckt, welche Beziehungen sich überhaupt da ergeben. Stellt man sich bloß auf das Durchschnittlich-Wirksame ein, bleiben die Spitzenleistungen unverständlich, und ihre ausschließliche Berücksichtigung verdunkelt wieder alle anderen Züge. Bei der Betrachtung der Vergangenheit sind wir oft zur Überschätzung geneigt, weil die Zeit schon das meiste Unzulängliche oder bloß Durchschnittliche ausgekehrt hat, hingegen in der Gegenwart leicht eine Unterschätzung eintritt, weil die Masse des Minderwertigen dem Blick das Werthaltige umnebelt. Es ist ja auch eine andere Frage, die nach der charakterologischen Voraussetzung nationaler Höchstleistungen forscht, und die nach dem Charakter eines Volkes sucht. Der Charakter kann bei kläglichem Durchschnitt geniale Explosionen gestatten, während er bei ausgeglichener, anständiger Begabung vielleicht das Geniale zu einer sehr seltenen Ausnahme stempelt. Es braucht wohl nicht erst die Warnung ausgesprochen zu werden, den Umkreis jener „Leistungen“ zu eng zu wählen. Beschränkt man ihn auf die Gegenwart, läuft man immer Gefahr, Zufälliges der jeweiligen Situation zu schwer zu nehmen, und engt man ihn auf ein Kulturgebiet ein, landet man schließlich etwa bei dem künstlerischen Charakter eines Volkes, womit noch gar nichts darüber gesagt ist, welche Stellung diesem künstlerischen Charakter im Gesamtcharakter eignet. In der Kunst kann z. B. ein Volk mit aller Kraft strenges Maß und strenge Form anstreben, während es im „Leben“ wild ausschweift. Zu warnen ist ferner vor einem Einheitsbezug um jeden Preis. Warum sollen denn nicht widerstreitende Anlagen gegeneinander wüten und sich nur in ganz besonderen Fällen versöhnen? Die glatten Formeln populärer Völkercharakterologie schmeicheln sich zwar durch ihre Handlichkeit ein, aber sie halten keine praktische Erprobung durch. Immer weitere Schwierigkeiten tauchen auf: das Bild des deutschen Charakters

ist nach dem Auftreten DÜRER's und GRÜNEWALD's, MARTIN LUTHER's ein anderes als vorher, und es wird wieder anders, nachdem GOETHE und KANT, MOZART und BEETHOVEN ihre Werke geoffenbart haben. Da die Entwicklung nicht abgeschlossen ist, müssen wir auf immer neue Bereicherungen und Wandlungen gefaßt sein. Ja, wir können die gleichsam geschlossenen und offenen Charaktere unterscheiden. Während die ersten jede Überraschung fast ausschließen und im wesentlichen stabil sind, erscheinen die letzteren wesensgemäß veränderlich, plastisch, bildsam, knetbar. Und die Forschung vermag selbstverständlich nur die Möglichkeiten aufzudecken, die bereits in Erscheinung getreten sind, sie kann aber nicht vorhersagen, welche Möglichkeiten unter bestimmten Umständen noch mobilisiert werden können, ob vielleicht längst verkümmerte plötzlich wieder hervorbrechen, andere in den Hintergrund rücken, ob sehr grelle Vorderseiten bald abklingen oder sich zu dauernden Eigenschaften verdichten usw. Nur mit größter Behutsamkeit und Vorsicht sind da Wahrscheinlichkeitsbehauptungen in gewissen Grenzen zu erzielen. Viel zurückhaltender als bei Individualcharakteren: denn bei einem Jüngling wissen wir, daß das Mannesalter nachfolgt und endlich das Greisentum. Selbst wenn wir diese Teilungen auf das Völkerleben übertragen wollten — vor ihrer unkritischen und mechanischen Übernahme ist nicht ernst genug zu warnen — wären wir doch sehr in Verlegenheit, falls wir wirklich vor die Aufgabe gestellt würden, einem der großen europäischen Völker eine dieser Lebensperioden zuzusprechen. Wenn wir bei matteren Leistungen, beim Versiegen der Originalität usw. zu dem Bilde der Senilität greifen, müssen wir uns doch dessen bewußt sein, daß ein derartiges Bild gar nichts erklärt. Es ist vielleicht besser an einen Mann zu erinnern, dessen Schöpferkraft erlischt, weil die Umwelt seinem Charakter nicht angepaßt erscheint, oder weil er nur bereits vorhandene Themen in unendlicher Folge variiert. Es kann auch immer „schwerer“ werden, ein neues Thema anzuschlagen, da das Gewicht der bestehenden Themen zentnerschwer drückt. Das Leben ist so geregelt, daß es schon mutigen Wagens und großen Genies bedürfte, um seine festen Normen zu durchbrechen. Und ein derartiger Versuch würde vielleicht von der Volksgemeinschaft schroff abgelehnt, die ihn als vermessene Versündigung an geheiligter Tradition empfände. Der Anstoß gewänne also keine Fortpflanzung, sondern verpuffte. Es bedürfte schon zahlreicher und wiederholter Anstöße, um diesen eingeschläferten Zustand wachzurütteln. Aber nichts spricht dafür, ihn als einen „senilen“ ansehen zu sollen. Sicherlich ist er abhängig von dem Charakter des betreffenden Volkes, aber auch von den Umweltsbedingungen usw. Wie sich da im

einzelnen die Akzente verteilen, muß natürlich ganz der Spezialforschung überlassen bleiben. Ihre Aufgabe ist es auch, von den Volkscharakteren zu denen der einzelnen Provinzen, ja Städte und Familien herabzusteigen. Sie vermag dies nicht, ohne in großem Umfange die zeitlich-kulturelle Problematik heranzuziehen.

§ 13.

So haben wir jetzt von den Zeitcharakteren zu sprechen. Während eben der Deutsche, der Franzose, der Engländer usw. auseinandertraten, kommen nun in Betracht: der mittelalterliche Mensch, der Mensch der Renaissance, der Mensch des 19. Jahrhunderts usw. Daß gerade in phantastischer Ausmalung dieser Typen unendlich viel gesündigt wurde, beweist nichts an sich gegen diese Typenbildung. Allerdings krankt sie an noch erheblicheren Schwierigkeiten als die Frage nach den Völkercharakteren. Ist es schon methodisch keineswegs einfach festzustellen, was ein Volk ist, und bleibt methodisch immer die Möglichkeit offen, ob dem so bestimmten Volke tatsächlich ein Charakter entspricht oder ob er sich bloß in Charaktere der Volksstämme aufspaltet, ohne daß eine charakterologische Verknüpfung aufzufinden wäre, die mehr gäbe als blasse Vorzeichnungen, während erst durch die gemeinsamen Lebensschicksale vielleicht eine Angleichung sich ergibt, so ist es noch weit schwankender, gleichsam die Zeitstrecke anzusetzen, der ein Charakter zugeordnet werden soll. Hat es etwa noch einen Sinn vom Charakter des mittelalterlichen Menschen zu handeln, wenn das Mittelalter selbst tiefgreifende Wandlungen offenbart? Müssen nicht die zeitlichen Fixierungen schon auf den Charakter bezogen sein, und nicht umgekehrt verlangt werden, daß einer von irgendwelchen Gesichtspunkten aus gegliederten Zeitfolge Charaktere korrespondieren sollen? Eine Literaturgeschichte wird sich ja auch ihre zeitliche Periodisierung selbst geben, und alle Versuche — die Literaturgeschichte auf Jahrzehnte oder Jahrhunderte aufzuteilen — schlagen fehl, weil diese Gliederungen ihrem Wesen nicht angepaßt sind. So muß sich auch ein völkischer Charakter nicht mit der naturwissenschaftlichen oder politischen Begrenzung dieses Begriffes decken, und die Untersuchung ist besonders interessant, warum sich da Verschiebungen und Unterschiede erschließen. Daher ist es ohne weiteres gar nicht sicher, ob einer aus irgendwelchen Gründen abgesteckten Zeit etwas zugrunde gelegt werden kann, das den Namen Charakter mit Recht trägt. Denn vielleicht sind ganz verschiedene Charaktere für sie maßgebend, und sie wird mißverstanden, wenn auf eine gewaltsame Vereinheitlichung hingearbeitet wird. Aber zweifellos ist auch der

schöne Fall möglich, wo all diese Charaktere als Typen einer charakterologischen Grundstruktur aufgefaßt werden können. Wann und warum diese sich bildet, wann und warum sie sich auflöst, ist einerseits von ihr her zu begreifen, andererseits von den zeitlichen, kulturellen usw. Bedingungen, die sie fördern, züchten, oder lähmen und zersetzen. Hierbei wird man immer das an sich Zeitlose von dem tatsächlich Zeitlichen abzuheben haben. Der Charakter des Großstädtlers ist an sich zeitlos, aber er verwirklicht sich in den empirischen Großstädten, und die empirische Großstadt ist eine zeitliche Gegebenheit. Aber den Charakter des Großstädtlers kann auch ein Dorfbewohner oder ein Provinzler haben, er paßt dann eben nicht in seine Umgebung, ist fehl am Platze. Ihm wäre die großstädtische Umwelt konform. In diesem Sinne gibt es auch in unserer Zeit „mittelalterliche“ Menschen: sie könnten am reinsten und besten ihr Wesen unter jenen Bedingungen entfalten und auswirken, während die gegenwärtigen ihnen ungünstig sind. Und diese Situation vermag nun ihren Charakter in entscheidender Weise zu beeinflussen. Gerade deswegen gebe man acht, ob man von dem „mittelalterlichen“ Menschen etwa spricht als einem an sich zeitlosen Typus, der nur durch dieses Beispiel eine besonders glückliche Illustrierung erfährt, oder von dem „wirklich“ mittelalterlichen Menschen. So ist ja auch der Naturalismus eine ewige Möglichkeit der Kunst, hingegen der Naturalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wesensmäßig zeitbedingt. Handle ich nun vom ersten Typ, muß ich selbstverständlich alle Bestimmungsstücke vermeiden, die nur für den zweiten kennzeichnend sind, während ich nicht diesen verstehen kann, wenn ich bei der allgemeinen Zeichnung des ersten verharre. Denn er ist grundsätzlich zu verschiedensten Zeiten möglich. An seiner individuellen Wirklichkeit in einer bestimmten Zeit trägt aber nicht allein diese die Schuld, sondern die in dieser Zeit wirkenden Persönlichkeiten. Der deutschen Klassik haben keineswegs bloß die zeitlichen Verhältnisse ihren Stempel aufgedrückt, sie schaffen noch keinen GOETHE. Aber ist ein GOETHE da, dann gewinnen erst die zeitlichen Möglichkeiten ihre einzigartige Erfüllung, nicht nur in GOETHE selbst, nein auch durch die anderen, die sich an ihm reiben, durch ihn beschwingt oder gehemmt werden. Gewiß dürfen wir in den Charakter der Klassik nicht GOETHE aufnehmen, höchstens darauf hinweisen, wie er diesen Charakter veranschaulicht, aber zum Wesen der deutschen Klassik gehört unlösbar GOETHE, denn sie wäre anders ohne ihn. Daß sie so ist, erscheint mit als sein Werk. Und sie ist nicht zu verstehen, falls man an diesem Werke vorbeigeht. Das erleichtert sicherlich nicht die Aufgabe der Zeitcharaktere. Sie stehen hier vor dem gleichen Problem wie die Völkercharaktere,

die ja auch — wie wir sahen — das Geniale und das Durchschnittliche zu berücksichtigen haben. Ja, die Bindung ist da noch stärker. Denn die Völkercharaktere dürfen sich vielfach mit der allgemeinen Angabe der spezifischen Leistungsmöglichkeiten begnügen, jetzt aber handelt es sich um die charakterologischen und Begabungsstrukturen, die ganz bestimmte Leistungen zum Ergebnis haben. Verlieren wir das aus dem Auge, werden die Zeitcharaktere farblos und unecht.

Man hat ja gern die Frage diskutiert, ob Zeit- oder Völkercharaktere die tiefer schürfenden Differenzierungen offenbaren. Ich glaube, daß sich in dieser Allgemeinheit die Frage nicht entscheiden läßt. Wenn wir vom Zeitcharakter um 1500 sprechen und dabei an irgendwelche Negerstämme denken oder an Bewohner Amerikas, so haben sie an dem — was man üblich Zeitcharakter nennt — gar keinen Teil. Nur ein bestimmter Kulturkreis wird durch ihn beleuchtet, was schon auf die folgende Betrachtung über die Kulturcharaktere hinausweist. Denn alle Zeitcharaktere erscheinen bis zu einem gewissen Grade als Charaktere der gleichzeitigen Kulturen. Aber vielleicht hat der Zeitcharakter noch einen anderen Sinn: ob nämlich durch die Zeitfolge als solche gewisse Charakteranlagen sich einstellen müssen, ähnlich wie der Charakter der Pubertät dem des Mannesalters weicht usw. Wir haben ja in anderer Richtung bereits die Frage beleuchtet. Stimmt jene vermutete Reihung, dann wären wirklich entscheidende Züge der verschiedenen Kulturen Resultate völkischer Eigenart und des Zeitwertes. Nur hätte dann die Zeit eine andere Bedeutung, weil gleichzeitig die einzelnen Völker ganz verschiedene Zeiten durchlebten, wie es ja auch gleichzeitig Jünglinge und Greise gibt. Und nicht das Datum 1925 wäre für sie bezeichnend, sondern die Tatsache, daß der eine 18 und der andere 80 ist. Alle völkischen Jugendkulturen trügen dann gemeinsame charakterologische Züge, und ebenso alle Greisenkulturen. Sicherlich könnten diese Entwicklungen durch die mannigfachsten Umstände gestört sein, aber es ließen sich doch vielleicht typische Reihen, gleichsam reine Reihen herausstellen, und ihre Verletzungen oder Trübungen wären die Symptome für den Einbruch von Katastrophen oder anderen Ereignissen, die so in den Verlauf eingreifen, wie etwa Krankheit ins Leben des einzelnen, oder ein unvorhergesehenes, erdrückendes Unheil. Das Ideal wäre eine zeitliche Reihe, die gar keine Abbiegung erleidet, und sie könnte dann als Bezugssystem dienen. Ihre materiale Erfüllung gewänne sie durch den völkischen Charakter, der andererseits sich nur innerhalb der Sprossen dieser Leiter voll zu entfalten vermöchte. Erklimmt er nicht alle Sprossen, ist es noch kein Einwand gegen jene Theorie, denn abgesehen von den schädigenden Schick-

salen liegt es eben in manchen Charakteren, daß sie infantil bleiben oder einer frühen Senilität verfallen. Aber das sind dann keine reinen Linien mehr.

Gegen diese Konstruktionen muß ich bemerken (vgl. auch den zweiten Band meiner „Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft“, 1920), daß sie Bilder und Analogien zu ernst nehmen. Hervorragende Psychiater haben mit Recht betont, daß z. B. Völker nicht aussterben, weil sie „altern“, sondern weil sie aus sittlich-kulturellen Gründen die Kinderzahl beschränken. Sagt man, darin zeige sich eben ihr Alter, ist doch wohl zu erwidern, daß diese Berufung auf das Alter nichts erklärt, wohl aber die Angabe all der Gründe, die zu jener mangelnden Fruchtbarkeit führen. Oder meint man, die Zivilisation sei ein deutliches Zeichen der Senilität, muß doch die Gegenfrage aufgeworfen werden, warum denn die Zivilisation manchen Völkern ausgezeichnet bekommt und anderen nicht. Sie bedeutet offenbar im Leben verschiedener Völker etwas ganz verschiedenes, und darum ist auch ihre Einwirkung auf den Charakter eine ganz andere. Aber jedenfalls kann doch nicht die Zivilisation eine Anfangsstufe sein, in ihr steckt schon eine zeitliche Rangierung. Sicherlich, aber keine, die ohne weiteres den Vergleich mit dem Alter rechtfertigt. So ist es gewiß erlaubt weiter zu fragen, unter welchen Bedingungen die Kultur in Zivilisation umschlägt, welche Charaktere dazu erforderlich sind, und welche immer wieder die Ketten der Zivilisation sprengen. Auf diesem Wege gelangen wir zu einer Charakterologie des Völkerlebens, und es ist für die einzelnen Völker bezeichnend, wie sie zu bestimmten Situationen Stellung nehmen. Es sind nur gewisse typische Verhaltensweisen möglich, wie ja auch ein Problem nicht beliebige Weiterführung gestattet. Muß aber nicht — um ein Beispiel aus der Kunstgeschichte aufzugreifen — ein malerischer Stil stets einem linearen folgen, so daß man mit Sicherheit vorhersagen kann, der lineare Stil habe einen genau fixierten zeitlichen Stellenwert, als ein bestimmter Zeitcharakter. So sind ja auch nicht der Großstaat oder die kapitalistische Wirtschaftsordnung das erste, sondern sie haben ganz bestimmte Vorformen hinter sich, eine Entwicklung, die — mag sie individuell noch so sehr differenzieren — doch durch gewisse Formen hindurchgegangen sein muß. Das ist nun ein Sinn, in dem ich vorbehaltlos mich zu diesen Zeitcharakteren bekenne, und es ist selbstverständlich, weil wir von vornherein den Charakter nicht als ruhende Statue, sondern als bewegtes Drama anlegten. Und das Drama zeigt — oder kann wenigstens zeigen — eine strenge Notwendigkeit der Entwicklung des Szenenbaues. Aber diese Auffassung ist weit von jener naiven entfernt, die mit den ungeklärten Begriffen der Jugend und des Alters

spielt. Trifft es z. B. zu, daß der malerische Stil einem linearen folgt, ist dieser zwar jenem gegenüber der ältere, aber der malerische Stil weicht etwa wieder einem linearen, und dieser hat nun ganz andere Voraussetzungen als der erste. Denn es muß nicht ein neues Volk sein, das diesen Charakter in die Wagschale wirft, also eine neue Jugend, die sich zum Worte meldet. Aber ich will hier abbrechen, obgleich ich mir dessen bewußt bin, gewiß nicht alle methodologischen Schwierigkeiten bereinigt zu haben. Sie sind letzthin nur in der praktischen Arbeit an den Problemen zu überwinden. Als Grundregel scheint mir zu gelten, sich nicht durch Worte blenden und verführen zu lassen, sondern in jedem Fall darauf zu achten, was tatsächlich an echtem „Verstehen“ gewonnen wird. Halten wir an dieser Forderung streng fest, brechen bald die phantastischen Luftschlösser in sich zusammen. Sicherlich können wir nicht einfach das Vorgehen der Individualcharakterologie auf diese Fälle übertragen. Der Zeitcharakter z. B. wird niemals so eindimensional bestimmt sein, wie der Individualcharakter es zu sein vermag. Es gilt ja gerade, die verschiedensten Strebungsrichtungen einer Zeit begreiflich zu machen, und nur dadurch wird es auch verständlich, warum gewisse dominieren, während andere verkümmern. Aber es handelt sich weiter darum, den gemeinsamen Quellgrund dieser Strebungsrichtungen aufzudecken, die gleiche Struktur, die sich nach den mannigfachsten Seiten hin auswirkt und dank ihrer Eigenart so und nicht anders auswirken kann. Der einzelne mittelalterliche Mensch kann als Handwerker, Ritter, Mönch usw. eindimensional bestimmt sein, aber er ist eben ein mittelalterlicher Handwerker, Mönch oder Ritter. Darauf zielt der Zeitcharakter. Vielleicht kommt dieser Charakter in gewissen Berufen besonders zur Geltung, und zwar wieder in einer gewissen Ausübung der Berufe. Es wäre dogmatisches Vorurteil zu verlangen, der Zeitcharakter müsse alles auf den gleichen Nenner bringen, alles in der Zeit Vorfindliche vereinheitlichen. Solcher Versuch würde den Zeitcharakter ganz aufheben. Er geht nur auf das für diese Zeit Kennzeichnende aus. Und der gleichen Zeit können Überlebsel vorhergehender Zeiten angehören, Vorboten kommender. Es ist vielleicht für sie wichtig, wie viel Erbgut sie noch mitschleppt, und mit welcher Kraft das Neue an die Oberfläche drängt. Zu ihrem Charakter gehört dieser Kampf und Widerstreit verschiedener, zum Teil unversöhnlicher Charaktere. Aber sie müssen gar nicht gleichsam zeitlich disloziert sein als in die Gegenwart hineinragende Vergangenheit, als sich anbahnende Zukunft usw., nein, zur Gegenwart selbst können einander entgegengesetzte Charaktere gehören, wie ja auch der einzelne Charakter die ärgsten Widersprüche in sich zuweilen birgt. Immer wieder muß vor den

Konstruktionen gewarnt werden, die von dem Aberglauben einer glatten Einheit besessen sind und sich darum von der Erfahrung nicht belehren lassen. Es ist ja auch falsch, daß die Anerkennung jenes Widerstreites zu einem Verzicht auf Verstehen führt, daß sie den Ansatz jeder Gesetzmäßigkeit zerstört, wir verstehen gerade die Notwendigkeit jener Aufspaltungen, nicht als Fehlerquellen des Zufalls, nein, als gefordert durch die ganze gegebene Lage. Selbst den „Zufall“ dürfen wir — ich erinnere bloß an Vorhergehendes — nicht zu verwischen trachten, wo er als Tatsache festgestellt werden muß. Ein „Zufall“ in diesem Sinne ist z. B. das Auftreten eines strahlenden Genies, das weithin der Zeit seinen Stempel aufprägt. Gewiß wäre dies ausgeschlossen, wenn jenes Genie nicht in der Richtung der Zeit läge. Aber die besondere Art der Erfüllung dieser Richtung wird doch durch dieses Genie bedingt und ist nicht aus allgemeinen Faktoren ableitbar. Von der Nähe oder Ferne des von uns gewählten Standpunktes hängt es ab, wie weit wir z. B. Individuelles einzubeziehen haben. Aber ich kann nicht zugeben, daß die Wahl dieses Standpunktes ganz unserem Belieben überlassen ist. Wenn ich einen Berg besteige, drehe ich mich vielleicht jede Weile um und genieße die immer andere Aussicht. Diese Analogie trifft jedoch für uns nicht völlig zu. Nur von bestimmten Punkten aus habe ich wirklich charakteristische Aussichten, andere verunklären dies alles und zeigen es in verzerrter Perspektive. Und der „großzügig“ zu hoch gewählte Standpunkt verwischt schließlich alles, weil deckende Nebel sich vorschieben. Es bedarf demnach einer legitimierenden Begründung, warum ein bestimmter „Standpunkt“ eingenommen wird, und es gibt in diesem Betracht im vorhinein falsche Standpunkte.

§ 14.

Innigst mit den Zeitcharakteren hängen — wie schon gesagt — die Kulturcharaktere zusammen, denn alle Zeitcharaktere sind ja Kulturcharaktere, sie sollen die Kultur einer Zeit aus charakterologischen Strukturen verstehen lassen. Trotzdem scheint mir doch ein Unterschied vorhanden: der Zeitcharakter zielt primär auf alles in einer Zeit Vorfindliche, der Kulturcharakter auf bestimmte Kulturkreise. Die Zeit um 1500 ist nicht nur Renaissance, die Zeit um 1880 nicht nur Naturalismus. Indem ich nun lediglich die einzelnen Kulturcharaktere entwickle, werde ich der Breite der Zeitcharaktere vielleicht nicht gerecht. Oder anders ausgedrückt: die Zeitcharaktere brauchen keine geschlossenen Kulturcharaktere zu sein. Das sind schließlich terminologische Streitfragen, wenn man sich einmal die Sache klar gemacht hat. Obgleich viele sich

noch immer dessen nicht bewußt werden, daß die Darstellung von Kulturen keineswegs eigentliche Zeitgeschichte sein muß. Der Charakter des Naturalismus z. B. muß niemals ausschließlicher Zeitcharakter werden, sondern kann immer eine Möglichkeit des Zeitcharakters bleiben. Ebenso können selbst Klassik und Romantik Gestaltungen des gleichen Zeitcharakters sein, trotz ihrer polaren Verschiedenheit als Kulturcharaktere. Krasser Aberglaube, schroffer Skeptizismus und inbrünstige Religiosität liegen vielleicht zeitlich eng zusammen, aber sie verwirklichen sich in verschiedenen Kulturrichtungen, die ihre Tönungen und Färbungen durch jene nahe zeitliche Nachbarschaft empfangen. Das wären banale Selbstverständlichkeiten, würde nicht immer der Versuch unternommen, den ganzen Gehalt einer Zeit auf einen prominenten Kulturcharakter zu beziehen, statt die Möglichkeit sehr verschiedener Kulturcharaktere offen zu lassen und in ihrer wechselseitigen Beeinflussung und Durchdringung das „Leben“ dieser Zeit zu erkennen. Es ist — um ein recht grobes Beispiel zu bringen — Unsinn zu diskutieren, ob unser Zeitalter durch den Kapitalismus oder Sozialismus charakterisiert wird; in diesen empirischen Formen fordern sie einander wechselseitig. Und es ist weiterhin völlig willkürlich, unsere Zeit überhaupt allein unter diesem Gesichtspunkt zu sehen. Aber es ist andererseits charakterologisch durchaus möglich, gleichsam den sozialistischen Kulturcharakter zu entwickeln in seinen Spielarten und anzugeben, wie er sich etwa folgerichtig auf wissenschaftlichem, religiösem, künstlerischem, sittlichem Gebiet zeigen muß, also die charakterologische Struktur aufzudecken, deren gesetzmäßige Entfaltung nach den verschiedensten Richtungen hin ersichtlich wird.

Lassen wir jedoch dieses Beispiel (vgl. hierzu meine „Kultur der Gegenwart“) und denken wir etwa an den reinen Kapitalisten, der nach arbeitendem Kapital strebt. Sofort spalten sich die verschiedensten Typen auf: die einen wollen das Kapital, um ihren ruhigen Zinsgenuß zu haben, um in einem stillen Winkel behaglich ihre Tage zu verbringen. Sie fühlen sich nur gesichert im Besitze einer festen Rente. Die anderen benötigen Kapital zu einem Leben im größten Stil, zu einem Herrendasein, das ihnen nicht hoher Geburtsadel verbürgt, das sie vielmehr sich erst durch das Kapital schaffen. Wieder andere ringen um die Macht, die ihnen das Kapital verleiht, und sie steigern immer mehr diese Macht ins Gigantische. Oder denken wir an jene, die in das Kapital als solches verliebt sind und gar nichts anderes begehren denn Kapital als Selbstzweck. Erinnern wir uns des oft geschilderten Typus, der in der kapitalistischen Anhäufung den offenkundigen Segen Gottes erblickt, der so seine Tüchtigkeit und Anständigkeit auszeichnet, oder auch des kalten Rechners, dem die ganze

kapitalistische Wirtschaft ein spannendes Rechenexempel ist, im Gegensatz zu dem ausschweifenden Abenteuer des Kapitalismus, der nach Sensationen jagt. Die Kunst kann als Ware völlig in diesen Kreis einbezogen werden, oder sie dient irgendwie den kapitalistischen Zwecken. Aber auch das Umgekehrte ist möglich: der Kapitalist flüchtet aus seiner nüchternen Geldwelt in eine „ideale“ Sphäre. Von ihr verlangt er dann besonderen „Idealismus“, damit er sich erhole vom Realismus des gewöhnlichen Daseins. Im allgemeinen wird er an der Wissenschaft das Exakte, Positive schätzen, z. B. die Chemie bewundern, und vielleicht der Philosophie ein wohlwollendes Interesse entgegenbringen, aber ein im wesentlichen distanzirtes Interesse: sehr anregend, doch eigentlich ungreiflich fremd und wunderlich. In der Ethik wird er geneigt sein, die Tüchtigkeit, die den Erfolg krönt, hoch anzuschlagen. Diese Tüchtigkeit dient der Hebung des Menschen, der nationalen Wohlfahrt, dem Staate; sie ist gottgefällig. Wenn der Untüchtige unten bleibt, trifft ihn die Schuld. Sich allzu sehr seiner annehmen, hieße Prämien auf Unfähigkeit setzen und damit dem Tüchtigen den Ansporn rauben. Denn die Tüchtigkeit muß belohnt werden, und ihr die Ergebnisse rauben, wäre schreiendes Unrecht; ähnlich wie einem berechtigten Sieger den Sieg aus den Händen schlagen. Diese Tüchtigkeit muß in weiten Grenzen rational, verstandesmäßig sein. Mit bloßem Gefühl oder der Phantasie ist wenig anzufangen: helle Übersicht über die Lage, scharfer Verstand, Entschlußkraft usw., sie werden gefordert. Dieses Rationale scheint nun — wie gelehrt wurde — die politische Demokratie zu bedingen, das Zählen der Stimmen, die Wahlmathematik, und die von der größten Zahl erkorenen Führer. Aber ebenso möglich ist die Einstellung, die eine derartige Wahl verwirft und den erprobten Führer an die Spitze ruft kraft seiner ihn legitimierenden Führertugenden. Im kapitalistischen Unternehmen beruft sich auch der Führer selbst, indem er dank seiner Tüchtigkeit sich durchdrängt; und das scheint das fachlich beste Ausleseverfahren. Aber wie dem nun auch immer sei, der Kapitalismus selbst kann verschiedene Formen annehmen: der solide auf harte Arbeit gestützte und nur durch sie geadelte trennt sich von dem auf riesige mühelose und riskante Konjunkturgewinne orientierten. Und der von dem Gedanken an die Volkswirtschaft geleitete und fast väterlich sorgende von dem rücksichtslos egoistischen, der nur das brutale Recht des Stärkeren anerkennt. Die verschiedensten Masken können das wahre Antlitz verhüllen und auch jene innere naive und doch gerissene Heuchelei zeigen, die im eigenen Wohlergehen die Bestätigung aller Werte erblickt. Das ist religiös, vaterländisch usw. Eine Bedrohung ist fast Gotteslästerung oder Vaterlandsverrat. Diese Variationen

über das Grundthema bedingen immer wieder andere charakterologische Typen. Ich möchte an dieser Stelle noch einmal daran erinnern, daß selbstverständlich die Charakterologie nicht in die Frage eingreifen darf, ob der Kapitalismus oder besondere Formen des Kapitalismus etwas sein-sollendes sind oder nicht. Es handelt sich lediglich um die Frage der für diese Formen erforderlichen Charaktere. Wenn nun diese Formen maßgebend sind, werden die ihnen nicht angepaßten Charaktere durch sie ausgeschafft, lahmgelegt. Es ist dabei methodologisch gar nicht sicher, ob wir etwa mit dem Kapitalismus tatsächlich das Bezugssystem gewinnen, von dem aus ein begründeter Kulturcharakter sich aufrichten läßt. Aber ist es denn nicht möglich, aus dem Wesen des kapitalistischen Getriebes zu den Charakteren vorzustoßen, die es braucht? Gewiß, jedoch vielleicht ist schon dieses kapitalistische Getriebe die Folge einer viel allgemeineren und tiefer greifenden Geisteshaltung und charakterologischen Struktur, auf die zwar wieder der Kapitalismus mobilisierend einwirkt, die er aber keineswegs allein schafft. Ob das Kapitalistische das Primäre und Entscheidende ist, erscheint jedenfalls im vorhinein als unbewiesenes Dogma. Es hat zwar einen guten Sinn zu fragen, wie sich der Kapitalismus zu Wissenschaft, Kunst, Religion usw. verhält, aber dieses Verhältnis ist nicht durchaus bindend für die Art der Wissenschaft, Kunst, Religion innerhalb einer „kapitalistischen“ Kultur, wobei ich nicht einmal „Zeit“ sage, weil die gewiß nicht einfach mit der „kapitalistischen“ Kultur sich deckt. Jenes Verhältnis wäre nur dann bestimmend, wenn tatsächlich all die genannten Strebungen nur Funktionen des kapitalistischen Untergrundes wären. Aber das ist charakterologisch fraglos nicht einwandfrei festgestellt. Möglicherweise ist es die religiöse Haltung, die den Kapitalismus erst mit bedingt; oder ein rationaler, willensstarker Utilitarismus, der nun nach allen Seiten hin ausstrahlt. Was es ist, haben wir ja hier nicht zu bestimmen, nur darauf hinzuweisen, daß der kapitalistische Mensch vielleicht nur ein charakterologischer Typus eines Kulturcharakters ist, der noch ganz andere Typen zeigt. Und daß schließlich der kapitalistische Mensch nur von diesem Kulturcharakter aus ganz in seiner Notwendigkeit verstanden werden kann, wobei nicht eigenst gesagt zu werden braucht, daß dieser Kulturcharakter eben an einer vollständigen Kultur orientiert sein muß, nicht bloß an einer ihrer willkürlich aufgegriffenen Seiten. Wieder darf aber nicht behauptet werden, daß jede „vollständige“ Kultur gleichsam einen einzigen Charakter voraussetzt, da sie ja doch in ihrer Sonderart gekennzeichnet sein kann durch den Widerstreit und Gegensatz ganz verschiedener Charaktere. Nur wenn man sich alle diese Beziehungen vor Augen hält, wird man

vor schematisierenden Vereinfachungen bewahrt, die meist doch nur arge Verfälschungen und Entstellungen bedeuten, trotz gelegentlicher genialer Intuitionen.

§ 15.

Es wäre leicht möglich, noch eine lange Reihe von „Charakteren“ aufmarschieren zu lassen, gerade auf Grund der von uns entwickelten Gesichtspunkte. Wir lehnten es ab, eine Vorratswirtschaft zu betreiben, und betonten, daß die wissenschaftlichen Belange hier entscheiden müssen, wenn einmal das Prinzip erkannt ist. So beabsichtigen wir keineswegs ein fertiges, operationsbereites Begriffssystem, wir begnügen uns nur noch mit wenigen Beispielen, die besonders wichtig erscheinen. Wir könnten uns dabei auf frühere Darlegungen berufen. Ich meine den Gegensatz der endogenen und Schicksalscharaktere, ohne aber diese Bezeichnungen als hervorragend glücklich empfehlen zu wollen. Unter endogenen Charakteren verstehen wir jene, deren Entfaltung in weit überwiegendem Maße von „innen“ her bestimmt ist. Sie sind fest, starr, durch „äußere“ Einflüsse wenig bildbar. Sie schaffen sich vielleicht die ihnen angemessene Umwelt, wenn sie nicht ohnehin in sie hineingestellt sind, und Änderungen der Umwelt prallen an ihnen ab. Sie fühlen sich höchstens unglücklich in fremder Umgebung, aber sie wandeln sich nicht ihr zuliebe. Sie bleiben immer die gleichen. Große und weite Reisen, Tod von nahen Verwandten, Liebe und Leidenschaft, all das biegt nicht die Linie ihres Charakters ab. „Treue“ wird als Vorzug ihm zugerechnet, wegen seiner Abkapselung wird er getadelt. Und doch scheiden sich hier die verschiedensten Typen: es kann durchaus Aufgeschlossenheit bestehen für das in der Strebensrichtung Liegende. Nur alles andere wird nicht bemerkt oder es dringt nicht tiefer ein. Aber das scheint ja für alle Fälle zu gelten: einen jeden spricht bloß an, was in den Spannweiten seiner Empfänglichkeit beschlossen ist. Es handelt sich jedoch darum, ob diese Erlebnisse nun schicksalhaft eingreifen können, oder ob sie bloß in eine feste Struktur aufgenommen werden. Den „starren“ Charakter kann man nicht überzeugen, wenn er sich einmal eine Ansicht gebildet hat. Nicht aus Eitelkeit oder Eigensinn beharrt er bei ihr, sondern er versteht gar nicht die andere Ansicht, auf Grund seines Wesens ist nur die eine möglich und jede andere töricht. Er muß nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes etwa intolerant sein; es gibt auch eine starre Toleranz, die ganz dogmatisch verankert ist. Der wirklich Tolerante wird auch den Intoleranten verstehen, jener starr Tolerante erblickt im Intoleranten nur einen Dummkopf oder Verbrecher. So kennen wir auch starr Religiöse

und Irreligiöse, starre Forscher und starre Beamte. Es wäre jedoch einseitig, diese Starrheit als unlösliches Merkmal dem endogenen Charakter zuzuschreiben. Erscheint es nicht genau so möglich, daß er endogen auf eine gewisse Beweglichkeit angelegt ist, die dann allerdings bei diesem Typus nicht durch den Anprall mit Eindrücken zustandekäme, vielmehr von „innen“ heraus. Und es wäre falsch, die Formen dieser Beweglichkeit aus Schicksalen verstehen zu wollen, wo doch die hervorbrechenden Beweglichkeiten diese Schicksale verschulden. Dieser Mensch ist nicht traurig, weil er dies oder jenes Leid erfahren hat, sondern er ist traurig und darum wird ihm auch das an sich Freudigste zu einem Leid. Die Schicksale haben gar nicht die Kraft, ihn zu beeinflussen, das Gesetz seines Charakters läßt sich fast ganz aus seiner Struktur heraus verstehen ohne Rekurs auf Schicksale, welche diese Struktur in eben dieser ihrer Form bedingt haben.

Wieder einen anderen Typus treffen wir an, wenn wir auf jene Charaktere achten, die „wie gewachsen“ dünken: sie haben möglicherweise unendlich viel in sich aufgenommen, aber all dies diente der Entfaltung ihres Wesens. In einer sonderbaren geheimen Teleologie ergriffen sie stets das, was ihnen in jenem Sinne zum Segen ausfiel. Sie waren und sind im höchsten Maße bildsam, doch diese Bildsamkeit läßt immer nur die Form ihres Seins reiner und umfassender hervortreten. Sie haben die Erlebnisse, die sie brauchen, und die Erlebnisse verlaufen so, wie sie es brauchen. Würden wir Wertungen einführen, könnten wir unschwer zeigen, wie dieser Typus weit reichere Möglichkeiten eröffnet als die zuerst skizzierten Fälle. Über diesem Typus scheint die Gnade eines besonderen Glücks zu schweben. Glück heißt hier nicht, daß der Betreffende sich glücklich fühlt, es kann ja schweres Leid sein, durch das seine charakterologischen Anlagen ihre volle Entfaltung gewinnen. Aber „Glück“ ist es doch in dem Betracht, weil es gewiß nicht von ihm allein abhängt — ungeachtet seiner erstaunlichen Tribsicherheit usw. — ob jene Erlebnisse beschert werden. Man kann einwenden: er beschert sie sich doch selbst. Und er meistert das Schicksal. Aber dieser Meisterung sind immerhin Grenzen gesetzt, und man wird dem „Zufall“ sein Recht einräumen müssen. Nicht die charakterologische Struktur ist mit diesem Zufall gemeint, vielmehr die Fülle der Umweltfaktoren, die ja doch nur in bestimmten Konstellierungen jene charakterologische Arbeit ermöglicht. Wir vermögen uns vielleicht Bedingungen auszudenken, unter denen selbst ein extrem endogener Charakter gleichsam seine Linie verliert: der zutrauliche, heitere Mensch z. B. mißtrauisch und verbittert wird. Sicherlich, aber ebenso ist eine andere Lösung nicht ausgeschlossen:

er bleibt zutraulich und heiter und auch die schlimmsten Erfahrungen kurieren ihn nicht. Während jedoch unter günstigen Verhältnissen diese Anlagen ihm und anderen zum Heile gereichen würden, werden sie jetzt zum Verhängnis. Er wirkt vielleicht dumm, fast wie ein beklagenswerter und unverbesserlicher Narr. Unter geänderten Bedingungen wäre er wahrlich kein „Narr“, auch bei ganz gleichen Anlagen. Aber in dieser Umgebung kann er sich nicht behaupten. Wie überhaupt die Frage der Umgebung auch für die endogenen Charaktere keineswegs gleichgültig ist. Denn sie gedeihen eben in bestimmter Umgebung, und in anderer gehen sie zugrunde. Allerdings, manche sind so angelegt, daß sie zugrunde gehen müssen, daß Tragik zur Notwendigkeit wird. Und noch nach einer anderen Richtung hin können wir diese Fragen verfolgen: sind z. B. gewisse Völker- oder Kulturcharaktere vorwiegend endogen? Das verhilft vielleicht zum Verständnis zahlreicher Erscheinungen des völkischen und kulturellen Lebens. Aber ebenso das Gegenteil: der Schicksalscharakter, als der wesentlich durch seine Schicksale geprägte Charakter. (Ich möchte hier nur die Bemerkung einschalten, daß ich auch terminologisch gegenüber den früher gezogenen charakterologischen Leitlinien zu erheblichen Vereinfachungen und damit zu Vergrößerungen greife, um nicht zu breit zu werden. Selbstverständlich sollen diese kargen Andeutungen nicht die eingehenden Analysen ersetzen, zu denen der dritte Teil unseres eigenen Buches dringend einlädt. Erinnern wir uns nur flüchtig jener Leitlinien, erkennen wir sogleich, welch Fülle von Möglichkeiten sich erschließt, wenn wir mit dieser Ausrüstung etwa an das Problem des endogenen Charakters herantreten.)

§ 16.

Das Widerspiel jener „starren“ oder auch „gewachsenen“ Menschen sind die biegsamen, elastischen, die von „außen“ geformt werden. Man sollte aber mit Ausdrücken wie biegsam oder elastisch vorsichtig sein: denn wie „elastisch“ und „biegsam“ ist nicht häufig der endogene Charakter, wenn es sich um das Ausreifen seiner Eigenart handelt. Es ist ein Unterschied, ob jemand starr und engstirnig seine Bahn verfolgt oder ob er mit behender Biegsamkeit und gewandter Elastizität es immer so einzurichten weiß — vielleicht unbewußt — daß die Geradheit seiner Bahn nicht gefährdet wird. Gerade diese Charaktere täuschen leicht — bisweilen wieder, ohne es irgendwie zu beabsichtigen — weil man sie auch sonst für biegsam und elastisch hält und erschrickt, wenn man auf unnachgiebigste und unbeeinflußbarste Starrheit stößt. Auch da muß man sich hüten, etwa Weichheit und Härte eines Charakters zu ver-

wechseln mit dem hier in Rede stehenden Gegensatze. Der endogene Charakter braucht nicht „hart“ zu sein; eine Weichheit des Empfindens, Fühlens, Wollens usw. gehört bisweilen untrennbar zu seinem Wesen. Es ist ein „weicher“ Mensch, den kein Schicksal verhärtet, und der sich nur in der Linie der Weichheit zu entfalten vermag. Und er zahlt sie auch mit seinem Untergang. So kann auch der elastische Schicksalscharakter „hart“ sein und wenig weichen Regungen zugeneigt, aber diese Härte schließt bei ihm nicht aus, daß der Anprall von Erlebnissen ihn im Sinne dieser Erlebnisse umgestaltet. Seine Entwicklung ist vorwiegend eine reaktive, eine durch das „Leben“ bestimmte. Er wäre ein „ganz anderer“ Mensch geworden, wenn er ein anderes Schicksal erfahren hätte. Das ist vielleicht sein Trost, mit dem er jede Schuld von sich bequem auf das Schicksal abwälzt. Aber das ist nur zum Teil richtig: denn es gehört zu seinem Wesen, in dieser Form vom Schicksal knetbar und damit ihm in weiten Grenzen ausgeliefert zu sein. Er ist also gar nicht „ein anderer“ Mensch in diesem Sinne geworden: für ihn ist ja nicht entscheidend, daß er diese oder jene Überzeugung hat, daß er sich verbittert fühlt und dann wieder belohnt für all sein Mühen usw., sondern daß er jedem äußeren Druck nachgibt. Seine „Güte“ oder „Schlechtigkeit“ sind hauptsächlich Produkt der Umgebung, nicht eigenes Verdienst oder Verschulden. Er paßt sich nur kautschukartig an und schwimmt in jedem Wasser. Das kann bis zu einer Zertrümmerung jeder Form führen. Und doch muß es nicht Heuchelei oder Verstellung sein. Das jeweilige macht so starken Eindruck, daß der Betreffende sich ihm ganz anbequemt. Natürlich bleibt hier unendlich weites Feld für zahlreiche interessante Verflechtungen. Der innerlich Feige paßt sich allen behutsam an, weil er Angst hat, seine Linie zu wahren, obgleich er sie kennt. Er verrät sich immerfort selbst, verleugnet seine Überzeugung, vergewaltigt sein Gefühl usw. Es ist ihm vielleicht eigene Entschuldigung und Übertäubung, wenn er sich nun jene Überzeugungen und Gefühle als die „eigentlichen“ richtigen und angemessenen einredet. Und der Eitle paßt sich möglicherweise allenthalben an, um zu gefallen, er nimmt jede gewünschte Pose ein, von der er sich Erfolg verspricht. Aber die „Erlebnisse“ wandeln ihn im Grunde nicht: er ist und bleibt ein eitler Mensch, und alles andere ist nur Feuerwerk, das seine Eitelkeit abbrennt. Ebenso wie der Feige sich nicht wandelt; denn sein ganzes Tun ist nur eine ewige Sicherung. Hier stoßen wir sogar auf extrem Endogenes. Ganz anders der wirklich Ungläubige, der bekehrt wird. Das ist offenbare und charakterologisch einschneidende Wandlung, die sein gesamtes Leben revolutioniert. Da hat das Schicksal mit seiner ganzen Wucht eingegriffen. Das bedeutet keines-

wegs, daß der Betreffende leicht ansprechbar ist, unschwer Beeinflussungen unterliegt usw. Nein, aber trotzdem liegt gerade hier ein echter Schicksalscharakter vor, weil ihm eben ein Erlebnis zum Schicksal werden kann. Oder denken wir an jenen, der reich ist und in allen Genüssen des Reichtums schwelgt und sich von allen diesen Schätzen trennt, ein Dasein strengster Askese vorzieht, weil der Anblick tiefsten Elends und tiefster Schande ihn so erschüttert hat, daß er kein Recht auf Wohlstand mehr zu haben glaubt, nur mehr die Pflicht zu werktätiger Hilfe. Sicherlich kann Blasiertheit sogar dieses selbstgewählte Elend als neuen Nervenkitzel aufsuchen, sicherlich kann selbst Eitelkeit mit diesem Mantel sich drapieren, und dann würden nur — obgleich diese Form auch kennzeichnend wäre — die äußeren Rollen getauscht, aber der Schauspieler bliebe im wesentlichen der gleiche. Doch wir dürfen auch all diese Motive ausschalten und können jedenfalls grundsätzlich jene Schicksalhaftigkeit von Erlebnissen nicht leugnen, die den Menschen in ganz andere Bahnen steuern. Die Möglichkeit dieser Steuerung ist durch den Charakter gesetzt, und deswegen ist es wohl gestattet, von Schicksalscharakteren zu reden. Da bleibt zu untersuchen, für welche Schicksale diese Empfänglichkeit besteht, wie stark, wie intensiv diese Schicksale sein müssen, wie nachhaltig und tiefgreifend die Beeinflussungen sind usw. usw. Wieder kann man dieses Problem aus der Individualcharakterologie hinausleiten in das Gebiet der Völker- und Kulturcharakterologie. Ich werfe nur schnell einige Fragen auf, um die Problemführung zu skizzieren: erheischt die Weltstadt oder das Dorf Schicksalscharaktere? und Schicksalscharaktere welcher Art begünstigt die Großstadt? wie verhält sich der Schicksalscharakter zu den verschiedenen Religionen? zum Naturalismus oder Expressionismus? zu einer konservativen oder fortschrittlichen Politik? wie etwa zu dem Beruf des Arztes oder dem des Richters? Der „starre“ Richter wird ungerecht, weil er nur formale Dogmen sieht, der von jedem Erlebnis Umgerissene wird haltlos, und doch muß der Richter elastisch einflußbar sein durch den individuellen Fall. Mit dieser Andeutung will ich hier schließen. Es genügt für unsere Zwecke, wenn wir die Notwendigkeit dieser Begriffe für die verschiedensten Aufgaben der Charakterologie einsehen.

§ 17.

Nicht minder wichtig erscheint mir der schon dargelegte Gegensatz der erfüllten und leeren Charaktere. Hier wird sofort die Beziehung zu den Völker- und Kulturcharakteren deutlich. Die charakterologische Aushöhlung erscheint ja als das tragische Verhängnis gewisser Kulturen,

die nur auf die repräsentative Geste abzielen, auf die tönende Phrase. Sie zeitigen das Seltsame, daß sie die erfüllten Charaktere mißbachten als leere, weil sie nicht die lärmende Instrumentation haben, mit der die anderen agieren. Bricht einmal die Überzeugung durch, das sei das einzig Wahre, Menschlich-Große, wird dies mit allen Mitteln angestrebt: jedes Gefühl übersteigert sich, der Gedanke überspannt sich, der Wille wird verkrampft. Weil alles zu einem zu großen Format angestrengt wird, bleibt es unerfüllt. Man achtet gleichsam gar nicht mehr auf das, wofür ein Plakat wirbt, sondern nur auf das Plakat selbst. Weil das Plakat als der eigentliche Selbstzweck erscheint, wird alles auf grelle Plakatwirkung eingestellt. Ja, es kann sich sogar eine gefährliche Mystik einschleichen, nämlich — so schwer dies auch zu begreifen ist — der Glaube, mit der großen Geste werde alles erledigt. Man ist dann ganz erstaunt, wenn „Konsequenzen“ gefordert werden, die man gar nicht beabsichtigt hat. Die große Geste der Mildtätigkeit verlangt sicherlich nicht, zu großen Opfern herangezogen zu werden, vielmehr wähnt sie die Mildtätigkeit im Erlebnis der Geste für abgetan. Ebenso eine Religion, die in der Geste des Kultus erstarrt ist. Ihr erscheint jeder echt und lebendig Religiöse als Ketzer. Es gibt ferner eine virtuosistische Schauspielkunst, die auf eine derartige charakterologische Aushöhlung arbeitet. Wir müssen weiter die Formen unterscheiden, die auf eine totale Aushöhlung des Charakters hinzielen, von denen, wo es sich um partielle Untergrabungen handelt. Je mehr etwa einer in seinem geschäftlichen Berufe lebt, desto weniger müssen ihm Kunst, Wissenschaft, Religion, Geselligkeit bedeuten. Die diesen Richtungen angepaßten Anlagen — von vornherein vielleicht schwach — verkümmern. Darum werden sie nicht „leer“, nein, soweit sie sich betätigen, sind sie auch erfüllt. Nun fühlt der Betreffende irgendeine Verpflichtung, auch auf diesen Gebieten etwas zu leisten, und sein Selbstbewußtsein schmeichelt ihm, hier wie dort seinen Mann zu stellen. Doch seine echte geschäftliche Großzügigkeit wird hier zu einer leeren Großsprechigkeit, alles gerät in eine repräsentative Geste, deren Sinn sich im Zeigen-sollen von etwas erschöpft, das gar nicht da ist. Er verwechselt jene Gesten mit echter Erfülltheit. Sicherlich, er ist kein leerer Mensch, aber gewisse seiner Betätigungen sind leer, ohne dadurch verlogen zu werden. Das wäre wieder eine weitere Verflechtung. Oder man denke an den stillen, ganz erfüllten Gelehrten, der zu einer festlichen Prunkrede genötigt wird. Er schraubt sich — weil er sich hierzu verpflichtet fühlt — in einen gehobenen Stil, der Phrasen drischt. Er fühlt beklommen ihre Leerheit, aber allmählich erscheint sie ihm beschwert von dem Pathos, das sich an den großen Worten entzündet.

Ein anderer läßt sich nicht hierzu verleiten, sondern gibt ruhig und bescheiden von seiner inneren Fülle. Und jetzt hat alles das richtige Format und wirkt bis ins Letzte durchblutet, ergreifend in seiner Schlichtheit und makellosen Echtheit. So haben wir — im Gegensatz zu dem eben Gesagten — auch Kulturen und Völker zu unterscheiden, für die gerade die Erfüllung kennzeichnend ist, die jede charakterologische Aushöhlung als Versündigung, als etwas Lasterhaftes empfinden. Dann geht auch keine Verlockung in dieser Richtung aus, und so angelegte Charaktere verfallen dem Spott und der Verachtung. Schule und häusliche Erziehung wehren derartigen Versuchungen ab. Zweifellos ergibt nun das Moment des Unechten die sonderbarsten Verwicklungen: wenn z. B. von einem leeren Charakter Erfüllung gemimt wird, oder wenn — was auch vorkommt — ein echt erfüllter Charakter zu leeren Gesten seine Zuflucht nimmt. Doch will ich hier dieses Thema — das uns schon früher eingehend beschäftigte — nicht weiter verfolgen: die „Mechanismen“ der erfüllten und leeren Charaktere, der charakterologischen Erfüllung und Aushöhlung erscheinen mir von grundlegender Bedeutung, und zwar nicht nur für die Gesundheitsbreite, sondern auch zur Deutung des Pathologischen. Spricht man z. B. von dem „Format“ eines Menschen, bleibt diese Bestimmung vieldeutig, solange nicht angegeben wird, ob er auch durchaus erfüllt ist oder leer, oder inwieweit ausgehöhlt. Trennen wir nun das aufgeblasene, aufgepustete Format von dem „richtigen“, wollen wir nicht vergessen, daß gerade auch ersteres charakterologisch entscheidend sein kann und nicht einfach als Fehlerquelle von dem Charakter abgezogen werden darf. Damit hängt wieder die Ichstellung zu dem „Format“ zusammen usw.

§ 18.

Wir sagten, daß all die hier genannten Charaktere eine Front der Individualcharakterologie zuwenden, Mittel darstellen im Verfolg ihrer Aufgaben. Das Zentralproblem ist dann der individuelle Charakter. Da ist es ohne weiteres klar, daß die Charakterologie im vornhinein auf den lächerlichen Versuch verzichten muß, die Reihen möglicher Individualcharaktere in Typen einzusargen, weil ja sogar die besten Typen nicht an diese Charaktere herankämen. Notwendig aber ist ein System von Begriffen und Einsicht in das methodische Vorgehen, die eben diese Arbeit ermöglichen, und auch da wird die Arbeit selbst die Begriffe und Methoden immer schärfer zuschleifen. Über Tragfähigkeit und Geltung der Physiognomik etwa können nur die durch sie erreichbaren Ergebnisse entscheiden, ja noch mehr: nicht die isolierte Physiognomik, sondern ledig-

lich die im Zusammenhang charakterologischer Forschung. Denn sie muß — zumal als Individualcharakterologie — jede Einseitigkeit meiden. Sie darf sich nicht damit begnügen, mögliche und dem Verständnis durchaus zugängliche Charaktere zu zeichnen, sondern eben die „wirklichen“ individuellen Charaktere. Daß es hier ohne strengste Empirie nicht abgeht, daß glanzvolle Legenden und Mythen nicht die Entscheidung bringen, erscheint selbstverständlich. Darum ist breitetes empirisches Material notwendig, und tunlichst allseitiges. Gewiß hat man versucht, antike Statuen aus kümmerlichen Resten zu rekonstruieren, aber man kennt auch die Gefahren dieser Unternehmungen, wo uns etwa das historische Material im Stich läßt, weil es nur spärlich fließt. Dann müssen wir uns auch der möglichen Fehlerquellen bewußt bleiben. Sind uns z. B. nur die einem Meister zugeschriebenen Kunstwerke erhalten und eine allgemeine Kenntnis des Kultur- und Zeitcharakters gegeben, während alle persönlichen Nachrichten fehlen, werden wir mit Sicherheit niemals den individuellen Charakter gewinnen können, weil wir über den zeitlich und kulturell bestimmten künstlerischen Charakter nicht hinauskommen, außer mit unprüfbaren Vermutungen. Es bleiben verschiedene typische Möglichkeiten offen, zwischen denen eine eindeutige Entscheidung ausgeschlossen ist. Besonders gefährlich wird es, wenn bloß auf Grund stilistischer Merkmale ein „Werk“ zusammengestellt wurde und dem nun ein Charakter zugeordnet wird. Taucht nun eine neue Arbeit auf, wird sie etwa als unecht abgelehnt, weil sie dem künstlerischen Charakter des betreffenden Meisters widerstreitet. Aber dieser Charakter ist eben problematisch, weil er nur einem zufälligen Teilwerke überbaut wurde, ohne Gewähr dafür, daß die charakterologisch wichtigen Leistungen alle berücksichtigt sind. Gewiß weist der Teil auf das Ganze, aber er erlaubt noch ganz verschiedene Möglichkeiten der Ganzheitsbildung. Wenn ich zwei durch einen Winkel in ihrer Richtung orientierte Seiten habe, kann ich auch nicht unbedenklich den Schluß auf ein Dreieck wagen. Das Dreieck läßt sich zwar unbedingt und irrtumsfrei konstruieren, aber ob die Figur — von der hier ein Teil vorliegt — ein Dreieck sein soll, vermag ich gar nicht zu wissen, vielleicht handelt es sich um eine Figur, die ich am wenigsten vermuten würde. Der richtige Takt in einer wissenschaftlichen Individualcharakterologie wird sich immer der Zurückhaltung befleißigen, die zwar nicht die Forschung lahmlegt, aber auch nicht die Forschung in Dichtung auflöst, was heute meistens der Fall ist. Die Kunst überwuchert die Wissenschaft. Doch das Eindrucksvolle, Zwingende der Kunstleistung ist selbstverständlich kein Beweis wissenschaftlicher Einwand-

freiheit. Sie kann nur feststellen, bis zu welchem Punkte ihre Behauptungen durch die Tatsachen nachprüfbar sind, und warum sie daher zu diesen Behauptungen veranlaßt wurde. Darüber hinaus vermag sie aber lediglich auf offen bleibende Möglichkeiten hinzuweisen — vieles bleibt ja auf Grund des Gegebenen a priori ausgeschlossen —. Es nützt für den Einzelfall nur wenig, daß ich etwa weiß, unter diesen zeitlichen und kulturellen Bedingungen habe erfahrungsgemäß die eine Möglichkeit die meiste Aussicht auf Erfüllung. Gerade in diesem Einzelfall kann ja das Unwahrscheinliche Ereignis werden. Ist dem so, gewinne ich einen neuen wichtigen Anhaltspunkt zum Aufbau des Charakters. Darum muß immer wieder mit äußerstem Nachdruck auf tunlichste Breite des Materials gedrungen werden und auf eine Sichtung des Materials im Sinne seiner Zuverlässigkeit. Habe ich den Charakter erkannt, dann ist es in bestimmten Grenzen von ihm aus möglich, Material als unecht abzuweisen (obgleich man da auf besondere Überraschungen gefaßt sein muß), aber dann darf ich jedenfalls nicht zuerst den Charakter auf unzuverlässigem Material aufgebaut haben. Das sind Selbstverständlichkeiten, doch wie selten werden sie auch im Verfolg der Forschung genau beachtet.

Man braucht nicht zu befürchten, daß man dabei die Fülle des Materials zu einer erdrückenden Lawine anhäufen muß. Im Gegenteil: je größer das Material, um so leichter läßt sich eine Auswahl in charakterologischem Sinne treffen, die dann eben nicht der Zufall zusammenlegt. Im übrigen: wie soll man denn die Richtigkeit einer charakterologischen Struktur erproben, wenn nicht durch das Material. Und die Gewissenhaftigkeit verlangt keine flüchtigen Stichproben, sondern wirklich entscheidende Proben. Es ist zweifellos keine entscheidende Probe auf Mildtätigkeit, wenn wir hören, ein reicher Fabrikant sei Vorstandsmitglied zahlreicher Wohltätigkeitsvereine. Er kann dies sein — obgleich es ihm höchst lästig ist — weil seine Stellung dies erheischt, wegen des guten Rufes und des Ansehens, das er sich eben etwas kosten läßt usw. Es bedarf also der Beobachtung anderer Betätigungen, um zu entscheiden, welche charakterologischen Anlagen mitspielen. Vielleicht ist er auch bloß wohlthätig, um dadurch eine Versicherung mit den himmlischen Mächten einzugehen, was wieder auf eine bestimmte religiöse Haltung hindeutet. Nur durch Aufdeckung der Zusammenhänge wird letzthin das einzelne wirklich greifbar, und hierzu benötigen wir eben die vielen „Proben“ und gelangen vielleicht — durch sie belehrt — zu entscheidenden Proben, die eindeutig etwas darüber aussagen, welche von zwei noch übrig gebliebenen Möglichkeiten zutrifft. Unterlassen wir diese Erhärtungen — oder bagatellisieren

wir sie, oder deuten wir sie geistreich nach Bedarf um — dann prüfen wir vielleicht den Charakter nur immanent auf seine Verständlichkeit. Aber auch der Grad der Verständlichkeit korrespondiert nicht der Richtigkeit des Individualcharakters. Seine Widersprüche dürfen nicht säuberlich weggeräumt werden. Mustern wir einmal die dichterischen Erzeugnisse der Individualcharakterologie, entdecken wir meistens bald, von welchem „Standpunkt“ sie getragen werden — ganz abgesehen von der eigengesetzlichen künstlerischen Formung. Nun wird es vielfach gar nicht möglich sein, diesen „Standpunkt“ radikal auszumerzen zu gunsten streng wissenschaftlicher Objektivität als des einzig legitimierten Standpunktes. Aber an dieser idealen Aufgabe müssen wir grundsätzlich festhalten und die Gebundenheit unseres eigenen Standpunktes zu erkennen trachten. Bis zu einem gewissen Grade ist eigene Individualcharakterologie notwendig, um fremde zu treiben. Und sie ist auch bis zu einem gewissen Grade möglich.

Damit scheidet sich schon wesensgemäß die Aufgabe des Dichters von der des Forschers. Der Dichter hat das unbestreitbare Recht auf das: „wie ich es sehe“, der Forscher muß sich auch dieses Ich bedienen, aber tunlichst seiner Geltung und Fehlerquellen bewußt sein. Und auch dies vermag er nur mit den Mitteln der Wissenschaft. Wie eine ärztliche Krankengeschichte kein Roman ist, so bleibt es auch der wissenschaftlichen Charakterologie verwehrt, um die Lorbeeren des Dichters zu buhlen. Ihr Künstlertum darf sich lediglich darin bewähren, daß sie sprachlich den gemeinten Sachverhalten weitgehend gerecht wird; und zweitens durch die künstlerischen Intuitionen der betreffenden Gesamtpersönlichkeiten. Aber — ich wiederhole damit schon Gesagtes — diesen Intuitionen geht schon die ganze strenge Arbeit am Material voran, und sie müssen wieder an dem ganzen Material auf ihre Tragfähigkeit erprobt werden. Die Berufung auf sie allein nützt nichts, solange ihre wissenschaftliche Unterbauung und Rechtfertigung nicht vollzogen sind. Keineswegs soll dies aber heißen, daß nun jedesmal das ganze Arsenal unserer Leitlinien usw. aufmarschieren muß. Das wäre nur Vorschubleistung für grobe Schematisierung. Sondern der Einzelfall entscheidet darüber, was zu seiner Erhellung und zu seinem Verständnis nottut, und von wo wir in ihn eindringen. Es ist wieder selbstverständlich, daß diese Arbeit nur durch unzählige Erfahrung zum Erfolg geführt werden kann. Hier erschließt sich eines der großen Gebiete einer rein wissenschaftlichen charakterologischen Kasuistik. Ich meine hier nicht so sehr den Typus des historischen Porträtessays, sondern eine gründliche Diskussion, warum bestimmte charakterologische Anlagen einem Individuum zuge-

sprochen werden und warum ihnen ein ganz bestimmter Stellenwert eingeräumt wird. Selbst die psychiatrische Charakterologie läuft heute noch häufig Gefahr, gewisse Mechanismen den Charakteren aufzustülpen. Daß dies positiv geht, beweist keineswegs, daß dies auch allemal zutrifft. Denn die vorausgesetzten Mechanismen bestimmen schon das Material und schalten das ihnen Entgegenstehende aus. Sie sind für den Einzelfall erst dann legitimiert, wenn das gesamte Material durch sie die wahrscheinlichste Deutung gewinnt. Ihre bloße Leistung in der Aufdeckung verständlicher Zusammenhänge genügt noch nicht, weil es vielleicht verschiedene Möglichkeiten gibt, die Zusammenhänge zu verstehen, je nach der Anordnung und Akzentuierung des Materials. Und auch noch so glücklich gewählte Beispiele reichen nicht hin, da es ja nicht sicher ist, ob der individuelle Charakter sich nach dem Typus dieser Beispiele verhält. Sie können nur Vermutungen, heuristische Mittel usw. darstellen, aber die Entscheidung bringt erst die einzigartige Objektivität des betreffenden Charakters, genau so wie eine Formanalyse des Kunstwerkes sich an der Objektivität des betreffenden Kunstwerkes orientiert und orientieren muß. Damit ist wohl noch ein letztes Mißverständnis abgewehrt: mit Recht wurde von Seiten der Phänomenologie betont, daß ein Ausgehen von den Erlebnissen, um das Wesen künstlerischer Objekte zu klären, nichts anderes bedeuten würde als den Versuch, das Wesen des Blitzes zu erkunden durch Zergliederung der Erlebnisse, die durch den Blitz erzeugt werden. So ist also selbstverständlich nicht der „Eindruck“, den ein Charakter hervorruft, das maßgebende Bezugssystem für die Charakterologie. Wir dürfen uns nur dieses „Eindrucks“ bedienen — und insofern ist er sicherlich nicht gleichgültig — um mit seiner Hilfe zu der Objektivität des Charakters vorzudringen, aber jeden Augenblick müssen wir bereit sein, auf diese „Hilfe“ zu verzichten, wenn sie sich als trügerisch und verfälschend erweist. Argumentieren können wir nicht mit dem Eindruck, alle Argumente sind allein zu stützen durch das im Charakter Vorfindliche, durch seine Taten und Leiden.

§ 19.

Der rein theoretischen Charakterologie tritt nun die praktische oder angewandte gegenüber, die nach „Menschenkenntnis“ strebt für irgendwelche Ziele, die etwa von der Pädagogik, der Kriminalistik, der Berufspsychologie usw. verlangt werden oder von den Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens. Und nicht nur um Menschenkenntnis muß es sich dabei handeln, sondern auch um Beeinflussung, Leitung in bestimmter Richtung. Es ist nun keineswegs gesagt, daß eine vorzügliche theoretische

Charakterologie auch diesen Aufgaben ohne weiteres gewachsen ist. Sie erheischen ja eine ganz andere Begabung, wie auch der Kunstphilosoph, der Kunstkritiker und der Kunstpolitiker sich wesensgemäß voneinander unterscheiden, selbst dann, falls gelegentlich glückliche Korrelationen vorkommen, die aber immer nur die Ausnahme bilden. Ebenso trennen sich voneinander der Historiker und der Staatsmann. Wenn — um damit zu beginnen — charakterologische Beeinflussung und Führung verlangt wird, hängt ihr Gelingen in hohem Maße von dem Charakter des Beeinflussenden und Führenden ab. Weiß auch der Theoretiker vielleicht ganz genau, wie in einem bestimmten Falle jener beeinflussende und führende Charakter beschaffen sein muß und welche Maßregeln er zu ergreifen hat, dieses Wissen verleiht ihm noch nicht den entsprechenden Charakter. Er bringt möglicherweise weder die nötige Strenge oder Güte auf, die Geduld oder die Willenskraft usw. Die Charakterologie des „guten“ Lehrers, Erziehers, der „guten“ Mutter, des „guten“ Diplomaten ist doch selbstverständlich nicht die Charakterologie des wissenschaftlichen Charakterologen. Ja es ist hier die berechtigte Frage erlaubt, wie weit in diesen Fällen überhaupt das Wissen um die Charakterologie förderlich ist, genau so wie man fragen darf, ob der Künstler durch Kunstphilosophie und Kunstgeschichte in seinem Schaffen beschwingt wird. Man wird nicht einmal eine allgemeine Antwort geben können, weil es zweifellos Typen gibt, die eine solche Selbstbesinnung auf ihr Tun brauchen, während andere sie gar nicht benötigen und wieder andere durch sie nur unsicher und gehemmt werden. Redet man hier von charakterologischer Schulung, — die ich mir sehr wohl denken kann — so wäre nur eine am Platze, die durch Erfahrung auf diesen Gebieten gesättigt ist und völlig den jeweiligen Zwecken sich anpaßt, die überhaupt nicht nur Wissen vermittelt, sondern auf tunlichste Bildung der Charaktere hinzielt, die für die betreffenden Ziele notwendig sind. Einer solchen Schulung käme natürlich die wissenschaftliche Charakterologie zu statten, aber mehr mittelbar als unmittelbar. Der Diplomat selbst muß z. B. gewiß nicht wissenschaftlicher Charakterologe sein, doch es ist ein Problem der wissenschaftlichen Charakterologie, welche Charaktere zu dieser Laufbahn taugen, welche ganz ungeeignet sind, wie prinzipiell eine Schulung eingerichtet werden kann, die jene charakterologischen Anlagen begünstigt usw. Nun aber gleich die weitere Frage: der theoretische Charakterologe muß nicht einmal in erster Linie berufen sein, die sachliche Eignung der zur Auswahl stehenden Persönlichkeiten zu erkennen. Er weiß sehr wohl, was zu dieser Eignung gehört, aber er ist nicht in der Lage, schnell und zuverlässig in der Praxis diese Eignung festzustellen.

während ein anderer einen fast „untrüglichen“ Blick hierfür hat, also sich nicht leicht täuschen läßt. Ganz abgesehen von der großen, hierzu erforderlichen Erfahrung, ist dieses Erkennen eine Begabung, die nicht ohne weiteres als Mitgift der theoretischen Charakterologie anzusehen ist, die sie ihren Jüngern schenkt. Sind doch auch nicht die guten Psychologen ohne weiteres gute Lebenspsychologen, selbst dann nicht, wenn ihre Psychologie nicht so lebensfern ist, wie die naturwissenschaftlich-experimentelle Psychologie es im allgemeinen ist.

Trotzdem braucht sich die angewandte Charakterologie durchaus nicht allein auf Erfahrung und Begabung zu verlassen. Mindestens kann festgestellt werden, wie am besten die gewünschten Erfahrungen erworben werden, und wie die vorhandene Begabung auszubilden ist. Und diese Feststellungen erscheinen als dankbares und wichtiges Gebiet der angewandten Charakterologie. Wer z. B. die Hamburger Beobachtungsbogen für die Intelligenzprüfungen durchliest, bemerkt, wie hier der beherzigenswerte Versuch unternommen wird, auf Betätigungen und Verhaltensweisen aufmerksam zu machen, bei denen im allgemeinen bestimmte charakterologische Anlagen in Erscheinung treten. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß die planmäßige Gewinnung derartiger Erfahrungen und ihre kundige Ausdeutung einer sehr weitgehenden Vervollkommnung zugänglich ist. Uns fällt es gar nicht ein, etwa die praktische Charakterologie von der theoretischen abzulösen und erstere dem „Instinkt“ oder der blinden Empirie allein anzuvertrauen. Wir glauben vielmehr, daß die Praxis durch die Theorie eine sehr erhebliche Vertiefung zu erfahren vermag, schon durch das kritische Bewußtsein um die Fülle von Möglichkeiten, die weit den engen Kreis eigener Erfahrung übersteigen und es verhüten, einfach nach dem bequemen Grundsatz der Erwartung ähnlicher Fälle zu verfahren. So wird auch der Erzieher, der alle Möglichkeiten überschaut, leichter seinen Zögling verstehen, und er wird unter den ihm zur Verfügung stehenden Methoden der Charakterbildung die für den spezifischen Zweck geeignetste erwählen. Natürlich wird er weder seinen Schüler lediglich als Beispiel einer allgemeinen Regel unterordnen, noch jemals ein Verfahren mechanisch verwenden. Denn ihm handelt es sich letztlich nicht um die Regel und nicht um das Verfahren, sondern um den seinem Schutze Anbefohlenen. Er muß also individualisieren, und hier wird er immer in der Lage des praktischen Arztes am Krankenbett sein. Auch in dem Sinne, daß er selbst dort noch helfen und raten soll, wo ihn die Sicherheit der Wissenschaft durchaus in Stich läßt. Er kann sich nicht mit der Berufung darauf begnügen, hier sei die Theorie zu Ende; und eine theoretisch einwandfreie Einsicht und die ihr entsprechenden

Maßnahmen werden vielleicht erst in Jahrzehnten möglich sein, Aber auch dieses vorläufige und wissenschaftlich noch nicht sanktionierbare Vorgehen kann nicht auf der Stufe eines müßigen Probierens und eines bloßen „Gefühls“ bleiben. Man wird mögliche Hypothesen aufstellen, auf die Bewährung durch Erfolge verweisen usw. Und gerade diese Praxis wird der Wissenschaft neues Material und neue Gesichtspunkte zuleiten. Besonders deutlich sehen wir dies in der Psychiatrie, wo die gewiß noch in den Anfängen steckende wissenschaftliche Charakterologie doch schon deutlich die Praxis beeinflußt, und andererseits die Praxis wieder die wissenschaftliche Charakterologie vor immer neue Aufgaben stellt.

Ebenso deutlich erkennen wir hier, wie die charakterologischen Beeinflussungen nicht nur von Methoden abhängen, sondern vom Charakter der Persönlichkeit des Arztes. Man hat schon — wenn auch nur gelegentlich und mehr nebenbei — damit begonnen, die charakterologischen Anlagen solcher Ärzte zu studieren. Ja diese Anlagen bedingen zum Teil die Methoden. Es hängt nicht nur vom Kranken ab, von der Art seiner seelischen Erkrankung und von der Art seines Charakters, ob etwa eine hypnotische Behandlung in Frage kommt oder Persuasion oder irgendein anderes Verfahren, sondern ebenso vom Arzt. Es können ja auch verschiedene Schauspieler den Egmont verschieden spielen, und sie müssen ihn verschieden spielen, weil sie andere Persönlichkeiten sind. So ist auch die „Rolle“, die der Arzt oder der Erzieher zu spielen haben, nicht eindeutig festgelegt durch das Material — den Kranken oder den Zögling — vielmehr erst durch den Charakter des Arztes oder Erziehers, wenn wir von den Unterschieden im Wissen und der reinen Begabung absehen. Sicherlich — und das ist ja bekannt — der einsichtige Arzt oder Erzieher werden sich nicht das Gelingen jeder Aufgabe zutrauen, und es ist etwas ganz anderes, wenn sie behaupten, hier sei nach ihrer Überzeugung jede Hilfe ausgeschlossen, hier sei Hopfen und Malz verloren, oder wenn sie erklären, sie selbst fühlten sich nicht imstande, da einen Erfolg zu erzielen. Sie werden vielleicht die Persönlichkeiten nennen, die, ihrer Meinung nach, geeignet wären helfend einzugreifen. Der Erzieher sagt z. B., er bringe nicht die unsägliche Geduld auf, die vielleicht in diesem Falle noch zum Ziele führen könne, oder er vermöge dies nicht, weil seine sehr beschränkte Zeit es nicht gestatte, sich solange und eingehend mit einem Zögling zu beschäftigen. Er rät deswegen zu einem Milieu, wo hierfür die Bedingungen günstiger liegen, und zu einer Persönlichkeit, die in ähnlichen Fällen sich bereits erprobt hat. Oder er weiß genau, daß dieser bestimmte Knabe — in der Großstadt sich allein überlassen — scheitern muß und er rät daher zu einem Landerziehungsheim,

aber nicht zu einem strengen, das den Zögling nur trotzig und verstockt machen würde, sondern zu einem milden und heiteren, von einem liebevollen Gemeinschaftsgeist erfüllten. Damit taucht die Frage der verschiedenen Schulcharaktere auf, aber nicht sie beschäftigt uns jetzt, vielmehr die Einsicht, daß eben zur praktischen Charakterologie beträchtlich mehr und anderes gehört als die Wissenschaft, eben ein bestimmter Charakter, der nicht zusammenfällt oder jedenfalls nicht zusammenfallen muß mit dem des theoretischen Charakterologen. Man soll dies nachdrücklich betonen, um alle ausschweifenden Hoffnungen auf das angemessene Maß zurückzuschrauben, damit nicht die unerläßliche Enttäuschung die ganze Charakterologie gefährdet, aber auch, weil gerade der wissenschaftlichen Charakterologie sich hier neue Probleme eröffnen, die sich etwa so formulieren lassen: wie müssen die Charaktere beschaffen sein, die mit Erfolg bestimmte Charaktere in einer gewünschten Richtung beeinflussen können? Hier wird also die Struktur des einen Charakters durch die des anderen bestimmt. Aber noch immer ist die Frage nicht ganz eindeutig: wie schon oben bemerkt können vielleicht sehr verschiedene Charaktere jene Erfolge erzielen, aber eben mit verschiedenen Mitteln. Nun lernen wir die charakterologische Bedingtheit dieser Mittel kennen. Und es ist selbstverständlich, daß im Interesse des Zöglings usw. tunlichst das für ihn beste Mittel angewandt werden soll, aber das muß durchaus nicht jenes sein, das der betreffende Erzieher am besten anzuwenden vermag. Auf die durch die Praxis gebotenen zahlreichen Kompromisse brauchen und können wir hier nicht weiter eingehen. Vielleicht weiß z. B. der Erzieher, hier würde bloß eiserne Energie etwas fruchten. Aber er ist weich, milde, nachsichtig, und nun steht er vor dem Konflikt, ob er sich zu der eisernen Energie zwingen soll und ob diese erzwungene Energie Erfolg verspricht, da der Schüler das Gezwungene durchschauen kann, oder ob er es nicht noch einmal mit Güte versucht, die vielleicht den Störrigen entwaffnet. Da liegen häufig charakterologische Konflikte, große und raffinierte Selbsttäuschungen vor, wenn man das für sich Bequemste als das an sich Gebotene auffrisiert, wenn man Strenge aus ethischen Gründen stolz ablehnt, wo doch nur eigene Schwäche oder gar Angst mitspielt, wo man Güte für unangebracht hält, weil man selbst keinen Funken von Güte besitzt usw. Gerade die hohen charakterologischen Eigenschaften, welche die praktische Charakterologie unter Umständen erheischt, machen ihre Ausübung so ungemein schwierig und ihren Träger bisweilen zu einem Menschen, der größte Bewunderung nicht nur seitens der Wissenschaft verdient. Weil man dies so häufig erkennt, wähnt man, die wissenschaftliche Charakterologie reiche dort

aus, wo vielmehr bestimmte Charaktere gefordert werden, die sie doch niemals schaffen kann.

Eine andere Art angewandter Charakterologie ist die in den verschiedensten Wissenschaften notwendige: in der Historie, der Pädagogik, der Kriminalistik usw. Hier handelt es sich nicht um „praktische“ Ziele, sondern um wissenschaftliche Erkenntniszwecke, wie ja auch die praktische Psychologie oder Psychotechnik doch etwas ganz anderes ist als das Problem der Psychologie für Ethik oder Ästhetik. Inwieweit müssen Ethik oder Ästhetik sich in Verfolgung ihrer Aufgaben psychologischer Einsichten und Gesetzmäßigkeiten bedienen, und wie muß eine derartige Psychologie beschaffen sein? Von dieser Anwendung der Charakterologie haben wir bereits genügend gesprochen, so daß wir uns mit diesem neuerlichen Hinweis begnügen dürfen, ohne ihn weiter zu erörtern.

§ 20.

Mit vorstehenden Betrachtungen sind wir in eine Prüfung der Aufgaben einer Charakterologie eingedrungen. Ihr Zentrum — ich will hier ein für allemal auf das Frühere verweisen, um weitere Wiederholungen zu vermeiden — ist die Lehre vom Wesen des Charakters. Ohne diese feste Grundlegung hängt alle Charakterologie in der Luft. Und es genügt nicht irgendeine Definition, um das sprachliche Verständnis zu erleichtern — über solche Definitionen läßt sich streiten und sie sind eigentlich nur verwendbare Münzen des Verkehrs, die zweckmäßig durch passendere ersetzt werden — nein, es bedarf einer eingehenden sachlichen Wesensuntersuchung. Sie ist also keine Overture, die der Charakterologie vorangeht, vielmehr ein wichtiges Stück charakterologischer Wissenschaft, ja durch sie wird die Struktur der Charakterologie selbst festgelegt. Sie ist unlöslich verknüpft mit der charakterologischen Kategorienlehre, den unerläßlichen Bedingungen eines jeden Charakters, dem charakterologischen a priori. Diese Kategorienlehre muß selbstverständlich weit davon entfernt sein, die Beweglichkeit oder die Fülle der einzelnen Charaktere anzutasten. Im Gegenteil: ihre systematische Notwendigkeit wird erst auf diesem Wege begreiflich. Wenn ich vom Kunstwerk sage, daß es unbedingt ein Material voraussetzt, und ein materialloses Kunstwerk etwas schlechthin unmögliches sei, ist damit über Anzahl und Beschaffenheit der verschiedenen Materialien noch in keiner Weise entschieden. Welche Materialien Kunstmaterial werden können, welche künstlerische Möglichkeiten sie bergen, das vermag nur eingesehen zu werden, wenn ich eben das betreffende Material unter dem Gesichtspunkt der Kunst be-

frage. Es handelt sich immer um die künstlerische Bedeutung des Materials und um nichts anderes. Dieser strenge Bezug muß auch in der Charakterologie obwalten, soll sie nicht psychologistisch oder sonst irgendwie zerflattern. Mit einer so beschaffenen Kategorienlehre ist auch bei idealer Lösung erst die charakterologische Verankerung vollzogen. Es bleibt die Frage, wie ich von den Kategorien zum einzelnen gelange, oder umgekehrt von dem einzelnen zu den Kategorien und zu ihrem gesetzlichen Einheitsbezug. Da kommen weiter die ganzen Forschungswege der Charakterologie in Betracht, denn jetzt sind wir erst in der Lage, sie auf ihren Sinn und ihre Tragfähigkeit zu prüfen, auf ihre wechselseitige Unterstützung usw. Ich nenne nur die Graphologie, Physiognomik, Konstitutionsforschung, die „verstehende“ Psychologie, die Versuche charakterologischer Experimente usw. usw. Nun aber scheiden sich die Aufgaben der Charakterologie: die Individualcharakterologie will etwas anderes als die kriminalistische, als die psychiatrische, als die künstlerische. Den Sinn dieser Charaktere gilt es zu deuten: was heißt z. B. künstlerischer Charakter? wie verhält er sich zum Individualcharakter? wie zu den psychiatrischen Charakteren? Es ist klar, daß all diese Untersuchungen jene allgemeine Grundlegung zur unerläßlichen Voraussetzung haben, aber ebenso, daß wir mit einer bloßen Kategorienlehre nicht immer Genüge finden, und daß die eben angeführten Methoden hier neue Ziele gewinnen. So entsteht die Lehre von den „Charakteren“, ihre Theorie, ihre Systematik, ihr Begriffsapparat. Und es braucht nicht erst gesagt zu werden, wie unentbehrlich wieder eingehende Wesensforschung wird. Aber selbstverständlich muß diese Forschung auf ausgedehntes Material sich stützen können. Das kann nur langsam durch eine allmählich sich verfeinernde Kasuistik herangetragen werden, eine Kasuistik, die nach diesen Zielen hin orientiert ist. Man vergesse also nicht, daß die charakterologische Kasuistik ganz verschiedenen Aufgaben dienen kann, und planlos oder im Unterfangen, alle Aufgaben auf einmal zu erfüllen, nur zufällig Wertvolles sieht, meist aber dieses in einem Wust von Gleichgültigem erstickt. Die Kasuistik einer künstlerischen Charakterologie muß anders ausfallen als die einer Individualcharakterologie, selbst wenn beide das gleiche Material benutzen. Das Bezugssystem ist ein anderes. Damit wird nicht die Lehre von einer doppelten oder gar vielfachen Wahrheit aufgewärmt und einem nihilistischen Skeptizismus Vorschub geleistet, denn es handelt sich doch nicht um Widersprüche, die vielleicht geglättet oder überkleistert werden müßten, sondern um gesetzlich geforderte Variationen, um verschiedene Aspekte der nämlichen Vieleinheit. Wenn das Bild eines Würfels von verschiedenen Seiten aus perspektivisch

anders sein muß, wird damit nicht die Perspektive widerlegt, im Gegenteil erst methodologisch begründet. Doch es handelt sich natürlich nicht um „Bilder“, die ein Charakter spiegelt, sondern um die objektiven Strukturen des Charakters selbst. Die charakterologische Struktur, gesehen in der Richtung auf die Kunst, auf die Schizophrenie usw. ist anders, als die im Hinblick auf ihre individuelle Totalbeschaffenheit. Wohlge-merkt: die erste ist kein Ausschnitt aus der zweiten, vielmehr die „Ganz-heit“ unter einem bestimmten Gesichtspunkt. Was erschließt sich nun von dieser Ganzheit unter diesem Gesichtspunkt? Daß etwa ein Mensch kunstfeindlich ist, muß gewiß nicht allein durch eine Verkümmernug „künstlerischer“ Anlagen bedingt sein, möglicherweise durch ein Über-wiegen anderer Anlagen, die eben dominieren und den künstlerischen einen ganz bestimmten Stellenwert zuweisen. Wie dem nun immer sei: die Aufgabe jener Charaktere ist zunächst in sich eines der großen Problemgebiete der Charakterologie, ihre grundsätzliche Typologie, die dann weiter immer aufgespalten werden kann. Ich habe immer davor gewarnt, hier eine vorschreibende Vorratswirtschaft zu treiben, sondern dringendst empfohlen, die Entwicklung dieser Typologie dem organischen Fortschritt der Wissenschaft zu überlassen. Denn so sicher wesensgemäß der Typus des psychiatrischen Charakters etwa gefaßt werden kann, so sicher sind nun die einzelnen Typen abhängig von dem Stande der Psy-chiatrie. Und da ihre Ausgestaltung keineswegs vorherzusehen ist, neh-men weitgehend diese spezielleren Typen teil an dem Schicksal der Psy-chiatrie selbst, ohne doch dieses Schicksal irgendwie anbefehlen zu können. Es ist klar, daß das „Wesen“ des paranoischen Charakters auch durch eine vorzügliche Charakterologie nicht ermittelt werden kann, wenn der Paranoiabegriff selbst schwersten Schwankungen unterworfen ist. Neh-men wir nun den Fall an, — der ganz fiktiv gemeint ist — der Paranoia-begriff werde endlich so gefaßt, daß ihm die verschiedensten Charak-tere zugeordnet werden können, so wird er vielleicht charakterologisch völlig bedeutungslos, oder es sind nur Akzente an den verschiedensten Charakteren, die für ihn bezeichnend sind. Aber es ist auch denkbar, daß er einen ganz bestimmten Charakter bedeutet. Das kann aber vom Standpunkt der Psychiatrie nur heißen: eben einen Charakter, der mit charakterologischer Notwendigkeit gewisse Verhaltensweisen zeigt, die irgendwie „schädlich“ sind. Die „Krankheit“ wäre dann der Charakter selbst. Während andere „Krankheiten“ auf den Charakter „einwirken“. Der Paralytiker krankt nicht an seinem Charakter, sondern sein Leiden beeinflußt den Charakter, baut ihn ab, zersetzt ihn usw. Wir dürfen das Inhaltliche wieder ganz dahingestellt lassen, wichtig ist hier für uns ledig-

lich die Einsicht, wie Art und Weise der speziellen Typologie nun Hand in Hand geht mit der Psychiatrie. Und daß es verblendeter Wahnwitz wäre, von der Charakterologie aus bindende Vorschriften abzuleiten. Wenn heute in fortgeschrittenen Kreisen der Psychiatrie, die jüngst noch seelenkundlich freundlich gesinnt waren, ein abwehrendes Mißtrauen sich einschleicht, ist es eben die Scheu vor einer Diktatur von „außen her“. Ganz anders lautet natürlich das Problem, was eine allgemeine Charakterologie von der Psychiatrie lernen kann, denn das muß gerade nicht das gleiche sein, was die Psychiatrie von der Charakterologie braucht.

Die bisher erörterten Aufgaben können verschiedene Richtungen einschlagen: einmal werden sie alle zum Mittel der Individualcharakterologie. Wieder genügt nicht ihre einfache Anwendung. Sondern um zur „wirklichen“ individuellen Gesetzmäßigkeit eines Charakters vorzustoßen, sind vielleicht viel schärfer zugeschliffene Begriffe nötig, viel mehr Begriffe usw. Hier erschließt sich wieder ein weites Gebiet für eine Kasuistik, die nun aber mit wesentlich anderen Methoden arbeiten muß als eine, die nur Belege für die allgemeine Charakterologie erbringt. Die „Illustrationen“ werden ja jetzt zum eigentlichen Ziel. Und die Belege der allgemeinen Charakterologie sinken zu Mitteln herab im Dienst dieses Zieles. Die Frage der Intuition, des „Einfühlens“, der künstlerischen Sprachgestaltung wird da besonders brennend und damit die Frage, wie trotzdem das unveräußerliche Recht der Wissenschaft gewahrt wird, und wo ihre Grenzen liegen. Die andere Richtung führt aber — wenn wir so sagen dürfen — zu Individualitäten höherer Ordnung: zur Charakterologie von Völkern, Zeiten, Kulturen, Ständen, Geschlechtern oder hinunter zur Tiercharakterologie. Inwieweit kann und darf hier auch vom Charakter im echten Sinne des Wortes gesprochen werden, oder welche Bedeutung gewinnt hier der Charakterbegriff? Es ist ja nicht sicher, ob vom Charakter eines Volkes etwa in gleicher Art zu reden erlaubt ist, wie vom Charakter einer einzelnen Person. Vielleicht handelt es sich nur um vage Analogien, die zu ernst zu nehmen eine Verfälschung der Tatbestände mit sich bringt. Wenn an dieser Stelle — ähnlich wie schon beim Problem der Individualität z. B. — die Charakterologie auf die Hilfe der Philosophie, ja sogar einer philosophischen Metaphysik angewiesen scheint und letzthin auch angewiesen ist, so darf doch nicht vergessen werden, daß die Charakterologie selbst auch entscheiden muß, ob ihre Kategorien hier anwendbar sind oder nicht, oder welche kategoriale Umgestaltungen hier nötig werden. Setzen wir den fiktiven Fall, eine Metaphysik würde erklären, Landschaften seien auch „echte“ Charaktere. Mit dieser Erklärung wäre doch unserer wissenschaftlichen

Charakterologie noch kein Arbeitsfeld aufgetan. Denn die „Eigenart“ einer Landschaft ließe sich nur nach ihrer ästhetischen, geologischen usw. Wirklichkeit bestimmen, aber nicht in der Richtung ihres „Strebens“, in seinem Sinn im Rahmen der Persönlichkeit. Die vielleicht ergreifende Mystik, die dieses „Streben“ aus dem Wesen der Gottheit verstehen wollte, wäre fraglos keine wissenschaftliche Charakterologie. Die Versicherung, daß z. B. Völker Persönlichkeiten sind, genügt nicht, so lange nicht festgestellt ist, ob und wie sie zu charakterologisch faßbaren Persönlichkeiten werden. Man hat ja auch oft den umgekehrten Fehler begangen: etwa aus der Welt den Charakter Gottes zu erschließen und zu glauben, daß mit der Möglichkeit dieser Charakterskizzierung auch schon die Existenz Gottes bewiesen sei. Hier ist es nun unzweifelhaft Sache der Metaphysik, positiv oder negativ die Gottesfrage zu entscheiden. Und die Charakterologie muß sich damit bescheiden: wenn es einen derartigen Gott gäbe, so hätte er diesen Charakter. Aber ob dieser Charakter nur Dichtung ist, unstatthafte Vermenschlichung, das vermag die Charakterologie nicht zu beantworten. Darum folgt metaphysisch aus der Lehre von Charakteren der Masse, der Völker, der Stände usw. auch keineswegs, daß es sich hier um „Persönlichkeiten“ im eigentlichen oder metaphysischen Sinne des Wortes handelt. Sondern bloß, daß hier — in ganz bestimmter Art und Weise — charakterologische Forschung möglich ist. Die „Massenseele“ als charakterologische Gesetzlichkeit ist keine metaphysische Hypostasierung, und es ist methodisch vollständig falsch, wenn ohne weiteres einer solchen Gesetzlichkeit ein derartiger Träger untergeschoben wird. Der Einzelne in der Masse, die Stellung des Einzelnen in der Masse und durch sie, ist selbstverständlich etwas anderes als die Massenseele, genau so wie der einzelne Künstlercharakter etwas anderes ist als der Charakter des Künstlers, oder der einzelne Mannescharakter etwas anderes ist als der männliche Charakter. Das sind pure und fast beschämende Selbstverständlichkeiten, aber ihre häufige Verkennung leitet eben zu einer trostlosen Verwirrung der charakterologischen legitimen Aufgaben. Denn einmal werden ihr welche aufgebürdet, die sie wesensgemäß gar nicht zu leisten vermag, und das anderemal werden ihr welche entzogen, weil die Philosophie ihr Veto einlegt. Aber die Völkercharakterologie z. B. darf in keiner Weise mit diesen standpunktlichen Problemen belastet werden, denn sonst könnte es uns auch verboten werden, etwa von dem Charakter der Pubertät zu handeln, oder wir wären gezwungen, sogar den Charakter der Steine einzubeziehen. Sowohl jene Verengung als diese gütige Ausdehnung würden nur den Charakter der Charakterologie völlig aufheben. Der echte Zusammenhang mit der

Philosophie liegt auf einem ganz anderen Gebiete als auf diesem geradezu tragikomischen, wenn nicht grotesken. Die echte Naturphilosophie mischt sich nicht mit Geboten und Verboten in die Arbeit der Naturwissenschaft ein, im Gegenteil, sie rechtfertigt und legitimiert diese Arbeit und zeigt andererseits den Umkreis ihrer Geltung. Die Autonomie der Naturwissenschaft — die durch die Philosophie erwiesen wird — setzt zugleich der Naturwissenschaft ihre unübersteigbaren Grenzen. Wie die Naturwissenschaft kraft ihrer Methoden niemals zu Wertungen gelangen kann, so nicht die Charakterologie aus sich heraus zu jenen Hypostasierungen. Und das ist auch methodisch für sie wichtig. Denn nicht „Seelen“ mit diesen oder jenen Eigenschaften sind ihr Material, sondern allein Gesetzmäßigkeiten, mit deren Hilfe sie bestimmte Verhaltensweisen zu erklären und zu deuten hat. Und diese Gesetzmäßigkeiten werden zu charakterologischen Gesetzmäßigkeiten, indem sie die Persönlichkeit in der Richtung ihres Strebens auffassen. Aber damit wird die Charakterologie selbst noch keine Philosophie der Persönlichkeit. So fällt auch der charakterologische Persönlichkeitsbegriff nicht ohne weiteres mit dem philosophischen zusammen.

Wollen wir nach dieser kurzen Einschaltung die Aufgaben der Charakterologie weiter verfolgen, stoßen wir auf die vergleichende Charakterologie. Gewiß, schon eine Individualcharakterologie setzt — um mit Erfolg betrieben zu werden — auf Schritt und Tritt Vergleichen voraus. Aber sie werden bloß benützt, soweit und inwieweit die Individualcharakterologie sie benötigt. Nun können sie auch eigentliches Forschungsziel werden: die vergleichende Charakterologie von Völkern, Kulturen usw., oder die von Ständen, Berufen usw. Unter einer vergleichenden Charakterologie ist selbstverständlich nicht gemeint, daß etwa die vergleichende Charakterologie des Künstlers einmündet in „den“ künstlerischen Charakter. Er ist doch die Grundlage alles Künstlertums, und nur innerhalb seiner Spannweiten vermag sich die vergleichende Charakterologie zu betätigen. Wenn wir etwa die Charaktere von Dichtern — wie GOGOL und HEINRICH VON KLEIST — miteinander vergleichen, handelt es sich nicht um das Gemeinsame des Dichters, sondern um den Vergleich jener charakterologischen Strukturen, die ähnliche und doch wieder voneinander abweichende Leistungen zeitigen. Oder vergleichen wir den Dichter und den Tagträumer, fußt der Vergleich wieder auf Verwandtschaft und Fremdheit der gegebenen charakterologischen Strukturen, ohne daß von sich aus die vergleichende Charakterologie den Versuch macht, die Zweiheit in einer höheren Einheit aufzuheben. Diese karikierende vergleichende Charakterologie sägt den Ast ab, der sie allein

trägt. Es ist ja eine Selbstverständlichkeit, daß eine vergleichende Sprachwissenschaft nicht bei dem Ergebnis landen darf, daß alle Sprachen eben Sprachen sind. Das Wesen der Sprache ist kein Forschungsziel der vergleichenden Sprachwissenschaft, wohl aber die Strukturverwandtschaft und Strukturverschiedenheit der einzelnen Sprachen, die da als einzelne Sprachen nicht angetastet werden dürfen. Um es ganz grob zu sagen: einen Würfel und eine Pyramide vergleiche ich nicht dadurch, daß ich erkläre, „sie sind geometrische Figuren“ und damit die Gelegenheit gewinne, das Wesen der geometrischen Figuren zu untersuchen. Vielmehr: ich vergleiche sie in Bezug auf ihre Größe, ihre Farbe usw., ohne aber die Eigenart ihrer spezifischen Figur irgendwie zu zerstören. Daß sie eine Größe oder Farbe haben, ist ferner auch sehr verständlich, ich kann sie nur vergleichen in bezug auf die nämliche oder ähnliche Farbe oder Größe usw., oder in Hinsicht auf die Gestalt, daß sie nicht kugelförmig sind, daß das Quadrat der Pyramide, auf dem sie sich erheben, ungefähr dem Quadrat der Würfelseitenflächen entspricht usw. Wenn man sich dieser einfachen Sachverhalte stets völlig bewußt wäre, würde man nicht so häufig die Aufgaben einer vergleichenden Charakterologie verkennen und sie zugleich klar scheiden von denen einer allgemeinen oder kategorialen Charakterologie. Ihr ist nicht damit gedient, daß ihre Probleme bunt durcheinander geworfen werden. Und noch eine andere Gefahr droht der vergleichenden Charakterologie: Analogien oder Verwandtschaften zu Identifizierungen umzudichten. Man vergleicht nicht, wenn man alle Verschiedenheiten in solchen Einheiten zu überwinden trachtet, die doch nur grobe Entstellungen der Tatbestände bedeuten. Gewiß lassen sich bisweilen derartige höhere Einheiten aufdecken, aber diese Aufgabe ist keine der vergleichenden Charakterologie, welche die Eigenart der zu vergleichenden Sachverhalte nicht zerstören darf.

Unsere Skizzierung der charakterologischen Problematik erfolgte nur in einem alles Detail austilgenden Freskostil. So können wir fragen: wo bleibt denn die formale, materiale oder teleologische Charakterologie, wo denn die charakterologische Statik oder Dynamik usw.? Aus dem Wesen des Charakters ergibt sich, daß seine Strebungen ein Telos zeigen, eine formale Struktur und eine materiale Beschaffenheit. Daß wir einmal einen ruhenden, statuenhaften Querschnitt zu zeichnen vermögen, das anderemal den zeitlichen Längsschnitt in seiner dramatischen Entwicklung. Diese und ähnliche Aufgaben sind also schon in den früheren beschlossen und durch sie gesetzt. Gleiches gilt endlich von der charakterologischen Umwelt im weitesten Sinne des Wortes. Denn alles, was Bezug hat auf jenes Persönlichkeitsstreben, gehört kraft dieses Bezuges — aber

auch allein durch ihn und nicht über ihn hinaus — zur Charakterologie. Dazu zählen nicht nur das Körperliche, die Kleidung, das Milieu, das Schicksal, selbst „geographische“ Erscheinungen usw. Ihre charakterologische Wertigkeit muß selbstverständlich im einzelnen bewiesen werden: wie z. B. das Wetter im allgemeinen oder der Föhn im besonderen auf den Charakter einwirken, darüber vermag nur die Erfahrung zu entscheiden, und wie weit etwa die Kleidung Ausdruck, Spiegel des Charakters ist, auch das kann a priori nicht festgelegt werden. Aber es hängt vom Charakter ab, wie weit er sich durch die Kleidung offenbart und auch, wie weit er vom Wetter beeinflussbar ist. Wie müssen also Charaktere beschaffen sein, damit sie wichtige Wesensseiten in der Kleidung enthüllen, oder damit sie vom Wetter weitgehend ergriffen werden? Aber vielleicht tangiert das Wetter in gewisser Weise alle Charaktere, dann wäre diese Weise nicht aus der Art bestimmter Charaktertypen zu verstehen, sondern aus der allgemeinen Beziehung des Wetters zum Charakter, und die verschiedenen Typen würden nur diese Beziehung variieren. Also auch in diesem Falle gäbe es einerseits bestimmtes Wetter, das diese Beziehung besonders deutlich zeigen würde, und andererseits bestimmte Charaktere, an denen sich diese Einwirkungen in hervorragendem Maße studieren ließen. Es wäre schließlich grundsätzlich nichts anderes als die von uns besprochenen Situationen des einzigen Kindes oder des Professorensohnes in ihrer charakterologischen Bedeutung. Diese grundsätzliche Analogie besagt nicht, daß die spezielle Erforschung keine neuen Schwierigkeiten findet; sie können sehr erheblich, ja vielleicht sogar unüberwindlich sein, und es bedarf eigener Methoden, um ihrer Herr zu werden.

§ 21.

Vergleichen wir das eben aufgerollte Programm und all das, was zu seiner Erfüllung unabweislich gehört, mit dem, was unsere Charakterologie bietet, wird der Abstand geradezu ungeheuer. Wir denken gar nicht daran, ihn zu vertuschen. Denn nichts behindert mehr die Entwicklung einer wissenschaftlichen Charakterologie als der naive oder eitle Glaube, sie sei fertig, oder es bedürfe nur einer gedanklichen Kraftleistung, um sie im wesentlichen zu vollenden. Wer die weit verzweigte Fülle und mannigfache Bedingtheit charakterologischer Programmatik nüchtern erwägt, erkennt leicht, daß Arbeit der Vertreter verschiedenster Disziplinen und eine zeitlich gewiß sehr ausgedehnte Arbeit nottut, um auch nur bestimmte Teile der Charakterologie ausreifen zu lassen. Selbst die kühnsten Schauungen allein bezwingen nicht den Weg, der gepflastert sein muß durch unzählige gesicherte Erfahrungen, die ja erst

die Möglichkeit für tiefere und umfassendere Schauungen schaffen. Heute ähneln wir noch vielfach dem kleinen Dorfjungen, der nur die Personen seiner Gegend kennt, und dem der Anblick eines Negers zur ungeheueren Sensation wird. Gerade das „Sensationelle“ vieler charakterologischer Befunde ist lediglich ein Zeichen ihres Kindheitsstadiums. Eine Wissenschaft, die wesentlich von Überraschungen zehrt, mag sehr interessant sein; aber solide Wissenschaften sind gemeinhin an Überraschungen ärmer. Andererseits ist es wieder kein wissenschaftlicher Fortschritt, wenn stets ein mageres Material mit anderen Etiketten beklebt wird. Es wird dadurch nicht größer. So fruchtet nur eine Gliederung, die auf der einen Seite in der sachlichen Verwurzelung der Charakterologie verankert ist, andererseits aufgeschlossen ist für alle Möglichkeiten ihres Wachstums, ja tunlichst auf diese hinweist, ohne sie doch dekretieren zu wollen. Jene theoretische Grundlegung der Charakterologie ist nun aber keine Angelegenheit, die einer allmählichen Zukunft vorbehalten bleiben darf, denn ohne sie wird alle charakterologische Forschung planlos, verwirrt, zersplittert. Und viele kleine Charakterologien treten dann an Stelle der einen großen, die allein das Ziel der Wissenschaft sein kann. Diese prinzipielle Grundlegung scheint mir auch heute vollziehbar, weil sie weitgehend unabhängig ist von jener Gewinnung von Erfahrungen, die nicht plötzlich erzwungen werden kann. Verzichten wir auf diese Grundlegung, bleiben die mannigfachen charakterologischen Methoden nebeneinander, und die Methoden verselbständigen sich zu Wissenszweigen, die alle an ihrer Einseitigkeit dahinsiechen. Ebenso wie eine rein „experimentelle“, rein „statistische“ oder rein „objektive“ Psychologie letzthin zur Unfruchtbarkeit verdammt ist, und nur eine Psychologie gedeiht, die sinngemäß diese und viele andere Methoden ins Treffen zu führen vermag. Aber was diese Methoden für die Psychologie bedeuten und wie sie sachentsprechend zusammenwirken müssen, darüber kann nur die Psychologie selbst entscheiden. Alles andere ist Vorurteil. So ist etwa auch eine „reine“ Graphologie eine trostlose Albernheit, während sie im Zusammenhange mit der Charakterologie und durch sie den hohen Stand erreicht hat, dessen sie sich heute erfreut.

Ob nun meine eigene „Grundlegung“ das Richtige trifft, ist natürlich eine andere Frage. Auch ihre schroffste Verneinung ändert nichts an der unbedingten Notwendigkeit einer solchen Grundlegung, die erst die Charakterologie als Wissenschaft ermöglicht. Hier ist jedoch ein gleichsam vermittelnder Einwand möglich, der die einfache Frage nach richtig oder unrichtig als kindlich verwirft. Die Philosophie wächst in „Systemen“, also durch verschiedene Grundlegungen. So könnte doch auch die

Charakterologie in Systemen sich entwickeln, wobei ein jedes bestimmte Seiten der Charakterologie besonders herausstellte usw. Man vermag schon hinsichtlich der Philosophie zu bezweifeln, ob sie in Systemen „wächst“, ob nicht vielmehr gewisse „ewige“ Probleme der Philosophie lediglich durch die Systeme immer wieder anderen Lösungen zugeführt werden, weil keine alle Schwierigkeiten beseitigt (wenn wir hier einmal von der geistesgeschichtlichen Wertigkeit der Systeme absehen). Und man darf vielleicht fragen, ob nicht bestimmte Probleme allmählich den Systemschwankungen entzogen werden, ob überhaupt nicht diese Schwankungen bis zu einem gewissen Grade sich einengen, weil eben ein natürliches, sachliches System sich kristallisiert. Wie dem nun auch immer sei: selbst der radikalste Systemanbeter kann sich wohl damit beruhigen, daß „seinem“ Systembedürfnis immer noch genügend Betätigungsfeld eingeräumt wird, auch bei einer wirklich gelungenen Grundlegung der Charakterologie. Diese Grundlegung eröffnet eben — sagen wir — die „ewige“ Problematik der Charakterologie, und um ihre Lösungen mögen vielleicht verschiedene Systeme kämpfen, je nach dem Typus der Geistigkeit, der Lebens- oder Weltanschauung. Wir deuteten ja wiederholt darauf hin, wie weit die Charakterologie vom Charakter des Charakterologen abhängig ist. Allerdings dringen wir selbst auf Objektivität und suchten deshalb nach den Mitteln, die möglichen Fehlerquellen tunlichst zu verstopfen, wobei wir aber nachdrücklich auf den wichtigen Unterschied zwischen theoretischer und praktischer Charakterologie hinwiesen. Wie es also bei einer Einigung über das Wesen der Philosophie immer noch verschiedene Philosophien geben kann (obgleich meiner Meinung nach eine wissenschaftliche Philosophie immer deutlicher aus dem Verlauf der Geschichte hervortritt), so bedeutet auch Grundlegung der Charakterologie nicht eine „Auffassung“ der Charakterologie, der andere Auffassungen widerstreiten, sondern den Boden, auf dem überhaupt erst alle charakterologischen Auffassungen möglich werden. Durch jene Verankerung ist über diese noch nichts entschieden. Das heißt nun aber, jene Verankerung auch tatsächlich so tief wählen, daß nicht eine dieser Auffassungen sie aufzuheben vermag. Ich deute dies nur durch ein kurzes Beispiel an: wenn wir von der Persönlichkeit, gesehen unter dem Gesichtspunkt ihres Strebens, sprechen, so ist damit über die Bewußtheit oder Unbewußtheit, über den Bewußtseinsgrad dieses Strebens schlechthin gar nichts ausgesagt, ebensowenig darüber, ob es sich um ein Wollen, um Trieb oder um etwas anderes handelt, ob die Intelligenz das Streben steuert oder nicht, ob Gefühle und Stimmungen es beeinflussen usw. Hier bleibt gewiß genügend Raum für abweichende „Auffassungen“, die

rationalistisch oder irrationalistisch angelegt sind, voluntaristisch oder instinktmäßig, emotionell oder intellektuell usw. Je nachdem werden sie für bestimmte charakterologische Besonderheiten helllichtig, während andere ihrem Blicke sich verdunkeln. Dies also zum Trost denen, die ihr unverkürztes Recht auf „Auffassungen“ wahren wollen. Wir forderten allerdings von der Charakterologie grundsätzlich eine von solchen Auffassungen möglichst freie Arbeit, wenn wir auch gewiß nicht verkennen, wie viel ungemein aufschlußreiche Ergebnisse wir gerade diesen „Auffassungen“ zu danken haben. Aber man muß sich der Bedingtheit solcher Auffassungen bewußt bleiben, um nicht durch kritiklose Verallgemeinerung ihren Erfolg in Frage zu stellen. Ihre Haupttriumphe feiern sie gemeinhin in dem Nachweis bestimmter charakterologischer Typen oder Mechanismen. Indem sie aber dazu neigen, diesen Typen oder Mechanismen eine schrankenlose Geltung einzuräumen, verzerren sie nun alle anderen Typen und greifen zu den gewagtesten Hypothesen, um ihre Mechanismen zu retten. Das relative Recht solcher Auffassungen zu wahren und zu begründen, ist gewiß Sache einer wissenschaftlichen Charakterologie, die damit erst den fraglichen Phänomenen ihren systematischen Stellenwert sichert. Sie fragt dann allerdings nicht, wie sich der Charakter im Lichte dieser Auffassung spiegelt, vielmehr, wie sich diese Auffassung unter dem Gesichtspunkt der Charakterologie darstellt. Wie weit hier nun überhaupt oder derzeit strenge Objektivität tatsächlich erreichbar ist, darüber lassen sich keine allgemeinen Erklärungen abgeben. Ebenso erscheint es verfrüht, voreilig und dogmatisch eine Kapitulation des Objektivitätsanspruches anzumelden, um sich damit die Freiheit der Subjektivität zu erkaufen. Wir versuchten tunlichst objektive Wege einzuschlagen, und Kritik und Zukunft müssen entscheiden, ob und in welchem Ausmaße diese Wege gangbar sind. Man vergesse auch nicht, daß Einsichten zweifellos durch gewisse „Auffassungen“ entdeckt werden können, während doch ihre wissenschaftliche Begründung und Verzahnung nicht durch Berufung auf jene Auffassung geliefert werden darf. Im Gegenteil: die Auffassung wird selbst zum Problem der Selbstbesinnung, der Wissenschaft.

Selbstverständlich erschien es uns auch untunlich, „bloß“ eine Grundlegung zu bieten. Nicht weil wir eine Grundlegung für eine bescheidene oder leicht einzufangende Beute halten, auch nicht weil wir in ihrem stolzen Besitz nun weiter ausschweifen wollten, nein — obgleich wegen all der sicherlich nicht unterzuschätzenden und hoffentlich auch nicht unterschätzten Schwierigkeiten gewiß nicht alle Fragen bereinigt sind — strebten wir bewußt dahin, nicht bloß eine Programmatik zu

skizzieren, sondern hinzuleiten zu den mannigfachen Aufgaben charakterologischer Arbeit. Es hat sich ja oft genug gezeigt, wie unfruchtbar eine Kunstphilosophie bleibt, die nicht die notwendige Brücke zur kunstwissenschaftlichen Forschung schlägt, weshalb dann zwischen diesen beiden — häufig leider feindlichen — Lagern nur schwankende Stege vermitteln, wenn nicht gar ein pfadloser Abgrund klappt. Darum kam es uns eben darauf an, nicht irgendwelche „Brücken“ hier und dort zu zimmern, um eine Verbindung anzubahnen, sondern die Notwendigkeit dieser Verknüpfungen und Zusammenhänge aufzuweisen und die wechselseitigen Vorteile, die aus ihnen erwachsen. Ich glaube darum, daß sich uns der Bau der Charakterologie weit reicher differenziert und gegliedert darstellt, als diejenigen ahnen, die gleichsam mit zu wenig Bausteinen ans Werk gehen. Schon ein flüchtiger Blick auf die viel zu wenig gekannte Geschichte charakterologischer Bestrebungen enthüllt eine Fülle des Materials und der Forschungswege — aber auch der Ergebnisse — die nur frivoler Dilettantismus zu verachten vermag. Nicht anders ergeht es, wenn nun wirklich die kriminalistische, psychiatrische, physiognomische, philosophische usw. Charakterologie ausgewertet werden für eine allgemeine Charakterologie, die von ihren eigenen Zielen gesteuert wird und nicht von denen ihr doch immer heteronomer Wissenszweige.

Mein jüngst erschienenenes „Jahrbuch der Charakterologie“ steht unter diesem Zeichen einer Charakterologie in dem ganzen Ausmaße ihrer Möglichkeiten, und nur dieses ganze Ausmaß drückt ihr auch das Gepräge ihrer Eigenart auf. Und diese meine Charakterologie gehorcht dem gleichen Gesetze. Keiner kann ihr unfertiges, ja provisorisches Stadium schärfer empfinden und mehr beklagen als ihr eigener Autor, keiner herzlicher wünschen, daß die in den Jahrbüchern der Charakterologie anwachsende Arbeit möglichst schnell dieses Stadium zu einer weit überholten Etappe stempeln möge. Wenn ich mich zu der Herausgabe dieses Buches entschloß, leitete mich dabei der Glaube, daß gerade dieses Buch die eben erhoffte Arbeit erleichtern und beschleunigen kann. Mustere ich die Hapterscheinungen der Charakterologie der letzten Zeit, habe ich den unabweislichen Eindruck, daß sie alle — von so hervorragendem, ja in ihrer Art vorbildlichem Werte sie auch sein mögen — an einer gewissen Einseitigkeit kranken: sie überhellen bestimmte Probleme und verdunkeln andere. Sie müssen dies sogar zum Teil, weil sie eben an die Charakterologie von einer bestimmten Seite aus herantreten. Es ist aber eine gedeihliche Entwicklung der Charakterologie auf längere Sicht hinaus nur möglich, wenn ein relativ gleichmäßiges Wachstum ihrer ver-

schiedenen Aufgabengebiete statthat, gerade weil sie nicht selbständig sind, weil sie aufeinander angewiesen erscheinen und weil sie letztlich alle verwurzelt sind in der allgemeinen theoretischen Charakterologie. Man kann nicht ungestraft allein eine künstlerische oder psychiatrische Charakterologie treiben, und dieser Gesichtspunkt ist isoliert gewiß nicht entscheidend für die Charakterologie als solche. Wenn man nun — frei von allen Sonderinteressen der an charakterologischer Forschung beteiligten Disziplinen — lediglich auf die Charakterologie selbst hinzielt, dann wird von ihr aus gleichsam der Platz ersichtlich, der jenen Spezialproblemen gebührt, und diese scheinbar harmlose Platzfrage ist doch berufen, die Probleme weit schärfer zu fassen im Sinne ihrer charakterologischen Wertigkeit. Vielleicht ist auch die Ausrüstung, die dann zur Lösung dieser Probleme zur Verfügung gestellt wird, eine bessere und umfassendere als jene, der nicht die Gesamtüberschau über die Charakterologie zur Hilfe dient. Aber ich will nicht nachträglich mein Buch empfehlen oder ihm Vorzüge zuschreiben, die nicht klar sein eigener Inhalt bekundet. Es ist nicht der Inhalt eines „Lehr“-buches oder eines „Hand“-buches, er wird überhaupt nicht getragen von der stolzen Last gewaltiger Forschungsergebnisse, deren Darstellung schon Beweis und Bekräftigung ist, vielmehr von der Absicht, echte Sachforschung zu ermöglichen, zu fördern, und in ihrem Rechte unzweifelhaft zu begründen.

Sachverzeichnis

- Abenteuer 291
- Ableitung des Erlebens 238ff.
- Affekt 99
- Aktivität 127, 244ff.
- Aktivität, intrapsychische 166, 238ff., 242
- Alles- oder Nichts-Gesetz 220ff.
- Allseitigkeit 190, 198ff.
- Altruismus 261ff.
- Ambivalenz 85f., 174, 208
- Amtscharakter 92f., 121
- Analyse 33
- Ängstlichkeit 25, 38, 132, 281
- Ansprechbarkeit 80, 220, 232ff.
- Arbeit 224f., 265
- Aristokratie 259
- Arzt 166f., 379
- Artistik 217f., 223, 257, 324
- Aufmerksamkeit 62, 220
- Ausdruck 16, 32, 51ff., 61, 63f., 228f.
- Aushöhlung 222ff., 321, 370ff.
- Aussage 146, 269, 283
- Autismus 178f., 261f., 265
- Begabtenprüfungen 148ff.
- „Behaviour“ 134f.
- Beherrschung 97
- Bekehrung 369f.
- Beobachtungsbogen 149, 378
- Berufsauslese 153ff.
- Berufs-Charaktere 23, 92f., 106, 120ff., 154, 199f., 312ff., 328f.
- Berufspsychologie 97, 106, 147ff., 153ff.
- Beweglichkeit, charakterol. 27ff., 367f.
- Bewußtseinsgrad 248ff., 267, 270, 285
- Biographie 120f., 143
- Biotonus 86f.
- Blasiertheit 234
- Blindheit 87, 286
- Bündigkeit 41
- Charakter, der feste 3, 35, 98f., 139
 - endogener 366ff.
 - gewachsener 367
 - in seiner allgemeinsten Bedeutung 3, 381
 - intelligibler 128f.
 - militärischer 313f., 320f.
- Charakterologie, Begriffsbestimmung 3ff., 138
 - allgemeine 180, 381ff.
 - angewandte 7f., 43, 376ff.
 - a-prioristische 43f., 90, 95, 123f., 145, 309ff.
 - experimentelle 146ff., 163, 302
 - finale 288ff.
 - formale 131, 189ff., 271, 345
 - ihre Grenzen 45ff., 201ff., 309ff.
 - konstruktive 307ff., 347
 - künstlerische 107ff., 283f., 373ff.
 - materiale 131, 271ff., 347ff.
 - populäre 188f.
 - praktische 312, 376ff.
 - psychiatrische 165ff., 334ff., 376, 383
 - psychologische 134ff., 145
 - systematische 5ff., 88ff., 106, 109ff., 123ff., 140ff., 166ff., 183ff., 381ff.
 - teleologische 272, 288ff., 347ff.
 - vergleichende 47, 53ff., 178f., 386f.
 - volkstümliche 188f.
 - weltanschauliche 108ff., 141
- Charakterverfälschung 299f.
- Darwinismus 66ff.
- Degenerationszeichen 73
- Dialekt 69f.
- Dichtung 179, 256
- Dimensionalität 189ff., 345
- Disposition 37f.
- Divergenz 211f.

- Doppelcharaktere 313ff.
 Dummheit 104f.
 Durchschnittsphotographien 72
 Dynamik 26, 99, 129, 190, 202ff., 211ff.
 227
 Dyskrasie 79

 Egoismus 261ff.
 Ehrgeiz 38, 148
 Ehrlichkeit 269
 Eindimensionalität 132, 191ff., 200
 Eindrucksfähigkeit 166
 Einfühlung 52, 54, 61, 151, 165, 279
 Eitelkeit 23f., 191ff., 209, 321, 350f.
 Elastizität 368ff.
 Elementaranalyse 31ff., 134
 Emotionalität 84, 127, 179, 254, 278ff.
 Empirismus 20f., 27ff., 43ff., 67ff.,
 95, 125, 171, 256
 Entartungszeichen 73
 Entwicklungspsychologie 27f.
 Erfüllung 222ff., 370ff.
 Erhebungsmethoden 158ff.
 Erklären 39ff.
 Erlebniszerlegung 238ff.
 Erlebnispsychologie 10f., 12, 172, 308
 Erlebnisstärke 206
 Erotik 218
 Erstarrung, charakterolog. 13f., 29
 Ethik 3f., 17, 97, 128, 150f., 207, 251,
 294, 330, 338ff.
 Eukrasie 79
 Eunuchoidie 74, 286
 Extraversionstypus 166

 Fanatismus 331
 Feigheit 281, 369
 Fiktion 39
 Fleiß 155, 247, 322, 339, 352
 Formalismus 292, 324ff.
 Format 226, 371f.
 Formniveau 194
 Forscher 132f., 194f., 243, 282f., 291,
 293, 324, 328, 333
 Fragebogen 143, 159ff.
 Freiheitsgrad 203f., 244
 Friedfertigkeit 339
 Frömmigkeit 283, 291, 337, 371

 Funktionsgefühle 280
 Furchtsamkeit 101

 Gedächtnis 246
 Gefühl 278ff.
 — physiognomisches 55f., 74
 Gehirngewicht 76
 Gelöstheit 203ff., 212
 Geiz 133, 147
 Gliederungsgrad 227ff.
 Geschäftsmann 328
 Gesetz, charakterolog. 27, 29ff., 35f.,
 42, 44f., 55, 119, 128f., 138f., 141,
 210, 256, 276, 301
 Gesicht, amerikanisches 69f.
 — fränkisches 69ff.
 — schwäbisches 69
 Gesinnungsprüfung 150ff.
 Gestaltpsychologie 10, 31, 135
 Gestik 19, 66ff., 228
 Gewicht 215ff., 218ff., 228, 246, 295
 Gewichtverschiebung 211, 217, 220
 Gewohnheit 50, 66ff.
 Gier 341
 Graphologie 18f., 31f., 58, 77f., 193f.,
 228f.
 Grausamkeit 281
 Großstadt 353f.
 Grundcharakter 25ff., 254f.
 Güte 331

 Harmonie 198f.
 Heldentum 323
 Hingabe 292
 Hochsinnigkeit 98
 Humoralpathologie 79ff., 85ff.
 Hybris 330
 Hypochondrie 341

 Ich, das 10, 40, 139f., 174, 258ff., 291,
 295
 Ich-affiziertheit 258
 Ich-dämpfung 260
 Ich-entwurzelung 262
 Ich-fugalität 263ff.
 Ich-verstärkung 260
 Ich-zentrierung 260ff.
 Ideal-ich 263
 Ideal-typus 39ff., 58, 72f., 92, 118ff., 128

- Individualcharakter 42, 128, 307ff., 352, 361, 372ff.
 Individualcharakterologie 307ff., 352, 361, 372ff.
 Individualität 30f., 102ff., 118f., 122f., 138
 Individualpsychologie 168ff.
 Inkompatibilität, charakterolog. 198
 Intellektualismus 132f.
 Intelligenz 4, 76, 128, 144, 209, 221, 281ff.
 Intelligenzprüfung 146f.
 Intensität 81, 86f., 218ff., 248
 Introversionstypus 166
 Intuition 244f., 375
 Irrationalität 35f.
 Isolierung 29, 138

 Kapitalismus 363ff.
 Kasperlfigur 65
 Kastraten 74
 Kasuistik 8, 11f., 88f., 100, 149ff., 187, 310, 337, 382
 Kategorien 82, 183ff., 312, 381f.
 Kausalität 10, 39ff., 46, 61ff., 173
 Keimdrüsen 73f.
 Klatsch 240f., 253
 Kleidung 15, 18ff., 259
 Kind, einziges 297
 Knochenbau 18, 50
 Körper 14ff., 50ff., 122f. 258
 Körperbau 16f., 63, 72ff.
 Komödiant 271, 324ff.
 Kompensation 162, 172, 255
 Konflikterledigung 204
 Konstitution 73f., 80, 164
 Kontingenz, charakterolog. 253ff.
 Konvention 332
 Konventionsmimik 70
 Konvergenz 20, 211f.
 Korrelation 94, 227, 232, 346f.
 Korrigierbarkeit, charakterolog. 25f.
 Kretin 74
 Kriminalistik 342ff.
 Kritiker 236, 269, 351
 Kubismus 23
 Kulturcharaktere 359ff., 370f.
 Künstler 23, 94, 112, 118, 120f., 174f., 245, 283, 314, 321ff.
 Kunstwerk 26, 52, 120f., 142, 184

 Labilität 208
 Lähmung ethische 341
 Lampenfieber 297
 Langeweile 225, 281
 Laster 42
 Lebensanschauung 93, 141
 Lebenslüge 268
 Lebensprobleme 296ff.
 Lebenssicherheit 291
 Leid 14ff., 50ff., 192f., 258
 Leitungsfähigkeit 166, 238
 Libido 173f.
 Liebe 41, 195, 219, 261, 279, 291
 Lohnsystem 148
 Lokalisation 75
 Lüge 12, 24ff., 33, 254
 Lüsternheit 234, 274

 Machtmensch 131, 192f., 198, 289
 Märtyrer 291
 Maske 139f., 177, 191, 195, 217, 223, 226, 240, 266ff., 274f., 278, 292, 323ff., 349ff., 372
 Materialverlust 286ff., 336
 Mehrdimensionalität 190, 194ff.
 Menschenkenntnis 376ff.
 Metaphysik 384ff.
 Milieu 21ff., 68ff., 298, 344
 Mimik 18f., 50, 62, 65ff.
 Mißtrauen 100, 233
 Mönch 257
 Mord 343
 Musikalität 76
 Mut 104
 Mystik 282
 Mythos 176ff.

 Nachahmung 67ff.
 Nachhaltigkeit 80, 83, 220, 232ff.
 Narbenbildung, charakterologische 197
 Narzißmus 258
 Nativismus 20, 27ff., 66ff.
 Negativismus 257, 298
 Neid 98, 104
 Neutralität, psychophysische 15
 Notwendigkeit, charakterolog. 253ff.

 Optimismus 278
 Organlust 171

Organologie 75

Pädagogik 127ff.

Pantomimik 50

Passioniertheit 83

Passivität 127, 244ff.

Pedanterie 212, 230

Persönlichkeit 4, 10, 15f., 25f., 30f.,
44, 63, 138ff., 196, 210f., 386

Personalismus 138ff.

Pessimismus 278

Phänomenologie 39, 44, 95, 129, 136ff.,
168f., 376

Phantasie 267, 283ff.

Phantast 284

Phrenologie 75ff.

Physiognomik 18f., 50ff., 193f.

Physiognomik, experimentelle 60, 63ff.

Plastik 139

Porträt 122

Prävalenzunterschiede 90, 95f., 134,
184, 274

Privatcharakter 23, 120ff.

Professorensohn 298

Pseudologia phantastica 254

Psychaesthesie 85

Psychiatrie 5, 7f., 34, 58f., 65, 86ff.,
163ff., 202, 212, 257, 289, 334ff.,
376

Psychoanalyse 108, 168ff., 197, 252

Psychographie 140, 143f.

Psychologie, differentielle 11, 126, 140,
143ff.— geisteswissenschaftliche 39ff., 45ff.,
112ff., 129ff.

— verstehende 39ff., 45ff., 129ff., 173

— ihre Geschichte 8f.

Psychomotilität 85

Psychopathische Charaktere 334ff.

Psychophysischer Zusammenhang 14ff.

Psychotherapie 167, 377ff.

Psychotechnik 11, 160ff.

Rationalisierung 36f.

Reagibilitätsunterschiede 84, 221, 232ff.

Reaktionsgrad 245ff.

Realismus, immanenter 11, 136

Reflex 237

Reizhung 234

Relativismus 110ff., 140ff., 315

Retentionsfähigkeit 166

Rhetorik 223f., 299

Rhythmus 80, 212ff., 227, 247

Richtungsbestimmtheit 189ff., 209, 227,
290, 345

Rollenspiel 325

Ruhelosigkeit 200f.

Ruhm 291f.

Sachdenken 282

Sachlichkeit 294f.

Sauginstinkt 273

Schaffen, pathologisches 335

Schaffentypen 325ff.

Schichtenstruktur des Psychischen 24,
115, 226f.

Schicksal 28, 298ff., 366ff.

Schicksalscharaktere 366ff.

Schizophrenie 74, 86f., 164, 178, 222
Schönheit 16, 287

Schrumpfung 295

Schwerfälligkeit 16

Sekretion, innere 83ff.

Selbstbekenntnisse 102

Selbstgefühl 351

Selbsttäuschung 139f.

Selbstverachtung 42

Selbstzergliederung 260

Senilität 356, 360

Sensationsgier 100

Sensibilität 235f.

Sexualität 169ff., 173ff., 251, 273, 275

Simulation 266ff.

Sinn, charakterologischer 12ff., 29ff.,
34ff., 39ff., 44ff., 60ff., 122, 129ff.Sinnzusammenhänge 34ff., 39ff., 45ff.,
130ff., 173ff.

Spaltung 211f.

Spannungsgrad 202ff., 212, 233f., 280

Spontaneität 242ff., 247

Sprache 16, 114

Stabilität 208

Starrköpfigkeit 98, 366

Statik 99, 129

Statistik 72ff., 92, 148, 160

Stil 311, 360f.

Stilkunde 183

- Stimmungsfarbe 85
 Stolz 255
 Strebungen 4f., 136, 188ff., 345
 Strebungsziele 46, 130, 136f.
 Struktur, charakterologische 12f., 31, 40, 118, 130
 — psychologische 10, 28, 31, 40, 118
 Sublimierung 174
 Symbol 173ff., 176ff.
 Symptomatologie, charakterolog. 32
 Synthese 33
 Systemcharakterologie 390

 Tatbestandsdiagnostik 146
 Taubheit 286
 Taylorisierung 153
 Telegrammtest 147
 Teleologie 10, 40f., 91, 97, 119ff., 130ff., 134ff., 140, 170, 272
 Temperament 4, 69ff., 78ff., 108, 212f., 327
 Temperamentslehre, klassische 78ff.
 Tempo 85f., 212ff., 247
 Theodizee 290
 Tierphysiognomik 53ff., 66f.
 Tierpsychologie 54f.
 Tod 296f.
 Toleranz 331, 366
 Tragik 329f.
 Treue 366
 Triebkräfte 83ff., 137, 172ff., 207ff., 244, 249ff., 273ff.
 Typologie 37ff., 72, 97ff., 112ff., 118ff., 131ff., 372, 383
 Typus 37ff., 74, 97ff., 118ff., 131ff., 197, 372, 383

 Übertragung 171
 Übersättigung 234
 Überwindung 339f.
 Umwelt 21ff., 27ff., 69ff., 297ff., 344, 366ff.
 Unbeweglichkeit, charakterolog. 27ff.
 Veränderungsmaß 246

 Verbrechercharaktere 342ff.
 Verdrängung 17, 174f., 177
 Vererbung 66ff.
 Vergessen 239f.
 Vermögenspsychologie 9f., 22
 Versicherungsagent 161
 Verstandesmensch 348f.
 Verstehen 29, 34, 39ff., 44ff., 121, 129ff., 361
 Vieldeutigkeit, Gesetz der V. des Einzelnen 29ff., 56f.
 Virtuosität 217f., 223, 257
 Völkercharaktere 352ff., 385
 Völkerpsychologie 97, 352ff.

 Wandlungsfähigkeit, charakterolog. 28f., 44
 Weltanschauung 93, 109ff., 123ff., 141
 Weltanschauungscharaktere 329ff.
 Weltanschauungstypen 329ff.
 Wertcharakterologie 129ff.
 Wertlehre 40, 91f., 127ff., 195, 293, 329ff.
 Wetter 388
 Widerstand 83ff., 91
 Widerstandsgrad 208
 Wille 4, 70, 90f., 127, 136f., 205ff., 216, 244, 249f., 258, 272, 274, 276ff., 347f.

 Zärtlichkeit 41
 Zeitcharaktere 357ff.
 Zerfall, charakterolog. 34
 Zerrissenheit 211f., 223, 260, 264
 Zersplitterung, charakterolog. 13f., 34, 230
 Zielcharaktere 349ff.
 Zivilisation 360
 Zorn 99
 Zufall 362, 367
 Zurückhaltung 104
 Zweidimensionalität 190
 Zwang 203f., 244
 Zwerg 17
 Zykloide 86f.

Jahrbuch der Charakterologie

Herausgegeben von Emil U t i t z

*Der zweite, wiederum reich mit
Abbildungen ausgestattete Band,
bringt folgende bedeutsame Studien:*

WEGE ZUR CHARAKTEROLOGIE von Dr. Hans Prinzhorn
CHARAKTER UND ERLEBNIS von Dr. Richard Müller-
Freienfels

DIE CHARAKTEROLOGIE DES CARL GUSTAV CARNS
von Hans Kern

DIE PSYCHOLOGISCHEN ERRUNGENSCHAFTEN
NIETZSCHES. II. Teil. Von Dr. Ludwig Klages

DIE STRUKTUR DER KULTUR — DIE POLYARCHIE DER
WERTE von Dr. Ludwig Marcuse

SOZIOLOGIE ALS TYPOLOGIE von Dr. Paul Plaut

CHARAKTER UND BERUF von Dr. Franziska Baumgarten-
Tramer

DAS PERSÖNLICHKEITSPROBLEM IN DER PSYCHIATRIE
von Priv.-Doz. Dr. Karl Birnbaum

VOM DICHTERISCHEN SCHAFFEN EINES GEISTES-
KRANKEN von Prof. Dr. Robert Gaupp

INNERE SEKRETION UND PERSÖNLICHKEIT von Prof.
Dr. A. Lipschütz

ÜBER PROPHETIE — FRANZ BRENTANO von Prof. Dr.
Oskar Kraus

ALBERT SCHWEITZER, ZUR CHARAKTEROLOGIE DER
ETHISCHEN PERSÖNLICHKEIT UND DER PHILO-
SOPHISCHEN MYSTIK von Prof. Dr. Oskar Kraus

ZUM PROBLEM DER HANDSCHRIFTENSAMMLUNG von
Dr. jur. Hans Schneickert

STRAFRECHTSTHEORIE UND PRAXIS von Geh. Leg.-Rat
Dr. Robert Heindl

II. Jahrgang

Berlin 1925

II. Band

Pan-Verlag Rolf Heise / Charlottenburg 2

IN VERBINDUNG MIT DER KANTGESELLSCHAFT HER-
AUSGEGEBEN VON PROF. DR. ARTHUR LIEBERT, BERLIN

BAND III

Allgemeine Psychologie
von Theodor Ziehen

Enthält die für das Verständnis der allge-
meinen Psychologie besonders wichtigen
Stellen aus den Werken von Aristoteles,
Berkeley, Ebbinghaus, Fechner, Herbart,
Hume, Husserl, James, Jodl, Kant, Leibniz,
Locke, Lotze, Meinong, J. St. Mill, Münster-
berg, Natorp, Rickert, Spinoza, Stumpf,
Wolff, Wundt u. a. nebst einer systemati-
schen Einleitung und einem
Literaturverzeichnis

★

8° / 392 Seiten
Brosch. 3.30 / Gebunden 4.50

★

/150UT3>C1/

[illegible]

L. B. Cat. No. 1137



3 2311 00006 215 1

150
UT3

18907

